Deutsches Land und Volk

I.

Bilder aus den deutschen Alpen und aus Oberbayern

LEIPZIG

Verlag von Otto Spamer.

<36640340840016

Alfred Niggl,
Melm.

Illustrirte

Haus- und Schulbibliothek

zur

Pflege vaterländischen Sinnes.

Unser Deutsches Land und Volk.

I.

Unser
Deutsches Land und Volk.

Vaterländische Bilder
aus
Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben
des
Deutschen Reiches.

Zweite gänzlich umgestaltete Auflage.

Unter Redaktion
von
Dr. G. A. v. Klöden und **F. v. Köppen.**

In zwölf Bänden.

Erster Band.

Bilder aus den deutschen Alpen, dem Alpenvorlande und aus Oberbayern.

Von
Fedor von Köppen.

Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern, Karten-Beilagen u. s. w.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

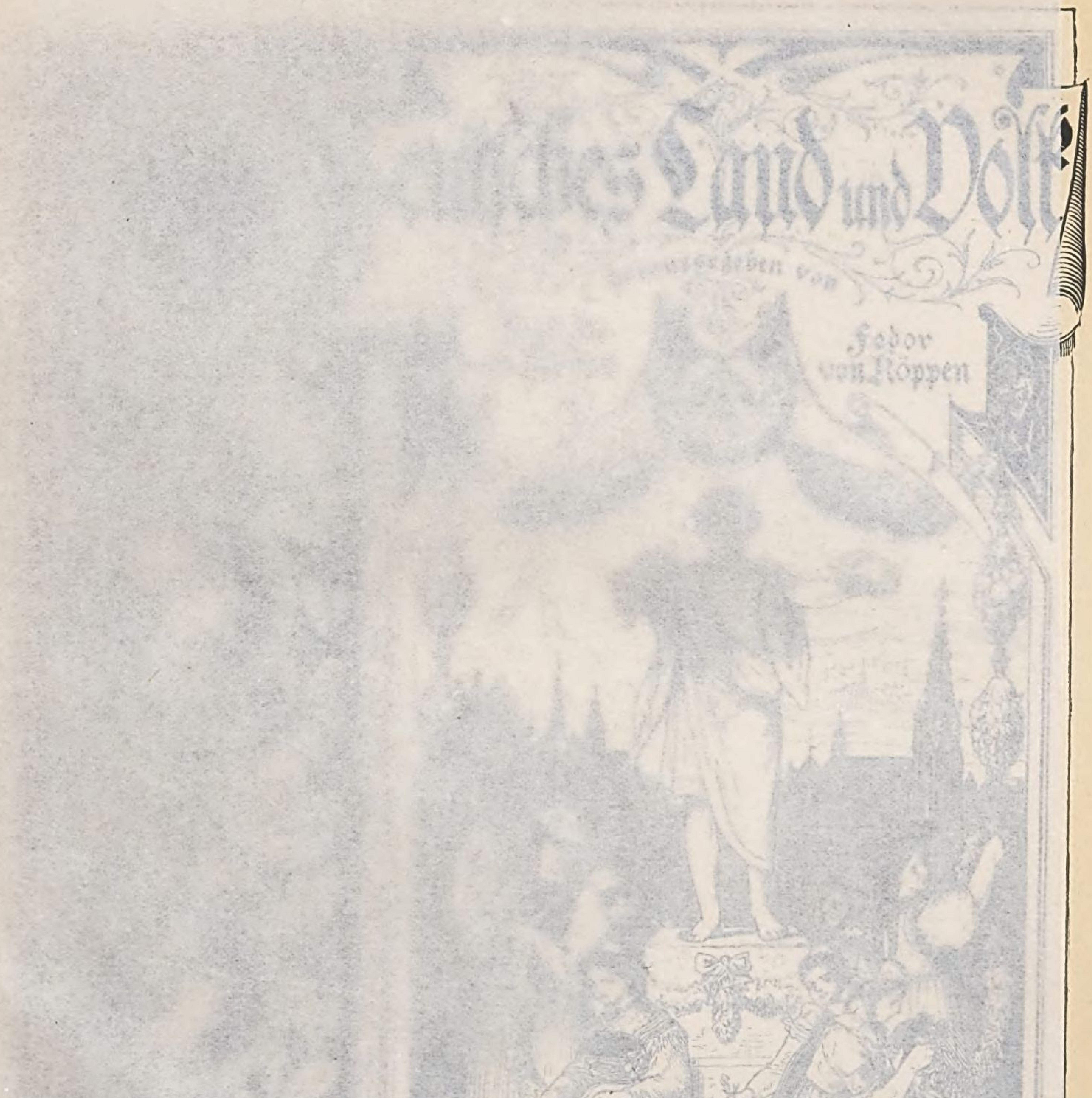
1878.

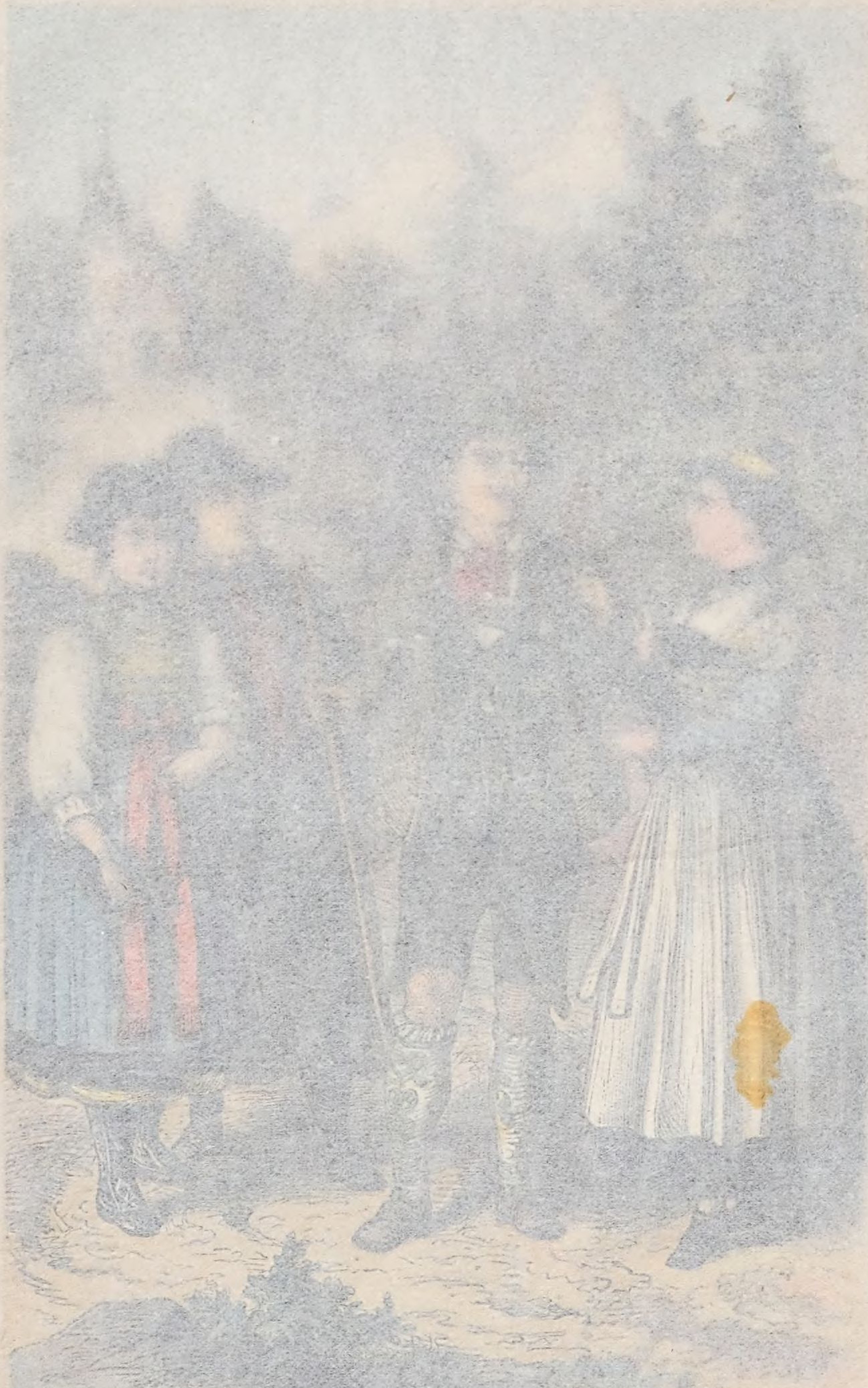


Deutsches Land und Volk. I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Volkstrachten in Oberbayern.

Dachau. Schliersee.


Land und Volk
Fedor
von Köppen
LAND DES PFLUGES, LAND DES LICHTES,
LAND DES SCHWERTES UND GEDICHTES.
VERLAG V.
SPAMER



Deutsches Land und Volk.

Dachau.

Deutsches Land und Volk

herausgegeben von

Prof. Dr. von Klöden | Fedor von Köppen



LAND DES PFLUGES, LAND DES LICHTES,
LAND DES SCHWERTES UND GEDICHTES.



LEIPZIG · VERLAG · V. OTTO · SPAMER

Unser
Deutsches Land und Volk.

Bilder aus den

deutschen Alpen, dem Alpenvorlande und aus Oberbayern.

Unter

Mitwirkung von Dr. H. von Barth und A. Regnet bearbeitet;

nebst einer Einleitung:

Die Entwicklung des deutschen Volksthums (Stämme, Mundarten, Heimat und Wohnstätten)

von

Fedor von Köppen.



Mit 120 Text-Illustrationen, einem bunten Titelbilde, einem Tonbilde und drei Karten.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1878.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

Das Deutsche Kaiserreich ist in neuen Grenzen wieder auferstanden zu Macht und Herrlichkeit, umstrahlt vom Glanze ruhmvoller Siegestage. Deutschland ward Weltmacht, und das mit dem Bewußtsein der weltgeschichtlichen Stellung unsers deutschen Gesammtvaterlandes neu erstarkte Nationalgefühl durchweht alle Herzen und Schichten des Volkes wie belebende Frühlingsluft. Altpreuße und Schwabe, Oberbayer und Friese, Franke, Sachse und Thüringer wohnen nicht mehr als Fremde neben einander, sondern sind fest verbunden durch die neu besiegelte Waffenbrüderschaft und das friedliche Band der deutschen Bildung und Gesittung; sie fühlen sich als die lebenskräftigen Glieder eines tüchtigen, wehrhaften und werkthätigen Volkes.

Infolge dieser hocherfreulichen Umwandlung ist aber auch eine genauere Kenntniß unseres großen und schönen Gesammtvaterlandes zur unabweisbaren Pflicht aller gebildeten Deutschen, vornehmlich aber unserer Jugend geworden. Dringender als jemals tritt die Anforderung an Jung und Alt heran, die reichen Schätze unserer gottgesegneten Fluren und Berge, die Mittel, um sie zu heben und ans Licht zu fördern, die Fortschritte in allen Zweigen der Volkswirthschaft und des Volksverkehrs kennen und würdigen zu lernen, zugleich aber auch den Charakter unseres Volkes, wie er sich in seiner Geschichte, in den Fortschritten der Kunst und Wissenschaft und in tausend Zügen eines reichen und vielgestaltigen Volkslebens spiegelt, zu begreifen und zu achten.

Es erscheint uns als eine Nationalaufgabe von hoher Bedeutung, durch die Verbreitung der Vaterlandskunde in diesem Sinne das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stammesbrüder zu pflegen und zu stärken, damit jenes geistkräftigende Gefühl, einem mächtigen und blühenden Gesammtvaterlande anzugehören und an der Lösung seiner Kulturaufgaben mitzuarbeiten, wie ein nährender Strom das gesammte Volksleben durchflute.

Schon vor zwanzig Jahren, als die Begründung eines einigen Deutschen Reiches noch das Ziel unseres Sehnens und Strebens war, faßte die Verlagsbuchhandlung den Gedanken zu einem „Vaterlandsbuche“. Damals erschienen sechs Bändchen „Illustrirte geographische Bilder“, und zwar vier Bändchen der Abtheilung Oesterreich, zwei der Abtheilung Preußen. Bei den völlig veränderten Verhältnissen, unter welchen jetzt das hier in seinem ersten Bande vorliegende neue Werk ins Leben trat, mußte der frühere Plan

unseres Vaterlandsbuchs eine vollständige Umgestaltung erfahren. Hiernach ist „Unser Deutsches Land und Volk“ im Ganzen auf zwölf Bände berechnet und wird unserem Volke und insbesondere unserer Jugend in einer Reihe von lebensvollen Bildern aus allen deutschen Gauen die bedeutsamsten Züge aus der Natur, Geschichte, Industrie und dem Volksleben vorführen. Von dem Erfolg wird es abhängen, ob der Plan unserer „Geographischen Bilder“ in späterer Zeit abermals eine Erweiterung erfahren wird und ob den Bildern aus dem Deutschen Reiche sich zunächst auch solche aus dem uns eng befreundeten und verwandten mächtigen Nachbarreich Oesterreich anreihen werden.

Es ist der Verlagsbuchhandlung gelungen, schon für die ersten Bände dieses Werkes die Theilnahme und Mitwirkung einer großen Anzahl landeskundiger und hochgeachteter Fachmänner aus verschiedenen Gegenden zu gewinnen, — wie die Herren Professor Dr. O. Fraas in Stuttgart, A. Regnet, königlich bayerischer Bezirksamtmann, Dr. Hermann von Barth aus München (inzwischen in Afrika verstorben), Dr. Nikolaus Hocker in Bonn, Oberlehrer Dr. J. Finger in Frankfurt a. M., Max Jähns, Hauptmann im Großen Generalstabe zu Berlin, Bibliothekar Dr. J. G. Kohl in Bremen, J. P. Priem, Custos der Stadtbibliothek zu Nürnberg u. A. — während die Mitunterzeichneten, Professor Dr. G. A. von Klöden in Berlin und Major a. D. Fedor von Köppen in Leipzig, die Gesammtredaktion, Letzterer außerdem noch die Bearbeitung umfangreicher geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Partien, übernommen haben.

Von dem großen Gebirgswalle im Süden, den Alpengegenden und dem Alpenvorlande, welche den Gegenstand des hier vorliegenden ersten Bandes bilden, ausgehend, beabsichtigen wir, dem natürlichen Laufe der Ströme und dem Zuge der Gebirge folgend, unser Deutsches Vaterland nach allen Richtungen zu durchwandern. Es soll dabei keine Landschaft besonders bevorzugt, vielmehr bei Auswahl der Bilder nur der Gesichtspunkt als maßgebend angenommen werden, daß die verschiedenen Einzelbilder sich zu einem treuen Gesammtgemälde des deutschen Vaterlandes vereinigen. Durch würdige Ausstattung wird die Verlagsbuchhandlung dazu beitragen, das Werk zu einem Volksbuche im schönsten Sinne des Wortes zu gestalten.

Möchte der Verlagsbuchhandlung und Redaktion diejenige Unterstützung der deutschen Lehrer- und Lesewelt zu Theil werden, ohne welche die erfolgreiche Durchführung eines so groß und umfassend angelegten nationalen Unternehmens nicht gedacht werden kann, und möchte unser „Deutsches Land und Volk“ selbst dazu beitragen, daß unser Volk und vor Allem unsere Jugend immer mehr erfüllt werde von dem Geiste jener thatkräftigen Vaterlandsliebe, in welchem allein eine Bürgschaft für die Größe und den Glanz unseres Vaterlandes in der Zukunft liegt!

Berlin und Leipzig, im Juli 1877.


Die Redaktion und Verlagshandlung:

Prof. G. A. von Klöden. Fedor von Köppen.

Otto Spamer.

Inhaltsverzeichniß.

Die Extrabeigaben sind einzuheften:



Einleitung.

Die Entwickelung des Deutschen Volksthums.

Stämme, Mundarten, Heimat und Wohnstätten.

„Das ganze Deutschland soll es sein!“

E. M. Arndt.





Einleitung.

Das alte Deutschland und seine Bewohner.

Das Land in der Urzeit. — Aelteste Geschichte. — Stämme und Wohnsitze. — Art und Sitten; Freie und Unfreie; Gemeinde, Mark, Gau. — Haus und Herd; Bekleidung und Bewaffnung; Volksgemeinde. — Religion.

Als rauh und unwirthlich wird uns das Land geschildert, welches unsere Vorfahren in alter Zeit bewohnten. Undurchdringliche Waldungen bedeckten die Gegenden nördlich der Donau von den Ufern des Rhein bis zu den Quellen der Elbe, so daß man sechzig Tage brauchte, um das Ende zu erreichen, und neun Tage, um sie in der Breite zu durchmessen. Gewaltige Eichen, ungezählte Jahrhunderte alt, hatten mit ihren knorrigen Wurzeln den Erdboden unterhöhlt und schienen unzertrennlich mit ihm verwachsen. Dichte Nebelwolken lagerten darüber und wehrten dem Sonnenstrahl das Eindringen.

Im Innern des Waldes hausten fabelhafte Thiere, wie das Wiesent mit starrender Mähne und kurzen Hörnern, ferner der Auer, das Elenn, der Bär, Wolf, Luchs und Schelch. Adler und Geier umkreisten die gefallene Beute, kleine Schlangen schlüpften zwischen Moos und Gestein dahin, und seltsame Vögel mit unheimlich leuchtendem Gefieder flatterten Nachts aus ihren Nestern empor. Bis nahe an die Küsten des nordischen Meeres erstreckte sich diese Wildniß. Entlang der flachen Küste zogen sich sumpfige Einöden und Moorheiden, deren Fläche sich für die Hälfte des Jahres in eine starre Eisdecke verwandelte. Hier kämpften Land und Meer unaufhörlich um ihre Grenzen. Die hochgehende Flut rauschte heran, drang tief in das Land ein und verlief sich wieder hinter weiten Dünenstrecken. Von den Wogen unterwaschen, lösten sich Wurzeln und Stämme sammt den Erdschollen, die sie trugen. Sie wurden vom Sturme weit in die See hinausgeführt und boten dem römischen Seefahrer den Anblick schwimmender Wälder. Wenige fruchtbare Strecken unterbrachen die Wildniß. Wo ein Quell den Wald durchrieselte oder eine Matte zum Anbau lockte, da fanden sich in der Lichtung die ersten festen Wohnsitze, umzäunte Höfe und offene Dorfschaften. Die bebauten Felder lieferten Gerste und Hafer, später auch Weizen und Roggen. Noch vermochten die Bewohner die goldenen Schätze nicht zu heben, welche unter der Erde ruhten; aber schon holten sie aus dem Innern der Berge das Eisen zu den Waffen, um ihre Freiheit zu vertheidigen.

Dunkel waren die Nachrichten, welche aus dem „Hercynischen Walde" zu den Römern herüberdrangen, und die Vorstellungen, welche diese von den riesigen Leibern, der Stärke, dem wilden Kampfesmuthe und der Todesverachtung der Germanen sich gebildet hatten, wurden noch übertroffen, als gegen den Schluß des zweiten Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung zum ersten Male germanische Stämme — es waren die Kimbern und Teutonen — bei dem großen Gebirgswall der Alpen an die Pforte des Römerreichs pochten und von den Herren der Welt trotzig ihren Tribut an der bezwungenen Erde forderten. Noch zitterte der „cimbrische Schrecken" unter den römischen Siegern nach, als, funfzig Jahre später, Cäsar nach der Eroberung Galliens, der Unterwerfung der Kelten und der auf dem linken Rheinufer angesiedelten germanischen Stämme über den Rhein ging (55 u. 53 vor Chr.). Eine stille Scheu hielt ihn zurück, weiter in das Innere jenes unbekannten, waldbedeckten Landes, in die Heimat der blauäugigen Krieger, einzudringen. Aber nicht lange vermochten die Römer dem Reize nach Erforschung des Landes und Unterwerfung des unbezwungenen Naturvolkes zu widerstehen. Unter der Regierung des Octavianus Augustus trugen die waffenkundigen Legionen des Drusus und Tiberius in hartnäckigen Kämpfen den Sieg über die rohe Kraft der Germanen davon und unterwarfen alles Land zwischen Alpen und Donau der römischen Herrschaft (15 vor Chr.). Während Tiberius die Donaugrenze hütete, übernahm es sein jüngerer Bruder Drusus, die Eroberungen Cäsars am Rhein fortzusetzen, und drang bis an die Ufer der Werra und Elbe vor. Hier war es, wo ihm nach der römischen Ueberlieferung ein Weib von übermenschlicher Gestalt erschien und ihm den Untergang weissagte, den er auf dem Rückzuge, mit seinem Rosse im Sumpfe versinkend, fand (9 vor Chr.). Nun übernahm Tiberius den Oberbefehl an seiner Statt.

Wo die überlegene Kriegskunst der Römer zum Siege nicht ausreichte, da halfen die Künste der Arglist und Verführung, um den Arm der deutschen Völker zu lähmen und Zwietracht unter ihnen zu stiften. So gelang es den Römern, auch einen Theil der germanischen Völkerschaften zwischen Rhein und Weser zur Anerkennung ihrer Oberhoheit zu zwingen.



Die Germanen gegen die Römer.

Die Zeit um Christi Geburt war eine schwere und drangsalvolle für die Germanen. Römische Sprache, römische Kriegszucht und römisches Recht waren überall vorherrschend; mit ihnen drohte bereits auch römische Sittenverderbniß den Kern des germanischen Volksthums anzunagen. Am Ufer der Lippe hatte der Statthalter Quintilius Varus sein Standlager aufgeschlagen und hielt seine Gerichtssitzungen. Hier sah der Deutsche, was er nie gesehen hatte: den blutigen Rücken freier Männer wund gegeißelt durch römische Gerichtsdiener; er sah die Köpfe deutscher Führer unter römischen Beilen fallen. Inzwischen rostete das Schwert, vormals des Mannes Schmuck und Stolz, die

Schlachtrosse standen thatlos und trauerten, und der Heldengesang war verklungen vor dem unverständlichen Gelärme des Sklavenmarktes. Da war es Armin, der Sohn des Segimer, Fürst der Cherusker, welcher die streitbaren Stämme Germaniens zum Waffen- und Freiheitsbunde vereinigte, die Legionen des Varus im Teutoburger Walde schlug und auf der Flucht in Sümpfen und Wäldern vernichtete (9 nach Chr.).

Nicht lange freuten sich die Germanen der errungenen Freiheit. Der Geist der wieder auflodernden Zwietracht unter den deutschen Stämmen, namentlich zwischen dem niederdeutschen Cheruskerbunde im Nordwesten und dem Markomannenbunde im Südosten, dem heutigen Böhmen, erleichterte von Neuem die Fortschritte der Römer bei den Rachezügen des Germanicus (14—16); aber trotzdem gelang es diesen nicht mehr, ihre Herrschaft auf dem rechten Ufer des Rhein für die Dauer zu befestigen, und nach beinahe hundertjährigen Kämpfen mußten sie die Eroberung und Unterwerfung des fremden Landes aufgeben.

Die Bewohner Germaniens, über welche wir die ersten Nachrichten den Römern, insbesondere dem römischen Geschichtschreiber Tacitus verdanken, gehörten zum indogermanischen Urvolksstamm. Sie waren bereits viele Jahrhunderte vor ihrem ersten Zusammentreffen mit den Römern aus der asiatischen Urheimat eingewandert und hatten die früher ansässigen keltischen Völkerschaften verdrängt oder unterworfen.

Die Germanen waren in verschiedene Völkerschaften getheilt, die oft verbündet, oft im Kriege unter einander lebten. Die Wohnsitze, welche die einzelnen Stämme in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt einnahmen, lassen sich nur im Allgemeinen angeben, weil sie häufig wechselten.

Die Alpenländer bis zur Donau standen unter Roms Herrschaft, ihre Bewohner wurden nicht zu Deutschland gerechnet. Sie bildeten die römischen Provinzen Noricum (Oesterreich, Kärnten, Krain u. a.), Rhätien (Graubünden und Tirol) und Vindelicien (die Länder vom Inn bis zum Bodensee). Nachdem die wehrhafte Mannschaft dieser Länder — so weit sie dem Schwerte entronnen — in die Knechtschaft verkauft oder in ferne Gegenden verpflanzt worden, suchten die Römer durch Anlegung von Alpenstraßen, durch Errichtung von Burgen und Kastellen mit Besatzungen und durch Gründung von Militärkolonien, unter denen Augusta Vindelicorum, die Mutterstadt von Augsburg, und Castra Regina, das heutige Regensburg, den ersten Rang einnahmen, die Eroberungen zu sichern.

Das von den germanischen Völkerschaften der Rauraker, Nemeter, Vangionen und Trevirer bewohnte Land auf dem westlichen Rheinufer bildete die römischen Provinzen Oberes und Unteres Germanien. Auch hier waren zur Sicherung der Grenze längs des Stromes feste Standlager und Schutzwehren errichtet worden, wie Augusta Rauracorum, die Mutterstadt von Basel, Argentoratum oder Straßburg, die Nemeterstadt Noviomagus oder das heutige Speyer, Borbetomagus oder Worms, die Stadt der Vangionen, Maguntiacum oder Mainz, Augusta Trevirorum oder Trier und Colonia Agrippina oder Köln im alten Ubierlande.

Auch auf der Ostseite des Rhein, vom Bodensee bis zu den Quellen der Donau und dem unteren Main, hatten die Römer ihre Herrschaft ausgedehnt und die gallischen und germanischen Ansiedler daselbst gegen Entrichtung eines Zinses oder Zehnten von Getreiden, Baumfrüchten und Vieh zu Schutzbefohlenen des Römerreichs aufgenommen. Dies war das sogenannte Zehntland (agri decumates), welches das jetzige Großherzogthum Baden und einen Theil von Württemberg umfaßte und durch einen Grenzwall mit Pfahlgraben vom Main bis zur Donau oberhalb Castra Regina gegen die Einfälle der übrigen Germanen geschützt war. Auch hier wurden von den Römern feste Kriegsplätze und Märkte angelegt, die sich später zu Städten mit allen Luxuseinrichtungen der überalpischen Heimat mit Tempeln, Theatern, Gerichtshäusern, Wasserleitungen und Bädern erweiterten. Zu den Hauptorten gehörten Brigantinum (Bregenz), Constantia (Konstanz), Sanctio (Säckingen), Aquae Aureliae (Baden-Baden) und Lupodurum Ulpia (Ladenburg am Neckar).

Die verschiedenen Stämme, welche die eigentliche Mitte Deutschlands bewohnten, gehörten nach Tacitus meistentheils zu der großen Völkermasse der Sueven, welche sich von den viele Jahrhunderte vor Christi Geburt eingewanderten Gothen geschieden haben sollen. Unter ihnen werden die Semnonen am rechten Ufer der mittleren Elbe als der älteste und edelste, die Langobarden, ihre nördlichen Nachbarn, als der kühnste und verwegenste Stamm bezeichnet. Zu demselben Stamme gehörten die Burgundionen zwischen der Weichsel und oberen Oder. Ostwärts von dem zehntpflichtigen Lande an der Donau bis an das Waldgebirge (Thüringer Wald) waren die den Römern befreundeten Hermunduren seßhaft, weiter abwärts an der Donau und im heutigen Böhmen die Markomannen. Zu beiden Seiten der Fulda saßen die streitbaren Chatten, die nur im Vordertreffen zu kämpfen gewohnt waren und Bart und Haupthaar so lange wachsen ließen, bis sie einen Feind erlegt hatten; im Norden und Nordwesten von ihnen, vom Harz bis über das linke Ufer der Weser hinaus, das Stammvolk Armin's, die Cherusker. In den sumpfigen Niederungen des Rheinstroms wohnten die Bataver; ostwärts von ihnen auf den Eilanden und an den Küsten der Nordsee bis zur Mündung der Ems hatten die Friesen ihre unbeneideten Sitze. Zwischen der Ems und der Elbe, landeinwärts bis zu den Chatten busenförmig einbiegend, wohnte das Volk der Chauken, deren Namen auch im Frieden durch Gerechtigkeit glänzte. An den schönen Ufern des Rhein, von der Lahn bis zur Lippe, gegenüber den Ubiern, saßen die Usipeten und Tenchterer, deren Reiterei den Römern gefürchtet war, und die unbesiegten Sigambrer.

An der Niederelbe wohnten die Sachsen und Angeln; weiter hinauf auf der zwischen zwei Meere hinaus sich erstreckenden Halbinsel war die alte Heimat der Kimbern. An den Küsten des Baltischen Meeres bis zum linken Oderufer saßen die Heruler und Rugier, im Gebiete der unteren Oder und Weichsel die Vandalen, zwischen Weichsel und Pregel die Gothen.

So verschieden auch die Namen und Wohnsitze der einzelnen Stämme waren, so gaben sie sich doch nach ihrem Charakter, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Religion und Sprache als einheitliches Volk zu erkennen. Schon ihr

Aeußeres wies auf die gemeinsame Abstammung hin. Die Römer bewunderten die kraftvollen Gestalten der Männer, den hohen Wuchs und die Schönheit der Frauen, welche sich in den goldgelben, lockigen Haaren, der weißen Farbe der Haut und dem trotzig blickenden blauen Auge kundgab.

Ein allen Stämmen gemeinsamer Zug war die Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit. „Lieber todt, als Sklave!" — so lautete der Wahlspruch der Freien. In der Schlacht theilten auch die Frauen das Schicksal der Männer. Sie erstiegen die Wagenburg im Rücken der Krieger und ermuthigten diese unablässig zur Ausdauer und Tapferkeit. Wenn aber die Schlacht einen unglücklichen Ausgang zu nehmen drohte, dann suchten sie die Fliehenden mit Bitten und mit dem Hinweis auf die ihrer wartende schimpfliche Gefangenschaft zur Umkehr zu bewegen; ja, sie hielten ihnen die Waffen entgegen und zogen den Tod in jeglicher Gestalt der Knechtschaft vor. Im letzten Augenblicke erwürgten sie ihre Kinder, warfen sie unter die Räder oder unter die Hufe ihrer Thiere, damit sie nicht in der Knechtschaft aufwüchsen, und erhängten sich an den Deichseln der Wagen. Die Männer banden sich an die Hörner der Stiere, stachelten sie und starben geschleift oder zerstampft von den Hufen der wüthenden Thiere.

Der Gedanke der Wehrhaftigkeit und die Ehre des Waffentragens waren von dem Begriffe der Freiheit unzertrennlich. Mit der „Schwertleite", d. h. mit der Verleihung der Waffen, trat der freigeborene Jüngling in die Rechte der Freien ein. Bis dahin gehörte er dem Hause, von da an der Gemeinde an und erbte zugleich mit den Bundesgenossen auch die Feindschaften des Vaters. Es begleiteten ihn seitdem seine Waffen, wo er ging und stand, in den Kampf, in die Versammlung der Volksgemeinde, zum Gastmahl. Mit Waffen warb der Mann um die Jungfrau; ein gezäumtes Roß, Schild, Lanze und Schwert, dazu ein Joch Stiere, das waren seine Morgengabe. Auch dem Todten wurden bei der Bestattung die Waffen mitgegeben, oft auch das Streitroß geopfert, damit er, was ihm im Leben am liebsten gewesen, nach dem Tode nicht entbehren möge. Die Trauer um die Todten aber äußerte sich nicht in Wehklagen, denn „den Frauen ziemte die Klage, den Männern treues Andenken."

Tapferkeit und Stärke gaben dem Manne den persönlichen Vorzug vor seines Gleichen und der Tapferste ward zum Fürsten gewählt. Ein zahlreiches und auserlesenes „Gefolge" aus den Söhnen berühmter Geschlechter gereichte dem Fürsten im Frieden zur Zierde, im Kriege zum Schutze. Ihm vor Allen waren seine Mannen Treue schuldig. Wer aus dem Gefolge, den Fürsten überlebend, aus der Schlacht zurückkehrte, wurde für ebenso ehrlos angesehen wie Derjenige, welcher seinen Schild im Stiche gelassen, und durfte weder an den Opfern noch an der Volksgemeinde Theil nehmen. Unerträglich war dem Volke die Ruhe, und wenn langer Frieden die Thatkraft in den Gemeinden eines Stammes zu lähmen drohte, dann zogen die Jünglinge derselben wol befreundeten Stämmen, die im Kriege waren, zu Hülfe oder sie boten ihre Dienste einem gefeierten Heerfürsten an.

Nächst den kriegerischen Tugenden waren es die Reinheit der Sitten, die Redlichkeit und Treue des Gemüths, die Gastfreundschaft und Keuschheit, welche die Römer an ihren Feinden germanischen Stammes rühmten.

Heilig war ihnen die Ehe und den Frauen begegneten sie mit besonderer Verehrung. Die Frau galt bei ihnen nicht als Sklavin, sondern als die freie Genossin des Mannes.

Als vielverbreitete Laster unter den Germanen werden Trunksucht und Würfelspiel genannt. Gastmähler und Zechgelage dauerten Tage und Nächte hindurch und endeten nicht selten damit, daß man vom Trinkhorne zum Schwerte griff. Im Würfelspiel aber ging die Begierde des Wagens so weit, daß zuweilen der Freie Mann, nachdem er Herd und Habe verloren, sein höchstes Gut, die persönliche Freiheit, auf einen letzten verzweifelten Wurf setzte.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es einen Unterschied zwischen Freien und Unfreien gab. Nur der Freie Mann hatte das Recht, Waffen zu tragen und an den Gemeindeversammlungen theilzunehmen. Die Unfreien schieden sich in Liten oder Lassen und Knechte (Schalke). Letztere hatten durch die Kriegsgefangenschaft alle Rechte an den Sieger verloren, sie waren eigenthumslos und standen in Brot und Arbeit des Freien, der Gewalt über sie hatte. Die übrigen Unfreien, welche aus den unterworfenen Völkerschaften und früheren Anwohnern des Landes hervorgegangen waren, erhielten Wohnung und Land zur eigenen Bewirthschaftung; sie hatten Dienste und Abgaben an Feldfrüchten, Vieh und Kleiderstoffen zu leisten und standen dafür unter dem Schutze der Freien. Unter den Freien behaupteten wieder die Edelinge, d. i. die Geschlechtsältesten und Führer, den Vorrang.

Auf weit umschauendem Hügel schlug der Grundherr seine burgähnliche Heimstätte auf. Ringsherum erhoben sich die Behausungen der übrigen Freien, welche mit ihm eine Gemeinde bildeten. Jeder erhielt seine Hofstätte, d. h. den Raum für Haus, Hof und Garten, zugewiesen, und die Grenzen seiner Hufen wurden durch eine feierliche Handlung, etwa das Umpflügen mit einem Joch Stiere, eingeweiht. Der übrige Theil des Ackerlandes innerhalb eines durch natürliche Grenzen oder Marken bezeichneten Gebietes wurde von Allen gemeinsam bestellt und bildete ebenso wie Wald, Heide und Weideland das Gemeindegut. Jüngere Dörfer, welche aus dem Mutterdorfe hervorgingen, wurden von diesem aus dem Gemeindegute ausgestattet und standen mit ihm zusammen in Markgenossenschaft. Mehrere Markgenossenschaften bildeten zusammen einen Gau. Zu jedem Volksstamme gehörten mehrere Gaue.

Die Behausungen grenzten nicht unmittelbar an einander, sondern sie waren durch Zwischenräume getrennt und jede Hofstätte mit einer Umfriedung umgeben. Die Dorfschaften selbst waren offen. Die Häuser, aus behauenen Stämmen erbaut und mit Stroh bedeckt, boten nur mäßigen Schutz gegen Wetter und Wind. Den Mittelpunkt des geräumigen Innern bildete der Herd. Hier saß der Mann auf demselben Platze, den vor ihm der Ahne eingenommen, und fertigte Waffen zur Jagd oder zum Kampfe; — denn die Waffen zu fertigen war eben so ehrenvoll, als sie zu führen. Mit ihm theilte die Frau den Hochsitz und schenkte den Meth aus eichenem Kruge. Sie wob mit den Mägden die Kleider für alle Genossen des Hauses. Ueber dem Herde war der große Braukessel befestigt, das geweihte Geräth des Hauses, über dem die Hausgenossen ihre Gelübde thaten.

Zur Bekleidung der Männer diente ein anliegendes wollenes Wams ohne Aermel mit weitem Ausschnitt für Hals und Brust; darüber trugen sie einen viereckigen Mantel von Wollen- oder Leinenzeug, der durch eine Spange oder einen Dorn zusammengehalten und im Kampfe abgeworfen wurde. Die Kleidung der Frauen war wenig unterschieden; ihre langen leinenen Gewänder waren zur Zierde jedoch öfters mit einem Purpurstreifen umsäumt. Im Innern des Landes und im Winter wurden von den Männern auch Wämse von Thierfellen getragen.

Die Waffen des Mannes waren das Schwert, der Lindenschild und die mit einer Eisenspitze versehene Lanze oder Framea, bei einigen Völkern auch die kurzgriffige Doppelaxt.

Zu bestimmten Zeiten, bei Neumond oder Vollmond, traten alle freien Männer des Gaues zur Volksgemeinde zusammen, um über gemeinsame Angelegenheiten zu berathen und Beschlüsse zu fassen. Die Versammlung fand gewöhnlich im Freien auf Anhöhen statt. Hier wurde unter dem Vorsitze eines der Geschlechtsältesten, den die freie Wahl zu dieser Ehre berief, über Krieg und Frieden berathen; hier empfing der Jüngling mit Schild und Framea die Rechte der Freien; hier kamen die Rechtsklagen zur Entscheidung, welche den Tod im Gefolge hatten, wie bei Landesverräthern und Ueberläufern, welche zur öffentlichen Warnung an Bäumen aufgehenkt wurden, und wie bei Feigen und Wollüstlingen, die man in Sumpf und Moor versenkte. Ein geschriebenes Gesetz war nicht vorhanden, aber Ueberlieferung und Herkommen hatten dieselbe Bedeutung und „mehr galten hier gute Sitten, als anderswo gute Gesetze".

In der Volksgemeinde wurden auch die Vorsteher oder Grafen gewählt, welche die gewöhnlichen Rechtsfälle in den Gemeinden schlichteten. Der Obmann des ganzen Gaues hieß der Gaugraf, der eines kleineren, je hundert Grundeigenthümer umfassenden Kreises oder einer Hundertschaft der Hundertgraf oder Centgraf. In Kriegszeiten traten alle Gau- und Centgrafen eines Volksstammes zusammen und wählten aus den durch Ehre, Reichthum und Gefolge hervorragenden Geschlechtshäuptern den Heerführer oder Herzog, welcher dem Heerbann voranzog. Bei dieser Wahl kam vorzugsweise Tapferkeit und Kriegskunde in Betracht. Manche von diesen Herzogen wurden wol auch nach glücklichem Kriegszuge als Könige auf den Schild erhoben; eine politische Bedeutung war jedoch mit diesem Heerkönigthum noch nicht verbunden.

Dürftig sind die Nachrichten, welche die Römer uns über das Religionswesen der alten Germanen überliefert haben. Wir erfahren von ihnen, daß unsere Vorfahren ihre Abhängigkeit von höheren Mächten wohl fühlten und ihr Wollen und Thun nach dem Willen dieser Mächte zu regeln suchten. In ihren heiligen Hainen, an den Quellen der segenspendenden Flüsse riefen sie mit Gebet und Dank die Namen ihrer unerforschten Gottheiten an. Im Schatten geheiligter Bäume hatten sie ihre Altäre errichtet, auf welchen sie durch blutige Opfergaben den Göttern im Glücke Dank darzubringen, im Unglück ihren Zorn zu sühnen trachteten. Einen eigentlichen Priesterstand besaßen die Germanen nicht, sondern einer unter den Geschlechtsältesten des Gaues ward zur

Wartung der Ordnung bei den Opfern und gottesdienstlichen Handlungen berufen. Durch den Mund weissagender Frauen und Jungfrauen ließen sie sich den Willen der Götter verkünden; denn sie glaubten, daß im Weibe etwas Heiliges, Vorschauendes wohne, oder sie suchten ihn aus den „Runen" — d. i. aus hingeworfenen Stäbchen, die aus den Zweigen einer Buche (Buchstaben) oder eines anderen Fruchtbaumes geschnitten und mit eingeritzten Zeichen oder Malen versehen waren, — zu lesen. Auch das Wiehern der Rosse, der Flug der Vögel wurden als göttliche Zeichen gedeutet. Durch das frühe Eindringen des Christenthums wurde verhindert, daß die altgermanische Göttersage schriftlich aufgezeichnet wurde. Der Bekehrungseifer der ersten Glaubensboten suchte alle Erinnerungen an das Heidenthum zu vertilgen. Sie begannen ihr Werk gewöhnlich damit, daß sie die heiligen Bäume fällten oder verbrannten, die Altäre und geweihten Steine umstürzten, kurz, daß sie das ganze Heidenthum in seinen Wurzeln aus dem Herzen des Volkes zu reißen und die Vergangenheit durch eine unübersteigliche Kluft von der Gegenwart zu trennen beflissen waren. Trotzdem haben sich in manchen Festgebräuchen und Sitten, sogar in Volksmärchen und Liedern die Nachklänge jener um mehr als ein Jahrtausend hinter uns liegenden heidnischen Zeit erhalten, und diese verweisen auf eine Uebereinstimmung oder doch nahe Verwandtschaft der Religion unserer Vorfahren mit derjenigen unserer nordischen Stammverwandten hin, bei welchen das Christenthum später Eingang fand und die Göttersage durch frühzeitige Aufzeichnung in den Liedern der „Edda" (d. i. Urgroßmutter) vor dem Untergang gerettet wurde. Danach scheinen die Germanen die Grundzüge ihrer Göttersage bereits aus der asiatischen Urheimat mitgebracht zu haben.

Der alte Mythus unterscheidet drei Göttergeschlechter: die Asen, das sind die leuchtenden Herrscher der Welt, welche die Welt geschaffen haben und mit ihr wieder untergehen, — die Vanen, das sind die Geister, welche in fröhlich-sinnlichem Genusse über der erschaffenen Erde walten, die Götter der Liebe, der Fruchtbarkeit und des Friedens, — und die Thursen oder Jötunen (Riesen), das sind die Vertreter des rohen Urstoffes der Welt, welche sich der Herrschaft der Asen feindlich entgegenstellen.

Aller Götter Gott ist Wodan (Odin), der Gott der Kraft, der Weisheit und des leuchtenden Heldenthums. Er ist es, der mit dem Gefolge der waffenblinkenden Schlachtjungfrauen oder Walküren durch die brausenden Lüfte reitet, der mit ihnen die Schicksale der Männerschlacht lenkt und sie niedersendet auf das Wahlfeld, um die Helden zu erkiesen, die mit ihm in seiner Götterwohnung Walhalla nach Heldenweise leben bis an der Welt Ende. Mit Wodan ist der ungebrochene, rastlos jagende, sieghafte Heldenmuth zum höchsten Gegenstande der Verehrung und des sittlichen Strebens gemacht. Der ihm geweihte Tag ist der Mittwoch.

Ihm am nächsten unter den Asen steht sein erstgeborener Sohn Donar (Thor). Er thront auf den Gipfeln der Berge und fährt in seinem mit Böcken bespannten Wagen durch die Wolken. Von dorther schleudert er im Blitze seinen geschmiedeten Streithammer auf die Erde, der nach jedem Schwunge wieder in seine Hand zurückkehrt. Durch die wohlthuenden Gewitter ist er der

Beschützer der bebauten Erde und des Ackerbaues. An ihn erinnert noch der in verschiedenen Gegenden vorkommende Name „Donnersberg", sowie der ihm geweihte Wochentag.

Zu beiden gesellt sich Ziu (Tiu, Tyr), der treue Kämpfer und Kriegsgott, Odins ausführende Hand in Kampf und Schlacht; er ist einhändig und braucht die Hand nur, um das Schwert zu führen. Ihm ist der Dienstag geheiligt.

Odins Gemahlin ist Frigga (Fria), die mütterliche Göttin, welche die Herde der Menschen durchwandert und Ehre und Tugend der braven Frauen segnet und schützt. Nach ihr ist der Freitag genannt.

Unter den übrigen Asen nimmt einen hervorragenden Platz der lichtweiße Paltar (Balder) ein, der Liebling der Götter und Menschen, voll Milde, Weisheit und Gerechtigkeit; er ist es, dem die Menschen Gesetz und Recht danken. Zugleich erscheint er als das Sinnbild des (kurzen nordischen) Frühlings, der — Göttern und Menschen zur Trauer — allzufrühe durch den bösen Loki den Tod erleidet. Als den Gott der Dichtkunst nennt die Göttersage Braga mit der goldenen Harfe. Seine Gemahlin Iduna bewahrt den goldenen Apfel, welcher Unsterblichkeit verleiht, und reicht den Göttern beim Mahle den Meth, aus dem sie verjüngende Kraft trinken.

An der Spitze der Vanen steht Nerthus oder Hertha, die allernährende Erde. Auf einem Eiland des Nordens — vielleicht Rügen — ist ihr heiliger Hain. Von dort aus wird ihr Bildniß von Zeit zu Zeit in einem mit Kühen bespannten, verhüllten Wagen durch das Land geführt. Feste sind an allen Orten, welche die Göttin ihres Besuches würdigt; kein Krieg wird geführt, keine Waffe berührt, alles Eisen verschlossen und ein heiliger Gottesfriede waltet, bis sie in ihr Heiligthum zurückgekehrt ist. Dort wird sie in einem verborgenen heiligen See von Jünglingen gebadet, welche sogleich darauf derselbe See als Opfer hinnimmt, so daß nur der dem Tode Geweihte das Antlitz der Göttin zu schauen vermag. Ihre Kinder sind Frouwr (Freyr), der Gott des Friedens und der Fruchtbarkeit, und Frouwa (Freya), die Göttin der jungfräulichen Schamhaftigkeit und zärtlichen Liebe. — Unter den Thursen ist Loki der erste; er ist der böse Gott der Verheerung und des Verderbens. Seine Tochter ist Hel, die Göttin des Todes, welche die auf dem Siechbett Gestorbenen nach ihrer Wohnung in der Unterwelt Niflheim (Nebelwelt) hinabführt.

Vom Himmel zur Erde haben die Götter eine schwebende Brücke gebaut, fester und dauerhafter als Bauwerk von Menschenhänden. Die leuchtende rothe Farbe derselben wird durch ein ruhelos webendes Feuer erzeugt. Nur die Götter vermögen durch das Feuer zu reiten: vom Himmel zur Erde, um die Menschen zu besuchen; von der Erde zum Himmel, um in ihre ewigen Wohnungen zurückzukehren. Es klingt und klirrt auf dem Bogen der Brücke, es blinkt und blitzt in den bläulichen Lüften, wenn die Götter auf ihren himmlischen Rossen — den Rossen mit gläsernen Leibern und geflügelten Hufen — hinüber und herüber reiten. Zuweilen, nachdem Thor den blitzenden Hammer geschwungen und fruchtbarer Gewitterregen die Fluren getränkt hat, wird jene prächtige Brücke auch dem blöden Menschenauge sichtbar und die Menschen nennen sie „Regenbogen".

Am Ende der Brücke, dem Niedergang des Himmels zur Erde, steht ein herrliches leuchtendes Haus, die Wohnung des Gottes Heimdall, des Wächters der Götter, welcher ihre Himmelswohnungen vor jeglichem Ungemach schützt. Er hat daher auch schärfere Sinne und größere Geisteskraft als irgend ein anderer Gott. Er sieht auch bei Nacht wol hundert Meilen weit und er hört die Wolle auf den Schafen wachsen.



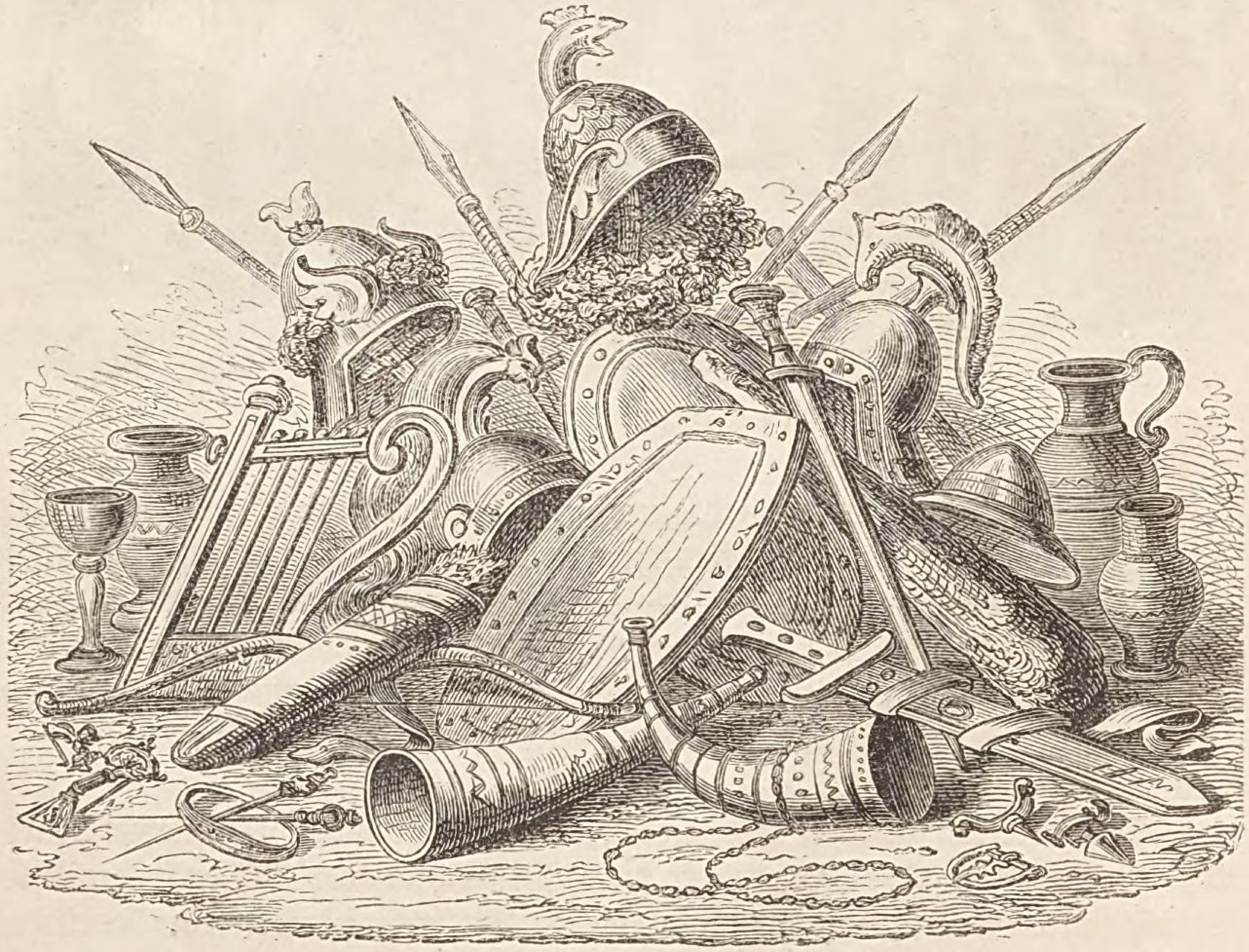
Gottesdienst der alten Deutschen.

Außer den Göttern kennt die nordische Göttersage noch andere Wesen, welche die Kraft haben, dem Menschen zu nützen und zu schaden, wie die in Licht und Luft waltenden Alben oder Elfen, welche das Wachsthum und Gedeihen befördern und in mondhellen Nächten auf grünen Matten ihren Reigen vollführen, und die in Klüften und Felshöhlen hausenden mißgestalteten, aber fleißigen Zwerge, welche die geheimen Kräfte der Natur kennen und ihre verborgenen Schätze hüten.

Den Göttern zunächst stehen die Helden, welche durch Kraft und Stärke über die Menschen hinausragen und durch Bekämpfung des Bösen in der Welt sich bis zur Göttergemeinschaft emporringen. Als solche verehrten die Deutschen den erdgeborenen Gott Thuisko oder Teut und dessen Sohn Mannus als

die Stammväter und Stifter des Volkes und feierten sie in ihren untergegangenen Bardengesängen und Heldenliedern. Von den drei Sprößlingen des Mannus, Ingo, Isto und Hermin, leitet die Sage die drei germanischen Urstämme der Ingäwonen, Istäwonen und Herminonen ab.

Die Edda verkündet zugleich den Untergang der Götter und der Welt. Die Asen leben in seliger Unschuld und ohne Bewußtsein der Zeit in ihrer Götterheimat Asaheim, bis die Zwerge aus den Schachten der Erde das herrliche Gut ihres verborgenen Metalles zu Tage fördern, über dessen Besitz ein nie gekannter Streit entsteht. Da erscheinen die drei Nornen oder Schicksalsgöttinnen, Werd, die Gewordene, Werdandi, die Werdende, und Skult, die Künftige, und verkündigen ihnen den Verlust ihrer Macht und Würde durch eigenes Verschulden. Die Götter kommen zum Bewußtsein der Zeit und vernehmen ihr Schicksal. Loki, der Böse, der, von den Asen gebändigt, bis dahin an der Felsenspitze haftete, wird frei und entfesselt die bisher im Bann gehaltenen bösen Mächte. Im Kampfe mit den Thursen erliegen die Asen; die Welt geht in Flammen auf, aber aus dem läuternden Weltbrande taucht ein neues Eiland, grün und schön, die Wiege eines neuen, guten Menschengeschlechts, empor, und eine vergnügte Götterwelt, die Söhne der Asen, leitet die Schicksale nach einer besseren, vollkommneren Ordnung. Alle Feindschaft ist geschlichtet, alle Schuld gesühnt. Diese Kämpfe, welche die germanische Göttersage ahnend vorhersagt, nennt die deutsche Sprache mit dem schönen Namen „Götterdämmerung“.



Altdeutsche Waffen, Geräthe und Schmuckgegenstände.



Künste und Wissenschaften unter Karl dem Großen.

Das Reich im Mittelalter.

Völkerwanderung und Christenthum. — Lehnswesen und Ritterthum; die Städtebildungen. — Kaiser und Reich. — Umwandlung im Volkscharakter.

Während wir in den Schilderungen, die uns von unserer Vorfahren Art und Weise aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt überliefert sind, bereits überall den Kern eines vielartigen, tüchtigen Volksthums erkennen, sind es zwei Anstöße, welche für die Entwickelung desselben in der Folgezeit von dem größten Einfluß wurden. Mit dem Einfalle des mongolischen Hunnenvolkes von Osten her nahm die große Bewegung ihren Anfang, welche in der Geschichte unter dem Namen der Völkerwanderung bekannt ist. Das Land zwischen Weichsel und Elbe, bisher von Gothen, Sueven und Vandalen bewohnt, geht an slavische Völkerschaften verloren, welche von den waldbedeckten Höhen der Karpaten niedersteigen und, mit asiatischen Stämmen vermischt, die Uferländer der Weichsel und Oder bis zu den Küsten des Baltischen Meeres in Besitz nehmen. Die von dort verdrängten Völkerschaften suchen neue Wohnsitze im Süden und Südwesten. Nur die Sachsen und Angeln von der Niederelbe senden ihre eroberungs- und abenteuerlustigen Scharen nach den Britischen Inseln hinüber. Von den blühenden Provinzen des römischen Abendlandes fällt eine nach der anderen den germanischen Völkern zur Beute. Unter dem fortwährenden Andringen und Anstürmen der jugendkräftigen Stämme an die Grenzen des Reichs geht die römische Weltherrschaft ihrem

Ende entgegen, und die germanischen Heerhaufen der Heruler und Rugier rufen ihren Heerkönig Odoaker in Rom zum Schutzherrn und König von Italien aus (476).

Während die Sieger dort Sprache, Bildung und Gesetzgebung der unterworfenen Völker annahmen und durch die Vermischung mit ihnen neue Reiche gründeten, vereinigten sich die auf dem heimischen Boden zurückgebliebenen germanischen Völkerschaften zu neuen Bündnissen. Ursprünglich nur zum Zwecke der Waffengemeinschaft geschlossen, bildeten diese Verbindungen den Kern zu den Hauptstämmen, welche während des Mittelalters wechselnd die Führung des deutschen Volkes übernahmen und dem Reiche seine Kaiser gaben.

Die Völkerschaften zwischen Rhein und Ems schlossen den Bund der Franken, in welchem die alten Sigambrer und nächst diesen die Chatten den Vorrang behaupteten. Sie führten ihren Namen nach der gemeinsamen Waffe, der Franka. Ein Theil der Franken breitete sich erobernd auf dem linken Rheinufer über das nordwestliche Gallien aus; die Zurückbleibenden erwarben zu den Wohnsitzen am Mittelrhein und der Mosel auch diejenigen an beiden Ufern des Main und dehnten sich später bis zu den Landstrichen an der Regnitz, Werra und Fulda aus. Unter den Königsgeschlechtern der Merovinger und Karolinger erlangten die Franken die Vorherrschaft über fast alle übrigen germanischen Stämme, und das mächtige Frankenreich Karl's des Großen gewann eine Ausdehnung, welche derjenigen des römischen Weltreichs gleichkam, vom Ebro bis an die Elbe und von der Tiber bis an die Eider.

Nördlich von den Franken bewahrten die Friesen mit ihrer alten Heimat an der Nordseeküste auch ihre angestammten Volkssitten mit „freier Stätte" und „freier Sprache". Als die Franken gegen Südwesten vorrückten, breiteten die Friesen sich weiter nach Osten aus und nahmen auch die Inseln an der Westküste Schleswigs in Besitz.

Die Stämme nördlich des Harz, von der Elbe bis zur Ems und Eider, schlossen den Bund der Sachsen, dessen Kern die freiheitliebenden Cherusker und die hartnäckigen Chauken bildeten. Sie führten den Namen nach ihrer zweischneidigen Schwertwaffe Sahs und drückten ihr festes nationales Gepräge, sowie auch ihre Mundart, dem ganzen nördlichen Deutschland auf.

Die zu beiden Seiten des Waldgebirges wohnenden Hermunduren gaben den Stamm zu dem Völkerbunde der Thüringe, in deren Reich später Franken und Sachsen sich theilten.

Aus verschiedenen altsuevischen Völkerschaften, darunter die kriegerischen Usipeten und Tenchterer, wahrscheinlich auch Vangionen und Nemeter, sowie aus freien Gefolgschaften, bildete sich der Völkerbund der Alemannen (d. i. ächte Mannen), welche — ursprünglich am Neckar und zwischen Main und Donau seßhaft — allmählich den Grenzwall des römischen Zehntlandes durchbrachen und sich in der fruchtbaren Tiefebene des Oberrhein sowie in den Gebirgsgegenden des Oden-, Schwarz- und Wasgenlandes ausbreiteten. Die auf dem linken Rheinufer angesiedelten Stammgenossen nahmen den Namen der Alisâzas oder Elisassen, d. h. im andern Lande Seßhaften (alis, ander, gothisch, nicht verwandt mit dem lateinischen alius) an. Mit den Alemannen verbunden

und später der vorherrschende und namengebende Stamm waren die gleichfalls aus Sueven hervorgegangenen Schwaben zwischen Schwarzwald und Lech.

Nördlich von den Alemannen schlugen die von der Oder herkommenden Burgunder vorübergehend ihre Sitze auf und gründeten ihr in der Sage und Dichtung gefeiertes Reich mit dem Mittelpunkt Worms, nach dessen Zerstörung durch die Hunnen sie sich nach dem südöstlichen Gallien wandten.

Von der mittleren Donau bis zu den Alpen und vom Lech bis zur Enns, in den früheren römischen Provinzen Vindelicien und Rhätien, bildete sich nach Auflösung des Römerreichs aus den Ueberresten des keltischen Volkes der Bojen und den eingewanderten Herulern und Rugiern der Stammverband der Bojuvaren oder Bayern, welche unter Karl dem Großen dem mächtigen Frankenreich einverleibt wurden und bei der Theilung desselben unter den Söhnen Ludwig's des Frommen im Vertrage zu Wirten (843) an Deutschland kamen.

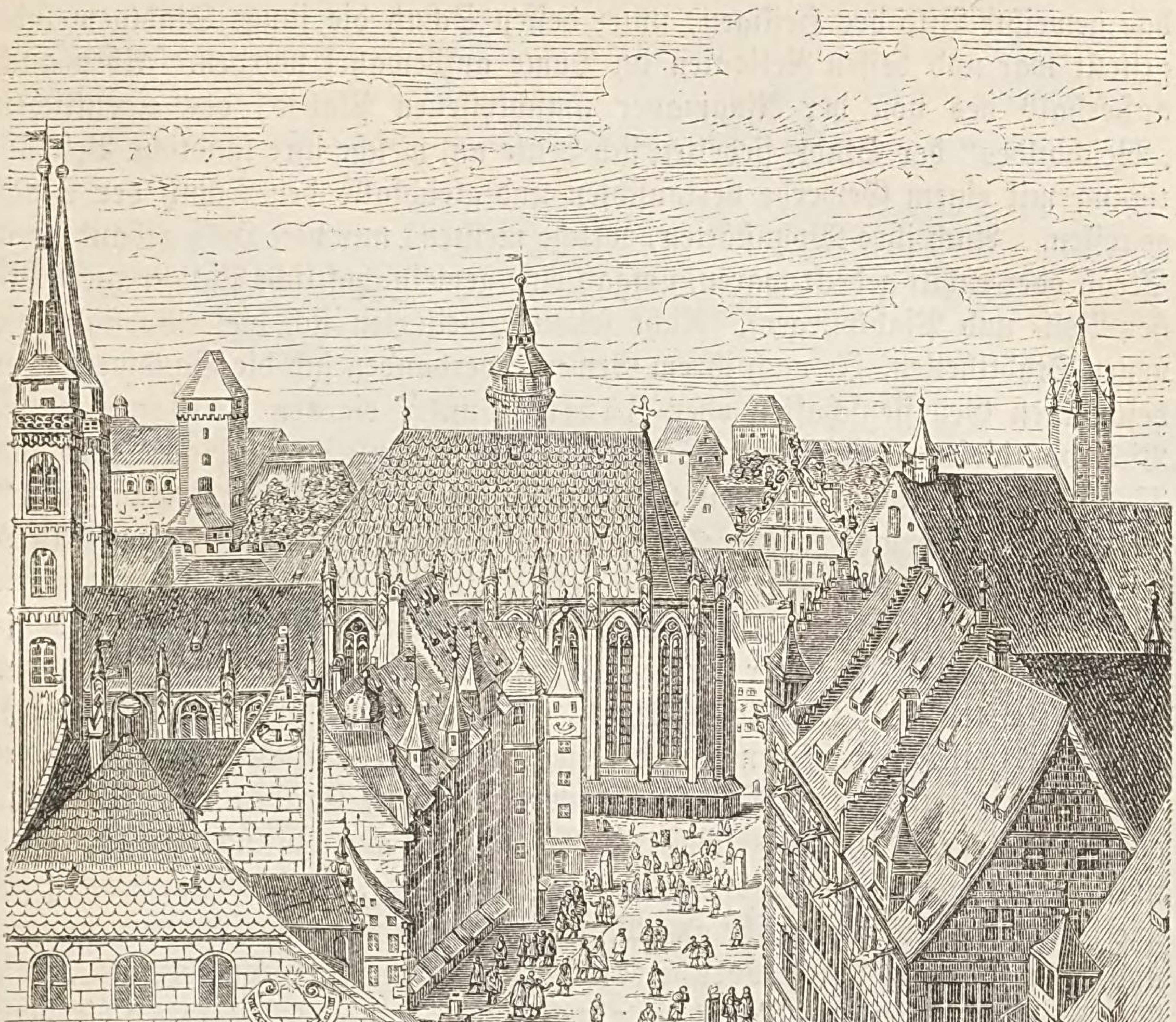
Als das Land der Bojuvaren von den Raubzügen der Avaren, die nach dem Untergange des Hunnenreiches von den asiatischen Steppen bis in die Gegenden der Theiß und Donau vorgedrungen waren, öfters heimgesucht wurde, warf Karl der Große diese tatarischen Horden zurück, bevölkerte das eroberte Land zwischen Enns und Raab — die ehemals römische Provinz Noricum mit der Hauptstadt Vindebona (Wien), — mit deutschen (bayrischen) Ansiedlern und gründete zum Schutze gegen erneute Einfälle die Ostmark, welche unter den Markgrafen des Babemberger und den Erzherzögen des Habsburger Hauses zu dem mächtigen Oesterreich anwuchs.

Während auf diese Weise die Wohnsitze der germanischen Völkerstämme andere wurden, ging eine noch tiefer greifende Veränderung mit der Einführung des Christenthums vor sich, welches den Deutschen durch Glaubensboten von den Britischen Inseln (Winfried oder Bonifacius, † 755) verkündigt wurde. Ungern und widerstrebend beugten die Germanen ihre trutzigen Nacken vor dem Zeichen des Kreuzes, und es dauerte lange, bis der neue Glaube in ihren Herzen Wurzeln schlug. Erst allmählich trat eine Umbildung des inneren Lebens der Germanen ein. Der blutige Opferdienst hörte auf, die heiligen Eichen fielen und an Stelle der heidnischen Altäre wurde das Kreuz erhöht. Aber mit der Ausbreitung des Christenthums begann zugleich die Erhebung einer anderen Macht. In dem alten Germanien hatte man einen besonderen Priesterstand nicht gekannt; die christlichen Glaubensboten wirkten jedoch von Anfang an darauf hin, alle Gemeinden und Bisthümer in Abhängigkeit von dem Bischof in Rom zu bringen, welcher die Eigenschaften eines Nachfolgers Petri und eines Oberhauptes der gesammten christlichen Kirche in Anspruch nahm und den Namen „Papst“ (von dem griechischen „Papa“), den zuerst alle Bischöfe führten, sich ausschließlich aneignete. Der Papst strebte danach, eine unumschränkte Macht über Geist und Gemüth der Gläubigen zu üben und dieselbe auch auf weltliches Gebiet zu übertragen. In diesem Sinne hörte aber das Christenthum auf, die warme Religion des Herzens, das Band zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer zu sein, und die christliche Lehre, daß Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden solle, gerieth über den äußerlichen Formen und dem sinnlichen Gepränge des Gottesdienstes in Vergessenheit.

Die altgermanische Gauverfassung erlitt infolge der Völkerwanderung eine völlige Umgestaltung. Die Heerkönige, welche während der langen Wander- und Kriegszüge die Führung hatten, behaupteten sich auch in den neuen Wohnsitzen in der erlangten Macht und verbanden mit dem Amte des Heerführers zugleich das oberste richterliche Amt. In den unterworfenen Ländern nahm der König einen Theil des eroberten Grundes und Bodens für sich selbst in Besitz; einen anderen Theil übergab er seinen Kriegsgefährten als Eigengut (Allod); das übrige Land verblieb gegen Zins und Abgaben den alten Bewohnern. Um aber die Gefolgsmannen noch mehr an ihre Person zu fesseln, verliehen die Könige den Angesehensten ihres Gefolges als Belohnung für geleistete Dienste einen Theil der eigenen Ländereien zu lebenslänglicher Nutznießung als Lehen (Beneficium), wofür diese ihnen zur Stellung des Heerbanns und zu Hofdienst verpflichtet blieben. Dieses auf gegenseitige Treue begründete Lehnsverhältniß wurde in späteren Jahrhunderten des Mittelalters, insbesondere unter den Salischen Kaisern, noch mehr ausgebildet, indem nicht allein die größeren Lehne, sondern auch die hohen Aemter und Würden erblich wurden, und indem die großen Lehnsträger oder Vasallen einen Theil ihrer Güter und Lehen, letztere als Afterlehen, wieder an minder Begüterte verliehen und sich dadurch ebenfalls Lehnsmannen erwarben. Auch Bischöfe und Aebte vergaben Lehen an Freie unter der Bedingung, die Klöster des Bisthums zu schützen und den Heerbann zu stellen. Die Zahl der freien Grundbesitzer nahm auf diese Weise mehr und mehr ab und beschränkte sich bald auf die Freiherren, die zwischen dem hohen Adel der Kron- und Reichsvasallen und den niederen oder kleinen Vasallen in der Mitte standen. Die kleinen Eigenthümer, welche sich nicht selbst zu schützen und auch die Kosten der kriegerischen Ausrüstung — Waffen und Harnisch für Mann und Roß — nicht zu tragen vermochten, ordneten sich einem Schutzherrn unter, dem sie Zins und Dienste zollten. Die große Masse der Landbevölkerung aber verfiel allmählich dem traurigen Loose der Hörigkeit und Leibeigenschaft. Viele von den Freien suchten jedoch Zuflucht in den Städten, wo sie, geschützt durch Wall, Mauern und Thurm, ihre Selbständigkeit behaupteten und durch Betriebsamkeit und Handel zu neuem Wohlstande gelangten.

Aus dem Lehnswesen entwickelte sich im Zeitalter der Kreuzzüge zur höchsten Blüte das Ritterthum, dessen Waffen durch die Aufgabe, für den Glauben zu kämpfen, die edlen Frauen zu schützen, den Armen und Bedrängten beizustehen, geadelt wurden und dessen ideale Bedeutung auf dem Gedanken der persönlichen Ehre, der unverbrüchlichen Treue, der Frauenverehrung und Minne beruhte. In den fröhlich aufblühenden Städten bildete sich ein freier und unabhängiger Bürgerstand. Ein Theil der deutschen Städte war aus den alten Römerstädten hervorgegangen (Köln, Trier, Augsburg, Regensburg); andere verdankten ihren Ursprung den Kirchen und den königlichen Pfalzen. In der Umgebung eines Domes, wo bei kirchlichen Festen stets die Zusammenströmung einer zahlreichen Volksmenge stattfand und wo nach der Messe auch die großen Märkte abgehalten wurden (daher Kirmeß, Lichtmesse, Ostermesse), entstanden zuerst die Zelte und Buden der Kaufleute; ja, die Waaren wurden zur

Sicherheit wol in der Kirche selbst niedergelegt, und die geistlichen Herren sorgten dafür, daß sie auf der Straße zollfrei zur Messe geführt werden konnten.



Mittelalterliche Straße in Nürnberg.

In der Nähe des Domes erhoben sich auch die bischöfliche Pfalz, die Häuser der Klosterherren und bischöflichen Beamten, sowie die burgähnlichen Gebäude der

Freien und der großen Kaufleute, welche mit einer gemeinschaftlichen Ringmauer umzogen wurden. Ueber den Thoren und in den Thürmen eingemauert sah man das geweihte Bild des Heiligen, unter dessen Schutz die junge Stadtgemeinde gestellt war und dessen Reliquien im Dome aufbewahrt wurden. Aber auch außerhalb des von der Ringmauer umschlossenen Platzes, des eigentlichen „Weichbildes" der Stadt, siedelten sich Leute an, welche ihre ländliche Beschäftigung mit einem Gewerbe vertauschten und gleichfalls den Schutz der Stadt genossen. Auch ihre Wohnstätten, welche meistens nur von Holz gebaut, mit Stroh oder Schilf gedeckt waren, umgab eine gemeinschaftliche Pfahlmauer (daher Voll- und Pfahlbürger). Nicht selten erweiterten sich diese Vorstädte zu neuen Stadttheilen. Je nach ihrem Gewerbe verbanden sich die Handwerker zu besonderen Genossenschaften oder Zünften unter eigenen Zunftmeistern. Viele von diesen „bischöflichen Städten" erlangten mit ihrem Wachsthum und Wohlstande die Unabhängigkeit von den Bischöfen und ihre „Reichsfreiheit" (Straßburg, Worms, Speyer; dagegen hatte sich die Stadt Köln von Alters her, unabhängig von dem Bischofe, als freie Gemeinde mit selbständigem Schöffenthum entwickelt). Auf ähnliche Weise entstanden in der Nähe der königlichen Pfalzen, welche unter der besonderen Verwaltung von Burggrafen oder Vögten standen, die „königlichen Städte" (Aachen, Frankfurt, Ulm, Nürnberg). Zu dieser Gattung gehörten auch die meisten unter König Heinrich I. aus den Burgwarten entstandenen Ortschaften, welche, durch Graben und Bollwerke gegen feindliche Ueberfälle geschützt, in Kriegszeiten eine Zuflucht für Personen und Sachen boten (Quedlinburg, Goslar, Merseburg, Nordhausen, Soest), sowie diejenigen Städte, welche aus Markt- und Handelsplätzen hervorgegangen und unter den vom Reiche belehnten Fürsten standen, später aber als „freie Reichsstädte" unter des Reichs unmittelbaren Schutz gestellt wurden (Erfurt, Bardewick). Außerdem gab es eine große Anzahl von „fürstlichen Städten", welche auf dem Gebiete der Landesfürsten lagen und theils von diesen gegründet waren, theils unter ihrem Schutze aus Marktflecken zu Handelsstädten sich entwickelt hatten (Lübeck, Braunschweig, Göttingen, München, Freiburg, Bern).

Die freien Reichsstädte erlangten mit der Zeit immer größere Rechte und Freiheiten, namentlich das Recht der eigenen Verwaltung unter einer selbstgewählten Obrigkeit (Burgemeister und Schöffen). Anfangs befand sich die städtische Regierung ausschließlich in den Händen des Stadtadels; im vierzehnten Jahrhundert fanden jedoch in fast allen größeren Städten Bewegungen statt, in deren Folge auch die Zünfte Betheiligung am Stadtregiment erlangten. An den Uebergängen der großen Ströme, der Ausmündung von Gebirgspässen gelegen, oft an Stelle der alten Römerstädte neuerbaut, wurden die größeren Städte Deutschlands die Hauptstapelplätze für die Erzeugnisse des Gewerbfleißes, durch welche die großen Handels- und die Verbindungsstraßen zwischen verschiedenen Ländern führten, und wuchsen zu einer Macht empor, welche selbst die trübste und drangsalvollste Zeit der deutschen Geschichte des Mittelalters überdauerte. Von Fürsten und Rittern in ihrer Selbständigkeit bedroht, von Kaiser und Reich oft ohne Schutz gelassen, schlossen die deutschen Handelsstädte die mächtigen Bündnisse der Hansa (mit Lübeck, Bremen, Hamburg, Köln,

Braunschweig, Lüneburg, Rostock, Schwerin, Stettin, Wismar, Danzig, Breslau, Magdeburg u. a.; 1241) und des **Rheinischen Städtebundes** (mit Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Basel, Zürich, Frankfurt, Bonn, Trier, Metz, Fulda u. a.; 1247), welche die Verbindungen mit den fernsten Märkten der Welt unterhielten und durch welche Deutschland länger als drei Jahrhunderte hindurch den gesammten europäischen Handel beherrschte.



Ueberfall eines Waarenzugs durch Raubritter.

Bereits nach dem Aussterben der Karolinger, welche sich durch den Vertrag von Wirten (843) in das große Frankenreich getheilt hatten, erkannten die deutschen Stämme die Nothwendigkeit der Fortdauer einer einheitlichen Oberleitung zum Schutz gegen äußere und innere Gefahren. Die Vornehmsten unter den Geschlechtshäuptern traten zusammen und wählten aus dem angesehensten Stamme einen **König**, welcher zugleich oberster Heerführer, Richter und Lehnsherr war. Die Königswürde verblieb dann gewöhnlich bei demselben Geschlechte bis zu dessen Erlöschen, ohne daß die Erblichkeit damit ausgesprochen war.

Auch wurde der gewählte König nicht immer von vornherein von allen Stämmen anerkannt, sondern er mußte sich die Anerkennung oft erst durch Gewalt der Waffen erzwingen.

Verhängnißvoll für die Geschicke Deutschlands wurde die Verbindung des deutschen Königthums mit dem römischen Kaiserthum, welche durch Kaiser Otto I. nach dem Vorbilde Karl's des Großen ins Leben gerufen wurde. Den Bestrebungen der Päpste nach Erweiterung ihrer Macht entsprach die Auffassung, daß auch die höchste weltliche Würde ihre Quelle und Begründung in der Kirche und ihrem Oberhaupte haben müsse, und der in Deutschland gewählte König ging nach Rom, um vom Papste zum Römischen Kaiser, d. i. zum weltlichen Oberhaupte der Christenheit, gesalbt und gekrönt zu werden. In dieser Verbindung und diesem Widerspruche lag der Keim zu den welterschütternden Kämpfen, welche Jahrhunderte des Mittelalters füllten. In dem vergeblichen Streben, ihre Macht jenseit der Alpen und über alle christlichen Völker des ehemals römischen Abendlandes auszudehnen, verschwendeten die Kaiser die besten Kräfte des Volkes und entfremdeten sich den nationalen Interessen. Sie verloren an Glanz und Macht, je mehr sie in Abhängigkeit von den Päpsten geriethen, während sie den Gedanken einer Universalmonarchie nicht zu verwirklichen vermochten.

Schon bei der Königswahl übten die Päpste einen wachsenden Einfluß aus, und es bedurfte der besonderen Erklärung der Kurfürsten (im Kurverein zu Rense 1332), um die Rechtsgiltigkeit der Wahl auch ohne die päpstliche Bestätigung herzustellen. Gewöhnlich empfahl der Kaiser selbst den Großen des Reichs seinen Nachfolger und der Gewählte wurde schon bei Lebzeiten des Kaisers als Römischer König gekrönt.

Dem Kaiser am nächsten in Macht und Ansehen standen die Volksherzöge der einzelnen Stämme (Franken, Sachsen mit Thüringen, Bayern, Schwaben, Lothringen). Der Schutz der Grenzländer war den Markgrafen, die Verwaltung der königlichen Güter und Einkünfte, sowie die oberste Richtermacht in den königlichen Gebieten, den Pfalzgrafen übertragen; die Bewachung der königlichen Burgen wurde von Burggrafen und Vögten ausgeübt. Die Gerichtsbarkeit in den Gauen übten die Grafen in des Kaisers Namen, und besorgten zugleich das Aufgebot zum Reichsheer. Um die Macht der Volksherzöge zu beschränken, begünstigten die Kaiser die Erhebung der kleineren Vasallen sowie der weltlichen Macht der Bischöfe und die Erblichkeit der Lehen. Auch die hohen Lehnswürden wurden unter den fränkischen Kaisern erblich. Auf diese Weise gelangten viele Geschlechter zu Macht und Ansehen, wie in Sachsen die Billung und Nordheim, in Schwaben die Staufer und die Zollern, diese als Burggrafen von Nürnberg, ferner die Welfen, später Herzöge von Sachsen und Bayern, die Babemberger, die Habsburger, später Markgrafen der Ostmark und Erzherzöge von Oesterreich, die Zähringer, später Markgrafen von Baden, die Grafen von Anhalt als Markgrafen von Brandenburg, von Wettin als Markgrafen von Meißen, von Wittelsbach als Pfalzgrafen bei Rhein, später auch Herzöge von Bayern, von Luxemburg, Nassau, und die Grafen, später Herzöge von Württemberg.

Indem die Kaiser die Vereinigung einer großen Macht in einer Hand zu hindern suchten, bröckelten die alten Stammherzogthümer allmählich auseinander und es bildeten sich die vielen größeren oder kleineren reichsunmittelbaren Gebiete, in welche das Reich sich zersplitterte.

Die Landesfürsten ordneten die Verwaltung ihrer Länder unter Zuziehung der Edlen auf den Landtagen. Der Kaiser regierte das Reich nach den herkömmlichen Rechten und Gewohnheiten unter Zuziehung der Reichsstände (Fürsten, Bischöfe und Aebte) auf Reichstagen, die in den größeren Reichsstädten (Augsburg, Speyer, Worms, später dauernd in Regensburg) abgehalten wurden. Auch das kaiserliche Hoflager war ein wanderndes; es wurde bei den hohen Festzeiten (Ostern, Pfingsten, Himmelfahrt, Weihnachten) gewöhnlich in größeren Städten aufgeschlagen und bildete dann den Mittelpunkt glänzender Versammlungen, bei welchen fröhliche Gelage, Waffenspiele, Musik und Tanz mit ernsten Geschäften, dem Empfange von Gesandtschaften, Berathungen über Reichsangelegenheiten u. s. w. wechselten.

Als die Glanzperiode des Kaiserthums gilt das Zeitalter der Hohenstaufen (1138—1254). Die Ruhmesthaten der Kaiser, ihre Züge über die Alpen und nach dem Morgenlande, ihr kraftvolles Auftreten im Reiche erregten die nationale Begeisterung. Auf allen Burgen, in allen Städten herrschte ein frisches, fröhliches Leben. Um die Maienzeit zog der Ritter mit seinen Reisigen von der Burg, um in Turnieren und Waffenspielen Ehre und Frauenminne zu erwerben oder Kampf und Abenteuer in fernem Lande zu bestehen. In den Städten regte sich heitere Lebenslust bei Maispielen und Schützenfesten, verbunden mit Zunfttänzen und allerlei Kurzweil. Am Hoflager des Kaisers wie auf der Burg des Ritters erschien der Sänger als willkommener Gast und kündete die halbvergessenen Sagen der Vorzeit von der Nibelungen Noth und Klage, oder der Ritter selbst griff in die Harfe und sang das Lob der Frauen und den Ruhm der Helden.

Aber nach jener poesievollen Zeit trat bald die Ernüchterung ein. Die Kaiserkrone hörte auf, das Sinnbild der höchsten weltgebietenden Macht zu sein. Während die Fürsten jede Kaiserwahl zur Erweiterung ihrer landeshoheitlichen Rechte zu benutzen suchten und ihre Zustimmung an die Bewilligung von gewissen Zugeständnissen knüpften, war das Hauptstreben der Kaiser auf die Gründung einer Hausmacht gerichtet, deren Schwerpunkt nicht immer im Reiche selbst lag. Um die Formen des alten Reichsverbandes zu befestigen, erließ Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg die Goldene Bulle (1356), welche die Wahl des Kaisers durch die sieben Kurfürsten — nämlich die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, den Pfalzgrafen bei Rhein, den Herzog von Sachsen, den Markgrafen von Brandenburg und den König von Böhmen — ordnete, diesen aber zugleich solche Rechte einräumte, daß der Kaiser wenig mehr als den Rang vor ihnen vorausbehielt. Auch die von Kaiser Maximilian I. (1493—1519) aus dem Hause Habsburg verliehene Reichsverfassung, verbunden mit der Einsetzung des Reichskammergerichts und der Eintheilung des Reichs in zehn Kreise zur leichtern Handhabung der gerichtlichen Geschäftsordnung trug nur wenig zur Stärkung der

kaiserlichen Macht bei, und von dem mächtigen Reiche der Ottonen und der Wittelsbacher war beim Ausgange des Mittelalters nur noch der Schatten der alten Größe übrig.

Völkerwanderung und Christenthum hatten auch eine große Veränderung in Sitten, Lebensgewohnheiten und im Charakter des Volkes zur Folge. Das trotzige Unabhängigkeitsgefühl, welches ehedem der Freie auf seiner Hufe bewährte, erlosch; der mächtige germanische Freiheitsdrang wurde gezügelt. Die Treue, mit welcher der Dienstmann sich seinem Gefolgsherrn angelobte und welche dieser seinen Mannen mit Dankbarkeit lohnte, wurde ein durchgehender Zug des deutschen Wesens. Mit der römischen Bildung hatten die Germanen auch die römische Sittenverderbniß kennen gelernt. Während sie jene sich anzueignen suchen, widerstanden sie nicht immer den Lockungen des Wohllebens und Sinnenreizes. Mit Gold und Beute beladen, kehrten sie von den Kriegszügen heim, und die Halle des Häuptlings schmückte sich mit Geräthen von dem bisher unbekannten oder mißachteten Metalle. Das „rothe Gold" gewann in ihren Augen mehr Werth als das Eisen und erregte Begehrlichkeit, Habgier und Neid. Die Theilung des Beuteschatzes führte oft zu Zwietracht und Hader zwischen befreundeten und verbündeten Stämmen. Nicht Stärke und Tapferkeit gaben allein mehr dem Manne den Vorzug, sondern der Besitz des Schatzes verlieh den Mächtigen Ansehen und Schmuck. Freigebig spendeten die Könige Armringe und Spangen aus dem errungenen Hort, um freigeborene Männer in ihre Dienste zu fesseln. Oft aber klebte Blut an dem Schatze und machte den Besitz unheilvoll. Dann ging er aus einer Hand in die andere über, Unthat und Frevel erzeugend, bis er zuletzt in die Erde vergraben oder in den Strom versenkt oder auch einem Heiligen in der Kirche dargebracht wurde.

Mit dem Christenthume hatten zugleich mildere Sitten Eingang gefunden. Vererbter Haß, Blutfrevel und Blutrache mußten verschwinden vor der Religion der Nächstenliebe. Die Klöster wurden zugleich Pflegstätten einer neuen, christlichen Bildung. Die Art und Weise, wie den Deutschen das Christenthum verkündet oder oft mit Feuer und Schwert aufgezwungen ward, machte es ihnen indessen schwer, in den wahren Geist desselben einzudringen. Oft war die Bekehrung nur eine äußere Form, weil man von dem Christengotte die Unterstützung bei einem Unternehmen, den glücklichen Ausgang einer Heerfahrt oder Aehnliches erwartete. Die Erinnerungen an das altgermanische Heidenthum lebten aber in der Volksseele fort, oder die Ueberlieferungen desselben gestalteten sich mit der Zeit in der Phantasie des Volkes zu solchen häßlichen Mißbildungen des Aberglaubens, wie sie sich in den Bildern vom leibhaftigen Teufel und von Hexen noch lange erhielten.

Wenn hiernach während des Mittelalters beim Volke eine Entfernung von den alten einfachen Sitten der Vorfahren einzutreten schien, so blieb doch der Grundton des deutschen Wesens unverändert. Trotz mancher Verirrungen und Abwege, auf welche der Volksgeist während des sinkenden Mittelalters gerieth, lebte doch in der Tiefe der Volksseele die Ahnung von den idealen Forderungen des Lebens fort.



Die Zeit des Verfalls.

Das Jahrhundert der Reformation. — Zustand des Reichs nach dem Dreißigjährigen Kriege. — Gründung der brandenburgisch-preußischen Macht. — Auflösung des Reichs.

Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts nahm in Deutschland die große geistige Bewegung ihren Anfang, welche die Wiederherstellung der reinen und ursprünglichen Lehre des Christenthums zum Ziele hatte und mit dem Namen der Reformation bezeichnet wird. Je tiefer die Deutschen in den Geist des Christenthums eindrangen, desto mehr erkannten sie, daß die Art, wie dasselbe ihnen von den Dienern der Kirche verkündigt wurde, nicht dem Geiste des Stifters entspreche; und je mehr der Papst seine Macht auf weltlichem Gebiete mißbrauchte, je deutlicher der Verfall und die Entartung der Geistlichkeit hervortrat, desto lebhafter erwachte im Volke das Bedürfniß, die Fesseln der römischen Priesterherrschaft abzustreifen und die im Christenthum begründete Beziehung des Menschen zu seinem Schöpfer herzustellen. An das Auftreten des Wittenberger Mönches, Doktor Martin Luther, knüpft sich eine Reihe von Kämpfen, welche — ursprünglich religiöser Natur — bald auch auf andere Gebiete übertragen werden und daher in ihrem Ausgange von ihren eigentlichen Zielen sehr verschieden sind.

Leider zeigte sich unter den Reformatoren selbst nicht diejenige Uebereinstimmung, welche zur Förderung und Durchführung eines großen Werkes unerläßlich ist. Ueber diejenige Einsetzung des Christenthums, welche vor allen anderen den Sinn hat, die Versöhnung des irrenden Menschen mit seinem Schöpfer und die Liebe der Menschen unter einander zu besiegeln, über die Lehre vom heiligen Abendmahl, entspann sich ein heftiger Streit zwischen den Reformatoren in Thüringen (Luther, Melanchthon) und denjenigen in der Schweiz (Zwingli, Oecolampadius), welcher auch durch das von dem Landgrafen Philipp von Hessen veranstaltete Religionsgespräch zu Marburg (Oktober 1529) nicht geschlichtet wurde. Luther verweigerte den Schweizer Reformatoren den Brudernamen und schied mit den Worten: „Ihr habt einen anderen Geist als wir!" — So zog sich durch die größte geistige Bewegung, welche ein Volk jemals ergriffen hat, von Anbeginn an jener innere Zwiespalt, welcher von den unheilvollsten Folgen für das deutsche Volk und die deutsche Kirche werden sollte.

Fragen von politischer und sozialer Natur wurden in die religiöse Bewegung verflochten. Deutsche Reichsritter (Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen) erhoben sich, um mit der Reformation zugleich eine politische Umgestaltung Deutschlands, nämlich die Wiederherstellung der alten Reichsverfassung und der alten kaiserlichen Macht gegenüber der wachsenden Macht der Landesfürsten und Bischöfe, durchzusetzen. Ueber ganz Süd- und Mitteldeutschland aber verbreitete sich, vom Oberrhein ausgehend, der furchtbare Aufstand der Bauern, welche den Ruf der Reformatoren nach religiöser Freiheit zunächst auf ihre eigene gedrückte Lage bezogen und die Befreiung von Lasten und Frohnden, vom Joche der Leibeigenschaft und Knechtschaft zu erlangen suchten.

Neben der aus dem tiefinnersten deutschen Gemüthe hervorgehenden religiösen ging eine andere geistige Bewegung. Seit dem funfzehnten Jahrhundert waren in Italien eine Anzahl von Lehrstühlen errichtet worden, welche die Verbreitung altklassischer Bildung und Wissenschaft sich zur Aufgabe machten. Bei dem lebhaften Verkehr zwischen Deutschland und Italien konnte es nicht ausbleiben, daß die neue wissenschaftliche Richtung auch in Deutschland zahlreiche Anhänger fand. Während aber in Italien das Studium der klassischen Wissenschaften nur den bevorrechteten Ständen zugute kam, fand dieselbe Bewegung in Deutschland bei der großen geistigen Regsamkeit, welche gerade damals namentlich in den Städten und unter dem Bürgerthum herrschte, mitten im Volke Eingang und äußerte ihre Wirkung in allen Lebenskreisen der Nation. Die Schulen machten sich frei von dem beengenden Einfluß des Klerus, welcher während des Mittelalters alle wissenschaftliche Bildung ausschließlich beherrscht hatte. Es erhoben sich eine Menge neuer Lehranstalten und Hochschulen mit eigener Gerichtsbarkeit und mancherlei Vorrechten (Heidelberg, Köln, Erfurt, Würzburg, Leipzig, Rostock, Trier, Greifswald, Freiburg im Breisgau, Basel, Ingolstadt, Tübingen, Mainz, Wittenberg, Frankfurt a. O., Marburg, Straßburg), und auch geringere Schulanstalten (Schlettstadt) wurden Pflanzstätten der neuen, humanistischen Bildung, als deren ausgezeichnetste Vertreter in Deutschland Johann Reuchlin aus Pforzheim († 1522), Erasmus von Rotterdam († 1536) und Ulrich von Hutten († 1523) zu nennen sind.



Die Reformatoren in Marburg; Melanchthon, Luther, Zwingli ꝛc.

Während mit Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten die letzten Vertreter des Ritterthums zu Grabe gingen und der blutige Bauernaufstand mit

Gewalt und Grausamkeit unterdrückt wurde, bewahrten die Städte noch längere Zeit ihre Bedeutung als Mittelpunkte des Handels und als Sitze der Bildung. Die Dome von Augsburg, Konstanz, Bamberg, Speyer, aus der Zeit der fränkischen Kaiser, diejenigen von Regensburg, Ulm, Köln, das Münster zu Freiburg im Breisgau und vor allen das von Erwin von Steinbach gebaute Straßburger Münster (vollendet 1439) sind herrliche Denkmäler der mittelalterlich-christlichen Baukunst.

Auch die Malerei, die Kupferstecher- und Holzschneidekunst fanden berühmte Vertreter in Hans Holbein († 1554), Lukas Cranach († 1553) und Albrecht Dürer († 1548) in Nürnberg. In den Schulen der Meistersänger aber ward auch die Dichtkunst gepflegt.

Aus den Städten ging eine Reihe von Erfindungen hervor, welche den Fortschritten auf geistigem Gebiete zu Hülfe kamen. Die durch Johannes Guttenberg, Faust und Peter Schöffer zu Mainz erfundene Buchdruckerkunst (1440) half die wissenschaftliche Bewegung des 16. Jahrhunderts fördern und lieferte für die geistigen Kämpfe der Reformation die Waffen. Mit Staunen vernahm man in den Städten die Berichte von den großen Resultaten, zu denen die Entdeckungsreisen der romanischen Völker geführt hatten, welche den Menschen auf seinem Erdball heimisch machten, seinen Gesichtskreis erweiterten, dem Handel und Verkehr neue Bahnen eröffneten. Die Auffindung des Seeweges nach Ostindien (1498) und der Aufschwung, welchen infolge dessen der Handel bei anderen Nationen nahm, vermochten den deutschen Handel zunächst nicht empfindlich zu schädigen. Noch durchzogen Deutschland die großen Handelsstraßen von Danzig nach Genua, von Nürnberg nach Lyon, und bald nachdem mit dem Augsburger Religionsfrieden (1555) eine Art Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und den protestantischen Reichsständen zu Stande gekommen war, — zu derselben Zeit, als in Spanien unter des finstern Philipp II. Regierung alle frische Lebensthätigkeit, Handel und Gewerbe ins Stocken geriethen, — hatten die großen Handelsstädte Deutschlands, Augsburg, Nürnberg, Lübeck u. s. w., noch eine reiche Nachblüte.

Traurig waren allein die Folgen, welche die reformatorische Bewegung auf politischem Gebiete nach sich zog. Durch die religiöse Spaltung zwischen katholischen und protestantischen Ständen wurde der Reichsverband gelockert. Der Kaiser suchte durch Anschluß an die päpstliche Macht die eigene, die Habsburg'sche Hausmacht zu sichern; die protestantischen Fürsten aber, welche mit Hülfe der Reformation zugleich eine Stärkung ihrer landesfürstlichen Gewalt gegenüber der kaiserlichen Macht anstrebten (Kurfürst Moritz von Sachsen), riefen gegen den Bund von Kaiser und Papst das Ausland zu Hülfe und boten dadurch dem letzteren die Gelegenheit, sich auf Kosten des Reiches zu bereichern. Auf diese Weise gingen Metz, Tull und Wirten an Frankreich verloren (1556). Nach der kurzen Ruhe, welche der Augsburger Religionsfriede dem Volke gegeben, führten die verschiedenen streitenden Interessen zum Ausbruche des schrecklichen Krieges, welcher dreißig Jahre hindurch den deutschen Boden verwüstete (1618—1648) und eine völlige Umgestaltung aller Zustände im Reiche zur Folge hatte.

Die ideale Begeisterung, welche das deutsche Volk im Jahrhundert der Reformation erfüllt hatte, war während des langen Krieges vollständig erloschen; das religiöse Interesse mußte beim Friedensschlusse hinter politischen, territorialen und dynastischen Rücksichten zurücktreten. Die einzige Errungenschaft, die Glaubensfreiheit der Protestanten, wurde diesen durch die innerhalb der Kirche herrschende Spaltung zwischen Lutheranern und Reformirten, zwischen „Rechtgläubigen“ und „Frommen“ verkümmert. Das Reich überdauerte die Stürme des Krieges nur als eine Ruine. Nach außen erlitt es Einbuße durch den Verlust von Ländern am Oberrhein und an der Ostsee (ein Theil des Elsaß an Frankreich, der größte Theil von Pommern, Rügen, Wismar, Bremen und Verden an Schweden); seine Grenzen blieben schutzlos den Raubeinfällen Ludwig's XIV. preisgegeben, welcher die Zerrissenheit Deutschlands zu neuen Eroberungen für Frankreich benutzte (Straßburg 1681). Im Innern erhoben sich die Fürsten mit landeshoheitlichen Rechten und mit mehr Herz für ihren Hausstaat, als für des Reiches Ehre und Größe. Das Haus Habsburg selbst, bei welchem die Kaiserkrone seit zwei Jahrhunderten (seit 1438) verblieben war, erschien fast als eine fremde Macht im Reiche und die Kaiserwürde nur noch als ein herkömmlicher, bedeutungsloser Titel. Der Gedanke, daß Alle nur Glieder *eines* Körpers seien und daß nur im Zusammenwirken ihre Macht läge, war verloren gegangen, und es bildete sich eine Menge von kleinen Staaten ohne Gemeinsinn und ohne politisches Band.

Das mittelalterliche Lehnswesen hatte sich überlebt, das Ritterthum infolge der veränderten Bewaffnung seit Anwendung des Schießpulvers sein Vorrecht als kriegerischer Stand verloren. Die Fürsten behielten die während des Krieges *geworbenen* Heere auch nach dem Kriege als *stehende Soldtruppen* bei und schufen sich damit zugleich eine Waffe, um die Freiheiten des Adels und der Städte zu brechen. Der Adel, der an seinen zerstörten Burgen kein Behagen mehr fand, zum Theil auch verarmt war, suchte Dienste bei den Höfen oder in den Soldheeren der Fürsten. Unter den Städten verloren viele ihre alte Reichsfreiheit und Selbständigkeit an die Landesfürsten. Die alten Reichsstädte, deren Bedeutung für den Handel noch mehr durch den langen Krieg, als durch die Verlegung der Handelswege gelitten hatte, wurden durch die fürstlichen Residenzstädte überholt.

An jedem der kleinen Höfe gab es eine Schar von Beamten, Räthen und Schreibern; jeder der kleinen Fürsten hatte ein stehendes Heer für sich, die erhöhten Abgaben dafür fielen der Bevölkerung zur Last. Diese Kleinstaatsbildungen wurden noch bedenklicher, als die Fürsten, das Beispiel des Versailler Hofes nachahmend, in Glanz und Ueppigkeit ihrer Hofhaltungen einander zu überbieten suchten.

Beklagenswerther als die Zerstörung des nationalen Wohlstandes, die Verödung der Dörfer und Fluren, die Vernichtung des Handels und die Lösung der politischen Bande war die Veränderung, welche in Sitten und Charakter des Volkes vor sich ging. Erloschen war jener altgermanische Zug, welcher den Deutschen in seinem Kaiser den Schützer der Gemeinfreiheit erblicken ließ, erloschen die mannhafte Treue, mit welcher er sich aus freiem Herzensantriebe

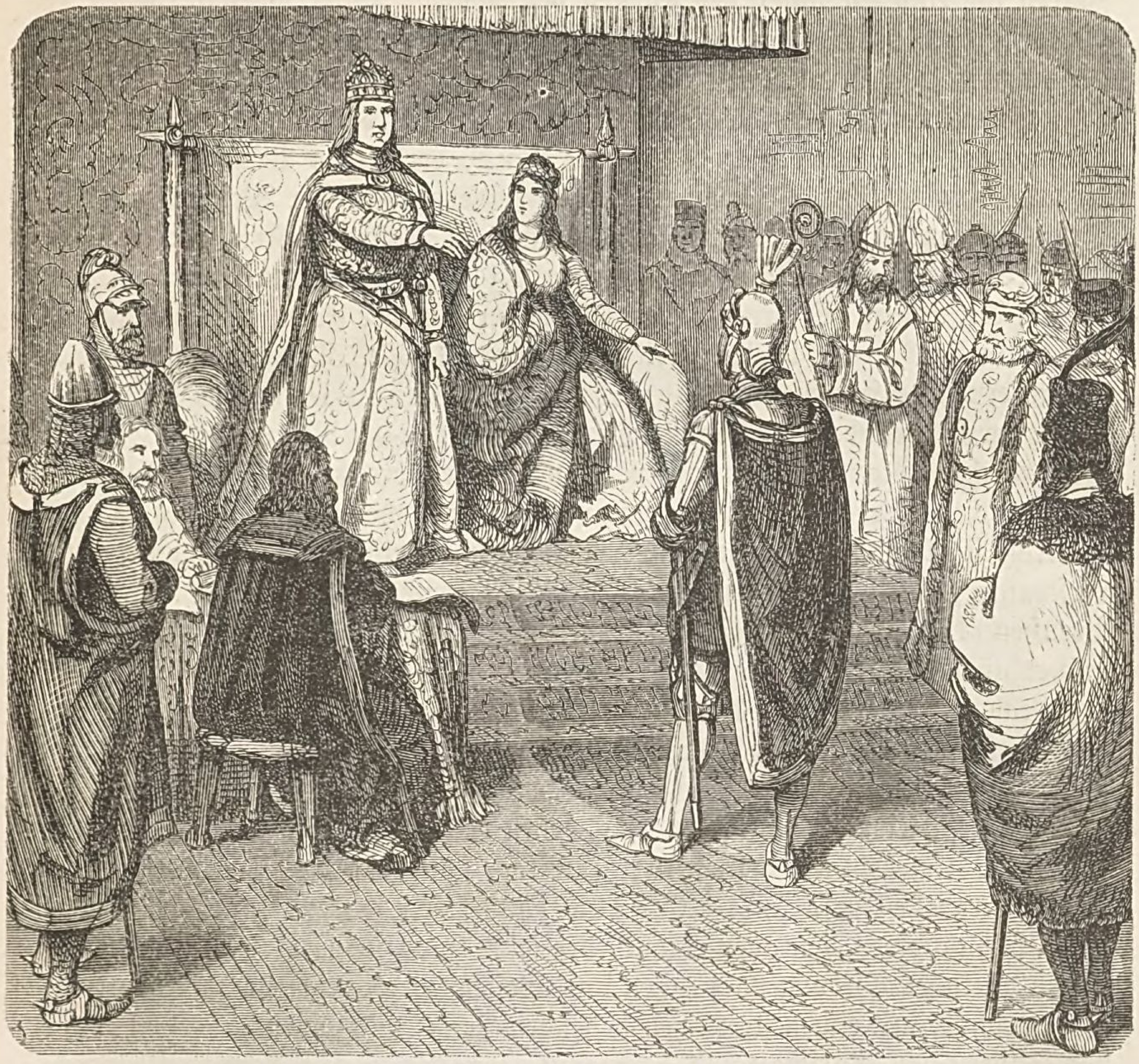
dem erwählten mächtigsten Haupte unterordnete; anstatt des stolzen Gemeinsinns bildete sich in den kleinen Staaten der schwachmüthige Sondergeist und anstatt der alten Treue die dienstwillige Ergebenheit der Höflinge, die sich bis zur Entäußerung des Selbstgefühls vergaß. Auch der Bürger war herabgestiegen von dem unabhängigen Standpunkte des Reichsfreien zu der Selbstbeschränkung und kleinstaatlichen Genügsamkeit des Pfahlbürgers, mit der er auf die Theilnahme am öffentlichen Gemeinleben verzichtete. Das stolze Gefühl der eigenen Kraft, aus welchem die Nation ehedem Muth und Vertrauen zu großen Unternehmungen schöpfte, war gebrochen, seitdem fremde Willkür über die Geschicke Deutschlands entschieden hatte. Deutsche Art und Sitte war von fremdem Wesen überwuchert, die deutsche Sprache durch Einmischung von Fremdwörtern verunstaltet, und das deutsche Volksthum krankte in seinen Wurzeln.

Die geschichtliche Entwickelung war gewaltsam unterbrochen worden; ein tiefer, unheilbarer Bruch trennte das Jetzt von dem Sonst. Unmöglich war's, auf den wankenden Grundlagen den Bau wieder aufzurichten; es bedurfte einer neuen mächtigen Anregung und Führung, um die noch vorhandenen gesunden Volkskräfte zusammenzufassen und zu frischer Lebensthätigkeit zu wecken.

Zur Zeit der Völkerwanderung hatten die germanischen Stämme die Wohnsitze zwischen Elbe und Weichsel größtentheils aufgegeben und den von Osten her nachrückenden slavischen Völkerschaften überlassen. Derjenige Theil der Slavenvölker, welcher sich längs der Ostseeküste — in dem heutigen Preußen, Pommern und Mecklenburg — und zwischen der mittleren Elbe und Oder — in dem heutigen Brandenburg — niederließ, wurde mit dem Gesammtnamen der Wenden bezeichnet. Als die Tapfersten des Wendenvolkes aber galten die Wilzen, welche insbesondere das Land zwischen Havel, Spree und Oder, die alten Sitze der Semnonen, einnahmen.

Schon Karl der Große gerieth bei seinen Bekehrungskriegen gegen die Sachsen in Kampf mit dem wendischen Nachbarvolk und legte zu seiner Ueberwachung die Burgen Erfurt, Halle und Magdeburg an. König Heinrich I. eroberte den Hauptort des wendischen Stammes der Heveller, die Feste Brennabor an der Havel. Kaiser Otto I. setzte den Grafen Gero zum Markgrafen in den Grenzländern an der Elbe ein und gründete die Bisthümer Havelberg (946), Meißen (948) und Brandenburg (949) zur Ausbreitung des Christenthums unter den Wenden. Alle drei wurden — ebenso wie die Bisthümer Merseburg und Zeitz — dem (967 gegründeten) Erzbisthum Magdeburg untergeordnet. Nach dem Tode Gero's theilte Kaiser Otto diese Länder in die Ostmark oder Markgrafschaft Lausitz, d. i. die Gegenden der mittleren Elbe, die Thüringische Mark oder Markgrafschaft Meißen mit den Bisthümern Meißen, Merseburg und Zeitz, und die Nordmark oder Mark Soltwedel zu beiden Seiten der Elbe und Havel mit den Bisthümern Havelberg und Brandenburg. Während die Lausitz und die Markgrafschaft Meißen später an das Haus Wettin kamen und einen Theil des Kurfürstenthums Sachsen bildeten, wurde die Nordmark der Kern des Brandenburgisch-Preußischen Staates.

Jahrhunderte hindurch übten Grafen aus verschiedenen Häusern in der Nordmark ihr Wächteramt gegen die Wenden, welche sich der deutschen Herrschaft in blutigen Kämpfen immer wieder entschlugen. Erst den Markgrafen aus dem Hause Anhalt gelang es, für die Dauer festen Fuß östlich der Elbe zu fassen und das Christenthum unter den Wenden zu verbreiten.



Feierliche Belehnung des Burggrafen Friedrich von Hohenzollern mit der Mark Brandenburg.

Albrecht von Ballenstedt, genannt „der Bär", (seit 1142) von dem deutschen Kaiser Konrad III. in dem erblichen Besitze der Mark Brandenburg bestätigt und mit der Würde des Erzkämmerers beliehen, war der Ahnherr des ruhmvollen Fürstengeschlechts der Anhaltiner, welche fast zwei Jahrhunderte hindurch (1142—1319) über der Mark walteten und unter Herbeiziehung von Johanniterrittern und Tempelherren, sowie von fleißigen deutschen Ansiedlern aus den rheinischen Niederlanden für die Verbreitung christlich deutscher Bildung und Gesittung unter der Bevölkerung Sorge trugen.

Unter den Markgrafen aus den Häusern Wittelsbach (1324—1373) und Luxemburg (1373—1415) wechselten vielfach die Geschicke des Landes. Erst nachdem Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg,

vom deutschen Kaiser Sigismund auf dem Konzil zu Kostnitz (Konstanz) mit der Mark Brandenburg sowie mit der Kur- und Erzkämmererwürde erblich belehnt worden war (18. April 1417), begann unter ihm und seinen Nachkommen eine stetige und gedeihliche Entwickelung des jungen Reichslandes. Durch Heldenmuth, Weisheit und Adel der Gesinnung mehrten die Hohenzollern ihr Ansehen unter den Fürsten des Reichs. Immer weiter rückten sie die Grenzen der Mark gegen Osten vor und erhoben die Bedeutung derselben als einer starken Schutzmauer des Reichs gegen das Slaventhum.

Bedeutungsvoll wurde die Verbindung der Mark Brandenburg mit dem ehemaligen Gebiete des Deutschen Ordens, der seinen Beruf in der Bekehrung der slavischen Völkerschaften in den Niederungen der Weichsel und des Niemen gefunden (seit 1228), später aber nach unglücklichem Kriege einen Theil des Ordenslandes Preußen (Westpreußen mit Marienburg) an Polen abtreten mußte, den andern (Ostpreußen mit Königsberg) in der Form eines Lehns von der polnischen Krone behielt (Friede zu Thorn 1466). Der von den Ordensrittern erwählte Hochmeister Albrecht von Hohenzollern, ein Stammesvetter der in Brandenburg regierenden Linie, trat in der Reformationszeit zum evangelischen Glauben über und verwandelte den preußischen Ordensstaat in ein erbliches Herzogthum unter polnischer Lehnshoheit (1525). Als Herzog Albrecht starb und ihm sein minderjähriger und geisteskranker Sohn folgte, verschaffte sich Kurfürst Joachim II. von Brandenburg die Mitbelehnung über Preußen (1569). Später ging auch die vormundschaftliche Regierung (1603) und endlich (1619) das Herzogthum Preußen selbst als polnisches Lehn an das brandenburgische Haus Hohenzollern über. Zu dem Gebiete von Brandenburg und Preußen kamen durch Erbrecht und Verträge (1609 und 1666) auch das Herzogthum Cleve, sowie die Grafschaften Mark und Ravensberg.

Zu der Zeit, als unter den Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges das deutsche Volkswesen am tiefsten darnieder lag, schuf Friedrich Wilhelm, genannt der große Kurfürst, (1640—1688) aus diesen getrennten Gebietstheilen einen selbständigen deutschen Staat, der seine Grenzsteine gleichsam als Vorposten deutscher Bildung nach Osten und Westen über Weichsel und Rhein hinaus vorschob, mit einem stattlichen stehenden Heere, das seinen Kriegsruhm auf den Feldern von Warschau und Fehrbellin gegen Polen und Schweden begründete, einen Staat, der den Schutz der Gewissensfreiheit aller seiner Bürger auf sein Panier schrieb. Dieser jugendlich aufstrebende Staat übte einen um so mächtigeren Einfluß auf die Geschicke Deutschlands, als er seine Größe und Bedeutung nur in und durch Deutschland suchte, und als seine Zukunft mit der Zukunft Deutschlands aufs Innigste verflochten war. Für die Fortentwickelung des brandenburgisch-preußischen Staates wurden die rostigen Bande der alten Reichsverfassung aber zu Fesseln, die er sprengen mußte.

Von der Prunkliebe, welche nach dem Vorbilde des Versailler Hofes an den deutschen Höfen herrschte, war auch der Nachfolger des großen Kurfürsten, Friedrich III., nicht frei; aber sein Streben nach äußerem Glanze beruhte zugleich auf dem vaterländischen Ehrgeiz, seinem Lande den ihm gebührenden Rang unter den Staaten Europa's zu sichern. Dazu half ihm die preußische

Königskrone, die er nach langen Unterhandlungen mit dem Kaiser sich am 18. Januar 1701 zu Königsberg in Ostpreußen aufs Haupt setzte.



Preußische Soldaten aus der Zeit Friedrich's I.

Gegen die sowol an Fürstenhöfen als in bürgerlichen Kreisen immer mehr überhand nehmende Nachahmung des französischen üppigen Wohllebens und der leichtfertigen Sitten ging vom preußischen Königshofe unter Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) eine siegreiche Gegenströmung aus.

Dieser Fürst bot auf dem Throne trotz aller Härten und Schroffheiten, die seinem Wesen anhingen, das Bild eines kernigen, ächtdeutschen Mannes voll Gottesfurcht und Sittenstrenge, voll Treue und Biederkeit und voll landesväterlicher Fürsorge. Das Heer und der Staatsschatz, auf welche er besondere

Fürsorge verwandte, dienten ihm nicht, wie den meisten der zeitgenössischen Fürsten, zur Erhöhung des äußeren Glanzes um seine Person, sondern zur Begründung einer wirklich reellen Macht und zum Schutze des Vaterlandes.

Von weit größerer Bedeutung für die Zukunft Deutschlands war die Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Friedrich's des Großen (1740—1786). Hatte das Reich in seiner Ohnmacht die willkürlichen Eingriffe fremder Mächte in seine Rechte und seinen Besitzstand stillschweigend geduldet, so sah man in ihm einen deutschen Fürsten, der allein dem Bunde gegen die größten Mächte Europa's siegreich widerstand und die Ansprüche seines Hauses gegenüber der Habsburgischen Macht in ruhmvollem Kampfe zur Geltung brachte.

Die unwiderstehliche Thatkraft des großen Königs, seine unermüdliche Ausdauer im langen Kriege weckten die deutsche Nation aus ihrer trägen Ruhe und rissen sie zur Bewunderung längst entbehrter Größe fort.

Nicht weniger bedeutungsvoll als seine auswärtigen Kriege war die Staatsregierung Friedrich's. Während unter den Fürsten zweiten und dritten Ranges die meisten unter Mißachtung der öffentlichen Meinung und aller bürgerlichen Freiheit mit fast despotischer Willkür in ihren Staaten schalteten und den gottlosen Ausspruch Ludwig's XIV.: „L'état c'est moi!" auch auf ihre kleinstaatlichen Hoheiten in Anwendung zu bringen suchten, leitete König Friedrich seinen Staat nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und der bürgerlichen Gleichheit für Alle, indem er sich selbst als „den ersten Diener des Staats" betrachtete, der bereit sein müsse, „jeden Augenblick seinen Mitbürgern Rechenschaft abzulegen".

Friedrich der Große hat mehr für die Erstarkung und Erhebung der preußischen als der deutschen Macht gethan. Um das Letztere zu können, dafür fehlte es dem deutschen Volke zu seiner Zeit überhaupt an Gemeingeist. Aber noch mit seinem letzten staatsmännischen Werke, der Gründung des deutschen Fürstenbundes, bewies er, daß er den Grundtrieb der Geschichte nicht in der Zersetzung, sondern in der Einigung der deutschen Stämme erkannte.

Die Folgen der Regierung Friedrichs des Großen für die deutsch-nationale Entwickelung waren nicht unmittelbar in die Augen fallend. Außerhalb Preußens war es mehr die Person des Königs, als der unter seiner Leitung emporgewachsene preußische Staat, wodurch die Theilnahme des Volkes erregt wurde, und man war im deutschen Volke weit davon entfernt, den Beruf Preußens zur Wiederherstellung der nationalen Einheit und Neubegründung des Deutschen Reichs anzuerkennen. Aber es blieben doch sowol in den öffentlichen Zuständen als im geistigen Leben des Volkes Spuren zurück, an welche die zukünftige Entwickelung anknüpfen konnte. Zunächst sollte jedoch das deutsche Volk noch eine tiefe Demüthigung erfahren und eine schwere Prüfungszeit durchmachen, um sich aus träger Entsagung wieder zu thatkräftigem Entschlusse und zu neuem nationalen Leben zu ermannen.

Je selbständiger sich der preußische Staat zur europäischen Großmacht entwickelte, desto mehr ging das alte Reich aus den Fugen. In den Kriegen des 18. Jahrhunderts — dem Spanischen Erbfolge- und den drei Schlesischen Kriegen — hatten sich oft Deutsche auf beiden Seiten gegenüber gestanden; ein gemeinsames

politisches Interesse verband nicht mehr die Glieder des Reichs; die Erhebung der fürstlichen Macht unter Beschränkung der landständischen Rechte und die Vergrößerung der Einzelstaaten, das waren die Ziele der Staatsmänner.

Im Volke ging das Bewußtsein der nationalen Einheit mehr und mehr verloren. Wol wurden manche wichtige Entdeckungen auf geistigem Gebiete gemacht; aber bei dem Mangel an öffentlichem Gemeinleben fehlte den deutschen Gelehrten die Gelegenheit, die Resultate ihrer Forschungen dem gesammten Volke nutzbringend zu machen; es fehlte das vermittelnde Element zwischen der Büchergelehrsamkeit und dem Volksgeiste. Die Erfindungen des deutschen Geistes kamen daher oft anderen Nationen mehr zu statten als der eigenen; in der Literatur und Kunst entlehnte man nach wie vor dem Auslande die Muster. Auch die klassischen Dichter, mit denen ein neuer Aufschwung des geistigen Lebens in Deutschland beginnt, folgten mehr allgemein menschlichen und weltbürgerlichen Ideen als nationalen Antrieben, und wirkten daher erst mittelbar auf die Hebung des Nationalgefühls.

In den Kriegen Preußens und Oesterreichs gegen die Französische Republik (1792—1795) machten sich die dynastischen Interessen und die Eifersucht der beiden Mächte in einer für Deutschland unheilvollen Weise geltend. Während Oesterreich mit anderen Mächten unterhandelte, um seinen Bundesgenossen von den Gebietserwerbungen im Osten auszuschließen, gab Preußen im Frieden zu Basel (1795) die deutschen Reichsgebiete auf dem linken Rheinufer preis. In den Friedensschlüssen zu Campoformio (1797) und Luneville (1801) that Oesterreich das Gleiche. Frankreich erhielt 1150 Q.-M. deutschen Gebietes mit $3^1/_2$ Mill. Einw. Auf dem Kongreß zu Rastatt (1797—1799), sowie später in Regensburg und in Paris, wurden die unwürdigen Verhandlungen gepflogen, welche die Entschädigung der durch die Abtretung des linken Rheinufers benachtheiligten weltlichen Fürsten aus dem Schoße des Reiches bezweckten und welche in dem sogenannten Reichsdeputationshauptschluß (1803) ihren Abschluß fanden. Die Dynastien wurden entschädigt, das Reich verlor. Die Entschädigung erfolgte durch Aufhebung der geistlichen Bisthümer und Stifter (Säkularisationen) und durch Verwandlung von früher reichsunmittelbaren Gebieten in landesherrliche Territorien (Mediatisirungen); aber nicht der Kaiser und die Reichsstände bestimmten die Ländervertheilung, sondern die französischen Machthaber, um deren Gunst die Unterhändler der deutschen Staaten unter Preisgebung der heiligsten Nationalrechte mit allerlei Ränken und Bestechungen sich bewarben.

Durch den Reichsdeputationshauptschluß und die ihm vorangegangenen Unterhandlungen war die deutsche Reichsverfassung, welche allen Gliedern des Reichs Schutz gewähren sollte, auf das Tiefste erschüttert. Es war nichts Auffallendes mehr, als die süddeutschen Staaten in dem (1805) wieder ausbrechenden Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich ihre Heere mit denjenigen Napoleons sich vereinigen und gegen Oesterreich marschiren ließen. Für ihre Theilnahme am Kriege erlangten sie Gebietsvergrößerungen, Bayern und Württemberg außerdem die Königskrone mit der vollen Souveränetät und allen daraus fließenden Rechten. Als weitere Folge dieses Krieges trat der

Rheinbund ins Leben (Juli 1806), in welchem 16 deutsche Reichsstände unter Lossagung vom Reiche sich unter dem Protektorate des Kaisers Napoleon und dem Primat des Kurfürsten-Erzkanzlers von Mainz verbanden. Kaiser Franz, welcher bereits vorher den Titel eines Kaisers von Oesterreich angenommen hatte, erkannte den Rheinbund an, legte die deutsche Kaiserwürde nieder (6. Aug. 1806) und entband die deutschen Reichsstände von ihren Verpflichtungen gegen das Oberhaupt.

So war auch formell die Auflösung des Reiches erfolgt, ein tausendjähriges Leben mit den reichsten und ruhmvollsten Erinnerungen, mit einer geschichtlichen Vergangenheit ohne Gleichen war beschlossen. Wol war noch die Möglichkeit vorhanden, daß Preußen die Trümmer des Reiches wenigstens in Norddeutschland unter seiner Fahne sammele und zu neuem Bunde vereinige, allein die Staatskunst und das Kriegsglück Napoleons vereitelten auch diese Hoffnung. Auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt (1806) erlagen die preußischen Heere den Heeren Napoleons. Im Frieden von Tilsit (1807) mußte Preußen die Elbe als Westgrenze anerkennen und sich den demüthigenden Bedingungen des Siegers unterwerfen. Der Staat Friedrichs des Großen schied aus der Reihe der Großmächte.

Der Rheinbund erstreckte sich jetzt über das ganze Gebiet des ehemaligen Deutschen Reichs mit Ausnahme Oesterreichs und des auf die Hälfte seines früheren Umfangs beschränkten Königreichs Preußen. Zwei der aus den abgetretenen Ländern neugeschaffenen Staaten, das Königreich Westfalen und das Großherzogthum Berg, wurden von französischen Prinzen regiert und zu Vasallenstaaten Frankreichs gemacht; die großen Städte an den Mündungen der Ströme, Bremen, Hamburg, Lübeck und Danzig, erhielten für die Dauer französische Besatzung. Deutschland war auf der tiefsten Stufe seiner Erniedrigung angekommen.



Die deutsche Reichskrone.



Auszug der Krieger in den heiligen Streit.



Wiedererhebung Deutschlands und Neubegründung des Deutschen Reiches.

Preußens Erhebung. — Uebergangs- und Vorbereitungszeit. — Neubegründung des Reichs.

Während der Zeit des politischen Druckes und der Knechtschaft beginnt im deutschen Volke eine neue aufsteigende Bewegung. Allerdings ist diese Entwickelung nur eine langsame und allmähliche, noch mit mancherlei Umwegen und Rückgängen verbunden; doch tritt als das eigentliche Ziel derselben die Wiedervereinigung der deutschen Staaten unter festeren Formen, als den zusammengebrochenen, und die Neubegründung des Deutschen Reichs auf den alten Grundlagen germanischer Volksfreiheit immer deutlicher hervor.

Die mächtigste Anregung zu dieser Bewegung ging von demjenigen Staate aus, in dessen Volke die Ueberlieferungen von den Ruhmeszeiten unter dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und dem König Friedrich dem Großen noch frisch fortlebten und einen Patriotismus erzeugt hatten, der selbst durch die Unglücksschläge von 1806 und 1807 nicht ausgelöscht werden konnte. Fürst und Volk in Preußen waren von dem Gedanken erfüllt, daß nur durch die Entfesselung und freie Bethätigung aller Volkskräfte die Unabhängigkeit wiedererlangt werden könne und daß die sittliche Hebung und geistige Aufklärung des Volkes zugleich das Mittel zur Befreiung von der Fremdherrschaft sei. Auf diesem Grundgedanken beruhten die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung (1807—1813) und die Neugestaltung des Heerwesens durch Scharnhorst, Gneisenau u. A. unter Vorbereitung der allgemeinen Wehrpflicht. Die stille und fruchtbare Geistesarbeit, welcher die besten und edelsten Männer des preußischen Volkes mit Freimuth und patriotischem Wetteifer sich hingaben, gereichte dem gesammten deutschen Volke zum Heil und Gedeihen. Es waren die ersten Grundsteine zum Wiederaufbau des Reiches.

In dem Gefühle seiner Kraft und Mündigkeit und in dem Bewußtsein, für eine heilige und gerechte Sache zu kämpfen, begann Preußens Volk im Frühjahr 1813 den Krieg gegen die Fremdherrschaft und riß durch die kraftvolle und entschlossene Führung desselben auch die übrigen deutschen Stämme — mit oder wider Willen der Einzelregierungen — in den Kampf für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit fort.

Wol betheiligte sich auch die andere deutsche Großmacht an dem Kriege; aber sowol die Kriegführung als die diplomatischen Unterhandlungen Oesterreichs ließen durchblicken, daß es dabei die Sache der österreichischen Erbstaaten von derjenigen des deutschen Volkes wohl unterschied.

Die Eifersucht der beiden Großmächte trug die Schuld daran, daß dem deutschen Volke die Siegesfrüchte nicht in dem Maße zufielen, als es nach den gewaltigen Anstrengungen für den Krieg hoffen durfte, daß beim Friedensschlusse nicht einmal Elsaß und Lothringen dem Feinde abgefordert wurden und daß bei den bald nachher auf dem Kongresse zu Wien (1814—1815) gepflogenen Unterhandlungen über die Neugestaltung Deutschlands der Sondergeist der einzelnen Staaten, insbesondere Bayerns und Württembergs, in einer für die gemeinsame Sache Deutschlands unheilvollen Weise hervortrat. Statt eines „einigen freien Reiches aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes", wie es Preußen in seinem Aufrufe als Ziel des großen Krieges erklärt hatte, ging aus den nüchternen Berathungen der Diplomaten ein Deutscher Bund von 38 Staaten unter Oesterreichs Vorsitz hervor „zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands und der Unverletzlichkeit der einzelnen Bundesglieder", ohne einheitliche Spitze und Vertretung, ohne Mitwirkung des Volkes an der Gesetzgebung, ohne die Grundbedingungen einer fortschreitenden Entwickelung.

Mit der Aufrichtung des Deutschen Bundes scheint abermals ein Stillstand in der nationalen Entwickelung einzutreten. Die Idee der nationalen Einigung, von den Staatsmännern aufgegeben, wurde jetzt theils von unreifen

Jünglingen mit phantastischer Schwärmerei, theils von gelehrten Männern aufgenommen, denen bei aller Vaterlandsliebe infolge der Enthaltung vom öffentlichen Gemeinleben doch der klare, praktische Blick für die Bedürfnisse des Volkes fehlte. Den Ausschreitungen, zu denen die Jugend sich fortreißen ließ, traten die Regierungen des Deutschen Bundes mit Polizeimaßregeln entgegen, welche die Bundeseinrichtungen dem Volke noch verhaßter machten. Der Deutsche Bund, zu jeder Kraftentfaltung nach außen unfähig, schien nach innen nur eine Hemmung des Volkslebens zu bedeuten. Auch die ständischen Verfassungen, welche zu dieser Zeit in den süddeutschen Staaten eingeführt wurden, trugen in der That mehr zur Stärkung des bureaukratischen Sonderstaatsgeistes als zur Belebung des Gemeingeistes bei.

Die nationale Idee ruhte aber nur im Staatsleben; sie wirkte mächtig fort in jenem unsichtbaren Kreise, in dem das deutsche Wesen am reinsten und eigenartigsten sich kundgiebt: in der Wissenschaft und Kunst, im Geist und im Gemüth. Sie drang immer tiefer und tiefer in das Herz des Volkes ein, und das deutsche Volk hing trotz aller Täuschungen an ihr fest mit der Treue und Beständigkeit, in der es eher von Gütern und Wohlleben lassen mag, als von der für recht und heilbringend erkannten Idee. Der deutsche Geist flüchtete mit seinen Erinnerungen aus einer thatenarmen Zeit zurück in die Größe der Vergangenheit. Die Heldengestalten der Vorzeit, die Kaiserbilder des Mittelalters traten wieder lebendig vor die Seele des Deutschen, die herrliche Poesie des Hohenstaufenzeitalters däuchte ihm gleich einem neuentdeckten Zauberborn. Auch die Fortschritte auf materiellem Gebiete mußten der Idee dienstbar werden. Die neuen Verkehrsstraßen, Schienenwege und Dampfschiffverbindungen, förderten die Verbreitung der Bildung, und mit der erhöhten Fabrikthätigkeit wuchs der Werth der Volksarbeit. An Stelle der früheren Vereinzelung trat auf allen Gebieten das gemeinsame Streben Gleichgesinnter. In stiller Arbeit wirkten alle edleren Kräfte zusammen, um die Schranken zu zerstören, welche das Volk auf seinem Wege zur Einigung aufhielten.

Allmählich wuchs unter den Gebildeten der Nation auch die Erkenntniß, daß die Wiederherstellung des Reiches nur durch Opfer, sowol von Seiten der Fürsten als von Seiten der Bevölkerungen der Einzelstaaten, und nur durch Unterordnung der kleineren unter den mächtigsten rein deutschen Staat ermöglicht werden könne. Preußen, das für seine ruhmvolle Führung in den Befreiungskriegen auf dem Wiener Kongresse am kümmerlichsten bedacht worden, mit seiner ungünstigen geographischen Gestaltung, seinen getrennten Gebietsmassen, seinen überall offenen Grenzen, konnte seinem geschichtlichen Berufe nur dann treu bleiben, wenn es, verbündet mit dem deutschen Volksgeiste auf der Bahn freiheitlicher Entwickelung fortschreitend, die kleinen norddeutschen Staaten unter seinem Schutze sammelte und Deutschlands Schicksal zu seinem eigenen, Deutschlands Größe zur Grundbedingung seiner eigenen Macht erhob. Aber sowol König Friedrich Wilhelm III. als sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. (seit 1840) waren der Durchführung einer Aufgabe abgeneigt, bei welcher nicht allein der Widerspruch der deutschen Fürsten zu überwinden war, sondern auch ein Zusammenstoß mit Oesterreich in wahrscheinlicher Aussicht stand.

Auch die Bewegung der Jahre 1848 und 49 verlief daher, ohne das nationale Ziel sichtbar zu fördern. Die nächste Wirkung dieser unruhigen Zeit war mehr entmuthigender als erhebender Art. Staatsmänner und Gelehrte, Dichter und Redner traten öffentlich ein für ein freies einiges Deutschland; aber sowol bei den Regierungen als in den Parlamenten zeigte sich über die Gestalt, welche dem neuen Reiche zu geben sei, die größte Unklarheit und Verschiedenheit der Ansichten, welche nur Parteiungen und Spaltungen innerhalb des Volkes zur Folge hatten. Die Ausschreitungen, zu welchen an vielen Orten die Volksmassen im Gefühle ihrer freiheitlichen Errungenschaften sich fortreißen ließen, erweckten manchen Vaterlandsfreunden Bedenken, ob auf diesem Wege das ersehnte Ziel zu erreichen sei. König Friedrich Wilhelm IV. lehnte die ihm von der Frankfurter Nationalversammlung dargebotene Kaiserkrone ab, weil er an ihr die göttliche Weihe vermißte und die Folgen eines so bedeutungsvollen Schrittes nicht auf sein Haupt nehmen mochte. Der Deutsche Bund aber zeigte wider Erwarten so viel Lebenszähigkeit, um auch die Stürme dieser Jahre zu überdauern.

Trotz vielem Unreifen, das jene Zeit zu Tage förderte, und trotz der Reaktion, welche bald nachher am Bunde und in den einzelnen Staaten eintrat, waren doch gewisse Errungenschaften der Bewegungsjahre nicht mehr auszulöschen. Sie bestanden vor Allem in der gesteigerten Theilnahme des Volkes am politischen Leben. In Zeitungen und Büchern, in Volksversammlungen und Ständekammern wurde die Frage von der Neugestaltung Deutschlands lebhaft erörtert; sie drängte sich bald mit solcher Wichtigkeit auf, daß kein deutscher Fürst und Staatsmann sich der ernsten Erwägung derselben zu entschlagen vermochte.

Mit der Regierung König Wilhelms I. (seit 1861) begann für Preußen eine neue ruhm- und thatenvolle Geschichtsepoche. Das Bedürfniß einer Neugestaltung Deutschlands war von allen deutschen Regierungen anerkannt. Die beiden Hauptmächte nahmen entschieden Stellung zur deutschen Frage. Oesterreich glaubte, aus dem ihm am Bunde verbliebenen Ehrenrechte des Vorsitzes ein Recht zur Leitung der deutschen Angelegenheiten überhaupt herleiten zu dürfen; es strebte danach, Preußen in die Reihe der deutschen Mittelstaaten herabzudrücken, und begünstigte in seinen Reformplänen die Sonderbestrebungen der einzelnen Staaten. Gleichzeitig wünschte es, durch den Bund eine Bürgschaft für seine außerdeutschen Besitzungen zu erhalten. Auf diesem Wege wären die nationalen Bestrebungen vereitelt und der Strom der deutschen Geschichte in ein fremdes Bett geleitet worden. Preußen suchte die nationale Idee zunächst durch die Vereinigung der Staaten Norddeutschlands zu einem Bundesstaate unter preußischer Führung und mit gemeinschaftlicher Volksvertretung zu fördern und wollte die Beziehungen desselben zu den Staaten Süddeutschlands durch einen weiteren Bund geordnet sehen. Da jede von beiden Mächten mit Entschiedenheit an ihrem Standpunkte festhielt, so wuchs die deutsche Frage zu einer Machtfrage an, welche schließlich nur mit dem Schwerte gelöst werden konnte.

Ehe es jedoch hierzu kam, wurden beide Mächte für kurze Zeit noch einmal zu einem gemeinsamen Waffengange verbunden. Seit lange schon hatten sich

die Verhandlungen des Bundes mit Dänemark über dessen gewaltsames und vertragswidriges Vorgehen in den Herzogthümern Schleswig-Holstein hineingezogen. Als nach dem Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark (1863) dessen Nachfolger Christian IX. seine Regierung mit einem offenen Vertragsbruch begann, nahm Preußen, ohne sich durch die schleppenden Verhandlungen des Bundes aufhalten zu lassen, als selbständige Großmacht die Vertretung des deutschen Rechtes und Interesses in Schleswig gegen Dänemark wahr. Oesterreich schloß sich den Schritten der norddeutschen Großmacht an, um diese zu verhindern, daß sie allein in den Elbherzogthümern festen Fuß fasse. Die Frucht ihres gemeinsamen Vorgehens und Krieges war die völlige Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark und die Abtretung der Herzogthümer an Preußen und Oesterreich (1864).

Mit diesem Erfolge war jedoch die deutsche Frage ihrer Lösung nicht näher gebracht; vielmehr entspannen sich über den Besitz und die Verwaltung der Herzogthümer neue Streitigkeiten zwischen Preußen und Oesterreich, welche die unmittelbare Veranlassung zum Kriege wurden. Als dieser unvermeidlich geworden war, veröffentlichte der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck seinen Entwurf zur Reform des Deutschen Bundes auf den oben angegebenen Grundlagen.

In einem kurzen Kriegs- und Siegeszuge (Königgrätz 3. Juli 1866), welcher die preußischen Waffen bis in die Nähe von Wien und Preßburg führte, entfaltete Preußen eine von seinen Gegnern nicht geahnte Kraft und erkämpfte sich das Recht, die deutschen Angelegenheiten nach seinem Sinne unter Ausschluß Oesterreichs zu ordnen (Friede zu Prag 23. August 1866). Die in der preußischen Machtsphäre gelegenen Staaten, deren Regierungen trotz der vorangegangenen Warnungen im Kriege auf Oesterreichs Seite gestanden hatten, — Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M. — wurden ebenso wie Schleswig-Holstein mit dem preußischen Staate vereinigt. Die übrigen deutschen Staaten nördlich der Mainlinie schlossen mit Preußen den Norddeutschen Bund. Gleichzeitig wurde durch die Schutz- und Trutzbündnisse und die Zollverträge mit den süddeutschen Staaten die Einigung Gesammt-Deutschlands unter Preußens Führung vorbereitet.

Nächst dem Wunsche, zuerst einen festen Kern in Norddeutschland zu schaffen und abzuwarten, bis die öffentliche Meinung und das Interesse der Staaten Süddeutschlands von selbst zum Anschluß an den Norddeutschen Bund drängen würden, war es die Rücksicht auf Frankreich gewesen, welche Preußen von einer weiteren Benutzung seiner Siege und von einer Ausdehnung seiner Macht auch über Süddeutschland zurückgehalten hatte. Aber den Kaiser Napoleon III. ließen die preußischen Lorbern von Sadowa nicht schlafen. Ein Krieg gegen das plötzlich zu solcher Macht emporgestiegene Preußen mit der verlockenden Hoffnung auf den Gewinn des linken Rheinufers sollte ihm zugleich zur Befestigung seiner Dynastie in Frankreich helfen. Unter einem nichtigen Vorwande erklärte er an Preußen den Krieg (Juli 1870). Er hoffte Preußen von seinen deutschen Bundesgenossen zu trennen; denn er kannte den mächtigen Aufschwung nicht, welchen das deutsche Nationalgefühl in den letzten Jahrzehnten genommen hatte.

Es war nicht mehr das Deutschland in der politischen Zerrissenheit und Ohnmacht, wie sein Oheim es in früheren Kriegen kennen gelernt, sondern einmüthig erhob sich das ganze deutsche Volk, um die ihm in seinem obersten Haupte angesonnene Schmach abzuwehren. In einem Kriege, der seines Gleichen in der Geschichte nicht hat, wurden die Heere des kaiserlichen Frankreich sowie die Volksheere der nach dem Sturze des Kaiserthums proklamirten Republik niedergeworfen. Mit der Kapitulation von Paris (28. Januar 1871) war der Krieg beendigt. Im Frieden zu Versailles (26. Februar 1871) mußte Frankreich als Preis des Kampfes die ehemaligen deutschen Reichslande Elsaß und (Deutsch-) Lothringen an Deutschland herausgeben.

Das Werk der Waffen ward durch ein herrliches Friedenswerk gekrönt. Bereits im Feldlager zu Versailles waren die Verhandlungen zwischen dem Bundeskanzler Grafen Bismarck und den Vertretern der süddeutschen Staaten über den Anschluß der letzteren an den Norddeutschen Bund geführt worden, welche mit der Neubegründung des Deutschen Reiches unter dem Kaiserthum der Hohenzollern ihren Abschluß fanden.

Im Allgemeinen wurde die Verfassung des Norddeutschen Bundes mit einigen Erweiterungen zu Gunsten einer größeren Selbständigkeit Bayerns auf das ganze Gebiet des Deutschen Reiches ausgedehnt. Die Gesetzgebung für das Reich, welche der Landesgesetzgebung überall vorgeht, wird ausgeübt durch den Bundesrath — d. i. das Kollegium sämmtlicher Bevollmächtigten der Regierungen — und den Reichstag — d. i. der aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung. Im Bundesrathe führen Preußen 17, Bayern 6, Sachsen 4, Württemberg 4, Baden 3, Hessen 3, Mecklenburg-Schwerin 2, Braunschweig 2 Stimmen, jeder der anderen 17 Staaten eine Stimme. Der Bundesrath wird jährlich mindestens einmal zusammenberufen und bildet aus seiner Mitte ständige Ausschüsse für die verschiedenen Zweige der Verwaltung. Der deutsche Reichstag besteht aus 381 Abgeordneten (im Allgemeinen 1 Abgeordneter auf 100,000 Seelen), welche aus allgemeinen direkten Volkswahlen hervorgehen, und wird alljährlich einberufen. Alle drei Jahre finden neue Wahlen statt. Das Oberhaupt des Reiches führt den Titel „Deutscher Kaiser"; derselbe vertritt das Reich völkerrechtlich und hat das Recht, im Namen des Reiches — jedoch unter Zustimmung des Bundesraths — Krieg zu erklären, Bündnisse und Verträge mit anderen Staaten abzuschließen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen. Das Deutsche Reich bildet ein Zoll- und Handelsgebiet (ausgenommen vom Zollgebiet sind nur die drei Freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen; zum Zollverein gehört noch das Großherzogthum Luxemburg) mit einheitlicher Landmacht und Kriegsmarine.

Das kaiserliche Wappen ist der schwarze, einköpfige, rechtssehende Adler mit rothem Schnabel, Zunge und Klauen, ohne Scepter und Reichsapfel, auf dem Brustschilde den mit dem Hohenzollernschilde belegten preußischen Adler, über demselben die Krone in der Form der Krone Karl's des Großen, jedoch mit zwei sich kreuzenden Bügeln. Die Reichsflagge bildet ein längliches Rechteck mit drei gleich breiten horizontalen Streifen, von welchen der obere schwarz, der mittlere weiß, der untere roth ist.



Die Kaiserproklamation im Schlosse zu Versailles.

So war das Ziel langen Sehnens und Ringens erreicht. Die verschiedenen deutschen Stämme und Staaten sind wieder durch ein gemeinsames politisches Band verbunden. Das neue „Deutsche Reich" ist von bescheidenerem Umfange als das ehemalige „Heilige Römische Reich Deutscher Nation"; dafür sind aber alle Glieder desselben durch gleiche Interessen und Kulturaufgaben verbunden, und es hat mit seiner Einigkeit eine Macht erlangt, durch welche es den größten Einfluß auf die Geschicke Europa's ausübt. Infolge dieses großen nationalen Fortschritts ist aber auch bei allen Gebildeten unseres Volkes das Bedürfniß gestiegen, in unserm großen und schönen Vaterlande heimisch zu werden, uns mit seinen Schätzen und Hülfsquellen bekannt zu machen, unsere Landsleute in Nord, Süd, Ost und West nach ihrer Eigenart und Lebensweise kennen zu lernen. Diese Aufgabe unserer Jugend zu erleichtern, ihr eine zusammenhängende Reihe von lebensvollen Bildern aus der Natur, Geschichte, Industrie und dem Volksleben unseres Vaterlandes vorüberzuführen, ist das Ziel, welches wir in den nachfolgenden Blättern uns gestellt haben. Ehe wir jedoch zu diesen Schilderungen übergehen, wird es nothwendig, noch einiges Allgemeine über Lage, Bodenbeschaffenheit und Stromgebiete Deutschlands, sowie über die Hauptstämme, Mundarten und Wohnstätten vorauszuschicken, damit wir von der Betrachtung der einzelnen Bilder unsere Blicke immer wieder zurücklenken mögen auf das große Ganze, dem mit Blut und Herzen und mit unseren besten Kräften anzugehören unser Aller Stolz und Freude ist.



Adler des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation.



Das Deutsche Reich.

Lage und Bodenbeschaffenheit. — Flüsse.

Der geographische Begriff „Deutschland" reicht weiter als der politische „Deutsches Reich". Deutsche Art und Sprache sind noch weit über die Grenzen des Reiches hinaus verbreitet in Oesterreich, der Schweiz, Holland und den russischen Ostseeprovinzen, wogegen fremde Nationalitäten nur in sehr geringen Bruchtheilen über die Reichsgrenzen übergreifen, in Deutsch-Lothringen und Posen. Die Ursache davon liegt darin, daß die politischen Grenzen des Reiches nur an wenigen Stellen und auf kurze Strecken mit den von der Natur gezogenen — den hohen Gebirgswällen oder den Wasserscheiden zwischen großen Stromsystemen — zusammenfallen. Noch willkürlicher sind die politischen Grenzen der einzelnen deutschen Staaten gegen einander. Aber diese Grenzen sind von Menschen gezogen und wandelbar; wir folgen in unserer Betrachtung den unwandelbaren Grenzen, die von Alters her da waren.

Die Basis für unsere Anschauung der Bodengestaltung Deutschlands bildet das Gebirgssystem der Alpen, welche zwar nur zu einem sehr geringen Theile

dem Gebiete des Deutschen Reichs angehören, aber doch nicht allein in geographischer, sondern auch in geschichtlicher, kulturgeschichtlicher und politischer Beziehung eine hohe Bedeutung für dasselbe haben. Ihre riesigen Hochgipfel stehen gleichsam als Marksteine zwischen den Völkern deutscher und wälscher Zunge und ihre Pässe und Thäler sind die alten Kulturstraßen zwischen römischen und germanischen Völkern.

Von Süden gegen Norden, oder genauer von Südwest gegen Nordost, von dem Gebirgswall der Alpen nach den Küsten der Nord- und Ostsee tritt eine allmähliche Abdachung der Oberfläche ein. Im Allgemeinen ist der Gegensatz zwischen einer gebirgigen südwestlichen Hälfte — Oberdeutschland — und einer flachen nordöstlichen — Niederdeutschland — in die Augen fallend. Die Grenze zwischen Ober- und Niederdeutschland bezeichnet eine breite Gebirgslandschaft, welche unter dem Namen des deutschen Mittelgebirges begriffen wird und gleichsam eine Vorstufe des oberdeutschen Berglandes bildet. Die allgemeine Richtung der Ketten desselben ist von Südwest nach Nordost und von Südost nach Nordwest, so daß die Spitze des Gebirgsdreiecks mit dem Wesergebirge und Harz gleichsam halbinselartig in das norddeutsche Tiefland vorgeschoben erscheint und nur zwanzig Meilen von der Küste entfernt bleibt.

Den Hauptkamm der deutschen Mittelgebirgslandschaft und zugleich die Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland bildet ein 130 Meilen langer fortlaufender Gebirgsdamm, dessen einzelne Theile die Namen Sudeten, Erzgebirge, Fichtelgebirge, Thüringer Wald, Rhön, Vogelsberg, Taunus, Hunsrück und Eifel führen. Der Südabfall eines Theils dieser Gebirge wird durch den oberen Lauf der Elbe, die Eger und den Main begrenzt. Zwei große Thore öffnen sich in diesem Hauptkamme: beim Durchbruch der Elbe unterhalb der Egermündung, im Elbsandsteingebirge, und beim Durchbruch des Rheins unterhalb der Mainmündung, zwischen Taunus und Hunsrück; sie vermitteln die Verbindung zwischen Süd und Nord. Während aber die Elbe nach dem Durchbruch ihren Lauf nur noch eine kurze Strecke im sächsischen Berglande fortsetzt (bis Riesa), hat der Rhein auch noch weiter das Rheinische Schieferplateau zu durchsetzen, welches sich unter verschiedenen Namen — links die Eifel, rechts der Westerwald, das Siebengebirge und das Sauerländische Gebirge mit dem Hellweg und der Haar — von Westsüdwest nach Ostnordost, bis gegen das Wesergebirge hin erstreckt, und tritt erst bei Bonn in die Ebene.

Das Innere von Oberdeutschland zeigt eine große Mannichfaltigkeit in der Bildung von Gebirgszügen, von Hochflächen — wie die Schwäbisch-Bayrische Hochfläche zwischen Alpen und Donau — und von Hügelland, aber nur eine Tiefebene, nämlich diejenige des Oberrhein, welche von zwei parallel von Süd nach Nord streichenden Seitenwällen, Wasgenwald und Haardt im Westen, Schwarz- und Odenwald im Osten, eingerahmt ist. Andere Gebirgszüge begleiten das linke Ufer der Donau, wie der Schwäbische und Fränkische Jura und der Bayrische Wald. Die Höhe der Bergzüge ist im Allgemeinen von Süden nach Norden abnehmend; sie bleibt überall unter

der Höhe des Südrandes, größtentheils aber auch hinter derjenigen des Nordrandes, d. i. des Hauptkammes der deutschen Mittelgebirge, zurück.

Zwischen dem Mittelgebirge einerseits, der Nord- und Ostsee andererseits, breitet sich das norddeutsche Tiefland — d. i. die westliche Fortsetzung der großen Sarmatischen Ebene — als eine weite, wellenförmige Fläche aus, von zahlreichen Sumpf- und Moorstrecken, Sandstrichen und Heiden durchzogen und durch unzählige Geschiebe charakterisirt, nur an wenigen Stellen sich bis zu 300 Meter erhebend. Ehedem war das ganze Tiefland vom Meere bedeckt, aus welchem die Gebirge Harz, Teutoburger Wald, Westerwald und Haar als Inseln, Halbinseln oder Vorgebirge ragten. Die großen Ströme der Nord- und Ostsee waren damals nur Küstenflüsse mit kurzem Laufe und geringer Entwickelung. Zwei Bodenanschwellungen, welche in früherer Zeit vielleicht die Bedeutung von Dünenketten am Meeresstrande hatten, bringen einige landschaftliche Abwechselung in das Flachland. Die höhere, südliche, wird durch den westlichen Ausläufer des uralisch-karpatischen Landrückens gebildet. Sie zieht sich von dem Vorlande der Karpaten, dem Berglande von Sandomir, in nordwestlicher Richtung, häufig in Berührung mit den Abfällen des Mittelgebirges, nach Deutschland hinein, bildet am rechten Oderufer die anmuthigen Berggruppen von Tarnowitz und Trebnitz, am rechten Elbufer den kahlen Rücken des Fläming, in der Altmark (nördlich von Gardelegen) die Hellberge und endigt in der Lüneburger Heide, der einzigen Hochfläche, die sich westlich der Elbe findet. Die schwächere, nördliche Bodenanschwellung ist die westliche Fortsetzung des uralisch-baltischen Landrückens und erstreckt sich gleichlaufend mit der Ostseeküste durch die Küstenländer, nach denen sie die Namen ostpreußischer, pommernscher, mecklenburgischer und holsteinscher Landrücken annimmt. Die obere Fläche des Landrückens ist mit zahlreichen Seen bedeckt, die ihre Ausflüsse der Ostsee zusenden. Bei Lüneburg nähert er sich am meisten dem südlichen Höhenzuge, wendet sich dann aber im Holstein'schen nach Norden und durchzieht die Schleswig-Jütische Halbinsel. Zwischen beiden Landrücken liegt die eigentliche Bodensenke des Flachlandes.

Von den Hauptströmen Deutschlands folgt nur einer, die Donau, der westöstlichen Richtung; dieselbe gehört indessen nur mit dem kleineren Theile ihres Laufes dem Deutschen Reiche an. Sie ist die Wasserstraße von diesem durch die Oesterreichisch-Ungarischen Staaten nach dem Orient, dem sie mit ihrem unteren Laufe und mit ihrer Mündung in das **Schwarze Meer** angehört. Die Quellen der Donau liegen im Schwarzwalde; sie umschließt mit einem nach Süden geöffneten Bogen die Schwäbisch-Bayrische Hochfläche und empfängt ihre wasserreichsten Zuflüsse — Iller, Lech, Isar und Inn — von den Alpen her. Der nördlichste Punkt des Donaubogens ist bei Regensburg, in dessen Nähe auf einer Strecke von drei Meilen die drei bedeutendsten linken Zuflüsse — Altmühl vom Fränkischen Jura, Nab vom Fichtelgebirge und Regen vom Böhmer Walde her — einmünden. Regensburg ist daher der Ort, wo ober- und mitteldeutsches Leben sich am nächsten berühren, und war im Mittelalter nicht nur ein Hauptandelsplatz, sondern auch von politischer und strategischer Wichtigkeit.

Die übrigen Ströme folgen in Norddeutschland der Abdachung von Südosten nach Nordwesten. In der östlichen Hälfte des norddeutschen Tieflandes, der Bodensenke zwischen den beiden Landrücken, ist für diese Strecke ihres Laufes die ostwestliche Richtung vorherrschend. Nachdem sie den nördlichen Landrücken durchbrochen, tritt wieder die Hauptrichtung von Südosten nach Nordwesten, theilweise auch die Richtung von Süden nach Norden ein.

Zum **Gebiete der Nordsee** gehören:

1) Der Rhein. Er entsteht aus der Vereinigung von vielen Quellbächen, die am Ostabhange des St. Gotthard entspringen, windet sich durch die Alpenthäler zum Bodensee, durchfließt denselben und bildet dann, zwischen Schwarzwald und Jura durchbrechend, in westlicher Richtung bis zum Knie von Basel die Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz. Bei Basel nimmt er die Hauptrichtung nach Norden an, durchfließt die oberrheinische Tiefebene und beginnt unterhalb Mainz den Durchbruch durch das Rheinische Schiefergebirge in einem zwanzig Meilen langen, vielgewundenen Thale. Bei Bonn tritt der Rhein in die Ebene, doch bleiben die Bergzüge zur Rechten auch jetzt noch seinem Ufer nahe. Nur das Mündungsland des Rhein fällt außerhalb der Reichsgrenzen; auf der ganzen Länge des Laufes von Basel bis Kleve sieht der Rhein auf beiden Ufern nur deutsches Land. Der Rhein gehört nicht Nord- und nicht Süddeutschland, sondern dem ganzen Deutschland gemeinsam; er ist die alte Handels- und Verkehrsstraße, welche Deutschland von Süden nach Norden durchzieht. An seinen Ufern liegen die großen Waarenplätze und Hauptmärkte, in denen sich städtisches Leben am frühesten entwickelte. Der Rhein ist der geschichtliche Strom Deutschlands. Viel Blut ist um den Rhein geflossen von den Zeiten Cäsars und Ariovists bis auf unsere Tage. Am Rhein saßen im Mittelalter die drei mächtigen geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln; hier lagen die vielen unmittelbaren Reichsgebiete und freien Reichsstädte sowie die kaiserlichen Pfalzen; hier zeigte sich auf kleinem Raume die ganze bunte Zusammensetzung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Um jedes bemooste Getrümmer an den Ufern rankt noch die Sage und immer neue Lieder ertönen zu Ehren des Vater Rhein, des Königs der deutschen Flüsse.

Eine große Anzahl von Zuflüssen strömen aus dem Inneren Deutschlands dieser Hauptader deutschen Lebens zu. Vom Schwarzwald empfängt er den Neckar, der im weiten Bogen die Abfälle des Schwäbischen Jura umschlingt und bei Mannheim mündet. Vom Fichtelgebirge, recht aus dem Herzen Deutschlands, strömt ihm der Main zu, der in seinem oberen Laufe sowol dem Gebiete der Elbe (durch die Saale), als dem der Weser (durch die Werra) nahe fließt und in vielfachen Krümmungen und Bogen die alte „Pfaffengasse" — wie man diesen Strich der geistlichen Gebiete ehemals nannte — durchzieht, um bei Mainz zu münden. Andere rechte Zuflüsse, wie die Lahn und Sieg vom Ederkopf, die Wupper vom Ebbegebirge, die Ruhr vom Ruhrkopf bei Winterberg auf der Grenzscheide vom Rhein- und Wesergebiete, öffnen dem Rhein ihre an Erz und Steinkohlen reichen Thäler. Die Lippe endlich vom Teutoburger Walde (bei Lippspringe), berühmt durch die Kriegszüge der Römer und die Hermannsschlacht, führt vom Wesergebirge in das untere Rheinthal hinab.

Der größte Zufluß, welcher auf deutschem Gebiete dem Rhein von der linken Seite zuströmt, die Mosel vom Wälschen Belchen (Südende des Wasgauwaldes), konnte bei dem gewundenen Laufe, mit welchem sie in der Hauptrichtung von Südwest nach Nordost die Schieferfelsen zwischen Hunsrück und Eifel durchbricht, weder als verbindende Wasserstraße noch als Grenze Bedeutung gewinnen. Sie gehört mit ihrem oberen Laufe zu Frankreich, mit dem unteren zu Deutschland, und das lothringische Hügelland, welches sie in ihrem mittleren Laufe durchzieht, bildet das Uebergangsland von französischer zu deutscher Art.

2) Die Weser, welche aus der Vereinigung der Werra (vom Thüringer Walde) und der Fulda (vom Rhöngebirge) entsteht, ist der Fluß des norddeutschen Berglandes, das sie erst bei Münden verläßt, um durch die Porta Westphalica mit nördlicher Wendung in das Tiefland zu strömen. In der Ebene nimmt sie als bedeutendsten Nebenfluß rechts die Aller auf und folgt nun der Richtung derselben nach Nordwest.

3) Die Elbe, deren Quellen auf den Elbwiesen im Riesengebirge liegen, gehört von dem Durchbruche der Hauptlinie der deutschen Mittelgebirge mit ihrem ganzen Laufe dem norddeutschen Tieflande an. Die schöne Durchbruchslandschaft von der böhmisch-sächsischen Grenze bis in die Gegend von Pirna mit ihren kühnen und phantastischen Sandsteinbildungen führt den Namen „Sächsische Schweiz". Das sächsische Hügelland begleitet die Elbe noch über die im fruchtbaren Thalkessel gelegene sächsische Hauptstadt Dresden hinaus und nöthigt sie bei Meißen noch einmal zum Durchbruch; erst unterhalb Riesa tritt sie in die Tiefebene. Unterhalb Wittenberg durchspült sie die Bodenschwelle des südlichen Landrückens, dessen höherer Theil, der Fläming, für eine kurze Strecke ihr rechtes Ufer begleitet. Die Elbe vermittelt durch ihren mittleren Lauf, sowie durch ihren größten linken Zufluß, die Saale, die sie vom Fichtelgebirge erhält, die Verbindung zwischen den Mittelgebirgslandschaften und dem Tieflande. Mit ihrem großen rechten Nebenfluß, der Havel (vom Mecklenburger Landrücken), die vom Lausitzer Gebirge her links die Spree aufnimmt, nähert sich das Stromgebiet der Elbe demjenigen des nächsten Hauptstromes, der Oder; die unmittelbare Verbindung zwischen beiden ist durch Kanäle, den Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser und den Finowkanal, bewirkt.

Wie an der unteren Weser die freie Stadt Bremen, so ist an der unteren Elbe Hamburg zu einem Hauptplatze des deutschen Seehandels geworden.

Mitten in der Bodensenke, an der ebenso wenig durch landschaftliche Schönheit als durch Fruchtbarkeit ihrer Ufer ausgezeichneten Spree, liegt die preußische Hauptstadt Berlin, welche zur Hauptstadt des Deutschen Reiches geworden ist. Trotz der scheinbar ungünstigen Verhältnisse ist diese Lage doch bedeutungsvoll. Berlin liegt zwischen den beiden mittleren ganz deutschen Strömen, Elbe und Oder, und steht durch Wasserstraßen mit den Stromgebieten beider in unmittelbarer Verbindung. Es liegt gleich weit von der Hauptlinie der deutschen Mittelgebirge und von den Küsten der Nord- und Ostsee, gleich weit vom Rhein und von der Weichsel entfernt. In Berlin kreuzen sich daher die

Hauptstraßen von den großen Binnenstädten nach den Hafenplätzen. Diese Vortheile der natürlichen Lage sind neuerdings noch durch die Anlage der Eisenbahnen erhöht worden.

Die Zuflüsse der Nordsee aus dem Flachlande zwischen Rhein und Weser haben nur geringe Flußentwickelung. Die Ems entspringt auf dem Teutoburger Walde in der Nähe der Lippe und fließt durch breite Moore in gekrümmtem, endlich nach Norden gerichtetem Laufe in den durch Sturmfluten gerissenen Meerbusen des Dollart, welchem die Friesischen Inseln vorliegen. Die Jahde hat einen nur drei Meilen langen Lauf und verdankt ihren Ruf allein dem an ihrer Mündung in die Jahdebucht angelegten Kriegshafen der Nordsee, Wilhelmshafen.

Nördlich der Elbe, bei Tönningen, mündet die Eider in die Nordsee, welche auf dem Holstein'schen Landrücken aus den Abflüssen mehrerer Seen sich entwickelt und nach kurzem nördlichen Laufe bei Rendsburg die westliche Richtung einschlägt. Durch den Kieler Kanal, welcher Rendsburg mit dem Kriegshafen der Ostsee Kiel verbindet, erhält die Eider als Wasserstraße zwischen zwei Meeren eine erhöhte Bedeutung.

Zum **Gebiete der Ostsee** gehören:

1) Die Oder. Sie entspringt auf dem südöstlichen Ende der Sudeten, dem Mährischen Gesenke, und gehört nach einem kurzen oberen Laufe in Oesterreichisch-Schlesien ganz dem norddeutschen Tieflande an. Sie durchbricht die beiden Landrücken in freundlichen Hügellandschaften; die waldigen Anhöhen des nördlichen Durchbruchs begleiten sie bis nahe vor ihrer Mündung in das Pommersche Haff bei dem wichtigen Handels- und Hafenplatz Stettin. Die dem Haff im Norden vorliegenden Inseln Usedom und Wollin bewirken einen dreifachen Abfluß, die Peene, Swine und Dievenow; der mittlere, die Swine, ist der wichtigste.

Die linken Zuflüsse, welche der Oder aus dem schlesischen Gebirge in südnördlicher Richtung zugehen, — Oppa, Glatzer Neiße, Weistritz, Katzbach, Bober, Lausitzer Neiße, — das Vorland der Berge in oft tief eingeschnittenen Thälern durchsetzen und zu gewissen Zeiten gewaltig anschwellen, haben durch den Feldzug der Schlesischen (Blücher'schen) Armee 1813 berühmte Namen erlangt.

Die rechten Zuflüsse in Schlesien — Klodnitz, Malapane, Stober, Weida, Bartsch — sind von geringer Lauflänge und Bedeutung. Dafür gewinnt die Warte, welche in der Senke zwischen den beiden Landrücken bei Küstrin in die Oder einmündet, für diese eine ähnliche Bedeutung, wie die Havel für die Elbe. Sie entspringt auf einer Hochfläche des uralisch-karpatischen Landrückens in Polen, wechselt vielfach die Richtung nach Norden und Westen und gehört mit dem Hauptheile ihres schiffbaren Laufes zu Preußen, so daß sie als vermittelndes Element zwischen slavischem und deutschem Wesen angesehen werden kann.

Durch ihren rechten Nebenfluß, die Netze, von oberhalb des Goplo-See's, und den Bromberger Kanal steht das Stromgebiet der Oder mit demjenigen der Weichsel in Verbindung.

2) Die Weichsel von den Beskiden gehört nur mit ihrem unteren Laufe von Thorn ab hieher. Sie tritt bei der Einmündung der Drewenz (rechts) in westnordwestlicher Richtung in das preußische Gebiet ein, empfängt (links) die Brahe, von welcher bei Bromberg der Bromberger Kanal zur Netze abgeht und die Verbindung mit dem Stromgebiete der Oder vermittelt, durchsetzt den nördlichen Landrücken und folgt dann der Hauptrichtung nach Norden. Fünf Meilen von der Küste spaltet sie sich in die beiden Hauptarme Nogat (rechts) und alte Weichsel (links), von welchen der erstere in vielen Mündungen in das Frische Haff geht, der letztere sich abermals theilt und einen Arm, die Elbinger Weichsel, östlich in das Haff sendet, mit dem anderen, der Danziger Weichsel, eine Strecke von fünf Meilen in westlicher Richtung in geringer Entfernung parallel der Küste und bei Weichselmünde in die Ostsee fließt.

In dem Niederungslande der Weichsel, an ihrem linken, unteren Zufluß, der Mottlau, eine halbe Meile von der Küste, liegt die von vielen Wasserarmen durchzogene Stadt und Festung Danzig, unfern der Feste Weichselmünde und dem Hafen Neufahrwasser, nächst Petersburg der wichtigste Ort für den Seehandel im Norden und Hauptstation der Kriegsmarine; einen noch größeren Aufschwung des Danziger Seehandels hindert leider die Absperrung des oberen und mittleren Weichselgebiets. In dem Niederungslande der Weichsel fanden die ersten Kämpfe der deutschen Ordensritter mit den heidnischen Slaven statt, aber nur in dem nördlichen Theile trug das deutsche Element vollständig den Sieg davon.

3) Der Pregel, welcher sich aus einem System von mehreren Flüssen — Pissa, Rominte, Angerap und Inster — und Landseen — darunter der Spirding- und Mauersee — entwickelt und als bedeutendsten Nebenfluß links die Alle aufnimmt, mündet in die nordöstliche Bucht des Frischen Haffs, gegenüber dem Pillauer Tief, der einzigen offenen Stelle in der Frischen Nehrung. Eine Meile oberhalb der Mündung liegt die alte preußische Krönungsstadt Königsberg.

4) Der Njemen gehört nur mit einem kleinen Theile seines unteren Laufes und seinen beiden Mündungsarmen Ruß und Gilge hieher. Mit den letzteren ergießt er sich in das Kurische Haff, welches durch die Kurische Nehrung von der Ostsee geschieden ist und nur durch das Memeler Tief mit derselben zusammenhängt. An seinem linken Ufer liegt Tilsit, die Hauptstadt von Preußisch-Lithauen, welche an die trübsten Tage der preußischen Geschichte erinnert (Friede von Tilsit 9. Juli 1807).

Eine große Anzahl Küstenflüsse gehen der Ostsee vom nördlichen Landrücken zu. Von der Holstein'schen Seenplatte entwickelt sich die Trave, verstärkt sich durch das Wasser mehrerer kleinen Zuflüsse und mündet nach 16 Meilen langem Laufe in die Lübische Bucht. Zwei Meilen oberhalb ihrer Mündung und des Hafens Travemünde liegt die Freie Stadt Lübeck, berühmt als ehemaliges Haupt der Hansa, jetzt mit ihrem Handel mehr auf die Küsten der Ostsee beschränkt, obgleich durch den Stecknitz-Kanal auch Wasserverbindung mit der unteren Elbe und der Nordsee besteht.

Von der Mecklenburger Seenplatte fallen die Stepenitz, die Stör als Abfluß des Schweriner Sees, die Warnow, Recknitz und Peene, von der pommerschen die Rega, Persante mit dem Hafen von Kolberg, Grabow, Wipper, Stolp, Lupow und Leba zur Ostsee. Ihre Bedeutung beschränkt sich auf die Holzflößerei aus den Wäldern des Landrückens nach den Küstenorten.

Der Ueberblick der Bodengestaltung Deutschlands ließ uns eine große Mannichfaltigkeit in den Formen erkennen, von den beschneiten Gipfeln des Hochgebirges bis zu den flachen Marschländern der Küste, von den kahlen und nackten Hochflächen zu den welligen Hügellandschaften. Dagegen zeigt die Betrachtung unserer Ströme und Stromgebiete eine gewisse Gleichartigkeit sowol in der Vertheilung des Wassers, als in der Richtung und den Eigenschaften der Flüsse. Ueberall fördern sie im Innern die Verbindung zwischen Süd und Nord, den Verkehr zwischen den Bewohnern des Gebirgslandes und denen der Ebene. Nirgends haben sie infolge großer Strombreite oder unzulänglicher, zerklüfteter Thalränder die Bedeutung von geographischen Grenzlinien; auch der Main, der eine Zeitlang als die politische Scheidelinie zwischen Nord- und Süddeutschland galt, vermochte dieser Bestimmung nicht zu entsprechen; denn zahlreiche Uebergänge kürzen den Landweg am Main und lassen den Unterschied von rechtem und linkem Ufer für den Verkehr beinahe verschwinden. Während aus der Vielgestaltigkeit des Bodens sich die vielfache Gliederung der Nation und das verschiedenartige charakteristische Gepräge der einzelnen Stämme und Zweige unseres Volkswesens erklärt, weisen unsere großen Stromsysteme durch die obigen Eigenthümlichkeiten auf die Uebereinstimmung der Kulturinteressen hin und fördern bei aller Mannichfaltigkeit des Volkslebens wieder die Einheit der Nation.

Das Klima, unter dem wir wohnen, ist mild. Deutschland gehört der nördlichen Hälfte der gemäßigten Zone an. Die mittlere Jahrestemperatur von verschiedenen Orten in gleicher Höhe über dem Meeresspiegel zeigt keine großen Unterschiede. Die Erzeugnisse des Bodens sind nicht so überreich, daß in ihnen eine Versuchung zur Trägheit und Erschlaffung läge. Klima und Boden fordern vielmehr zur Arbeit auf, aber auf der Arbeit ruht auch der Segen.

Deutschland ist oft als das Land der Mitte, das Land der Ausgleichung der Gegensätze bezeichnet worden. Dies trifft auch in politisch-geographischer Beziehung zu. Im Osten, Südosten und Westen von drei Hauptmächten des Kontinents umschlossen, scheint unser Deutsches Reich berufen, die widerstreitenden Interessen derselben auszugleichen, die Fortschrittte der Kultur zu schützen und für den Frieden der Welt zu wachen. Ein tapferes, wohlgerüstetes, einheitliches Heer beschirmt den Frieden, das Recht und die Ehre des Reiches, und die junge, aber geachtete Flotte beschützt den Handel und hält die Ehre der deutschen Flagge auch in den fernsten Meeren aufrecht.



Volkstrachten aus Pommern.

Sprache, Stämme und Mundarten.

Zu den kostbarsten Gemeingütern, welche eine Nation besitzt, gehört die Sprache; in ihr gelangt das geistige Leben des Volkes zu seinem vollkommensten Ausdruck. Blicken wir zurück auf den Entwickelungsgang, welchen unsere Sprache genommen, bis sie in dem gegenwärtigen „Hochdeutsch“ ein festes Gepräge erhalten hat, so läßt sich an ihrer fortschreitenden Ausbildung zugleich der Bildungsgang der Nation erkennen.

Die deutsche Sprache ist mit ihren germanischen Schwestersprachen dem indogermanischen Sprachstamm entsprossen, dessen Heimat in dem asiatischen Hochland, nordöstlich über dem Kaspischen Meere, zu suchen ist. Es ist dies derselbe Stamm, zu welchem alle bedeutenderen Kultursprachen gehören, nämlich das Indische, Persische, Griechische, das Römische mit seinen romanischen Tochtersprachen, welche aus der Vermischung der lateinischen Umgangssprache mit den in jene Länder gedrungenen germanischen Sprachelementen sich gebildet haben (Italienisch, Französisch, Spanisch und Portugiesisch), endlich die slavischen und keltischen Sprachen. Alle diese Sprachen haben ihre Wurzel in dem Sanskrit. Ihre Bildung von dem gemeinschaftlichen Stamme geschieht

nach den beiden Gesetzen der Ablautung, d. h. des Wechsels der Vokale unter einander, und der Lautverschiebung, d. h. der Vertauschung solcher Konsonanten, die mit demselben Organe gebildet werden, unter einander, also der Zungenlaute t, d, z, der Lippenlaute p, b, f und der Kehllaute k, g, ch. Sehr oft ist die gemeinschaftliche Abstammung der verschiedenen Wortformen in den indogermanischen Sprachen noch deutlich erkennbar, z. B.:

Deutsch:	Lateinisch:	Französisch:	Griechisch:	Persisch:	Indisch:
Vater	pater	père	pater	federe	pitar
Bruder	frater	frère	phrator	brâtar	brâtar
Hund	canis	chien	küon	cpan	cvan
Ich	ego	je	ego	asem	aham
Zwei	duo	deux	düo	du	dva

Zu den germanischen Sprachen gehören außer der deutschen noch die ausgestorbene gothische und die skandinavischen oder nordischen Sprachen, welche letztere sich in der dänischen, norwegischen und schwedischen Sprache noch erhalten haben.

Innerhalb der deutschen Sprache bildeten sich gleichzeitig mit der Sonderung der deutschen Hauptstämme verschiedene Mundarten, unter welchen wieder das Angelsächsische auf den Britischen Inseln und in späterer Zeit das Holländische auf den Niederungen des Rhein sich zu selbständigen Sprachen entwickelten. Unter den Mundarten, die sich auf deutschem Boden ausbildeten, unterschieden sich die ober- und niederdeutschen. Die ersteren, welche im gebirgigen Süddeutschland sich bildeten, haben härtere Laute und werden vorherrschend mit Kehle und Brust gesprochen; den letzteren, welche im norddeutschen Flachlande entstanden, sind breitere Laute eigen, auch werden sie mehr mit Zunge und Lippen gesprochen. Zu den niederdeutschen Mundarten gehören diejenigen des sächsischen und friesischen, zu den oberdeutschen diejenigen des schwäbisch-alemannischen, bayrischen, fränkischen und thüringischen Stammes.

Der Umstand, daß der Entwickelungsgang der deutschen Bildung sich zuerst im südlichen Deutschland abschloß und nur allmählich über das nördliche sich erstreckte, war die Ursache, weshalb die ober- oder hochdeutschen Mundarten in der Literatur überwiegende Geltung erlangten. Während die meisten älteren Schriftwerke, wie die Evangelienharmonie oder der „Krist" vom Mönch Otfried in Kloster Weißenburg (865), und die ganze herrliche Literatur des Hohenstaufenzeitalters in oberdeutscher Mundart niedergelegt sind, haben sich in niederdeutscher nur wenige poetische Erzeugnisse aus älterer Zeit, wie das Hildebrandslied (vor 800) und die altsächsische Evangelienharmonie oder der „Heliand" (830), ferner die Thiersage von Reineke Vos und einige prosaische Schriftwerke, wie der „Ulenspeegel", erhalten.

In der Entwickelung des Hochdeutschen werden drei Perioden unterschieden:

1) Das Althochdeutsche, bis zur zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, zeichnet sich durch den Reichthum von Stamm- und Wurzelwörtern, durch Bildsamkeit zu neuen Wörtern und Wohllaut aus. Man lese das Vaterunser aus dem 8. Jahrhundert:

Fater unser du pist in himilum.
kauuihit [1]) si namo din.
pighueme [2]) rihhi din.
uuesa din uuillo
sama so in himile ist, sama in erdu.

Pilipi unsraz emizzigaz [3])
kip uns eogauuanna.
enti flaz uns unsro sculdi
sama so uuir flazzames unsrem scolom.

Enti ni princ unsih in chorunka [4])
uzzan kaneri unsih fona allem sunton.

2. Das Mittelhochdeutsche, von der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bis zum Schlusse des Mittelalters, entbehrt der kräftigen Beugungsformen durch den Ablaut; an Stelle der volltönenden Vokale in den Beugungs- und Ableitungssilben tritt vielfach die Endung mit dem unbetonten e, auch finden häufige Umschreibungen mit dem Hülfszeitwort und die Einführung von Füge- und Bindewörtern statt. Dadurch verliert die Sprache an Wohllaut und Kraft, sie eignet sich aber mehr zu einem kunstvollen Versbau und zu einer scharfen Scheidung der Begriffe.

Wir theilen eine Probe aus den Liedern Walther's von der Vogelweide mit:

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolte fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Während bis dahin jede Mundart zugleich als Schriftsprache gebraucht wurde und nur im Zeitalter der Hohenstaufen der schwäbische Dialekt als solche den Vorzug erhielt, machte sich seit der lebhaften geistigen Bewegung im Anfange des 16. Jahrhunderts, der Reformation und der Verbreitung der Buchdruckerkunst, das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Schrift- und Umgangssprache für alle Gebildeten immer mehr fühlbar. Für eine solche empfahl sich die obersächsische Mundart, welche sich in dem südlichen Theile des Obersächsischen Kreises, d. h. in Thüringen und der Markgrafschaft Meißen, wo ober- und niederdeutsche Elemente sich am nächsten berühren, gebildet und bereits als Rechtssprache in den Handschriften des sogenannten „Sachsenspiegels" und der verschiedenen Stadtrechte, vorzüglich des Magdeburgischen, sowie in den Kanzleien der Höfe Geltung erlangt hatte. Indem Luther diese Mundart seiner Bibelübersetzung vorzugsweise zu Grunde legte, wurde er der Begründer des Neuhochdeutschen als der gemeinschaftlichen Schrift- und Umgangssprache.

3. In dem Neuhochdeutschen sind die einfachen Beugungsformen und Konstruktionen noch mehr außer Gebrauch gekommen; um so größere Sorgfalt

[1]) geweihet. [2]) es komme. [3]) unaufhörliches d. h. tägliches. [4]) Versuchung.

wurde auf die grammatische und rhetorische Fortbildung der Sprache, auf das Gefüge der Sätze und den Periodenbau verwandt. Auch wurden viele Wortbildungen aus den niederdeutschen Mundarten in das Hochdeutsche aufgenommen und der Wortschatz der Sprache dadurch bereichert.

Unter dem politischen Verfalle Deutschlands im Laufe des 17. Jahrhunderts hatte auch die Sprache zu leiden. Die deutschen Schriftsteller entlehnten so viele Wörter und Redensarten aus dem Französischen, Spanischen, Griechischen und Lateinischen, daß Luther und Sachs ihre Muttersprache kaum wiedererkannt haben würden. An den Höfen und in den Kreisen der höheren Stände bediente man sich mit Vorliebe des Französischen; die Gelehrten schrieben in der lateinischen Sprache und die Geistlichen auf der Kanzel sprachen zwar angeblich deutsch, mischten aber, um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, so viele lateinische, griechische und hebräische Wörter und Sätze in ihre Predigten ein, daß diese für die große Menge oft ganz unverständlich wurden. Es bedurfte der vieljährigen Anstrengungen eines Opitz, Leibnitz, Gottsched u. A., um die fremden Elemente aus der deutschen Sprache zu verdrängen, und es mußte noch ein kräftiger Aufschwung des deutschen Geistes vorhergehen, um der Sprache wieder ihre alte Innigkeit, Ursprünglichkeit und Natürlichkeit wiederzugeben. Den Höhepunkt der Ausbildung erreichte aber die deutsche Sprache gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch unsere großen Klassiker Lessing, Schiller und Goethe.

In demselben Grade, wie die hochdeutsche Schriftsprache durch ihre Anwendung auf der Kanzel, in der Schule und in der Presse, durch die allgemeine Wehrpflicht und durch die modernen Völkerwanderungen mittels Eisenbahnen und Dampfschiffen an Verbreitung gewonnen hat, sind die Mundarten zurückgedrängt worden; sie haben aber ihre Bedeutung im Volksleben behalten. Die Mundart bleibt die natürliche Heimsprache, das ursprüngliche Organ der Gedanken und Empfindungen des Volkes. Schmeller vergleicht dieselben in ihrem Verhältniß zur Schriftsprache mit einer „reichen Erzgrube neben einem Vorrathe schon gewonnenen und gereinigten Metalles" oder mit dem „noch ungelichteten Theile eines tausendjährigen Waldes neben einer Partie desselben, die zum Nutzgehölz durchforstet, zum Lusthain geregelt ist." Die Mundarten sind in der Bezeichnung der Begriffe naiver, kraftvoller und derber als die Schriftsprache; sie vermeiden alle kunstvollen Wendungen, Umschreibungen oder Zwischensätze und werden dadurch einfach und bündig; sie sollen unmittelbar auf das Ohr wirken und werden dadurch auch klangvoller. An den Mundarten lassen sich die Eigenthümlichkeiten des Volksthums in den verschiedenen Gegenden erkennen. Schon die Ausdrucksweise beim Gruße, die Betheuerungsformel zur Bekräftigung der Rede, die Form des Dankes, die gangbaren Sprüchwörter, die Inschriften auf Haus und Geräth, die Ortsneckereien und Schildbürgereien sind wichtig für unser Verständniß des Volkslebens, und es lohnt wol der Mühe, auch diese Seite unseres reichhaltigen und vielartigen Volkswesens näher zu betrachten. Der Unterschied der Schriftsprache von den Mundarten, sowie der ober- und niederdeutschen Mundarten von einander, tritt am meisten bei einem Vergleich der alemannischen und der niedersächsischen Mundart hervor, auf welche wir daher in Folgendem besonders Bezug nehmen. Derselbe zeigt sich:

1) in der verschiedenen Aussprache der Vokale und Diphthonge oder in dem Ablauten der Vokale.

Das hochdeutsche a wird in Bayern und Schwaben als ein Mittellaut zwischen a und o ausgesprochen. Die hochdeutschen Diphthonge au und ei verwandeln sich im Allemannischen häufig in u und i („Hus“ für „Haus“, „schint“ für „scheint“), im Niedersächsischen in oo und ie („Droom“ für „Traum“, „Liew“ für „Leib“). Das u verwandelt sich alemannisch in ü (Güt, Blüt, Glüt), ebenso das eu niedersächsisch in ü („Düwel“ für „Teufel“).

2) in den Veränderungen gewisser Konsonanten beim An- und Auslaut oder in den Lautverschiebungen.

Das Niedersächsische meidet die zischenden und hauchenden Konsonanten und setzt für ß und z — t (für „saß“ — „sat“, für „Herz“ — „Hart“, für „zusammen“ — „tosam“), ferner für ch — k (für „Bach“ — „Bäk“, für „ich“ — „ick“), für pf — p (für „Pferd“ — „Perd“). Es verwandelt das anlautende z in t („to“ und „tau“ für „zu“, „vertellen“ für „erzählen“), das anlautende t in d („Droom“ für „Traum“, „deep“ für „tief“). — Das Alemannische setzt dagegen ch auch für k (Chetzer, Chöpfli, Chue), besonders vor l, n und r (Chnabe, Chnecht, Chrütz). — Das Niedersächsische setzt im Auslaut für b — f und v (für „Leib“ — „Lief“, für „gab“ — „gav“), für f — p (für „Reif“ — „Riep“, für „tief“ — „deep“); es verwandelt ferner das auslautende s in t („dat“ für „das“, „wat“ für „was“, „et“ für „es“), das auslautende r in s („was“ für „war“).

3) in dem Abwerfen von auslautenden Konsonanten, sowol dieser allein, als auch in ihrer Verbindung mit dem unbetonten e zur Endsilbe;

z. B. des Lippenlauts b (niedersächsisch „gel“ für „gelb“, alemannisch „bli“, „gi“, „Bue“ für „blieb“, „gieb“, „Bube“), der Zungenlaute d und t (niedersächsisch nach ch in „schlech“, „Gesich“, „Geschich“ für „schlecht“, „Gesicht“, „Geschichte“, nach n in „Urkun“, „un“ für „Urkunde“, „und“, ferner nach s in „is“, „bis“, „has“ für „ist „bist“, „hast“; alemannisch nach r in „wir“ für „wird“ und nach s in „isch“, „bisch“, „hasch“ für „ist“, „bist“, „hast“), des Gaumenlauts ch (sowol ober- als niederdeutsch in der Adverbialendung „li“ für „lich“, ferner „mi“ und „di“ für „mich“ und „dich“; alemannisch „au“ für „auch“, „na“ für „nach“).

Besonders kraftvoll wird im Niedersächsischen die Form der einfachen Vergangenheit durch das Abwerfen des t mit dem unbetonten e, wodurch die Form ähnlich der starken Beugungsform wird und namentlich in fortlaufender Erzählung die kräftige Kürze fördert (z. B. „rich“ für „reichte“, „hal“ für „holte“, „folt“ für „faltete“, „wahn“ für „wohnte“, „wolk“ für „welkte“, „molk“ für „melkte“, „dach und dich“ für „dachte und dichtete“).

4) in dem Ausstoßen von Konsonanten der leichteren Aussprache und des Wohllauts wegen;

z. B. der Lippenlaute b und p (niedersächsisch „han“ und gehat“ für „haben“ und „gehabt“, „Harst“ für „Herbst“, „Hout“ für „Haupt“), der Zungenlaute d und t (niedersächsisch „Kinner“ für „Kinder“, „ornlich“ für „ordentlich“, „Olle“ für „Alte“, „Frünschaft“ für „Freundschaft“), des Zungenlauts r

(niedersächsisch „Bost“ für „Brust“, „Föst“ für „First“), der Gaumenlaute g und ch (niedersächsisch „Morrn“ für „Morgen“, „Sünndas“ für „Sonntags“, „Swaalke“ für „Schwalbe“, „slahn“ für „schlagen“).

Das Ausstoßen von Konsonanten kommt am häufigsten bei Zusammensetzungen und Zusammenziehungen vor. Schon im Hochdeutschen sagt man „Kirmeß“ statt „Kirchmeß“, „Marstall“ statt „Marchstall“ (Pferdestall); man erreicht dadurch die vollständigere Verschmelzung der beiden Begriffswörter zu einem dritten. Alemannisch sagt man auch „Chilwih“ für „Kirchweihe“, niedersächsisch „Karspel“ und „Kaspel“ für „Kirchspiel“, „Nahwer“ für „Nachbar“, Haubstadt“ für „Hauptstadt“, „Diensmann“ für „Dienstmann“, „Lichmeß“ für „Lichtmeß“ u. s. w. Bei Zusammenziehungen geht man noch weiter und sagt alemannisch „simmer und hemmer“ statt „sind wir und haben wir“, „was hender, was wender“ statt „was habt ihr, was wollt ihr“, „hani und wili“ statt „habe ich und will ich“, „Gsegott“ statt „Gesegne's Gott“ u. s. w.

5) in einigen grammatischen Eigenthümlichkeiten, insbesondere in dem Mangel des Genitivs und der einfachen Vergangenheitsform in den oberdeutschen Mundarten; an Stelle dieser Formen tritt die Umschreibung mit Vorwörtern und der Gebrauch des Hülfszeitworts ein.

Hebel hat den Versuch gemacht, den Genitiv in der alemannischen Mundart wieder einzuführen, so nennt er die Wiese „Feldbergs liebligi Tochter“ und den Rhein „'s Gotthards große Bueb“; die eigentliche Volksmundart kennt indessen diesen Genitiv nicht.

Im Allgemeinen können die niederdeutschen Mundarten als die kraftvolleren den oberdeutschen gegenübergestellt werden. Diese Kraftfülle beruht auf dem Vorherrschen der Stamm- und Wurzelwörter, dem Abwerfen der nicht betonten Endungen und den charakteristischen Zusammenziehungen. Im Niederdeutschen herrscht das T vor, im Alemannischen das S und die Zischlaute, so in der zweiten Person der Auslaut auf sch anstatt auf st („gohsch“ für „gehst“, „laufsch“ für „läufst“, „de g'fallsch mir“ statt „du gefällst mir“, „was hesch für Festen im Chöpfli“ statt „was hast du für Flausen im Kopfe“). Das st wird im Alemannischen auch in der Mitte und am Schlusse des Wortes mit dem Zischlaut ausgesprochen (Meischter, Geischt). Die weichen, wohlklangbildenden Mitlaute W, M, L sind im Alemannischen zahlreich vertreten, die harten seltener. Die alemannische Mundart nimmt daher etwas Weiches, Mildes an, wozu außerdem das vielfache Eindringen des Selbstlautes J beiträgt, der an sich schon durch den Wegfall des schließenden Mitlauts selbständiger hervortritt. Das i findet sich in der Verkleinerungsform „li“ für „lein“ (Brünnli, Aeugli, Stübli), ferner als Endung der weiblichen und der Mehrheitsform der Eigenschaftswörter (Feldberg's liebligi Tochter, dunkleri Bäumli), endlich auch in den Zahlwörtern (vieri, fünfi).

Mehr als aus einer theoretischen Erörterung läßt sich aus dem wirklichen Vergleich der beiden Mundarten der Unterschied derselben erkennen. Wir wählen dazu Hebel's Gedicht „Freude in Ehren“ in alemannischer und Klaus Groth's „Min Modersprak“ in niedersächsischer Mundart.

Freude in Ehren.

Ne G'sang in Ehre,
Wer will's verwehre?
Singt's Thierli nit in Hurscht[1]) und
Nascht [2]),
Der Engel nit im Sterne-Glascht?
E freie, frohe Muth,
E gsund und fröhlich Blut
Geht über Geld und Gut.

Ne Trunk in Ehre,
Wer will's verwehre?
Trinkt's Blüemli nit si Morgenthau?
Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?
Und wer am Werchtig [3]) schafft,
Dem bringt de Rebesaft
Am Suntig neui Chraft.

Ne Chuß in Ehre,
Wer will's verwehre?
Chüßt's Blüemli nit si Schweschterli?
Und's Sternli chüßt si Nöchberli?
In Ehre, hani gseit,
Und in der Unschuld Gleit,
Mit Zucht und Sittsemkeit.

Ne freudig Stündli,
Isch's nit e Fündli?
Jez hemmers und jez simmer do!
Es chunnt [4]) e Zit, wird's anderscht goh.
's währt alles churzi Zit,
Der Chilchhof isch nit wit.
Wer weiß, wer bal dört lit?

Wenn d'Glocke schalle,
Wer hilftis [5]) alle?
O gebis Gott e sanfte Tod!
E rüeihig Gwisse gebis Gott,
Wenn d'Sunn am Himmel lacht,
Wenn alles blitzt und chracht,
Und in der letschte Nacht.

Min Modersprak.

Min Modersprak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen
Du drevst [6]) den Stolt herut.

Du bögst min stiewe Nack so licht,
As Moder mit ehrn Arm;
Du fichelst mi umt Angesicht,
Un still is alle Larm.

Ik föhl mi as en lüttjet [7]) Kind,
De ganze Welt is weg,
Du pust mi as en Vährjahrswind [8])
De kranke Bost torecht.

Min Obbe [9]) folt mi noch de Hann'
Un seggt to mi: Nu be! [10])
Un „Vaderunser" fang ick an,
As ik wul fröher de.

Un föhl so deep: dat war verstan,
So sprickt das Hart sik ut,
Un Rau [11]) vunn Himmel weiht mi an,
Un Alln's is wedder gut!

Min Modersprak, so slicht un recht,
Du ole, frame [12]) Red!
Wenn blot en Mund „min Vader" seggt,
So klingt mi't as en Bed. [13])

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigal;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.

Die Grenze zwischen den ober- und niederdeutschen Mundarten läßt sich schwer ziehen, da hin und wieder Mischdialekte vorkommen und da sowol oberdeutsche Sprachinseln auf niederdeutschem Gebiete sich finden, als auch die niederdeutsche Mundart stellenweise in oberdeutsche Gegenden hineinragt. Im Allgemeinen kann eine Linie von der Eifel über Köln am Rhein zur Mündung der Saale in die Elbe, die Elbe aufwärts bis Wittenberg, von da bis Krossen an der Oder und weiter über Züllichau und Meseritz zur oberen Warte als die Grenzlinie angesehen werden.

---

[1]) Strauch. [2]) Ast. [3]) Werktag. [4]) kommt. [5]) hilft uns. [6]) treibst. [7]) kleines. [8]) Frühjahrswind. [9]) Großvater. [10]) bete. [11]) Ruhe. [12]) fromme. [13]) Gebet.

Die natürlichste Unterscheidung der Mundarten ist nach den alten Stämmen, welche die Eigenthümlichkeiten unseres Volkswesens vertreten; aber außer den Hauptdialekten der Volksstämme haben sich in verschiedenen Gegenden durch die Verbindung mit anderen Elementen, durch Vermischung der Mundarten unter einander und den Verkehr in größeren Städten noch besondere Unterdialekte gebildet, sodaß sich eine ziemlich bunte Musterkarte der verschiedenen Dialekte zeichnen ließ.

Sachsen, Friesen, Franken, Thüringer, Bayern und Schwaben — das sind die edlen, kräftigen Stämme, die Säulen, auf denen unser deutsches Volksthum ruht, jeder einzelne Stamm stattlich von Wuchs, reich von Entfaltung, eigenthümlich von Art.

Von den Mündungsarmen des Rhein bis zur Elbmündung und weiter hinauf nach Schleswig, theils auf den Marschen und Mooren der Küste, theils auf wogenumrauschten Eilanden, wohnt der Friesen seetüchtiger Volksstamm, abgehärtet und an Gefahren gewöhnt im Kampfe mit Sturm und Flut, gegen die sie ihren Boden Jahrhunderte hindurch vertheidigen mußten und mit mächtigen Wällen schützten. In diesem Kampfe hat sich ihr Charakter gebildet, ernst und schweigsam, hartnäckig und zähe, mäßig und nüchtern, den Künsten abhold, voll Freiheitsstolz und Selbstgefühl. Es dauerte lange, ehe sie eine andere Obrigkeit über sich erkannten, als Kaiser und Reich. „Ela, fria Fresena!“ (Edler, freier Friese!) hieß der alte, stolze Friesengruß. Unweit Aurich in Ostfriesland liegt noch der Hügel, genannt „der Upstaalsboom“, der ihre Freiheitsschwüre gehört, so oft ein Graf ihre Unabhängigkeit bedrohte. Hier versammelten sich jährlich die Abgeordneten der sieben friesischen Seelande; hier wählten sie die Richter, welche dem Gesetze schwuren, und die „Talemänner“, welche für die Rechte des Volkes zu wachen hatten. Niemals haben sie der Geistlichkeit den Zehnten gegeben, niemals einen unbeweibten Priester in ihrem Lande geduldet. Priester und Pfaffen kommen auch in ihren Sprüchwörtern schlecht weg: „'t Best in 't Midden, sä de Düwel, da leep se tusken twee Papen.“ (Das Beste in der Mitte, sagte der Teufel, als er zwischen zwei Pfaffen lief.) Ihr zuversichtliches Gottvertrauen findet aber Ausdruck in einem anderen friesischen Sprüchwort: „Givt Jott Jungens, givt he ook Bücksen!“ — Auch die Frauen tragen die Züge strenger Ehrbarkeit und hohen Sinnes. Uebrigens sind die Friesen nicht frei vom Aberglauben. Mancher Friese schwört darauf, in stürmischer Nacht vom Strande aus das unheimliche Gespensterschiff auf den Wogen schwankend erblickt zu haben, und die Jungfer, die Nachts am einsamen Strande zu thun hat, hütet sich wohl, daß sie nicht dem „Waterkärl“ mit den seegrünen Augen begegne, der schon so manche in seine feuchte Wohnung hinabgezogen hat. Hier fährt der Kiel des Schiffes über die Dächer versunkener Städte und Dörfer hinfort — die Jahde und der Dollart wissen davon zu erzählen — und wer am Ostermorgen im Nachen auf die See hinausfährt, der sieht ganz deutlich auf ihrem Grunde Thurm, Giebel und Straßen, ja, er hört die Glocken aus der Tiefe läuten. Eigenthümlich ist den friesischen Küstenbewohnern die Gabe des sogenannten „zweiten Gesichts“, welches sie brennende oder strandende Schiffe im Geiste schon lange vorhersehen läßt.

Die Nachkommen der „edlen, freien Friesen" sind mehr und mehr durch die vordringende sächsische Art nach Norden verdrängt worden und jetzt nur noch auf den Marschstrecken des Jever- und Butjadinger Landes, im Saterland, auf den Inseln Norderney, Borkum, dem versinkenden Wangeroge, sowie auf den Inseln an der Schleswig'schen Westküste, Sylt, Föhr, den Halligen, und auf Helgoland zu finden.

Die sandigen Geeststrecken an der Küste haben sie den Sachsen überlassen. Auch die neufriesische Mundart ist ein Niedersächsisch, mit altfriesischen Resten vermischt; nur auf den Inseln wird das Friesische noch rein gesprochen.

Als Probe des Neufriesischen, wie es im Butjadinger Lande, d. h. im Lande jenseits der Jahde („buten de Jahde") gesprochen wird, diene das nachfolgende Gedicht:

De Snieder un de Rieder.

Et weer enmal een Snieder,
De harr [1]) een moje [2]) Deern,
Un weer enmal een Rieder,
De harr de Deern so gern.

Herr Snieder, sprook de Rieder,
Gäwt mi Jo junget Wich! [3])
Herr Rieder, sprook die Snieder,
Dat Wich dat kriegt Ji [4]) nich.

Un willt Ji mi nich gäwen
Dat löwe junge Blot,
So nehm ick mi dat Läwen
Un morgen bin ick dod!

Un nehmt Ji Jo dat Läwen
Un sunnt [5]) Ji morgen dod,
Dat Wich will ick nich gäwen,
Dat löwe junge Blot.

Een Rieder un een Snieder
De gaht nich goot tosaam,
En Snieder und een Rieder
Paßt nich in eenen Rahm.

Up'n Diske [6]) sitt de Snieder,
De Rieder sitt to Pär, [7])
Darum Ade, Herr Rieder,
Ick danke vär de Ehr!

Friesische Art mit sächsischer gemischt gab die freisamen Ditmarschen, im westlichen Holstein zwischen Elbe und Eider, die bei Bornhövde (1227) und bei Hemmingstedt (1319), mit der Meerflut verbündet, so heldenmüthig für ihre Unabhängigkeit kämpften. Klaus Groth, der sinnige Dichter, hat nicht allein ihre Thaten verherrlicht, sondern auch das Leben dieses kernigen, mannhaften Volkes in seinen Liedern auf das Anschaulichste geschildert (vergl. oben „Min Modersprak").

In dem Flachlande zwischen Elbe, Harz und Weser und vom Teutoburger Walde bis an den Niederrhein (oder in dem heutigen Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, — mit Ausnahme der Küsten, — im Magdeburgischen, in Braunschweig, Anhalt, Lippe, Waldeck, Theilen von Hessen — Hofgeismar, Schomburg, Wolfshagen — und in Westfalen) wohnen die Sachsen, Nachkommen des Ingo, des Erstgeborenen Teut's, ausdauernd und nachhaltig im Glauben und in der Arbeit, unbeugsam und unerschütterlich in Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit und Freiheit, Trutz unter'm Hute, Treue im Herzen. Ihr Selbständigkeitsgefühl, verbunden mit dem rechten Gottvertrauen, läßt sich schon in den Haussprüchen erkennen, welche bei ihnen auf dem Lande so

[1]) hatte. [2]) schöne. [3]) Euer junges Mädchen. [4]) Ihr. [5]) seid. [6]) Auf dem Tische. [7]) zu Pferde.

zur Sitte geworden sind, daß z. B. der Westfale — wie man sagt — in einem Hause ohne Spruch nicht wohnen mag, weil es ihm vorkomme wie „ein Ei ohne Salz". Sehr häufig lesen wir hier über der Hausthür die Inschrift:

„Wat frag' ick nah de Lü?
Min Herrgott helpet mi!"

Ein ähnlicher mannhafter Stolz liegt auch in der Inschrift eines westfälischen Bauernhauses, daselbst unter einem Wappen, welches den Pflug zur Helmzier hat und mit Dreschflegel und Heugabel armirt ist:

„Das beste Wappen in der Welt
Ist der Pflug im Ackerfeld!"

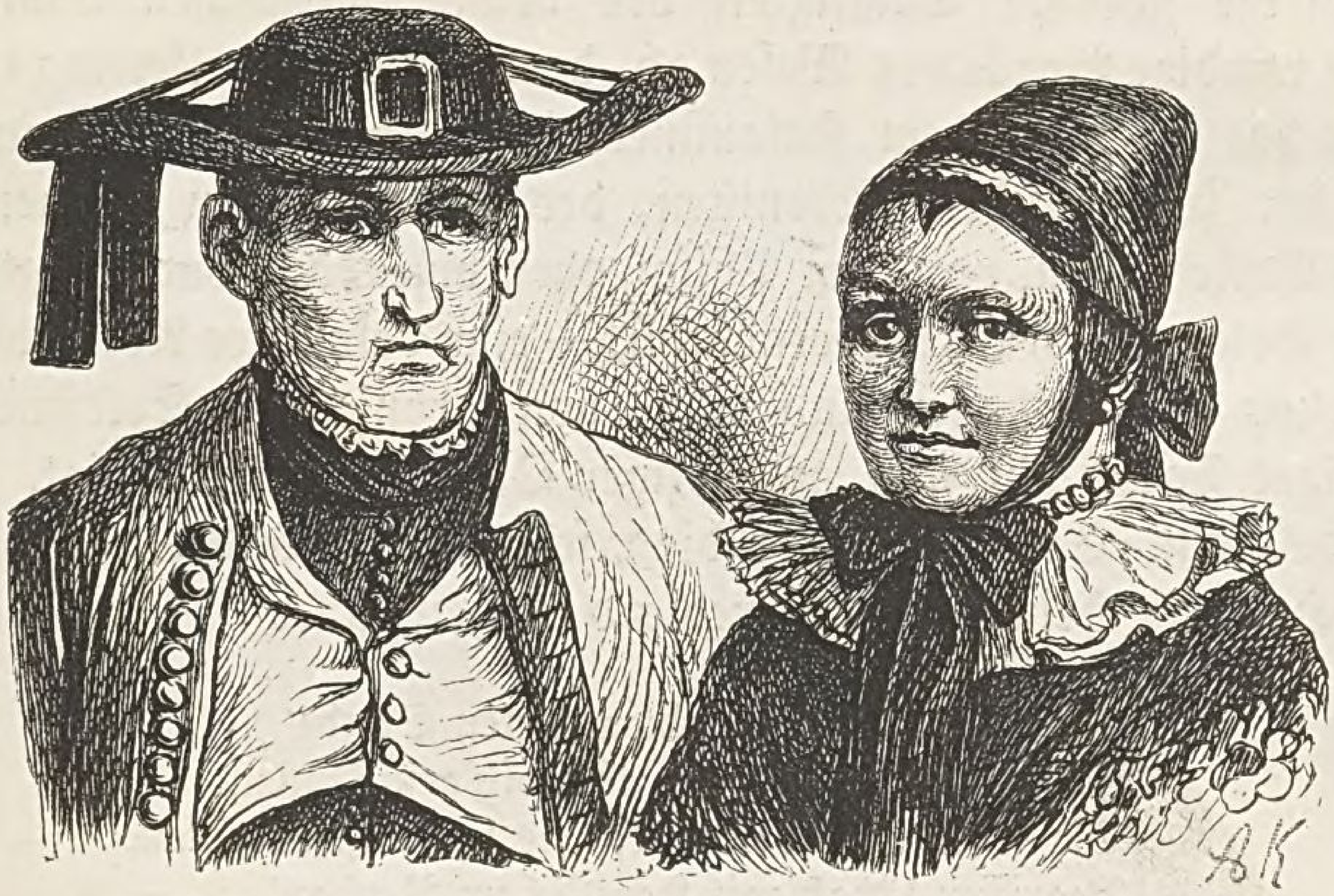
Bei aller Gottesfurcht ist der Sachse ein abgesagter Feind des Pfaffenthums und der Frömmelei. Im Lippe'schen hat man den Spruch: „Papen (Pfaffen) Gierigkeut un Gottes Barmherzigkeut wieret in olle Ewigkeut!" und von einer übertrieben Frommen sagt man im Hildesheim'schen: „Sei süht ut, as wenn sei Wiehwater-Suppen gegetten hedde." — Als ein kraftvoller Menschenschlag fordern die Sachsen auch kräftiges Essen, wie die Schinken im Rauchfang und die Pumpernickel im Backofen des westfälischen Bauern zeigen. Wenig löblich, aber doch etwas übertrieben klingt dagegen, was Sebastian Münster in seiner Kosmographie (um die Mitte des 16. Jahrhunderts) über das Trinken der Sachsen sagt: „Das Bier trincken sie also vnmäßig, ja reitzen und zwingen einander zu einem solchen vberfluß, daß einem Ochsen zu viel wäre. Sie lassen es auch nicht darbey bleiben, daß sie sich voll trincken, sondern trincken so lang, bis sie wieder nüchtern werden, und das treiben sie den gantzen tag und auch oft die gantze nacht, und welcher die andern mit trincken vberwindt, der wird darvmb gelobt und ist jm eine Ehre, er vberkompt auch dadurch ein kleynot, vmb welches er mit trincken gestritten hat, und zum zeugnuß seiner erjagten Ehre wird er gekrönt mit Rosen oder anderen wohlschmeckenden kreütern."

Die Westfalen haben innerhalb des sächsischen Stammes ihre Eigenart für sich, wie sie uns Immermann in der markigen Gestalt des Hofschulzen und dem frischen rothwangigen Naturkinde, der blonden Lisbeth, lebendig geschildert hat. Der Westfale ist still und bedächtig, treu und verschwiegen, stolz auf Herkunft, Freiheit und Besitz, fest haltend an der Väter Sitten und Brauch. Noch steht bei Dortmund das uralte Lindenpaar, vom Blitz gespalten und dennoch aus frischen Zweigen blühend, wo einst Stuhlherren und Schöffen der heimlichen Fehm zum Urtheilsspruche sich versammelten, der unwiderruflich das Haupt des Schuldigen traf. Erst in der Zeit des ersten Napoleon wurde das letzte Freigericht in Westfalen aufgehoben (1811); ob es aber ganz von der „rothen Erde" geschwunden, läßt sich noch immer nicht mit Bestimmtheit behaupten.

In der Mundart unterscheidet sich der Westfale von den übrigen Niedersachsen außer der abweichenden Aussprache einiger Vokale — au, eu und ei statt des schriftdeutschen u, ü und i, welche sonst im Niedersächsischen o, ö und e gesprochen werden, — durch die getrennte Aussprache des sch beinahe als sk und die des g als k; auch werden die Fürwörter „mich", „dich" westfälisch „meck", „deck" ausgesprochen (niedersächsisch „mi", „di").

Als Probe der westfälischen Mundart folge hier ein Bruchstück aus dem Schreiben, mit welchem die Westfalen die Abschiedsworte des Königs nach dem Tilsiter Frieden (1807) beantworteten:

„So wahr wi levt, 't is nig Dine Schuld, dat de Generale un Ministers na dem Erlag bi Jena to bedonnert un to verbiestert weren, um de verstrügten Sgaren to uns hertostüren, um se, met unseren Landknegden verenet, tom negen Kamp optoropen. Liev un Leven hädden wi daran wagt. Denn Du must nig twifeln, dat in unsen Adern dat Bloot der olen Cherusker nog fürig flüt, un wi nog stolt darup sünd, Hermann und Wittekind unse Landslüte to nennen. Op unsem Grunde ligt dat Winfeld, wor unse Vörfaren de Fiende, de dat düdisge Hik verwösten wullen, so slogen, dat se dat Upstaan vergaten... Leve wohl, ole, gode König! God geve, dat de Ueverreste Dines Landes Di trouwere Generale un klökere Ministers finden late, as de weren, de Di betröbden."



Niederdeutsch-westfälische Typen.

Für das Niedersächsische, wie es in Limmer bei Hannover gesprochen wird, möge als Probe hier die Stelle aus der Predigt Platz finden, in welcher der originelle Pastor Sackmann († 1718) einen Perrückenmacher aus Hannover abkanzelt, der sich für den Schwedenkönig Friedrich I. ausgegeben hatte und als solcher in der Kirche erschien. Sie lautet:

„Beelzebub schal so vel bedüen as een Fleien-Könnig, so nennden de Juden damals den bösen Fiend ut Verachtung. Se wußten, dat he een hoffördigen Geist ist, de nig Ehre genaug kriegen kann, un wollden ön damidde recht kränken, wenn se Beelzebub to öm säden. Du wült dog geren een Gott sien, so magst Du denn een Könnig over de Fleigen sien, so hast Du dog wat to befehlen. — Seit mal, mine leeven Kinner, dat kummet mi ebenso vör as de Kerel, de da gegen mi över in dem blagen Kleede sitt; de denkt ook, ek schall glöven, he were de Könnig von Sweden, un et is dog man een Prückenmaaker ut Hannover. Ja, Du magst mi wol de rechte Könnig sien, Du domme Beelzebub. Bist Du darum her komen, dat Du mi olen Mann tom Narren maken wulst, so hädst Du man können to Huse bliven, Du donnersche Haarklöver Du!"... worauf sich dieser schleunigst durch die Kirchenthür entfernte.

Auch das Land zwischen Elbe und Oder, welches bei der Völkerwanderung an slavische Völkerschaften verloren gegangen, war in späterer Zeit von Sachsen kolonisirt worden. Einige Eigenthümlichkeiten des slavischen Wesens haben sich mehr in den Küstenländern, als binnenwärts erhalten.

Hier treffen wir zunächst den ernsten, gesetzten Brandenburger, dem sein preußisches Erstgeburtsrecht nicht für ein Gericht Linsen feil ist, mit der treuen Anhänglichkeit an seine angestammten Fürsten, die in den märkischen Sand Palmen und Lorbern pflanzten, und dem strengen Sinn für Ordnung und Gesetz. Durch die schwere Arbeit, mit welcher er dem kargen Boden seine Frucht abringen muß, hat er sich zähe Ausdauer und Gründlichkeit in seinem Thun angeeignet, und die zahlreichen Schlachtfelder der Heimat erinnern ihn daran, „daß für die Freiheit seine Väter starben“ und daß auch er sich allezeit bereit halten möge, für Thron und Vaterland Gut und Blut einzusetzen.

Gegen die schlichte Tüchtigkeit des brandenburgischen Landvolks sticht freilich das windige Berliner Wesen ab, denn in der Bevölkerung der deutschen Hauptstadt hat sich unter dem Zusammenwirken verschiedener Einflüsse — insbesondere der französischen Kolonisten, des orientalischen Elements und der berühmten Philosophen, von dem Philosophen von Sanssouci, Hegel und Fichte bis zu den Gelehrten des Kladderadatsch, — eine besondere Art gebildet, welche eine Mischung von Behagen und Witz, von Ironie und Selbstüberschätzung, von unartiger Tadelsucht und gutherziger Opferbereitschaft zeigt. Aber wenn auch Mendelssohn-Bartholdy über die „schrecklich gebildeten Berlinerinnen“ klagt und Heinrich Heine sehr absprechend urtheilt über

— — „Berlin mit seinem dicken Sande
Und dünnen Thee und aberwitz'gen Leuten,
Die Gott und Welt und, was sie selbst bedeuten,
Begriffen längst mit Hegel'schem Verstande;“ —

so müssen wir doch auch das Urtheil des berühmtesten Sohnes der Altmark, des Fürsten Bismarck, gelten lassen, welcher an den Berlinern hervorhebt, daß sie „einen offenen Mund, ein offenes Herz und eine offene Hand“ haben. Daß die Berliner auch ihren besonderen Dialekt für sich haben, in welchem sie aus dem G ein J machen und den Dativ und Akkusativ mit souveräner Verachtung aller grammatischen Regeln behandeln, ist bekannt.

Dem Brandenburger nahe verwandt ist der Mecklenburger, treuherzig und nachhaltig, dabei etwas schwerfällig und langsam — langsam auch in Dem, was man so „Fortschritt“ nennt, und daher frei vom Schwindel. Sein Sinn ist auf das Greifbare, Praktische gerichtet; mit gründlichem Ernste betreibt er auch das Kleinste und Das, was zum materiellen Theile des Lebens gehört, namentlich das Essen und Trinken, rothe Grütze und kalte Schale. „Aett Du man langsam, min Sähn,“ sagte der Bauer zu seinem Sohne; „Du glöwst nich, wat sich dahl drucken lät.“ In dieser hausbackenen Prosa, dem Behagen am materiellen Genusse, liegt ein Humor, der selbst auf dem Kirchhofe nicht schweigt, wie sich aus den Grabschriften zu Dobberan erkennen läßt. Dort lesen wir z. B. auf dem Grabe eines v. Barner:

„In dieser Welt hab' ich mein Lüst'
Allein mit kalter Schal' gebüßt;
Hilff mir, Herr, in den Freudensaal
Und gieb mir die ewige kalte Schal'."

Aehnliche Inschriften befinden sich an dem von Bülow'schen Erbbegräbniß und auf anderen Grabstätten in Dobberan. Mit Leben und Mundart der Mecklenburger hat uns Keiner mehr vertraut gemacht als der gemüthliche Demagog Fritz Reuter. Sein „Unkel Bräsig", „Fritz Triddelfitz" und die Mecklenburger „Pomuchelsköppe" werden in unserer Volksliteratur unsterblich fortleben. Vergessen wir übrigens nicht, daß wir dem Lande Mecklenburg zwei der berühmtesten Feldherren unsers Jahrhunderts verdanken, — den unermüdlichen Vorwärtsstürmer Blücher (geb. zu Rostock 16. Dez. 1742) und den stillen Meister der Kriegskunst Moltke (geb. zu Parchim 26. Okt. 1800).



Brandenburger, Niedersachse, Wende.

Des Mecklenburgers Vetter und Nachbar, der Pommer, ist einfach und ehrlich, kernig und derb, wortkarg und thatkräftig. „Dat walte Gott un en kolt Isen!" sagten die alten Rugier, die ihre Spieße sogar in die Kirche mitnahmen, und ihre Nachkommen, die pommerschen Landwehren, waren es, die in den Franzosenschlachten 1813, als das Pulver im Regen versagte, die Gewehre umkehrten und mit Kolben drein schlugen; sie sagten: „Et fluscht besser!" — Pommern gilt als die Heimat des beschränkten Junkerthums, aber viele von den pommerschen Junkern haben ihre Namen mit Heldenschrift in die preußische Geschichte eingeschrieben, wie die Kleist und Schwerin. Manchem scheint wol die pommersche Weise zu grob und hanebüchen; immer aber birgt die rauhe Schale einen gesunden, tüchtigen Kern, aus welchem auch solche Naturen hervorgehen, deren Bürgernamen in ganz Deutschland einen herrlichen Klang haben, wie Nettelbeck und der alte Arndt.

Das Niederungsland zwischen Weichsel und Niemen, welches der Deutsche Orden in langjährigem Kulturkampfe den Slaven abgerungen, zeigt noch vielfach Reste untergegangener Völkerschaften, — Masuren, Kassuben, Lithauer, —

und unter diesen eine Stufe der Civilisation, welche an die Bewohner der Urwälder Amerika's erinnert.

Die Deutschen, welche ungefähr zwei Drittel der Gesammtbevölkerung in den Provinzen Ost- und Westpreußen bilden, sind zwar zum Theil aus Süddeutschland eingewandert, doch haben sie sich die kühle Anschauungs- und Denkweise des Nordländers angeeignet. Unempfänglich für die Wirkung der tönenden Rede, sind sie nur der nüchternen Verstandesmäßigkeit zugänglich, daher einsichtig und scharfsinnig, allem Scheinwesen abhold, rücksichtslos und trocken. Schon der Beiname von Königsberg, der Vaterstadt des großen Weltweisen Kant (geb. 1724), als „Stadt der reinen Vernunft", deutet auf diese Eigenthümlichkeit des preußischen Wesens hin. Auch der große Klassiker, der in Preußen das Licht der Welt erblickte, Johann Gottfried Herder (geb. zu Mohrungen 24. Aug. 1744) hat mehr durch Belehrung und kritisches Urtheil, als durch eigene dichterische Schöpfungskraft gewirkt. Was an der Bevölkerung dieser Länder unsere besondere Anerkennung verdient, das ist ihre Anhänglichkeit an das große Ganze, die Treue, mit der sie auch auf diesem vorgeschobenen Posten das Banner des Deutschen Reichs hoch und in Ehren halten. Es ist das gesunde deutsche Blut, welches auch diese weit hinausgesandte Ader unseres Volksthums lebenskräftig durchströmt.

Die oberdeutschen Mundarten vertheilen sich auf vier Stämme, von welchen die Thüringer und Franken in Mitteldeutschland, Bayern und Schwaben in Süddeutschland zu finden sind.

Recht im Herzen Deutschlands, vom Thüringer Walde bis an den Harz und von der Werra bis zur Saale und Elster, mitteninne zwischen Sachsen und Franken, wohnt der sangesfrohe, lebenslustige Thüringer, des deutschen Volkes Herzblatt, mit dem klaren Auge, dem treuen Gesichte, die unverwüstliche Heimatsliebe im Herzen. Anstellig und bildsam, sinnig und fleißig, vermittelt der Thüringer nordischen Ernst und südliche Lebhaftigkeit, nordische Verständigkeit und südliches Gemüth. Ueberall umgiebt ihn die Sage in mannichfach lieblicher Gestalt. Aus der goldenen Aue hebt sich der Kyffhäuser, ernst und schweigend, selber einem träumenden Kaiser gleich; aus grünem Waldeskranze blickt die Wartburg hervor und weckt die Erinnerungen an den edlen Wettstreit der Sänger, an das Walten der heiligen Elisabeth und an den wackern Gottesstreiter Martin Luther, und um den Hörselberg, in dessen Innerem der Tannhäuser bei Frau Venus weilte, wandelt noch immer warnend der getreue Eckard. Im Walde aber klingen die lebendigen Lieder gefiederter Sänger und erregen die Sangeslust in der Menschenbrust. Musik ist die Freude des Thüringers, in der Kirche wie auf der Vogelwiese, beim Schleifer und Ländler wie bei der Feldarbeit; selbst die Glocken der weidenden Herde sind harmonisch gestimmmt, und Alles, was ihm das Leben schön macht, nennt er Musik. Es ist kein Zufall, daß das Thüringer Land allezeit die Sänger und Dichter an sich gelockt hat und daß, wie die Wartburg in der Zeit der ersten Hochblüte unserer Literatur, so der Dichterhof zu Weimar in der zweiten der Sammelpunkt der größten deutschen Dichter wurde. Aus Thüringen und zwar aus Eisenach stammt auch die berühmte Künstlerfamilie Bach, in welcher die

Tonkunst mehrere Generationen hindurch meisterhafte Pflege fand, und deren berühmtes Mitglied, Johann Sebastian (geb. zu Eisenach 21. März 1685), sich als Kantor an der Thomaskirche zu Leipzig ein unvergeßliches Andenken gestiftet hat. Auch das Volkslied sprudelt hier noch aus frischem Borne hervor; oft klingt es fröhlich und jauchzend, öfter noch schwermüthig und traurig, wie in dem Abschiedsliede:

„Spielet auf, ihr Musikanten,
Spielet auf ein Saitenspiel,
Meinem Schätzchen zu Gefallen,
Weil ich von ihr scheiden will.

Rosmarin und Veilchenblätter
Schenk' ich meinem Schatz ein'n Strauß,
Ihr zu Lieb und mir zu Ehren,
Das soll sein der Abschiedsstrauß."



Preußisch-lithauische Volkstypen.

So viele Vogelsprachen im Walde klingen, so viele Mundarten redet oder singt vielmehr der Thüringer, — denn auch in der Sprache ist, namentlich bei den Gebirgsbewohnern, der singende Ton vorherrschend, — bald sind sie mehr mit oberdeutschen, bald mit niederdeutschen Anklängen vermischt. Anders klingt die Thüringer Weise in der Goldenen Au als in der Ruhl, anders nahe dem Harz als im Schwarzathal. Mit der Mundart der Rudolstädter macht uns A. Sommer in seinen „Bildern und Klängen aus Rudolstadt" bekannt:

Hämwieh.

Ech bin off meiner Wanderschaft
Nur allerwend gewasen,
Ech ha mer Alles angegafft
In Stuckert und in Drasen;
Ich bin bis nein nach Ungarn gang,
War in der Schweiz zahn Wochen lang,
Ha in der Lausitz Arbeit g'hatt —:
's giht doch nischt iber Rudelstadt!

Bald war'n de Barge mir zu huch,
Bald sah mer gar känn Höckel,
Bald war'n de Leite mir ze klug,
Bald waren's grube Nöckel;
Bald ging's in Sande bis an Knorn,
Bald ha'ch in Drack de Schuh verlorn;
Da ha ech allemal gesaht:
's giht doch nischt iber Rudelstadt!

Was mer am mersten ande that,
Un's Schlimmste war von Dönge —
Daß ech in käner änz'gen Stadt
Konnt' änne Bratworscht fönge.

Ech kröcht a Döng und Brih derbei,
Das sollte änne Bratworscht sei?
Ech hatt' schon an Geroche satt —
's giht doch nischt iber Rudelstadt!

Von Thüringern und Franken nahmen auch die Bewohner des heutigen Oster- und Voigtlandes, des Meißner Gebiets und weiterhin der Oberlausitz und Schlesiens Kultur und Mundart an. Ein scharfes charakteristisches Gepräge tritt an den Bewohnern dieser Landschaften weniger hervor. Man lobt an dem Obersachsen, unter welchem Namen wir die Bewohner des heutigen Königreichs und eines Theiles der Provinz Sachsen verstehen, seinen Freimuth in Glauben und Streben, seinen Fleiß und seine Regsamkeit; man findet ihn gefällig, höflich, dienstfertig und geschmeidig; vielleicht daß er in letzter Beziehung etwas mehr als nöthig thut. Aus Sachsen sind Dichter und Denker hervorgegangen, wie Gellert (geb. zu Hainichen bei Freiberg 4. Juli 1715) und Lessing (geb. zu Kamenz 22. Januar 1729); unsere großen Tondichter haben die sächsischen Städte mit Vorliebe zu ihrem Aufenthalt gewählt, wie Karl Maria von Weber, J. S. Bach, Mendelssohn-Bartholdy, während Richard Wagner (geb. zu Leipzig 22. Mai 1813) wol seiner Vaterstadt, nicht aber seinem Wirken nach hieher gehört; aber Sachsen hat wenig große Charaktere gebildet.

Die obersächsische Mundart ist nach ihrem Material oberdeutsch, nach Bau und Sprechweise niederdeutschen Gepräges. Ihr Unterschied von der thüringischen besteht wesentlich darin, daß sie häufig den Diphthong ei in ee verwandelt und die oberdeutschen Konsonanten abschwächt, pf in f, f in w, p in b, t in d. Die singende Aussprache, wie beim Thüringer, und ein eigenthümlicher Silbenfall sind auch dem Obersachsen eigen. Im Meißener Lande klingt die Mundart am weichsten, im Voigtlande und im oberen Erzgebirge mischen sich schon Elemente der ostfränkischen Mundart hinein. Götzinger charakterisirt die obersächsische Mundart wie folgt: „Wenn der Schwabe spricht, als verwundere er sich über die Maßen, und der Bayer, als fürchte er die ganze Welt nicht und fordere sie zum Kampfe heraus, so bringt der Obersachse dagegen Alles glattweg heraus, und seine Sprechweise erscheint entweder wie die eines Mürrischen und Polternden oder eines Gleichgiltigen und in sich Versunkenen. Natürlich spricht er auch viel schneller als der Südländer, wiewol nicht ohne Modulation, die in manchen Gegenden sehr bedeutend ist und sich bis zum singenden Heben und Schwellen steigert.“

Der gemüthliche und frohsinnige Schlesier steht nach Charakter und Mundart schon dem bayrisch-österreichischen Schlage näher. Holtei hat den Spottnamen der „Eselsfresser“ für die Schlesier wieder aufleben lassen, und ein alter Geograph, Merian, erklärt uns, was es damit für eine Bewandtniß hat. Er schreibt: „Der gemeine Mann ist etwas einfältig, daher auch von theils etlichen einfältigen Schlesiern, die niemals einen Esel gesehen, aufgetichtet worden, daß sie einen Esel, den sie nicht gekannt, für einen großen Hasen zu Crossen geschossen, zum Zobten gebraten und zu Breßlau sollten aufgefressen haben: welches hernach von vielen Außländern ist geglaubt und die Schlesier damit

vexirt worden, da doch der Nam' „Eselsfresser“ von einem Goldbergwerk, bei der Grafschaft Glatz gelegen, herkommen solle, so man den „güldenen Esel“ genant, dessen Inhaber solches allein behalten und gleichsam fressen und keine Frembde dazu haben kommen lassen.“ Wir würden übrigens Unrecht thun, wenn wir aus diesem Schwanke Folgerungen auf die Verstandesbeschränktheit der Schlesier ziehen wollten; hat doch Schlesien durch Martin Opitz, den Boberschwan (geb. zu Bunzlau 1597), und die beiden Dichterschulen im 17. Jahrhundert einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die literarische Entwickelung geübt, und sind doch berühmte Gelehrte, wie Wolf und Schleiermacher, aus seiner Hauptstadt hervorgegangen.



Thüringer, Bayer, Franke.

Der Schlesier hat sich aus der Mischung von verschiedenen oberdeutschen Mundarten, thüringisch, fränkisch und bayrisch, seinen eigenen Dialekt gebildet. Eigenthümlich ist darin die breite Aussprache der Vokale und Diphthonge, des ä für e, ei für eu, i für ü, au und u für o (z. B. „Auder“ für „Oder“ und „Ruse“ für „Rose“). Seinen Hebel hat Schlesien in Karl von Holtei (geb. 1797 zu Breslau) gehabt, der uns mit Schlesier-Land und Leuten in mundartlichen Gedichten bekannt macht. Wir geben hier die letzte Strophe aus dem „Schlesierliede“ von A. Kopisch.

„Heeßt ins Eeener Aeselsfresser, hoab a Oacht,
Doß mer sich aus ihm nich a Gerichtel moacht!
Uem die Riesenbarge,
Soan se, wunen Zwarge;
Sein ber keene Riesen,
Hoan ber's duch bewiesen,
Daß ber tichtig kinnen inse Feende schloan
Un zon Schuverlieren aus em Londe joan!

Chor: Muth hoan ber, schloan kinn ber, schießen kinn ber, schreien kinn ber,
Willen hoan ber, 'n Kenig hoan ber, Liebe hoan ber, Sänger hoan ber,
Lust hoan ber, Freede hoan ber, Wein hoan ber, Hoaber hoan ber,
Olles hoan ber, Juch!“

Die Franken finden wir im ganzen Gebiete des Main, um den Mittelrhein und im Moselgebiet, oder im nördlichen Bayern, dem nördlichen Württemberg, in Oberhessen und einem Theile von Niederhessen, in der Rheinpfalz, Nassau, den preußischen Rheinlanden und in Deutsch-Lothringen. Der Franke ist leichten Blutes, heiteren Muthes, rührig, geschmeidig und lebensklug; doch wirft man ihm vor, daß er unbeständig und unverläßlich sei und sich gerne über seine Nachbarstämme, die Bayern und Schwaben, überhebe. Es fließt in seinen Adern noch etwas von dem Blute der Vorfahren, der stolzen, weltbeherrschenden alten Franken, deren Stammbaum hinaufreicht bis zum Isto, dem Zweitgeborenen Teut's.

Und wahrlich, Isto braucht sich seiner Kinder nicht zu schämen; gehören doch dem fränkischen Stamme die größten Geister der deutschen Nation an, wie Wolfram von Eschenbach und Wolfgang Goethe, und unter den neueren Dichtern Graf Platen, Fr. Rückert, Jean Paul Fr. Richter u. A. Von dem Witz und Erfindungsgeiste der Franken aber legen ihre Städte Zeugniß ab, das gewerbreiche Nürnberg und das goldene Mainz, die Wiege der Buchdruckerkunst. Der mächtige Stamm theilt sich in viele Aeste und Zweige, von denen jeder sich unter den Einflüssen des Klima's und Bodens eigenartig entwickelt hat. Es ist ein auffallender Unterschied zwischen dem Mainfranken, dem Franken im Werrathal oder im Rhöngebirge und im düstern, sagendurchrauschten Odenwalde, dem Franken in der fröhlichen Pfalz und am freien Rhein.

Die Franken in der fruchtbaren und volkreichen Mainebene, welche seit den Tagen des ersten Napoleon einen Theil der Bevölkerung des Königreichs Bayern bilden, haben mit dem Namen zugleich das Meiste von den Stammeseigenthümlichkeiten ihrer Altvorderen geerbt. Ihre Art charakterisirt sich in der Hausinschrift:

„Thu' die schönen Mädchen lieben,
Junge Weiber nicht betrüben
Und die alten auch nicht hassen,
Und was lebet, leben lassen."

Die Franken im Hessenlande vermögen noch ihre direkte Abkunft von den streitbaren Katten, dem Kernvolke der alten Franken, nachzuweisen. Rauhe Luft und strenges Land haben an ihnen einen straffen, mannhaften Schlag erzogen. Ist auch der Spruch: „Wo ein Hesse in ein fremdes Haus tritt, da zittern die Nägel an den Wänden" nicht wörtlich zu nehmen, so ist doch die hessische Tapferkeit zu allen Zeiten gerühmt worden; und wenn man heut' zu Tage von „blinden Hessen" spricht, so will man doch damit nur sagen, daß sie blind sind für Gefahren, die den Furchtsamen schrecken; sie haben aber ein offenes Auge für Wahrheit und Recht. Daß das rauhe Land an Dichtern nicht ganz unfruchtbar, beweisen die Namen: Kaspar von der Rhön und Müller von der Werra. Der Hesse hängt mit großer Zähigkeit an alten Ueberlieferungen, ja es spukt ihm noch Etwas von dem altgermanischen Heidenthum in den Gliedern. Die Wichtelmännchen wohnen noch mitten unter dem Volke;

überall finden sich die Spuren ihrer verborgenen Kammern. Frau Hertha, in der Christenzeit zu „Frau Holle“, umgetauft, die mütterliche Göttin und Beschützerin des häuslichen Herdes, durchwandelt noch jetzt in den Nächten zwischen Weihnacht und Neujahr die Herde der Menschen und verwirrt den Mägden, die sie am Spinnrocken findet, den Flachs, und wenn die Schneeflocken in der Luft tanzen, dann sagen die Hessen: „Frau Holle macht ihr Bett.“

In den Odenwald flüchtete ein Theil der Alemannen nach ihrer Niederlage durch die Franken. Der heutige Odenwälder zeigt daher in seinem Charakter ein Gemisch von alemannischer und fränkischer Art, von ehrlicher Einfalt und mißtrauischer Verschlossenheit, von gesunder Natur und Grobheit; er ist gastfreundlich und bieder, arm und lebensfroh, treuherzig und pfiffig zugleich, er arbeitet stark und trinkt noch stärker.



Thüringisch-fränkische Typen.

Hier stehen wir auf dem klassischen Boden der alten Heldensage, wo die Nibelungen ihre verhängnißvolle Jagd hielten und der herrliche Siegfried den Tod fand. Ueber die Wipfel des Odenwaldes hin sieht man bei drohendem Kriege die wilde Jagd nach der Kriegsburg des Rodensteiners fahren, — es ist Wotan, der mit seinen waffenblinkenden Schlachtjungfrauen klingenden Hufes durch die brausenden Lüfte reitet.

Jenseit des Rhein hören wir den alten Gruß: „Fröhlich P'alz, Gott erhalt's!“ Auch hier umklingt uns die alte Heldensage. Hier liegt Alzei mit der Heimburg Volkers, des fröhlichen Fiedlers, nach dem die Stadt noch heute die Geige in ihrem Wappen führt; aus der Rheinebene taucht Worms hervor, die alte Königsstadt der Burgunden, und jene Rheininsel erinnert an Chriemhildens Rosengarten, wo die Recken in blutigen Kämpfen warben „um einen Kranz von Rosen und um Chriemhildens Kuß“. Malerische Burgtrümmer schauen ringsum auf das blühende Land herab, darunter die Burgen der Rau-, Wild- und Rheingrafen, die Burgen Sickingens und zahlreicher anderer Reichsritter. Die Pfälzer sind ein aufgewecktes, unruhiges Völkchen. Es weht fortwährend eine revolutionäre Zugluft in ihrem Lande, welche vorhandene

Funken schnell zur Flamme anbläst. Schon in ihrer Sprache liegt eine gewisse Kampffertigkeit. Der Pfälzer würzt seine Rede gerne mit Kraftausdrücken und hat Flüche, bei denen „die Sterne am Himmel zittern". Die realistische Richtung ist im Charakter ihrer größten Männer vorherrschend, so bei Peter Schöffer, dem Miterfinder der Buchdruckerkunst, und Franz von Sickingen.

Wenden wir uns über Mainz den Rhein abwärts, so finden wir fränkische Art in den Rheinlanden bis gegen Düsseldorf. Ueberall an seinen Ufern treffen wir die Spuren der deutschen Sage und Geschichte, der goldenen Jugend unseres Volkes; ja uns däucht der grüne Strom, der zwischen den Rebengeländen so ruhig zu Thale rollt, selber gleich einer edlen Ader, welche mit unversiegbarer Jugendkraft unser deutsches Volksleben durchströmt. „Im Rheinland ist die Luft frei", heißt ein altes Sprüchwort, und wir brauchen nur umzuschauen nach den herrlichen Städten an beiden Ufern des Stromes, in denen ein frischer, gemeinthätiger Bürgergeist sich regt, nach den himmelan ragenden Domen, den Zeugen deutscher Kraft und Ausdauer, den sagenumrankten Burgtrümmern, wo eine fröhliche Jugend den Idealen des Lebens und der glücklichen Zukunft die vollen Römer darbringt, wir brauchen nur die Lieder zu hören, die allerwärts ertönen von Berg und Thal und vom Strome her, und wir fühlen uns angeweht von dem erquickenden Odem der Freiheit. Wissenschaft und Kunst haben ihre Freistätten am Rhein in der Hochschule zu Bonn und der Malerakademie zu Düsseldorf. In Bonn gedenken wir eines unserer größten Tondichter, Ludwig van Beethoven, (geb. zu Bonn 16. Dez. 1770), und die Denkmäler von Max von Schenkendorf und E. M. Arndt am linken Rheinufer erinnern an die Sänger, welche in der Zeit der Freiheitskriege den deutschen Strom mit Lied und Wort so tapfer vertheidigten, „daß Ehre auferstand, wo sie gesungen". Es ist ein lebensfrohes, bewegliches Volk, das hier wohnt, welches auch unter der Herrschaft des Krummstabs das leichte rheinfränkische Blut bewahrt hat. Allerdings finden sich hier manche schroffe Gegensätze unvermittelt neben einander: sprudelnder Uebermuth und derbe Lebenslust neben Beichten, Büßen und Fasten. Das Weinhaus liegt gewöhnlich nahe bei der Kirche, und nicht selten verwechselt man die Thüren. Von Köln abwärts beginnt die Vermischung mit niederdeutscher Art.

Endlich ist auch der Lothringer unter Diejenigen zu rechnen, die „zu dem Stamm der Franken sich bekennen", wiewol das altfränkische bei ihm schon stark mit gallischem Blute gemischt ist. Lothringen war seit Alters der Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich und wird auch wol immer Uebergangsland von deutschem zu französischem Wesen bleiben. Auch von dem heutigen Deutsch-Lothringer gilt, was der Scharfschütz in Wallensteins Lager sagt:

„Der Lothringer geht mit der großen Flut,
Wo der leichte Sinn ist und lustiger Muth."

In der fränkischen Mundart giebt es nach den verschiedenen Gegenden mannichfache Schattirungen. Im Allgemeinen ist sie weniger breit als die schwäbische und bayrische, weniger scharf und zugespitzt als die niederdeutschen Mundarten. Das s wird, wenn ein r vorangeht, wie sch ausgesprochen, z. B.

in dem Wort „Perſ(ch)on“ und in den beliebten Frankfurter „Würſ(ch)ten“. Eigenthümlich iſt der Frankfurter Mundart der Naſenlaut in den Endungen an, än und en, ſowie die ſcharfe, faſt wie k lautende Ausſprache des g im Anfange des Wortes und der Konſonanten p, t, k mit einem Hauchlaut faſt wie p'h, t'h, k'h. In der Pfalz iſt die fränkiſche Mundart mit vielen Reſten der alemanniſchen vermiſcht. Die Kölniſche Mundart ſteht bereits der niederdeutſchen näher und hat manche Ausdrücke aus dem Flämiſchen und Holländiſchen aufgenommen; ſie wird auf eine weiche, ſchalkhaft gemüthliche und etwas gezogene, ſingende Weiſe geſprochen, welche den Kölner, auch wenn er hochdeutſch ſpricht, bald kenntlich macht.



Trachten aus Heſſen-Darmſtadt.

In der Pfälzer Mundart hat Franz von Kobell — obgleich ſelbſt kein geborener Pfälzer, ſondern ein Bayer (geb. zu München 1803), — die anmuthigſten Lieder gedichtet. Wir wählen darunter:

'ſ Lob vun Binge.

Die herrlichſchſt' Gegend am ganze Rhei'
Deß iſt die Gegend vun Binge,
Es wachſt der allerbeſchte Wei',
Der Scharlach wachſt bei Binge.

Die gſchickt'ſchte Schiffleut, die mer find't,
Deß ſin die Schiffer vun Binge,
Un ſicht mer in Meenz e' hübſches Kind,
Wo is es her? — Vun Binge!

Kê Loch is uf der ganze' Welt
So berühmt wie deß vun Binge,
Kê Thorn so keck ins Wasser g'stellt,
Wie der im Rhei' bei Binge.

Die Mäus' vum Bischof Hatto, sich!
Sin g'schwumme bis noch Binge;
Kê G'schicht war je so ferchterlich,
Wie selli dort bei Binge.

Un die heilig Hildegard, die war
Halt ach drheem in Binge
Und war Aebtissin dort sogar,
Deß Alles war in Binge.

Es is e' wahri Herrlichkeit
Deß liebe kleene Binge,
Mei' Vater un Mutter un' all' mei' Leut',
Ja, mir sin all vun Binge!

Wir haben bereits die Mainlinie überschritten, welche vor Kurzem noch als die politische Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland angesehen wurde; aber so wie ein Stamm an beiden Ufern des Flusses wohnt, so ist es auch ein Volk von den Alpen bis zum Belt.

Im Donaugebiet zwischen Lech und Leitha bis zu den Alpen treffen wir den kernhaften Stamm der Bayern oder Bojuvaren, handfest und muskelstark, warmblütig und gutmüthig. Ein alter Geograph, Franck, nennt sie „ein gut Römisch, andächtig Volk, das gern wallet und eher zu Nacht in die Kirche ginge, als draußen bliebe", — aber er fügt hinzu, daß sie „nit seer ein höflich volck, sondern grober sitten und sprach" seien. Mit Letzterem meint er wol insbesondere die Hochlandsbayern, die Nachkommen der alten Heruler und Rugier, die einst den Römern das Gesetz diktirten. Im bayrischen Hochlande ist das Reich des frohen, ungebundenen Treibens, der zügellosen Lust des Alpenlebens. Hier ist der klassische Boden für alle die Erzählungen und Sagen, welche das Volksthum in den Bergen in unzählbaren Variationen behandeln, mit seinen Licht- und Schattenseiten. Die naturfrische Kehle, welche den Jauchzer hinausschmettert in die weite Alpenwelt, am traulichen Herdfeuer Schnadahüpfl erklingen läßt, weiß sicherlich auch den verhaßten Nebenbuhler, den Angehörigen einer Familien- oder Dorfsippe, mit welcher von Eltern und Großeltern vererbte Feindschaft besteht, mit einem Trutzliedchen zu begrüßen, das Blut fordert; — die Hand, welche gewandt der Zither ihre hellen Töne entlockt, führt auch den Schlagring mit furchtbarer Wucht; der stattliche blauäugige Bursche, welcher mit Alpenkraxe oder Holzaxt dem Touristen begegnet und dessen Blicke mit freudigem Wohlgefallen auf sich lenkt, hat wol irgendwo in der Nähe die Büchse versteckt, und trifft ihn einmal auf verborgenem Pfade der Jäger, dann mag's wol des Einen oder des Anderen Leben gelten. Die Bayern haben sich mit Frakturschrift in die deutsche Geschichte eingeschrieben. Bayern ist nicht das Land für Philosophen und Träumer, wol aber für gewaltige Volkshelden, wie der fromme Schweppermann, der tapfere Reiterdegen

Jan von Werth und der riesige Schmidtbalthes von Kochel, der in der Sendlinger Bauernschlacht, von einer Lanze durchbohrt, noch sterbend das Löwenbanner schwingt, neben ihm im Tode gesellt seine beiden Söhne und sein Vetter Reifenstuhl. Ein Volk, das eine so tüchtige Klinge schlägt, bedarf auch einer derben Kost. Wenn der Schwabe sich mit „Spätzle" und „Knöpfle" begnügt, so fordert der Bayer „Knödel" und „Dampfnudeln" und vor Allem „genug Bier". Schon die Sprache des Bayern klingt trotzig und gewaltsam. Viele Laute verschluckt er ganz, das r wird oft weggeworfen; aus der „Dirne" wird „a Diendl", aus dem „Hirsch" ein „Hiasch"; auch das n wird am Schluß oft abgestoßen und der vorhergehende Vokal als Nasenlaut ausgesprochen, z. B. „Spielhoa" für „Spielhahn" (Auerhahn). Das a verwandelt sich in oa, das lange o in ou, sp und st werden mit Zischlaut', g wie k ausgesprochen. Bayrische Art und Weise klingt uns am natürlichsten aus den „Schnadahüpfl'n" entgegen, von denen Franz von Kobell, der schalkhaft treuherzige Dichter, der sich ganz in Herz und Seele seiner Hochlandsbayern hineingedichtet hat, uns manchen frischen Strauß pflückt. Wir entnehmen hier nur einige Strophen aus:

A' Buschn Schnadahüpfl'n.

Du flachshaarets Diendl,
Di hon i so gern,
Und i künnt wegen den Flachs
Glei a Spinnradl wern.

A Gambs auf der Wand
Und da' Punkt in der Scheibn
Und mei Schatz auf der Alm
Is mei' Thoa und mei' Treibn.

Bist derntwegen koa Jaaga,
Weil d' Federn am Huat
Un an' Zwilling [1]) aa hast,
Der pum pum macha thuat.

A Goasbock is g'stiegn
Gar hoch in oan Zorn
Hat a Gambs wern wolln,
Is dengerscht [2]) koas worn.

Und es is nix so trauri
Und nix so betrübt,
Als wie wann si'n Krautkopf
In a Rosn verliebt.

Und es is nix so trauri
Und nix so weit g'feit, [3])
Als wie wann si'n Pudl
In a Katzl verkeit [4]) u. s. w.

Die Bewohner des südwestlichen Deutschland werden gewöhnlich unter dem Gesammtnamen der Schwaben zusammengefaßt; man unterscheidet jedoch die alemannische Art zwischen Vogesen und Schwarzwald oder in der Deutschen Schweiz, dem Elsaß und dem Badischen Oberlande, und die eigentliche schwäbische Art zwischen Schwarzwald und Lech oder im größten Theil von Württemberg und in Baden unterhalb Rastatt, außerdem in Hohenzollern und in Vorarlberg. Die schwäbische Mundart theilt sich wieder in die oberschwäbische mit dem Mittelpunkt Ulm und in die unter- oder rheinschwäbische mit dem Mittelpunkt Karlsruhe. Die Eigenthümlichkeiten der alemannischen Mundart wurden schon im Vergleiche mit der niedersächsischen hervorgehoben; die schwäbische Mundart ist im Allgemeinen noch mehr gedehnt, als die alemannische; sie ist sehr reich an Vokalen und an Diphthongen.

Tapferkeit und Männlichkeit, verbunden mit Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit sind herrliche Eigenschaften der Schwaben, der Söhne Hermins,

[1]) Doppelflinte. [2]) dennoch. [3]) gefehlt. [4]) verliebt.

des jüngsten unter den drei Sprossen Teut's. Hierzu gesellt sich eine reiche Phantasie und ein nach innen gekehrtes träumerisches Wesen, gleichsam als lebte die große Vergangenheit, die vom Hohenstaufen herniederschaute, noch in ihren Träumen fort. Der Schwabe beschäftigt sich gerne mit den Fragen der Politik, Religion und Gesellschaft, aber er erfaßt den Gegenstand nicht praktisch mit prüfendem Verstande, sondern mit einer gewissen Schwärmerei, dabei kann er die Neigung zum Widerspruch nicht leicht unterdrücken. Er neigt in der Religion zur Schwärmerei, in der Politik zur Demokratie, in der Philosophie zum Skeptizismus. Viele politische und soziale Bewegungen, die vom Schwabenlande ihren Ausgang nahmen, waren in der Idee berechtigt, in den Zielen unklar, in der Ausführung verfehlt; so der große Bauernaufstand im Zeitalter der Reformation und die Schilderhebung von 1848. Schwaben ist seit alter Zeit das Land der Dichter; es streitet mit Franken um den Vorzug, Deutschland den größten Dichter gegeben zu haben, und in der That könnte man an den beiden Dichterheroen Schiller und Goethe nicht allein viele Haupteigenthümlichkeiten des schwäbischen und fränkischen Stammes, sondern zugleich die sich ergänzenden Grundzüge des deutschen Wesens erkennen. Auch die Geschichte ihres Heimatlandes ist den Schwaben durch Uhland (geb. 26. April 1787 zu Tübingen) zur Poesie geworden, und einer der neuesten schwäbischen Dichter, Victor Scheffel (geb. 16. Februar 1826 zu Karlsruhe) hat sogar die Gebilde untergegangener Schöpfungsperioden in die Poesie eingeführt. Die Mannichfaltigkeit der klimatischen und Bodenverhältnisse auf engem Raume hat für den Schwaben die Folge gehabt, daß in seinem Charakter der deutsche Vereinzelungstrieb besonders ausgebildet erscheint. Er ist von Natur Partikularist und zwar nicht blos als Schwabe, sondern jedes schwäbische Städtchen hat seinen Partikularismus für sich. Das alte Wort „Schwabenstreiche" hat durch Uhland eine Deutung erhalten, mit welcher die Verfasser derselben wol zufrieden sein können; aber noch fahren die schwäbischen Städte fort, sich gegenseitig ihre Schwabenstreiche vorzuhalten, wie sie den Mohren weiß waschen, das Mondlicht im Kasten einfangen und das Abendroth mit Feuerspritzen löschen wollten. Schlimmer noch sind die Neckereien der Nachbarn. Der unter diesen verbreitete Spruch:

„Die Schwaben und das böse Geld
Führt der Teufel in alle Welt."

findet seine Begründung in dem uralten Wandertriebe der Schwaben, — wol ein Erbtheil ihrer Vorfahren, deren Name „Sueven" ja für gleichbedeutend mit „schweifendes Volk" erachtet wird. Andere Volkssprüche und Späße, in welchen der „Schwab" eine Rolle spielt, begründen sich wol nur auf den alten Satz: „Was sich liebt, das neckt sich."

Mit der dem Schwäbischen nahe verwandten alemannischen Mundart sind wir durch J. P. Hebel (geb. 1760 zu Basel) mehr bekannt geworden, als mit irgend einer anderen. Der sinnige Dichter versteht sich auf das innerste Wesen seines Volkes und hat es der Natur gleichsam abgelauscht, wie die „Vögeli pfife", wie „s' Läubli rauscht" und wie die „Immli suge und summe". Statt jeder anderen Probe mögen hier die beiden Wahrsprüche folgen, welche seinen Denkstein im Schloßgarten zu Karlsruhe schmücken:

1. Wenn de amme Chrützweg stohsch
Und nümme weisch, wo's ane goht,
Halt still und frag' di G'wisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg sin Rath.

2. Und isch's so schwarz und finster do,
So schine d'Sternli no so froh,
Und us der Heimath chunnt der Schi,
's muß lieblig in der Heimath sy!



Alemannische Typen.

Wenn wir den Fuß über den Rhein setzen, so treten wir in das Land der Elisassen d. h. der im anderen Lande Seßhaften, wie man die Elsasser zum Unterschied von den auf dem rechten Ufer wohnenden Alemannen, d. h. ächte Mannen, nannte. Und wahrlich, sie sind lange genug für uns in der Fremde gewesen, so lange, daß sie fast ihre deutsche Abstammung vergessen haben. Aber ihrem Kern und Wesen nach sind die Elsasser, ohne es selbst zu wissen, auch unter der Fremdherrschaft deutsch geblieben. Sie sind zwar hartnäckig und eigensinnig, aber auch mannsfest, schlicht und wacker, — galten doch die Krieger des Elsaß als die tüchtigsten im französischen Heere und die Straßburger Frauen als Muster der Häuslichkeit in ganz Frankreich. Und das Land, in dem Erwin das Münster aufrichtete, in dem Meister Gottfried sein unsterbliches Ritterepos von „Tristan und Isolde" dichtete, in dem Goethe Tage sonniger Jugend verlebt und das Glück der ersten Liebe genossen, dieses Land konnte und kann dem deutschen Herzen niemals fremd werden. Daß aber auch im Elsaß noch deutsche Herzen schlagen, das danken wir vor Allem dem gemeinschaftlichen Bande der Muttersprache und Denen, die in der Zeit der Fremdherrschaft ihre treuen Hüter waren, darunter die Dichterbrüder August und Adolf Stöber. Mit treuherzigem deutschen Händedruck ruft uns auch der Straßburger Meistersänger und Drechslermeister Daniel Hirtz schon vor dem Jahre 1870 in der Mundart seines Landes zu:

„M'r g'höre hyt ze Frankreich wohl
Und theile Noth und Glück,
Doch klingt uns d' Muedersprooch nit hohl,
Sie gilt noch großi Stück.

M'r drucke gern und herzli d' Hand
Un nit allein zum Schyn —
Durch Sprooch und Sitte nood verwandt,
De Brüder üwr'm Rhyn.

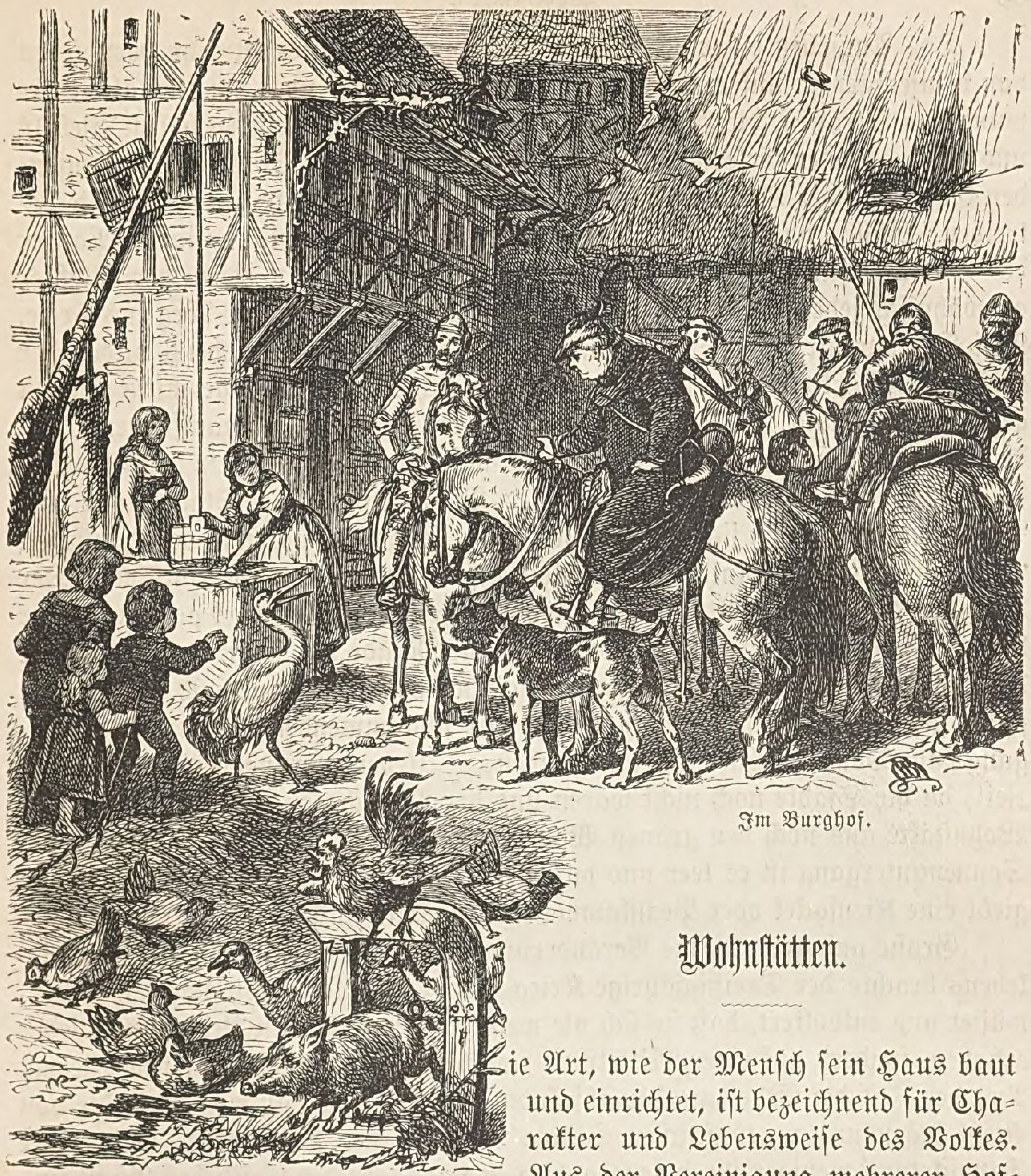
Uß uns'rem Herze steit's Gebett
Noch dütsch zum Himmel nuff,
M'r halte dran als wie 'n Klett
Und böwe Hüser druff.

So lang noch unser Münster steht, —
Und biß isch kerngesund, —
Au d' Muedersproch nicht untergeht,
Denn viel gäng dnoch zu Grund."

In der Zeit der Zersplitterung und des Verfalls Deutschlands ging das Elsaß uns verloren, in der Zeit der Einigung und Wiedergeburt ward es dem Reiche wiedergewonnen. Möge denn auch diese grüne Westmark für uns eine Mahnung zur Einigkeit bleiben! — Heute, wo die einzelnen Stämme und Staaten nicht mehr mit Neid und Argwohn aufeinander blicken, sondern wo durch das einmüthige Zusammenwirken Aller die Macht des Reiches neu begründet ist: heute tritt an unsere Jugend die Aufgabe um so dringender heran, für die Wahrung der errungenen Güter Sorge zu tragen. Und bei aller Vielseitigkeit des deutschen Wesens ist es doch ein gemeinsamer Zug, der durch alle deutschen Herzen geht, von den Bernsteinküsten der Ostsee bis an den Gebirgswall der Alpen, von den Wäldern Lithauens und den Weichselniederungen bis zu den Bergen des Wasgau: es ist überall derselbe ehrliche Deutsche in seinem Haß und in seiner Liebe, in seinem Trutz und in seiner Treue, in seiner Heimseligkeit und Wanderlust, in seinem Sonderstreben und Einheitsdrange; gerne bereit, von dem Fremden sich das Gute anzueignen, aber auch festhaltend an dem guten Alten, an der Väter Brauch und Sitte, — deutsch vor Allem in seinem Gewissen.

Dem deutschen Gewissen verdanken wir es, daß wir ein Volk geblieben sind trotz aller politischen Zerrissenheit und trotz aller Anfechtungen von außen; und wenn auch nach den großen Erfolgen der Neuzeit wieder neue Gefahren an unser Volksthum herantreten, so ist auch wieder der alte Mahner da, der uns den rechten Weg zeigen wird. Wir sind ein Volk geblieben, — wohl uns und Dank unseren Vätern und Brüdern, daß wir auch ein Vaterland wiedererrungen haben, daß die Antwort auf die oft gesungene Frage: „Wo ist des Deutschen Vaterland?" nicht mehr ein leerer Schall ist, sondern daß wir aus freier, froher Brust antworten können:

„So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt!"



Im Burghof.

Wohnstätten.

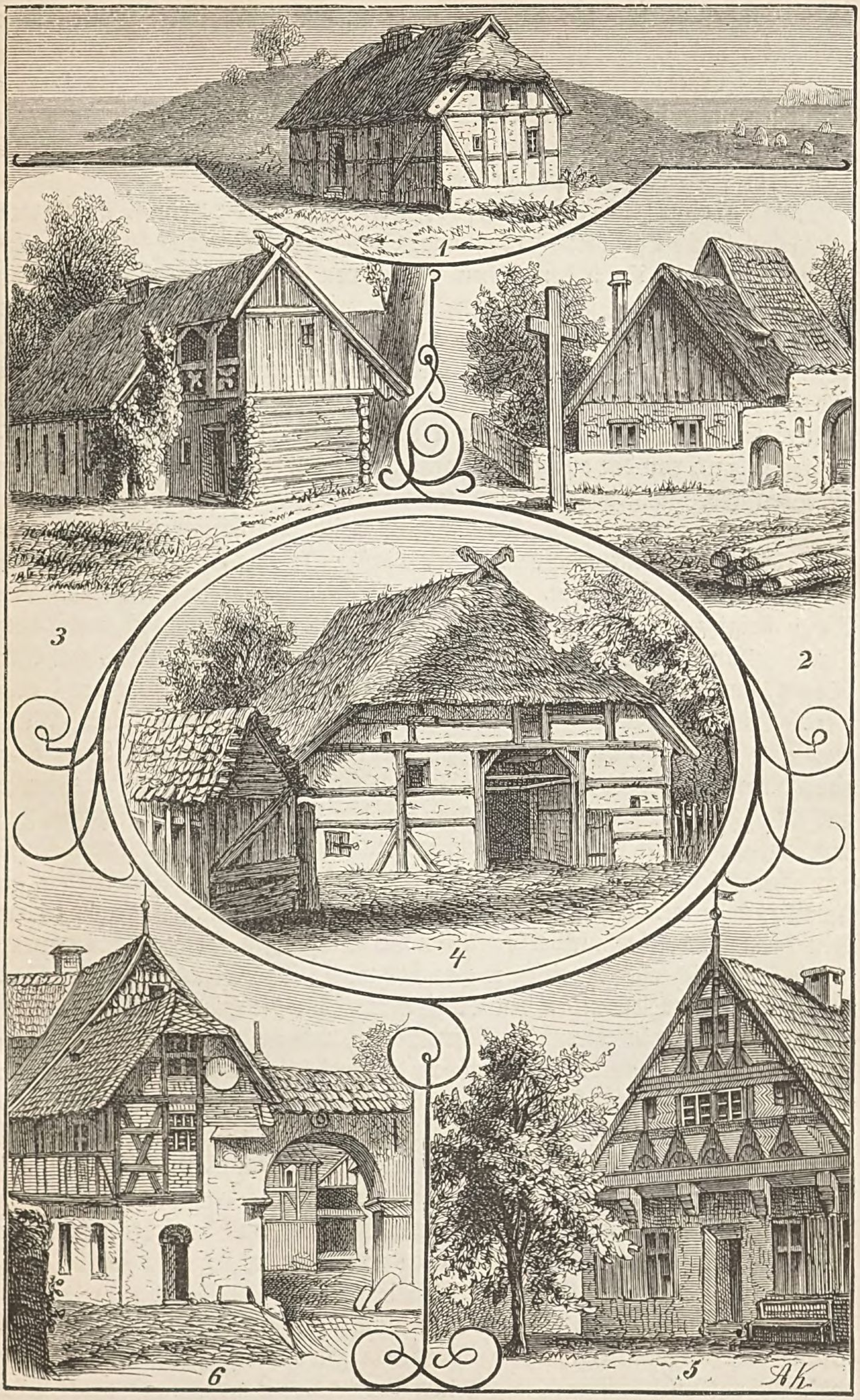
Die Art, wie der Mensch sein Haus baut und einrichtet, ist bezeichnend für Charakter und Lebensweise des Volkes. Aus der Vereinigung mehrerer Hofstätten mit den zugehörigen Landgrundstücken zu einer Gemeinde ging als die ursprünglich gemeinschaftliche Ansiedelung das Dorf hervor. Einen höheren Kulturgrad setzt bereits die Anlage der Städte voraus. Dörfer finden sich überall, wo der Boden sich zum Anbau eignet, über die ganze kultivirte Oberfläche verstreut; die Stadtanlagen folgten dem Zuge der Kultur von den Mündungen der Ströme in das Innere des Landes hinein. Wo an der Ausmündung großer Thäler mehrere Verkehrsstraßen sich kreuzen, da entstanden die größeren Städte als Hauptstapelplätze des Handels.

Für die Bauart auf dem Lande gelten nur die Gesetze des Nothwendigen und Praktischen; es baut der Sohn, wie er es vom Vater gesehen, und es gleicht ein Haus dem anderen. Der Städter folgt in der Bauart auch den Gesetzen der Schönheit und des Geschmackes und läßt auch dem Luxus Spielraum. Die Dörfer verändern ihr Aussehen im Ganzen nur wenig; die Städte bekunden schon in ihrem Aeußeren den Wechsel und Fortschritt der Zeit.

Das Aussehen einer deutschen Stadt im Mittelalter ist sehr verschieden von demjenigen in unserer Zeit. In jener finden wir noch die schmalen, gewundenen Straßen, die Häuser mit den der Straße zugekehrten hohen Giebeln und vorschauenden Erkern und mit den unter dem ersten Stockwerke hinlaufenden Galerien oder Laubengängen, in welchen die Handwerker ihre Geschäfte betreiben. Wälle und Mauern mit Wartthürmen umgeben wie ein starrer Panzer die Stadt. Nur durch die „hohlen, finstern Thore", an denen der Wächter argwöhnisch jeden Aus- und Eingehenden mustert, führt der Weg ins Freie. Den Mittelpunkt des Verkehrs und des städtischen Gemeinlebens bildet der geräumige Marktplatz; an demselben befindet sich das hochgieblige, mit Sprüchen gezierte Rathhaus, zu dessen Eingang breite Freitreppen hinaufführen. Auf dem Rathhausthurme über der Uhr fehlt nicht der Gang, von dem der Thürmer seine Rundschau hält und bei festlicher Veranlassung die Stadtpfeifer mit Posaunen und Zinken sich hören lassen. Der lange Roland mit dem gezückten Schwerte vor dem Rathhause deutet auf die städtischen Gerechtsame. Der Brunnen auf dem Marktplatze ist mit monumentalem Bildwerk geschmückt; er bildet Abends den Vereinigungspunkt für die Mägde mit ihren Krügen, welche die kleinen Neuigkeiten austauschen. Zwischen dem Rathhaus und dem Dome findet sich oft eine stehende Wasserpfütze mit schwimmenden Enten. Den Eingang zum Dome beschatten uralte Linden, — Ueberlieferungen aus der alten Zeit, da die Städte noch nicht waren und der Mensch von den Fenstern seiner Wohnstätte aus noch den grünen Wald sah und die Vögel singen hörte. Nach Sonnenuntergang ist es leer und dunkel auf den Straßen. Nur hier und da giebt eine Kienfackel oder Pechflamme einen spärlichen Schein.

Große und gewaltsame Veränderungen in der Entwickelung des Städtelebens brachte der Dreißigjährige Krieg hervor. Viele Städte wurden so verwüstet und entvölkert, daß sie sich nie mehr zu ihrer früheren Bedeutung wieder erhoben, sondern auf einer Mittelstufe zwischen Stadt und Dorf stehen blieben. Aus der Zeit der Erhebung der absoluten Fürstenmacht stammen dann die von Riehl sogenannten „künstlichen Städte" und kleinen Residenzen, welche ihre Entwickelung weniger ihrer geographischen Lage, als der fürstlichen Gunst und Laune, und ihren Wohlstand nicht dem Handel und Verkehr, sondern den Hofhaltungen verdanken; so Karlsruhe, Stuttgart, Wiesbaden, Darmstadt u. a. Einige von ihnen erhielten eine besondere Bedeutung als Pflegstätten der Kunst und Wissenschaft mit Theatern, Bibliotheken, Kunst- und Gemäldesammlungen, während Prachtbauten, Lustschlösser und Parks dem Luxus dienten.

Die neue Zeit hat durch die Fortschritte der Industrie und die Anlage der Eisenbahnen auch für das Städteleben folgenschwere Veränderungen herbeigeführt. Viele Mittelstädte sind zu Durchgangsorten herabgesunken und einer allmählichen Verarmung ausgesetzt. Die Haupt- und Fabrikstädte haben dagegen an Einwohnerzahl und Umfang mit überraschender Schnelligkeit zugenommen. Freilich hat auch diese Entwickelung ihre Kehrseiten. Die Anhäufung eines großen Proletariats, die große Zahl von Arbeitslosen, Müßiggängern und Unzufriedenen neben den Verlockungen zum Wohlleben ist mit üblen Folgen für die Sittlichkeit verbunden.



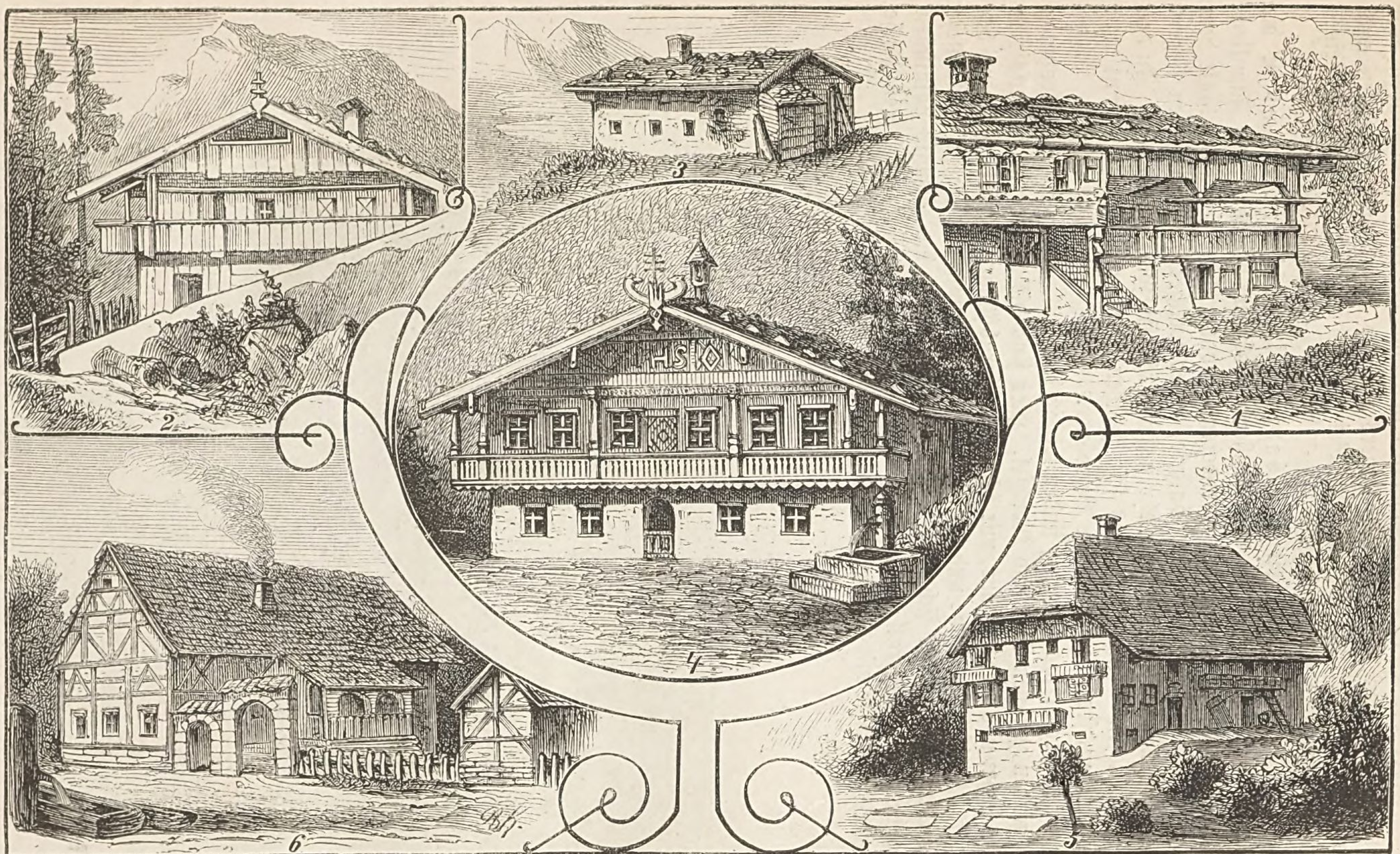
Bauernhäuser. 1. Rügen. 2. Böhmen. 3. Spreewald. 4. Niedersächsisches Bauernhaus.
5. Alte Land bei Hamburg. 6. Provinz Sachsen (Harz).

Dennoch werden die großen Städte auch in Zukunft die Mittelpunkte der Kultur und des Fortschritts bleiben.

Die **Formen des deutschen Bauernhauses** lassen sich nach vier Hauptgattungen unterscheiden, welche wir nach den Stammesgebieten als die niedersächsisch-westfälische, die fränkisch-alemannische, die oberbayrisch-schwäbische und die slavische bezeichnen.

Das niedersächsisch-westfälische Bauernhaus vereinigt Alles, was zur Hofwirthschaft gehört, — Wohnung, Ställe und Scheuer, — unter einem mächtigen Dache. Unter dem hohen Giebel, von dem gewöhnlich zwei in Holz geschnitzte Pferdeköpfe herabschauen, befindet sich die Einfahrt, so hoch und breit, daß ein schwerbeladener Erntewagen hindurchfahren kann. Den mittleren Raum nimmt die Tenne oder Diele (Dehl) ein; zu beiden Seiten rechts und links liegen die Stallungen, so daß die Krippen von der Tenne aus beschüttet werden und von der einen langen Seite die Pferde mit klug gespitzten Ohren, von der anderen die gehörnten Häupter mit den ewig kauenden Mäulern über die niedrigen Futtermauern hinweg dem Treiben der Menschen auf der Tenne zuschauen. An der schmalen Seite, der Einfahrt gerade gegenüber, befindet sich auf erhöhtem Boden der Herd; er nimmt die Mitte der eigentlichen Wohnstätte ein. Ueber dem Herdfeuer brodelt der Kessel. Der Rauch steigt zu keinem Schornstein hinaus, sondern er sucht sich, unter dem Dache entlang ziehend, wo die verschiedenen Schinken, Würste und Speckseiten hängen, den Weg zur Eingangsthüre. Neben dem Herde ist der Platz der Hausfrau. Von hier übersieht sie Kinder und Gesinde, Pferde und Rinder, Alles, was aus- und eingeht und was auf der Tenne vorgeht. Zu ihrer Seite steht das immer schnurrende Spinnrad. Um den Herd versammeln sich die Familie und Alle, die zum Hausstande gehören, zu den Mahlzeiten, zu wichtigen Berathungen und zum Gebet. Hier räumt der Hauswirth willkommenem Gaste den Ehrenplatz ein. Zu beiden Seiten des Herdes führen Thüren links in die Familienstube mit den in die Wand eingelassenen Bettschränken, rechts in das Prunkgemach, welches nur bei feierlichen Veranlassungen, Hochzeiten, Kindtaufschmäusen, Leichenbegängnissen 2c., benutzt wird. Das Gesinde schläft in Verschlägen auf der Diele neben den Viehständen. Wo die Häuser nicht nahe bei einander, sondern in getrennten Höfen liegen, wie im westfälischen Münsterlande und in den holsteinischen Marschen, da umzieht ein mit Hecken bewachsener Erdwall die Felder des Bauern. Uralte Eichen auf dem väterlichen Grundstücke, die noch keine Axt berührte, sind der Stolz des westfälischen Landmanns. Von der Sitte des niedersächsischen und westfälischen Bauern, sein Haus mit Sprüchen zu zieren, wurde schon oben gesprochen.

In der fränkisch-alemannischen Gattung hat das Wohnhaus ein mehr bürgerliches Aussehen; Stallungen und Scheune befinden sich in abgesonderten Räumen. Die hellen, im Weinlande meistens mit Reben umkränzten Fenster schauen nach der Straße hinaus; ein großes Thor führt von der Straße in den geräumigen Hof. Durch die gewölbten steinernen Rundbogen des Hofthors, welche Riehl die „Triumphbogen des Landmanns" nennt, hält der fränkische Bauer mit hochbeladenen Erntewagen den Einzug in seine Heimstatt.



Bauernhäuser. 1. Vorarlberg. 2. Zillerthal. 3. Sennhütte. 4. Bayrisch-tiroler Haus. 5. Schwarzwald. 6. Franken.

Ueber der Thür des Wohnhauses liest man die Anfangsbuchstaben oder auch den ganzen Namen des Erbauers mit der Jahreszahl, zuweilen auch einen Spruch, der sich auf eine gute Weinernte oder auf den Preis des Weines zu einer gewissen Zeit bezieht.

In der süddeutschen oder bayrisch-schwäbischen Bauart ist die Form des Hauses durch das vorherrschende Holzwerk bedingt. Die Familienstube befindet sich unter einem besonderen Vorbau. An einer Seite läuft dem oberen Stockwerk entlang eine Galerie, unter welcher die Stallungen liegen. Je mehr nach Süden, desto mehr nehmen die Holzverzierungen zu. In den Haussprüchen — namentlich des schwäbischen Bauernhauses — erkennt man den ernsten, frommen Sinn der Bewohner.

Die slavische Gattung finden wir in den früher von Slaven bewohnten Gegenden zwischen Elbe und Weichsel. Hier sind die Häuser in Viereckform aus Lehm und Erde gebaut, mit schweren, herabhängenden Strohdächern bedeckt, Wirthschaftsräume und Wohnhaus sind getrennt. Die eigentlich slavische Hausform beschränkt sich jetzt mehr und mehr auf die ehemals polnischen Landestheile. Ueberall, wo deutsche Sprache vorherrscht, finden sich freundliche steinerne Häuser mit den bekannten rothen Ziegeldächern.



Deutsches Bauernhaus aus dem 16. Jahrhundert.


Aus den deutschen Alpen
und aus
Oberbayern.

Erste Abtheilung.

Die ew'gen Berge wachsen himmelwärts,
Und an den Bergen wächs't empor das Herz.

Paul Heyse.

Bilder aus den Alpengegenden.



Der Kochelsee mit dem Herzogenstand.

Das Alpengebirge.

Lage und Begrenzung des Alpengebiets, Erhebung und Abdachung. — Die Alpen, ein Riesenbauwerk der Schöpfung. — Die Alpen als natürliche und Völkerscheide. — Gliederung und Gruppirung der Alpen im Allgemeinen. — Alpenübersteigungen in früherer Zeit. — Die Hauptstraßen über die Alpen.

Lage und Begrenzung des Alpengebiets, Erhebung und Abdachung. An der Südgrenze des Deutschen Reiches erhebt sich der mächtige Gebirgswall der Alpen. Schon aus einer Entfernung von dreißig Meilen erkennst du die bläulich-weiße Gebirgsmauer, die sich in leichtgeschwungenen Umrissen vom Himmelssaume abhebt, von leuchtenden Hochgipfeln, gleich riesigen Wartthürmen, überragt. Je mehr du dich ihr näherst, desto breiter dehnen sich vor dir die Ketten, desto kühner und stolzer steigen die Gipfel empor. Du erkennst, daß es nicht ein einziger Zug ist, welcher das Gebirge bildet, sondern daß mehrere Züge stufenförmig hintereinander sich thürmen. Nur einen geringen Theil des Gebirges vermag das Auge mit einem Blicke zu umfassen. Das ganze Gebiet der Alpen bedeckt einen Flächenraum

von 4500 Quadratmeilen. Sie erstrecken sich vom Ligurischen Meere bis zum Donautieflande und dem Meerbusen von Fiume, oder von Genua bis nach Wien und Triest in einer Länge von 150 Meilen, während ihre Breite von 20 bis 40 Meilen wechselt. In ihrem ersten Theile, von den Erhebungen am Meerbusen von Genua bis zur Montblancgruppe, folgen die Alpen der Richtung von Süd nach Nord, mit ihrem Ostfuße im Tieflande des Po stehend, die westlichen Vorketten gegen das Tiefland des Rhone vorgeschoben; in diesem Theile ist die Richtung NO.-SW. vorherrschend. Bei der Montblancgruppe beginnt die Spaltung in mehrere Züge, welche durch die Längenthäler der Flüsse von einander geschieden sind und in den Richtungen gegen Nordost und Ost fast fächerförmig aus einander gehen; ihren Nordfuß umgiebt auf der Strecke von 70 Meilen ein Gürtel von Seen, — der Genfer, Thuner, Vierwaldstädter, Zuger, Züricher, Boden-, Ammer-, Wurm-, Chiem-, Kochel-, Mond-, Atter- und Traunsee, — und es bildet der Lauf der Donau, schon von der Innmündung an, bis gegen Wien die äußerste Grenze ihrer nördlichen Abdachung; ihr Südfuß steht in der lombardisch-venetianischen Tiefebene und umschließt ebenfalls einen Kranz von Seen, — Lago Maggiore, Lugano-, Como-, Iseo- und Gardasee, — die mit ihrer prachtvollen Färbung, ihren reizenden Ufern, ihrem milden Klima den herrlichsten Schmuck der Alpennatur bilden.

Die Erhebung der Alpen ist sehr verschieden; die höchsten Gipfel liegen an der schmalsten Stelle. Hier ist es der Montblanc (4810 m.), der höchste Berg Europa's, dessen zackige Krone prachtvoll über den ihn umlagernden Gletschern und Eisfeldern glänzt. Gegen Osten nimmt die Höhe der Alpen im Allgemeinen ab, die Breite und Zerspaltung dagegen zu. Die Abdachung nach Norden ist eine allmähliche, stufenförmige; im Süden steigt man an vielen Stellen aus dem Hochgebirge unmittelbar in die Ebene hinab, auch liegen die bedeutenden Gipfelerhebungen dem Südfuße näher. Der Anblick der Alpen ist daher von der Poebene aus imposanter, von Norden her mannichfaltiger und lieblicher.

Die Alpen, ein Riesenbauwerk der Schöpfung. Die Alpen erheben sich als mächtige Denksäulen der Schöpfungsgeschichte. Wir stehen oft bewundernd vor den Bauwerken von Menschenhänden, den Thürmen und Tempelhallen, welche die Jahrhunderte überdauerten; — hier erblicken wir vor uns ein Gottesgebäude, dessen Entstehung um Jahrmillionen vor der Geburt der ersten Menschen zurückliegt.

Wir fußen auf einer der Hochzinnen unserer nördlichen Alpen und versetzen uns im Geiste in jene Urzeit zurück, als die Berge und Felsen um uns, als die ganze Erdoberfläche unter den fortwährenden gewaltigen Kämpfen der Naturmächte, des Feuers und des Wassers, noch in der Bildung und Wandlung begriffen waren. Es ist die Periode der sogenannten Triasgebilde, der dritte, vieltausendjährige Zeitraum in der Schöpfungsgeschichte. Noch liegen die Gegenden im weiten Umkreise von den vergletscherten Firsten Centraltirols bis zu einer verschwundenen Festlandsgrenze in der bayrisch-schwäbischen Hochebene unter den Fluten des Triasmeeres begraben; aber auf dem Grunde dieses Meeres häuft sich bereits das Material für die Gebirgsbauten einer fernen Zukunft.

ÜBERSICHTSKARTE DER MITTEL- UND OSTALPEN.



Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

In der nächstfolgenden, der Periode der Juragebilde, tritt das Meer allmählich zurück. Lagunenartig streckt der ans Tageslicht gehobene triassische Meeresgrund am Saume des Alpen-Kontinentes sich hin, allerwärts umspült und durchbuchtet von dem Jurameere, dessen Sedimente ihrerseits wieder emporsteigen und schließlich zu hohen, schlanken Gipfelhäuptern sich gestalten sollen.

Auch in Mitteldeutschland, bis zu einer etwas südlich der Donau zu denkenden Grenze, sehen wir zu derselben Zeit eine allmähliche Trockenlegung des Meeresgrundes; aber so verschiedenartig sind die Ablagerungen beider Meere, die Gesteine und die Versteinerungen, welche ihr jetzt trocken liegender Grund unserer Beobachtung darbietet, daß wir uns gezwungen sehen, eine Scheide zwischen diesen beiden Meeresbecken anzunehmen und dieses nun versunkene und verschwundene Gebirge in das Flachland zu verlegen, wo heutzutage die Sedimente der jüngeren Tertiärzeit und die Schuttmassen des Diluviums als niedriges Hügelland und unabsehbare Ebene sich ausbreiten.

Zusammenhängender, fester geschlossen, obwol immer noch niedrig, ragt das Alpenland während der nun folgenden, der Periode der Kreidebildung, in das Kreidemeer hinein. Die tertiären Gewässer bespülen fast nur noch seinen nördlichen Rand, und dort, wo im heutigen Illerquellengebiete das Dolomitgebirge nach Süden zurücktritt, bilden sie eine tief einschneidende Bucht und vereinigen sich mit dem gleichalterigen Schweizer Meere. Der Zusammenhang dieser Becken mit dem Weltozeane wird nun allmählich gelockert und unterbrochen; es tritt eine Aussüßung ihrer Salzfluten ein, welche in der älteren Tertiärzeit eine marine Thierwelt bargen, in den jüngeren Epochen dagegen vorwiegend von Organismen süßer Gewässer bewohnt werden. Die jedoch auch in der Folgezeit noch vorkommenden marinen Ablagerungen weisen auf ein wiederholtes neues Vordringen des Meeres bis an den Rand des Alpen-Festlandes, auf eine zeitweilige Rückeroberung seines alten Gebietes hin. Während dieses Wechsels in der Natur und der Lebewelt des flüssigen Elements dauert das Vordringen der Küste, das Anwachsen des trockenen Landes ununterbrochen fort. Die Fußterrassen unserer Gebirge, die Hügel des Alpenvorlandes, steigen aus den Fluten empor, neuen Zwecken des Lebens, der organischen Fortentwickelung zu dienen.

Am Schlusse dieser Bildungsepochen sehen wir ein mächtiges Drängen und Treiben von den Centren der Alpenwelt ausgehen; wir sehen das niedrige Küstenland, die ehemals zerstreuten Lagunen unter dem unwiderstehlichen Drucke einer hebenden und zur Seite schiebenden Gewalt sich räumlich zusammenziehen und einem verschobenen Teppiche gleich in hohen Falten sich emporbäumen. Gewaltige Glutmassen dringen dampfend und kochend aus dem unbekannten Erdinnern empor, durchbrechen und spalten die noch in der Abkühlung von außen nach innen begriffene Erdrinde. Die umhüllende Schale reißt und läßt seit Jahrmillionen unter ihr begraben gelegene Gesteine das Licht des Tages wiedererblicken. Ganze Schichten der festen Erdkruste werden durcheinander geworfen und zertrümmert, gehoben und in die Tiefe versenkt. Hier, zur Seite weichend, bedecken alte Schichten die Ablagerungen jüngerer Zeiten; dort findet eine solche Verrückung an früher bereits erhobenen

Felsenwällen einen nicht zu brechenden Widerstand, mächtige Schichtenlager wölben zu weitgespannten Bogen und Kuppen sich empor.

Und dieses Drängen und Treiben, Zerstören des Bestehenden und Neuschaffen gewaltiger Bauten aus den Trümmern der alten überlebten Welt zeigt sich um diese Zeit allüberall im weiten Alpenlande. Wohin wir blicken, treten beredte Zeugen für dieses Schaffen übermüthiger, kaum faßbarer Naturkräfte auf. Wir sehen die stolzen Bergeshäupter alle, aus welchen der herrliche Kranz unseres Aussichtsbildes sich zusammenschließt, vor unseren Augen sich erheben, zerspalten, zurücksinken, sich wieder heben und gegenseitig verschieben. Wir sehen die Felseninsel selbst, von der wir diese Rückschau halten, dem gleichen Drucke weichen, fühlen das Riff, auf dem wir fußen, in reger Bewegung erzittern; es beugt und knickt sich in sich selbst zusammen, und seine hochgeschwungene Zinne blickt erhaben hinaus über die weite Fläche, in welche die Wellenfaltungen der aus ihrer Lage gedrängten Gesteinsschichten, gleich Wogen der Uferbrandung in den freien Meeresspiegel hinaus sich verlieren. —

Die Ausbruchsmassen, Gneis, Granit, Porphyr, Syenit u. s. w., füllten die Klüfte zum Theil wieder an und bildeten bei ihrem Erkalten ein halb krystallinisches, festes Gefüge. Die Kernstücke der Alpen bestehen aus solchen ungeheuren Felsentrümmern, welche durch die Gewalt des Feuers aus dem Schoße der Erde emporgehoben, durch die Macht der eindringenden Wasserfluten ausgewaschen, von Neuem gehoben und zertrümmert und durch chemische und physikalische Einflüsse vielfach verwandelt und umgestaltet wurden. Die aufgethürmten Riesenschollen stürzten an manchen Stellen wieder zusammen, um mächtige Thäler und Wasserbecken zu bilden. Die von den Gletschern herabstürzenden Gewässer spülten die Berge aus und gruben allmählich tiefe Rinnsale in die Felsenklüfte, bildeten romantische Thäler und Schluchten, rissen das verwitterte Gestein mit sich fort und füllten die tieferen Gegenden mit Trümmern an. Manche Wildbäche wurden durch Felsenmauern eingedämmt und bildeten die lieblichen Alpenseen.

Durch das Emporsteigen der vorzugsweise aus Gneis, Glimmerschiefer und Porphyr bestehenden Centralkette wurden die älteren, hauptsächlich aus neptunischem Gestein, aus Kalkstein, Sandstein und Schiefer, gebildeten Schichten nach beiden Seiten auseinander geschoben und lagerten sich im Norden und Süden als sogenannte „Kalkalpen" der Centralkette vor. Sie sind weniger hoch als die letztere und schon in Form und Farbe von dieser zu unterscheiden.

Den nördlichen und südlichen Fuß der Alpen umsäumen sogenannte tertiäre Ablagerungen, Molasse und Nagelflue, welche durch Kalkmergel zusammengekittet sind.

Unberechenbare Zeiträume sind vergangen, bis der Bau des Alpengebirges vollendet war, aber auch diese scheinbar unvergänglich feststehende Felsenwelt ist noch dem Wechsel und Wandel unterworfen. Dieselben Kräfte und Gesetze, durch welche die Schöpfung ins Leben gerufen ward, wirken auch zu ihrer Erhaltung und Weiterbildung fort; denn alles Geschaffene geht wieder in neuen, vollkommneren Bildungen auf, fortwährend erneuert die Schöpfung sich aus sich selbst. Ueberall in der Natur giebt sich das Drängen nach dem Fortschritt,

nach der Vollkommenheit kund. Die zersetzende Macht der Atmosphäre, die Regengüsse, Quellen, Gießbäche und Wasserfälle, der Wechsel von Frost und Hitze, die Gewalt der Erdbeben, Lawinen, Bergstürze, das Zusammenbrechen der Höhlungen von unterirdischen Gewässern: alle diese Gewalten verändern und erneuern fortwährend die Gestalt der Alpenwelt.

Was sind alle Wechselfälle im Leben der Menschen und der Menschengesellschaften, der Völker und Nationen gegen jene Reihenfolge von Umwälzungen und Zerstörungen! — eine Reihenfolge, welche die Entwickelung und das dereinstige Vergehen des ganzen Menschengeschlechts als ein einzelnes Glied in sich aufnimmt, dem ein Vorrang vor den übrigen Gliedern nicht zugesprochen werden kann. Mag es von erhebendem und zugleich beruhigendem Einflusse auf das von den Wechselfällen des Lebens mannichfach erregte Menschengemüth sein, einer Welt von ewig unveränderlicher Ruhe sich gegenüber zu finden, als welche die Alpenwelt mit ihren Firnen und Felsenhäuptern zuerst unserem Blicke sich darstellt, — mächtiger erhebend, zwingender beruhigend wirkt der Blick in die geheimniß- und wundervolle Werkstatt der Schöpfung. Er erfüllt die Seele mit neuen Vorstellungen und umkleidet die ernste Größe, die majestätische Ruhe der Alpenwelt mit ungewohnten Gedanken. Eine Reihe von großartigen Bildern aus der Schöpfungsgeschichte taucht vor unserer Seele auf, nicht willkürlich von der Phantasie gemalt, sondern in bestimmter Folge, auf die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und Beobachtung begründet. Wir erkennen in dem fortwährenden Wechsel von Zerstörung und neuem Werden, den die Natur im Laufe der Jahrtausende uns zeigt, den Plan und das Gesetz der ewigen Weisheit, und mit dieser Erkenntniß erhebt sich die Seele über den engen Gesichtskreis des Alltagslebens zu einer Ahnung des Ewigen empor.

Die Alpen als natürliche und Völkerscheide. Die Alpen, welche fast genau in der Mitte zwischen dem Aequator und dem Nordpole liegen, wurden seit Alters als eine Scheide nicht allein in physischer und klimatischer, sondern auch in ethnographischer Hinsicht betrachtet. Sie scheiden die Gebiete großer Ströme, in ihrem westlichen Theile diejenigen des Rhein, Rhone, Po und der Donau oder die Gewässer der Nordsee, des Tyrrhenischen, Adriatischen und Schwarzen Meeres; die mittleren und östlichen Alpen bilden die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Po und der Donau oder zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meere. Die Alpen scheiden auch das strengere Klima des Nordens von dem milden des Südens. Während im Innthale nördlich vom Brenner der Weinstock schon nicht mehr gedeiht, findet der Reisende im Thale der Etsch Feigen und Mandeln, Pfirsiche und Oelbäume. Auch die Thier- und Pflanzenwelt ist eine verschiedene diesseit und jenseit der Alpen. Dennoch ist diese Scheidung keine absolute; die Alpen bilden vielmehr eine Welt für sich, welche auf kleinem Raume die größte Mannichfaltigkeit entfaltet und die merkwürdigsten Gegensätze vereinigt.

Steigt man von der Höhe der Alpen nach Italien hinab, so durchschreitet man auf einer Strecke von wenigen Meilen gleichsam die verschiedenen Zonen der Erde, vom ewigen Eise des Nordens bis zu den reizenden Gefilden des Südens.

Dicht unter dem Rande der Gletscher beginnen schon die grünenden Alpenwiesen mit ihren würzigen Kräutern. Die vorspringenden Abhänge sind mit zarten Moosen und blühenden Alpenrosen bekränzt. Weiter abwärts grünen prächtige Waldungen, Gruppen von Laubholz und ausgedehnte Forsten von Tannen und Fichten. In den südlichen Thälern betreten wir die Gefilde, wo Weinberge, Kastanien und Olivenhaine und die edleren Obstarten gedeihen. In den hochgelegenen Thälern vereinigen sich diese verschiedenartigen Erscheinungen in dem lieblichsten Bilde. Licht und Luft, Berg und Wald, das frische Grün der Alpenwiesen unter den starren Gletscherfeldern, die reizenden Alpenseen, in deren krystallenem Spiegel die Ufer, die Gipfel der Berge und die Wolken des Himmels wiederschimmern, — dieses Alles übt auf das Gemüth einen zauberhaften Eindruck, der durch die eigenthümliche Alpenmusik, das Rauschen der Sturzbäche und Wasserfälle, das Donnern der herabstürzenden Lawinen, das Läuten der Herdenglocken und das Jodeln der Senner und Sennerinnen noch erhöht wird.

Der physischen und klimatischen Verschiedenheit der Länder zu beiden Seiten des Alpenwalles entspricht die Verschiedenartigkeit der Völker, welche sie bewohnen: hier Völker germanischen Stammes, ernst und bedächtig, fleißig und treu, — drüben romanische Völker, leidenschaftlich und feurig, mehr dem behaglichen Genusse als dem fleißigen Erwerb zugethan. Die Alpen bilden die Scheide zwischen den Völkern deutscher und wälscher Zunge, zwischen germanischen und romanischen Stämmen und Staaten. Aber auch diese Trennung ist keine absolute. In den Alpenländern begegneten sich die Völker seit Alters mit bewaffneter Hand, wie im friedlichen Verkehr. Hier trafen zuerst die Scharen der Kimbern und Teutonen mit den Römern zusammen; von hier aus drangen in den Zeiten der Völkerwanderung West- und Ostgothen, Hunnen, Heruler, Rugier und Langobarden in das ersehnte Land des Südens, um der Weltherrschaft Roms den Todesstoß zu geben und neue Reiche auf den Trümmern des römischen zu errichten; und hier fanden noch in neuer Zeit, in den durch die Französische Revolution erregten Kriegen, die blutigen Kämpfe statt zwischen den Heeren der Französischen Republik und denjenigen Oesterreichs und Rußlands, letztere zum Theil aus dem fernen Asien herbeigekommen. Ueber die Alpen zogen aber auch schon während des Mittelalters die langen Waarenzüge von den Stapelplätzen am Mittelmeere nach den blühenden Handelsstädten des Reichs, und in der Gegenwart arbeiten die Völker von beiden Seiten des Gebirgswalls daran, die gewaltige Schranke der Natur zu durchbrechen und über den Sattel der Gebirge hinweg, durch das Innere der Berge hindurch, dem friedlichen Verkehr neue Wege zu bahnen. In den Alpen treffen sich jährlich Gelehrte von allen Nationen, um die Wissenschaft durch neue Entdeckungen und durch die Ergebnisse ihrer Forschungen zu bereichern. So sind die Alpen zwar Trennungsmarke, aber zugleich auch dasjenige Gebiet, auf welchem die Interessen der Völker sich begegnen und verschmelzen, und üben deshalb — vorzugsweise auf die ihnen zunächst anwohnenden Völker — in kulturgeschichtlicher, politischer und materieller Beziehung einen bedeutsamen Einfluß aus.

Gegenwärtig sind es drei Stämme, die Vertreter der drei wichtigsten Nationalgruppen Europa's, die hier in den Alpen sich berühren. Deutsche, alemannischen, schwäbischen, bayrischen und österreichischen Stammes, — der Zahl nach etwa drei Millionen, — bewohnen die ganze nördliche Abdachung der Alpen westlich von einer Linie, die von Freiburg bis an den Monte Rosa geht, bis zu den Vorketten an der Donau, Mur und Drau; sie greifen in der südlichen Schweiz, Graubünden, Tirol und in den ganzen Ostalpen weit nach Süden ein. Die Romanen, Franzosen, Italiener und Rhätoromanen oder Ladiner (d. i. ein aus den alten keltischen Rhätiern und Römern erwachsenes Mischvolk) — im Ganzen nahe an drei Millionen, — bewohnen die ganzen Westalpen und den Südrand. Die Slaven — über eine Million — bewohnen das südliche Steiermark, Südkärnten, Krain, das Innere Istriens und das Karstgebirge.

Wenn hiernach die Deutschen den Haupttheil der Bevölkerung des Alpengebietes bilden, so ist doch der Theil der Alpen, welcher innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches steht, ein verhältnißmäßig geringer. Es ist derjenige Theil, welcher nach seiner geognostischen Beschaffenheit den „Nördlichen Kalkalpen" angehört und welchen wir in einem folgenden Kapitel näher kennen lernen werden. Unser Interesse dafür wird aber erhöht werden, wenn wir den Theil auch in seinem Verhältniß zum Ganzen betrachten. Wir geben daher unseren Lesern hier zunächst eine Uebersicht der Hauptglieder und Gruppen des Alpensystems überhaupt.

Gliederung und Gruppirung der Alpen im Allgemeinen. Wir theilen das gesammte Gebiet der Alpen zur leichteren Uebersicht in drei Hauptabtheilungen, nämlich in die der West-, der Mittel- oder Central- und der Ostalpen.

Die Westalpen erstrecken sich vom Meerbusen von Genua, wo sie mit dem Italien durchstreichenden Apennin in Verbindung stehen, in südnördlicher Richtung bis zur Montblanc-Gruppe, in einer Längenausdehnung von 40 Meilen und einer Breite von 20 Meilen. Ihre Gipfelhöhe nimmt von Süden gegen Norden zu.

Die Mittel- oder Centralalpen streichen in der Hauptrichtung von West nach Ost von der Montblanc-Gruppe bis zur Einsenkung des Brennerpasses, bei einer Längenausdehnung von 50 Meilen und einer zunehmenden Breite von 20—36 Meilen. Sie theilen sich in drei Hauptzüge, unter denen der nördliche und südliche durch die Längenthäler des oberen Rhone, oberen Rhein, oberen Inn, der oberen Etsch und Eisach von dem mittleren abgetrennt werden.

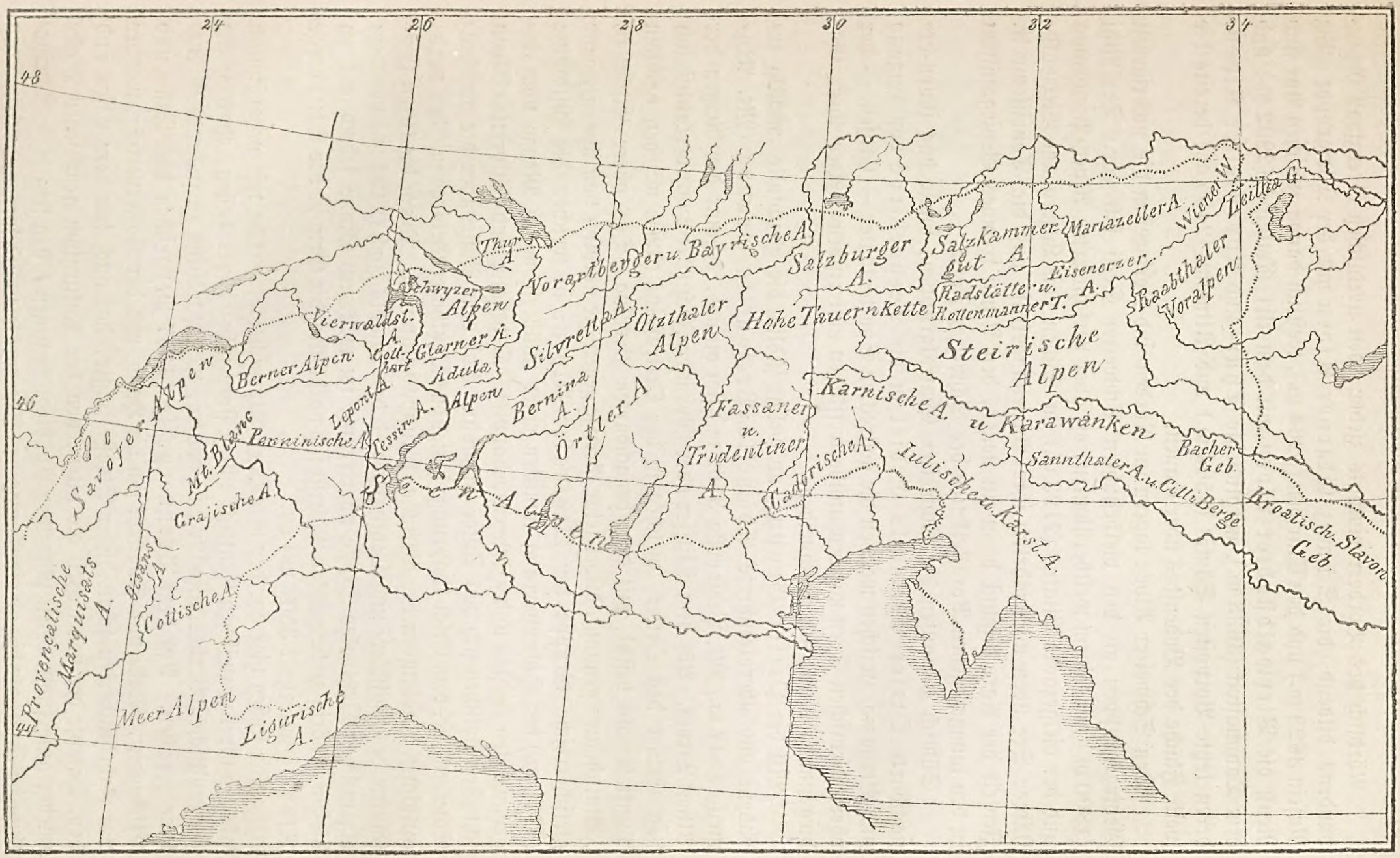
Die Ostalpen reichen von der Einsenkung des Brennerpasses mit ihren nordöstlichen Ketten bis zur Donau und der ungarischen Tiefebene, während ihre südöstlichen Vorketten mit ihrem Fuße am Adriatischen Meere und zwar am Meerbusen von Fiume stehen und sich an die Gebirge der Balkan-Halbinsel anschließen. Sie nehmen nach Osten an Höhe ab, an Breite zu. Auch in ihnen lassen sich drei Hauptzüge unterscheiden; der nördliche wird durch die Thäler der oberen Salzach, Enns, Mur und Mürz, der südliche durch das Thal der Drau von dem mittleren geschieden. Der nördliche und mittlere Zug werden oft unter dem Gesammtnamen der Norischen Alpen zusammengefaßt.

Die **Westalpen** beginnen am Golfe von Genua mit den Ligurischen Alpen, an welche sich vom Colle di Tenda (1802 m.) ab die Meeralpen schließen. Diesen reihen sich in zunächst nordöstlicher Streichrichtung die Cottischen (Mont Genèvre 1866 m., Monte Viso 3986 m.), die Oisans-Alpen (Grand Pelvoux 3854 m., Pointe des Ecrins 4103 m.) und die den Lauf des Rhone linkerseits begleitenden Alpen des provençalischen Marquisats (Mt. Ventoux 1961 m.) an. Im Süden des Genfer Sees erheben ihre gewaltigen, firnumwallten Häupter die Grajischen (Mt. Iséran 3241 m., Mt. Cenis 3593 m., Kleiner St. Bernhard 2193 m.) und die Savoyer Alpen, an welche als besonders abgegrenzter Stock die höchste Erhebung Central-Europa's, der Montblanc, mit 4810 m. absoluter Höhe sich schließt. Der Verbindungskamm zwischen den Cottischen und Grajischen Alpen wird von den in neuester Zeit so vielfach genannten Pässen Mont Cenis (1270 m.) und Col de Fréjus (1295 m.) durchbrochen.

Die Scheide zwischen den Grajischen und den Savoyer Alpen bildet die Einsenkung beim Kleinen St. Bernhard.

Die Mittel- oder Centralalpen. Vom Genfer See ab macht im Verlaufe der Alpenzone mehr und mehr die westöstliche Richtung sich geltend. Von der Montblanc-Gruppe ziehen sich südlich des oberen Rhone die Penninischen Alpen, aus welchen der prachtvolle Obelisk des Matterhorn (4505 m.) und die riesige Felsenmauer des Monte Rosa (4638 m.) in den Alpenschilderungen wol am häufigsten wiederklingen und die großartigsten Erinnerungen an die Alpenwelt und an die Entdeckungsreisen in ihren Firnwüsten auf sich vereinigen. Für ihre nördlichen Zweige ist der Name Walliser Alpen der gebräuchliche. Zwischen der Montblanc-Gruppe und den Penninischen Alpen erhebt sich der Große St. Bernhard (2478 m.), über den die altberühmte Alpenstraße führt. Oestlich von der Paßeinsenkung des Simplon schließen sich die Lepontischen Alpen (Simplon 3565 m.) den vorigen an. Nördlich des oberen Rhone ziehen die Berner Alpen mit ihren firnumwallten Granitgipfeln (Finster-Aarhorn 4275 m., Jungfrau 4167 m., Mönch 4104 m.) und mit den kunstvollen Pässen Gemmi (2302 m.) und Grimsel (2204 m.). Zwischen den Berner und Lepontischen Alpen zieht sich das Längenthal des Rhone oder das Wallis 36 Stunden lang, ¼ bis 3 Meilen breit.

In der St. Gotthardgruppe, dem eigentlichen Centralknoten des Hochgebirgsgeflechtes (Hauptgipfel Pizzo Rotondo 3178 m.), treffen die bisher durch den oberen Rhonelauf geschiedenen beiden Hauptzüge der Centralalpen zusammen, um sogleich darauf, das Vorderrheinthal zwischen sich fassend, wieder auseinander zu gehen. Südlich des Vorderrheinthales setzt das Gotthardgebirge östlich des Lukmanier-Passes (1917 m.) zunächst in der Adula- und Surettagruppe sich fort. Oestlich des Splügen-Passes (2117 m.) beginnt die Gruppe der Silvretta (Piz Linard 3416 m., Piz Kesch 3417 m.). Der am Gebirgsstocke des Septimer vom Julier- (2287 m.) und Malöja-Passe (1811 m.) herabkommende junge Inn scheidet sie von dem mächtigen Gletschergebiete des Bernina (Piz Languard 3266 m., Piz Bernina 4052 m.), der östlichsten Centralalpen-Gruppe der Schweiz.



Skizze des Alpengebietes.

Nördlich des Vorderrheinthals ziehen, den nördlichen Grenzwall Graubündens bildend, die Schwyz-Glarner Alpen mit der Tödigruppe (Piz Rusein 3623 m.) und den Clariden (3264 m.), westlich davon zwischen Aar und Reuß die Vierwaldstädter Alpen mit dem Uri-Rothstock (2932 m.) und dem Dammastock (3633 m.), nördlich die Thur- und Appenzeller Alpen, deren letzte Vorposten Säntis (2504 m.) und Altmann (2435 m.) bereits die weite Fläche des Bodensees überschauen.

Den Schweizer Alpen lagern im Norden und Nordwesten die niedrigeren Gebirgsgruppen an den vielbesuchten Schweizer Seen sich vor. Der Rigi (1800 m.) mit seinem weltberühmten, oft aber verschleierten Alpen-Panorama und der vielgezackte Pilatus (2123 m.) im Süden von Luzern am Vierwaldstädter See üben noch jährlich ihre Anziehungskraft auf die Touristenwelt. Jenseit der Aare beginnt dann ein neues, den Alpen fremdes Gebirgssystem in den langgezogenen Parallelketten des Schweizer Jura.

Südlich verlaufen die Schweizer Centralgruppen, sowie das ihnen benachbarte Ortler-Adamello-Gebiet in die Seengebirge von Lugano und Bergamo, zwischen welchen die gestreckten Spaltenthäler — Clusen — der oberitalienischen Seen mit den unübertrefflichen malerischen Reizen ihrer Gebirgsumwandlung sich einschneiden.

Mit der Ortler-Gruppe, an welche südlich die gleichfalls mächtig erhabene und übergletscherte Adamello-Presanella-Gruppe (Mt. Adamello 3547 m., Mt. Presanella 3562 m.) sich anfügt, beginnt der Reigen der Alpen Tirols. Auf dem Stilfser oder Wormser Joch (2782 m.) verknüpft sich das Gebiet des Ortler, welches in der Ortlesspitze (3905 m.) den höchsten Punkt Tirols besitzt, mit dem benachbarten Bernina. Das obere Etschthal, „Vintschgau" genannt, bildet seine Grenze gegen die nördlich von ihm gelegene gletscherreiche Gruppe der Oetzthaler Alpen, in welchen die Wildspitze (3776 m.) den Höhenvorrang inmitten einer unübersehbaren Menge von eisgepanzerten Firsten und Hörnern behauptet. Oetzthaler und Silvretta-Alpen schließen zwischen sich das Unter-Engadin. Auf dem Passe über die Reschen-Scheideck, bei dem Etsch-Ursprung, hängt das Oetzthaler Gebirge mit den nordöstlichsten Ausläufern der Bernina-Gruppe zusammen. Durch die tiefen Einschnitte des Passeier- und Oetzthales und das Timbls-Joch (2481 m.) von dem eigentlichen Oetzthaler Stocke abgetrennt, im weiteren Sinne jedoch als zu diesem gehörig zu betrachten, schließt sich nordöstlich die Gruppe der Stubayer Alpen (Zuckerhütl 3508 m.) an.

Wir stehen hier vor der mächtigen Alpenscheide, welche wir orographisch als die Grenze zwischen Central- und Ostalpen bezeichnet haben, obgleich die geognostischen Verhältnisse für eine andere, weiter westlich zu suchende Grenzlinie sprechen. Auf dem Brennerpasse (1367 m.) reichen das Inn- und Etschgebiet, Nord- und Südtirol sich die Hand, und der Völkerverkehr, welcher vor Jahrhunderten schon dieser Straße folgte, hat auch mit dem Eisen und dem Dampfe der neuen Zeit die alten, von der Natur ihm gewiesenen Pfade wieder aufgesucht. Mit schwacher Ausbiegung gegen Osten setzt diese Scheidelinie im Innthale bis an die Grenze des Alpengebietes sich fort, und wir werden

auch im nördlichen, von ihr durchbrochenen Alpengürtel sie als eine wichtige Abgrenzung zweier Formationsgepräge kennen lernen.

Nördlich der beiden Centralgruppen Silvretta und Oetzthaler Ferner, durch den Lauf der Ill, den Arlbergpaß, das Stanzer und endlich durch das Innthal von Landeck bis Kufstein im Süden abgegrenzt, erheben sich als äußerster nördlicher Gürtel des Alpengebiets, gegen das Flachland vorgeschoben, die Vorarlberger und die Bayrisch-Tirolischen Alpen.



Brücke über die Hinterseer Ache mit Aussicht auf die Mühlsturzhörner.

Im Vereine mit den jenseit des Inn an sie gereihten, durch den Salzachlauf im Süden und Osten begrenzten Kitzbühler und Salzburger Alpen bilden sie das Gebiet der nördlichen Kalkalpen, deren abweichende Bauart, Form und Farbe auch dem Laien auffällt. Sie begleiten den Lauf der Deutschen Reichsgrenze, der sie auf ihren scharfgezahnten Graten großentheils den Weg vorzeichnen. Mit ihnen werden wir uns in den folgenden Abschnitten ausführlich zu beschäftigen haben. In der Richtung gegen Westen ist die Bezeichnung „nördliche Kalkalpen" eine ausschließende; ostwärts reihen an die Grenzgebirge Deutschlands noch mehrere Gruppen sich an, welche ihrer Stellung und ihrem Baue nach gleichfalls als nördliche Kalkalpen zu bezeichnen sind.

Die Ostalpen. Die Centralkette der Alpen wird im Osten des Brenner durch die gletscherreichen, zu bedeutender Höhe sich emporschwingenden Bergmassen fortgesetzt, welche in weiterem Sinne als Tauernkette bezeichnet werden.

Zunächst sind es die Zillerthaler Alpen mit dem Hochfeiler (3516 m.), als höchstem Punkt, und dem hohen Brennerberge (1421 m.), welche die Nachbarschaft des Brennerpasses beherrschen. An der Birnlücke, westlich der Dreiherrnspitze (3503 m.), verknüpfen sie sich mit der Hohen Tauernkette in engerem Sinne, welche ihre hervorragendsten Häupter im Großvenediger (3674 m.) und Großglockner (3796 m.) besitzen. Die Dreiherrnspitze ist zugleich der Punkt, an welchem die Centralalpen aufhören, Hauptwasserscheide zu sein. Das Thal der Ahren ist die letzte Wasserspende, welche die Gletscher der Tauern dem Adriatischen Meere liefern; weiter östlich speist ihre Südabdachung die Parallelflüsse der Donau, die Mur und Drau, und die hydrographische Grenze verlegt sich weit nach Süden auf die Scheitel der Karnischen und Julischen Alpen.

Im Centralkamme der Alpen, welcher nach dem Abschlusse der Hohen Tauern an Höhe beträchtlich verliert, reihen sich an diese die Ankogl-Gruppe (Ankogl 3253 m., Kreuzeck 2610 m.), welche ihre warmen Heilquellen nach dem in unseren Tagen so vielgenannten Gastein entsendet; demnächst zwischen Enns und Mur die Radstädter und Rottenmanner Tauern mit dem Hoch-Gailing (2872 m.) und Hafnereck (3093 m.), südlich des oberen Murthales die Steirer Gebirge, als deren bekannteste Gipfel der Königsstuhl (2489 m.) und Eisenhut (2437 m.) in der Stangalpe, ferner die Sau- (2073 m.) und Kor-Alm (2136 m.) erwähnt sein mögen. Nordöstlich zwischen Mur und Raab reihen sich daran die Raabthaler Voralpen mit dem Wechselgebirge (1732 m.). Von ihrem Nordwestende führt das Querjoch des Semmering (1396 m.) mit berühmter Kunststraße und Eisenbahn von dem Centralkamme zu den nördlichen Kalkalpen hinüber. Oestlich der Mur verflachen sich die Steirer Gebirge und gehen in das sogenannte Steirische Hügelland über. Noch weiter östlich verliert sich der Alpenzug in den Bakony-Wald und in das Pannonische Bergland, welche an den Ufern des Plattensees sich hinlagern. Diese ausgedehnten, nicht sehr hohen Vorgebirgsgruppen sind es, welche die Donau in der merkwürdigen, bei Waitzen beginnenden rechtwinkligen Abbiegung gegen Süden am Saume der ungarischen Tiefebene dahinleiten.

Am Nordsaume dieses östlichen Abschnittes der Alpen finden wir, wie bereits erwähnt, wieder Kalkgebirgsgruppen, und zwar sind es im Norden der Radstädter und Rottenmanner Tauern, durch das Thal der oberen Enns von diesen getrennt, die seenreichen Salzkammergutsalpen, in welchen die Hochplateaus des Tennengebirges (Rauheck 2428 m.), der Dachsteingruppe (Hoher Dachstein 3002 m.) und des Höllengebirges emporragen. Oestlich der Enns, welche hier die Biegung nach Norden macht, und nördlich des Salzathales liegen die Mariazeller Alpen; mit dem Wiener Wald und dem Leithagebirge erreicht das Alpengebiet im Nordosten sein Ende, um jenseit der Donau in den Vorläufern der ihm stammverwandten Karpaten alsbald seine Fortsetzung zu finden.

Wie das centrale, aus krystallinischen Gesteinsarten zusammengefügte Gebirge Tirols im Norden seinen Kalkalpengürtel besitzt, so begleitet es ein solcher auch im Süden. An die Zitterthaler Alpen und die Tauern schließen sich östlich

der Etsch und südlich der Rienz das Fassaner Gebirge, die oft genannten Dolomiten Südtirols mit den abenteuerlichen Gestalten eines Monte Cristallo (3245 m.), Dreischuster, Dreizinnen, Langkofl u. a. Die Höhe seiner Gipfel übertrifft jene der nördlichen Kalkalpen nicht unbeträchtlich, und manche von ihnen, wie die Vedretta Marmolata (3506 m.) und der Antelao (3255 m.), sind mit ewigem Eise überglast. Die von mächtigen Porphyrmassen durchbrochenen Tridentiner Alpen schieben sich am linken Etschufer am weitesten gegen die Poebene vor. Ostwärts reihen sich daran die Cadorischen Alpen mit dem gletschertragenden Mte. Canin (2275 m.), welchen jenseit des oberen Isonzothales die Gruppe des mächtigen dreihäuptigen Terglou (2865 m.) oder Triglav (Dreikopf) gegenübersteht. Die Karnischen Alpen und die Karawanken, zu welchen auch das Steiner Gebirge mit dem Grintouz (2529 m.) zählt, begleiten den Mittellauf der Drau im Süden. Den Zwischenraum zwischen Drau und Save füllen die Sannthaler und Cilli-Berge, nördlich davon das Bacher- und weiter gegen Osten das Kroatisch-Slavonische Gebirge. Das im Südosten der Terglou-Gruppe beginnende Karstgebirge oder das Gebiet der Julischen Alpen nimmt den südwestlichen Theil Kärntens, Istrien und einen Theil des nördlichen Kroatien ein; es verknüpft sich mit den dalmatinischen Küstengebirgen und den südlich der Save und an der unteren Donau bis zum Eisernen Thore sich hinziehenden bosnischen und serbischen Berglandschaften. Den südlichen Theil des Karstgebirges bildet das von der Wien-Triester Eisenbahn umzogene, speziell der Karst genannte Hochplateau, von welchem der wilde Nordsturm, die berüchtigte Bora, an die Küsten des Adriatischen Meeres hinabbraust. Dasselbe fällt mit einem steilen Abhang von 394 m. Höhe gegen den Triester Meerbusen ab.

Alpenübersteigungen in früherer Zeit. Der Drang des Menschen zum Menschen suchte und fand schon frühe die Mittel, um die mächtige Scheidewand, welche die Natur zwischen Völkern verschiedenen Stammes — Römer, Romanen auf der einen, Germanen, Deutsche auf der anderen Seite — gezogen hatte, zu überwinden. Am nächsten lag die Benutzung der Thäler da, wo die von den Bergen herabströmenden Flüsse die hemmenden Gebirgsschranken durchwaschen und sich Thore geöffnet hatten. Solche Wege dienten indessen zunächst nur als Fußwege oder Saumpfade dem örtlichen Verkehre zwischen den Gebirgsbewohnern benachbarter Thäler. Manche von ihnen sind mit der Zeit so außer Gebrauch gekommen, daß sie jetzt nur noch von Schmugglern benutzt werden; andere erheben sich so hoch in die Schneeregion, daß es nur im Sommer möglich ist, sie zu besteigen. Anders verhält es sich mit denjenigen Alpenübergängen, welche als Völkerstraßen dem Weltverkehr dienen sollen. Die Durchwaschungen und Einsattelungen im Kamme der Hauptkette sind selten. Die Gebirgszüge rücken je näher dem Hauptkamme, desto enger zusammen und bilden endlich eine nicht mehr zu umgehende Schranke, welche den menschlichen Geist gleichsam zum Kampfe mit der Natur herausfordert, oder sie beschränken doch den Verkehr auf die durch die Querthäler der größeren Flüsse in das Gebirge eingeschnittenen Furchen, wobei immer noch, als der schwierigste Theil des Weges, die Wasserscheide zwischen den Flußgebieten im Hauptkamme zu übersteigen bleibt.

Wie groß die Alten von Demjenigen dachten, der als der Erste den Muth besaß, die Felsenwände der Alpen zu übersteigen, dafür spricht die Sage, welche Hercules als den bezeichnet, der den ersten Zug über das Gebirge unternommen und sogar eine Kunststraße in den Grajischen Alpen angelegt haben soll. Und wie die Alten die erste Alpenübersteigung einem Halbgotte, dem Ideale höchster Kraft und Ausdauer, zuschrieben, so betrachteten sie auch die hochgelegenen Stromquellen und Wasserscheiden als geheiligte Orte, an denen sie sich zu religiösen Festen versammelten. Ehe noch die Römer ins Land hinaufstiegen, beteten ihre Vorgänger an den Stromscheiden der Alpen auf dem Lukmanier, dem Bernhardin, dem Gotthard und dem Großen Bernhard. Die Römer nahmen theils aus religiösem Gefühl, theils wol auch aus Politik den alten Brauch auf, wie sie ja auch den Kultus der von ihnen unterjochten Völker nach Rom zu verpflanzen pflegten. Auf dem Großen Bernhard, der Jochscheide des Julier und an anderen hochgelegenen Orten finden sich noch Steintrümmer, welche für die Reste von Tempelbauten und Bildwerken aus der Römerzeit gelten. An die Stelle der Säulen und Tempel hat eine spätere Zeit Säulen und Kapellen gesetzt; auch sie sind die Ziele frommer Wallfahrten und Vereinigungsorte für religiöse Feste.

Völker, die in Gallien sich zur Ruhe niedergelassen, hörten wunderbare Mär von einem sonnigen Lande jenseit der Schneeberge, in welchem ihnen verwandte Stämme hausen sollten. Erst machten sich Einzelne auf den Weg dahin, und als sie wiederkehrten, da wußten sie nicht genug zu erzählen von der Lieblichkeit und Fruchtbarkeit des Landes. Bald folgten Andere ihren Spuren; es brachen ganze Stämme auf und siedelten sich drüben an, und so entwickelte sich ein Verkehr zwischen den Völkern diesseit und jenseit der Alpenmauer. So oft sich eine Schar auf den Weg machte, rollte sie Felsblöcke aus der Bahn, daß sie donnernd in die Tiefe stürzten, und sicherte wol auch den mühsam gewonnenen Pfad durch Flechtwerk gegen den Absturz; denn sie gedachte entweder der eigenen Rückkehr oder der nachfolgenden Stammesgenossen. So mag es denn wol mehr als eine bloße Sage sein, wenn schon die Alten von einer heiligen Straße sprachen, die von Bergvölkern geschützt und gesichert wurde. Freilich darf man sich unter jener „heiligen Straße" keine Heerstraße in unserem Sinne denken; galt doch Hannibal's Alpenübersteigung mit Heeresmacht noch als eine Wunderthat und wurde als solche der staunenden Nachwelt überliefert. Es war ein gewaltiger, kühner Entschluß, als der Sohn des Hamilkar beim Ausbruch des zweiten Punischen Krieges (218 v. Chr.) von Spanien, dessen völlige Eroberung er seinem Bruder Hasdrubal übertrug, mit einem Heere von 50,000 Mann Fußvolk, 9000 Reitern und 37 Elefanten aufbrach, über die Pyrenäen nach Gallien zog und, nachdem er dort einem Kampfe mit den Römern unter Publius Cornelius Scipio geschickt ausgewichen, seinen denkwürdigen Zug über die Alpen — nach der gewöhnlichen Annahme über den Kleinen Bernhard — antrat. Unter fortwährenden Kämpfen mit den Gebirgsbewohnern überstieg das Heer die mit Eis und Schnee bedeckten Berghöhen, ohne Obdach, ohne Weg, über Felsenwände und Abgründe hinweg, und erschien am funfzehnten Tage, fast alles Zugviehs und aller Saumthiere

beraubt, in den Ebenen Oberitaliens zum Staunen und Schrecken der Römer. Der römische Geschichtschreiber Livius, der diesen Zug des feindlichen Feldherrn beschreibt, weiß davon die wunderbarsten Dinge zu erzählen: wie z. B. die Karthager durch Eingießen von siedenden Flüssigkeiten in Felsenspalten große Felsblöcke gesprengt hätten, um die Bahn zu erweitern, wie Mannschaft und Pferde und viele der ungeschlachten Elefanten von dem schmalen Fußpfade in den Abgrund gestürzt und andere von herabrollenden Steintrümmern zerschmettert worden wären.

Ehe die Römer Straßen über die Alpen zu bauen unternahmen, waren ihnen einige Wege in dieser Richtung bekannt, wie die Straße über den Mons Poeninus, den heutigen großen St. Bernhard; aber sie alle scheinen kaum etwas Anderes gewesen zu sein, als rauhe, steile und abschüssige Saumpfade, auf denen ein Mensch nach dem anderen schreiten mußte und nur sichere Saumrosse vorwärts kamen. Später bauten sie mit Geschicklichkeit und großem Aufwande förmliche Kunststraßen, die jedoch ihren bekannten Heerstraßen in der Ebene oder im Hügellande weder an Breite noch an Schönheit der Ausführung gleichkamen. Solche Straßen führten über die Cottischen, Penninischen, Grazischen und Seealpen; als die kürzeste ins jenseitige Gallien wird die von Ocelium (Oulx, heutige Station der Mont-Cenis-Bahn) über den Matronenberg (Mont Genèvre) führende genannt. Auch nach dem Norden hatten die Römer mehrere Querstraßen, darunter eine kühn angelegte, durch Kastelle befestigte, über den Brennerpaß nach der römischen Provinz Rhätien, eine andere über den Splügen. Diese Römerstraßen geriethen nach dem Sturze des Römischen Weltreichs nach und nach in Verfall.

Schon seit der Völkerwanderung hatten indessen die Alpenübersteigungen der germanischen Völkerschaften von Norden nach Süden begonnen. Zwar die Alemannen drangen aus ihren Lagerplätzen am unteren und mittleren Main nur bis zu den Alpenketten des nordöstlichen Helvetiens vor, um dort Halt zu machen, und auch die Bajuvaren begnügten sich mit dem Besitze der nördlichen Thäler nahe dem Brenner; dafür drangen Westgothen unter Alarich, Ostgothen unter Theodorich oder Dietrich und Langobarden unter Alboin nach einander über die Alpen nach Italien und begründeten dort ihre freilich nur kurze Zeit dauernden Reiche. Die Frankenkönige Pipin und Karl der Große überstiegen zu verschiedenen Malen die Alpen, jener um dem Papste gegen den Langobardenkönig beizustehen und durch die Schenkung von Ravenna den Grund zur weltlichen Macht der Päpste zu legen (754), dieser um den Langobardenkönig Desider zu züchtigen und sein Reich mit dem fränkischen zu vereinigen und (im Jahre 800) um sich in Rom vom Papste zum römischen Kaiser, d. h. zum Haupte der Christenheit, krönen zu lassen. Die ältesten Hospize auf dem Großen Bernhard und dem Mont Cenis werden Karl dem Großen und seinem Nachfolger Ludwig dem Frommen zugeschrieben.

Seit Otto dem Großen, der (951) über den Brenner und durch das Etschthal mit Heeresmacht nach der Lombardei zog, um Berengar von Ivrea zu bekriegen und in Pavia sein glänzendes Beilager mit Adelheid, der schönen Wittwe König Lothar's von Niederburgund, zu feiern, und der zehn Jahre

später (Febr. 962) in Rom die Kaiserwürde des „Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation“ erneuerte, gingen fast alle seine Nachfolger zur Kaiserkrönung über die Alpen.

Keiner aber von allen Römerzügen endete kläglicher, als derjenige König Heinrich's IV. aus dem Hause der salischen Franken. Vom Papste mit dem Banne belegt, von den deutschen Fürsten mit Absetzung und dem Verluste der Krone bedroht, trat der schwache König mitten im Winter (kurz vor Weihnachten 1077), in Begleitung seiner Gemahlin und seines dreijährigen Sohnes, von Speyer aus jene verhängnißvolle Reise an, um sich vom Papste die Lossprechung vom Banne zu erflehen. Da er die gewöhnliche Alpenstraße über den Brenner meiden mußte, nahm er seinen Weg durch Burgund über Besançon und Genf nach Savoyen, um über den Mont Cenis nach Italien hinabzusteigen. Es war ein langer Zug von Menschen, Pferden und Maulthieren: der König, die Königin, der kleine Prinz, zwei Bischöfe, die Ritter, Damen, Diener und Dienerinnen des Gefolges und die Gebirgsführer. Der schwierigste Theil der Reise begann natürlich im Hochgebirge. Das Auf- und Absteigen bei eisigkaltem Winde, in dichtem Nebel, über Eisfelder und rauhe Felsen war mit unsäglichen Anstrengungen und Gefahren verbunden. Beim Hinabklettern der Bergwände wurden die Frauen stellenweise auf Rinderhäuten geschleift. Die Männer gelangten, auf Händen und Füßen kriechend oder die Schultern der Führer umklammernd, oft strauchelnd und gleitend, ins Thal hinab. Völlig erschöpft erreichten die Reisenden das Kloster (jetzt Dorf) Novalesa. Von hier waren es nur wenige Meilen bis zu dem gastlichen Susa, dem Wohnsitze von Heinrich's Schwiegermutter. Die schwersten Tage für Heinrich aber sollten noch kommen. Wol scharten sich in Italien Bischöfe und Grafen um den König und boten ihm ihre Hülfe gegen die Anmaßungen des Papstes und seiner Partei an, und in der That schien Heinrich eine Zeit lang in Zweifel zu sein, ob er Gregor VII. im Büßerkleide oder mit dem Schwert in der Hand entgegentreten solle; aber mit den widerstrebenden deutschen Fürsten im Rücken, dem papstfreundlichen Rom im Angesicht, zog er doch den ersteren Weg vor, wies die Hülfe der Lombarden zurück und eilte nach der steilen, mit einer dreifachen Ringmauer umgebenen Felsenburg Canossa, dem Aufenthalte des Papstes. Erst nachdem er drei Tage barfuß in härenem Gewand vor dem Burgthore der „weißen Feste“ auf Erhörung geharrt und unter Thränen das Mitleid des Heiligen Vaters angerufen, war der starre Sinn des Kirchenfürsten erweicht. Heinrich erlangte gegen das Versprechen, sich nach dem Schiedsspruche des Papstes mit den abgefallenen Fürsten zu vergleichen, Zutritt in die Burg und Lösung vom Banne. Der Sieg der päpstlichen über die kaiserliche Macht, der Kirche über den Staat war mit diesem Akte auf lange Zeit hinaus entschieden. Nichts konnte den tiefen Fall des glorreichen Thrones der Ottonen, die plötzliche Erhebung des Apostolischen Stuhles vor den Augen der Welt auffälliger darthun. Wenn auch Gregor VII. später durch Heinrich's Waffen überwunden, in der Engelsburg belagert wurde und den Tod in der Verbannung abwarten mußte, so blieb doch der böse Same jener Buße von Canossa bis auf unsere Tage unvertilgt.



Fugger'scher Waarenzug über die Alpen.

Während des Mittelalters und bis lange in die neue Zeit hinein waren die Pässe über den Brenner und über den Splügen die vom Verkehr am meisten gesuchten oder eigentlich die einzigen Wege von Deutschland nach Italien. Bald waren es die buntgemischten, mit dem Kreuze geschmückten Scharen, die begeistert über den Brenner nach Italien zogen, um von dort über das Mittelmeer nach dem Heiligen Lande zu fahren, bald die Hohenstaufischen Kaiser auf ihren Römerzügen, begleitet von dem allgemeinen Heerbann, der Blüte deutscher Ritterschaft in Kettenhemd und Harnisch, den hellen Haufen der Reisigen in Sturmhut und Wams, die auf diesem Wege, der damals sogenannten „Kaiserstraße“, den Ghibellinen Italiens zu Hülfe eilten, um im Kampfe gegen die Anmaßung der Päpste und die lombardischen Städte zu verbluten.

Auf demselben Wege zog auch der jugendliche Konradin zur Besitznahme seines Erbes nach Italien hinab, wo die römische Arglist im Bunde mit wälschem Truge ihm, dem letzten Sprößling des Heldengeschlechtes, den Untergang auf dem Blutgerüst bereitete.

Den Höhepunkt ihrer Bedeutung für den Handelsverkehr erreichte die Brennerstraße während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts als nächste Verbindungslinie zwischen den großen italienischen Handelsplätzen am Mittelmeer, — Venedig, Genua, — und den volkreichen, gewerbthätigen deutschen Reichsstädten Augsburg, Regensburg, Ulm und Nürnberg. Freilich trug die Straße damals großentheils nur den Charakter eines Saumpfades, auf welchem „das Maulthier im Nebel seinen Weg sucht“, und der Anblick eines Fugger'schen Waarenzuges, der mit schwerbelasteten Saumthieren mühsam und langsam an den steilen Gebirgshängen emporklettert, sticht merkwürdig ab von demjenigen eines Waarenzuges über den Brenner in unserer Zeit, der auf glatten Schienen mit der gleich einer Fahne darüber wehenden Dampfwolke zwischen den Bergen dahinrollt, bald im Schoße der Felsen verschwindet, bald auf prachtvollen Kunstbauten Thäler und Schluchten übersteigt.

Als zu Anfang des 16. Jahrhunderts die schönen Lande Oberitaliens abermals den Gegenstand und Schauplatz langwieriger Kriege zwischen Deutschland und Frankreich (Karl V. und Franz I.) bildeten, da wurden die Alpen sowol von deutscher als von französischer Seite öfters mit Heeresmacht überstiegen. Auch damals waren die Zustände der Alpenstraßen noch nicht viel besser. Der Steig, auf welchem Frundsberg sein Heer im Winter 1526 von Trient nach Italien führte, war so steil und schmal, daß die Landsknechte einer nach dem andern wie die Gemsen klettern mußten, und daß Niemand reiten mochte, da Mann und Roß fielen. Herr Georg von Frundsberg, der Führer und „Vater der deutschen Landsknechte“, arbeitete sich mühsam zu Fuß hinauf; weil er stark und schwer von Leibe war, hielten die Knechte ihre langen Spieße wie Geländer ihm zur Seite.

Die Westalpen wurden auch in den Kriegen der folgenden Zeit von französischen Heeren öfters überschritten. Gewöhnlich war es der Paß von Mont Genèvre, über den sie den Weg nach Italien nahmen.

In den Kriegen, welche die Französische Revolution erregte, widerhallten die sonst so stillen Alpenthäler von dem furchtbarsten Kampfgetöse.

Ewig denkwürdig bleibt der Zug Suwaroff's über die St. Gotthardsstraße, an welchen noch die in die Felsenwände der Tremolaschlucht eingesprengten Granatstücke und die in den Fels gehauene Inschrift „Suwarow victor“ erinnern.

Um das französische Heer des Generals Massena aus der Schweiz zurückzudrängen, erhielt Suwaroff bald nach seinem Siege über die Franzosen bei Novi (August 1799) Befehl, seinen Siegeslauf in Italien zu verlassen und sich mit einem Heere der verbündeten Russen und Oesterreicher in der Schweiz zu vereinigen. Der rasche Uebergang aus den heiteren Landschaften Oberitaliens zu der wilden und düsteren Natur der Alpengegenden, sowie die mit dem Gebirgsmarsche und den fortwährenden Gefechten verbundenen Anstrengungen und Leiden, machten auf die russischen Truppen einen solchen Eindruck, daß sie zum ersten Male in ihrem Vertrauen auf den sieggewohnten Feldherrn schwankten. In der Tremolaschlucht war es, wo es zu Ausbrüchen des Ungehorsams kam und wo Suwaroff angesichts seiner Soldaten ein Grab für sich graben ließ, um, wie er sagte, die Schmach eines zuchtlosen Heeres nicht zu überleben. Der Geistesgegenwart und Entschlossenheit des Feldherrn gelang es auch, seine Truppen zum alten Gehorsam zurückzuführen. „Am Morgen des 25. September“ — so erzählt Häusser — „war Suwaroff an dem Urner Loch angelangt; seine Soldaten drangen vor, Hunderte fanden an dem geöffneten Abgrunde der Teufelsbrücke ihren Tod, und es schien nicht denkbar, selbst gegen die viel schwächere Zahl der Franzosen den Durchgang zu erzwingen, als die Russen den kühnen Entschluß wagten, mitten im Feuer des Feindes einzeln den steilen Rand der Reuß hinabzuklettern, durch den wildschäumenden Fluß zu waten und, indem sie am anderen Ufer mühsam hinaufstiegen, die Franzosen zu umgehen. So ward die Brücke gewonnen, der Uebergang über den gesperrten Bogen mit Baumstämmen und Bretern hergestellt. Am 26. Sept. langte Suwaroff zu Altorf an. Ohne den Truppen Ruhe und Rast zu gönnen, schlug der unerbittliche Feldherr am 27. Sept. den Weg ins wilde Schächenthal ein, um von da über die steile Höhe des Kinzigkulm den Weg ins Thal der Muotta zu finden. Noch am Abend trafen die ersten Kosakenschwärme in Muotta ein und nahmen dort ein paar Compagnien Franzosen gefangen, die von dem nur drei Stunden entfernten Schwyz dahin gesandt waren; der Zug des ganzen Heeres, das sich raupenartig über die öden Felsmassen hinbewegte, dauerte sechzig Stunden. Am Abend des 29. Sept. war die Hauptmasse nach unnennbaren Anstrengungen in Muotta angekommen; es war kein Leiden, das erschöpfte Soldaten treffen kann, ihnen erspart geblieben, und wie viele waren der Ermüdung erlegen oder hatten in den grausigen Felsabgründen ihr Grab gefunden!“ — Auf die Nachricht, daß unterdessen die verbündeten Oesterreicher und Russen bei Zürich (25. und 26. Sept.) den Franzosen erlegen waren, trat Suwaroff den nicht minder beschwerlichen Rückmarsch über die schneebedeckten Alpenhöhen von Graubünden an.

Im folgenden Jahre (Mai 1800) fand Napoleon's berühmter Uebergang mit der zwischen Dijon und Genf gesammelten Armee (30,000 Mann und 150 Geschütze) über den Großen Bernhard statt, während andere Heeresabtheilungen zur selben Zeit über den Simplon und St. Gotthard in Italien eindrangen.

Um das Geschütz über die Berge zu schaffen, wurden die Röhre in ausgehöhlte Baumstämme gelegt und so fortgeschleift, die Laffetten den Maulthieren aufgeladen. Das den Ausgang des Passes sperrende Fort Bard bei Aosta wurde mittels eines in die Felsen gehauenen Stufenweges umgangen.

Napoleon I. fand inmitten des Kriegsgetümmels noch Zeit, um acht größere Fahr- und Heerstraßen über die Alpen theils neu zu bauen, theils zu verbessern und zu erweitern. Sein Neffe, Napoleon III., fand bei seinem Kriege gegen Oesterreich 1859 die von jenem kunstvoll ausgebauten, breiten Straßen über den Mont Cenis und Mont Genèvre vor, auf welchen ein Theil seiner Armee, ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen, nach Italien hinabzog, während der Haupttheil zu Schiffe von Toulon nach Genua befördert wurde.

Die Hauptstraßen über die Alpen. Der menschliche Geist fand mit der Zeit immer mehr Mittel, um die gigantischen Hindernisse der Natur zu überwinden. Die Kriegspläne der Eroberer und der friedliche Verkehr der Völker untereinander halfen dasselbe Ziel fördern. An Stelle der gefahrvollen Saumpfade, die neben stürzenden Waldbächen an schroffen Felshängen hinführten und auf denen kaum ein Rad sich bewegte, — denn die Wagen wurden vielfach am Fuße der eigentlichen Paßhöhe auseinander genommen und auf Maulthieren hinübergeschafft, — entstanden breitgebahnte und geebnete Kunststraßen und Eisenbahnen zur Förderung des Völker- und Weltverkehrs und als Verbindungswege zwischen den großen Kulturplätzen diesseit und jenseit der Alpen, so daß diese jetzt als das wegsamste Hochgebirge gelten können. Wenn auch die Thore der Alpenpässe nicht auf dem Boden des deutschen Reichsgebietes liegen, so sind doch die letzteren von solcher Wichtigkeit für den Verkehr Deutschlands mit seinen südlichen Nachbarländern, daß wir uns der Aufgabe nicht entziehen können, die wichtigsten derselben in den Kreis unserer Betrachtung aufzunehmen.

Wir erwähnen zunächst die Eisenbahn (Cornichebahn), welche aus der Provence am Meeresufer entlang über Nizza nach Genua und bis Pisa führt, das ganze Alpensystem südlich umgeht und die französischen Küstenstädte (Marseille, Toulon, Nizza) mit den italienischen (Oneglia, Savona, Genua) verbindet. Dieselbe ist unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten binnen sieben Jahren erbaut worden, zum Theil tief in Vorgebirge und Felsen eingeschnitten und über wilde Thäler und Abgründe hinweggeführt.

Ganz auf italienischem Gebiete liegt die Straße, welche von Oneglia an der Meeresküste über Pieve in den Ligurischen Alpen nach Camaragua ins Thal des Tanaro hinabsteigt, weiterhin über Ormea und Mondovi führt und sich in Coni an die Eisenbahn nach Turin anschließt.

Von Frankreich nach Italien führen über die Alpen verschiedene Straßen, deren Mündungspunkte durch Eisenbahnen mit Turin verbunden sind.

Von Nizza am Meere geht eine Straße über den Colle di Tenda nach Limone und weiter nach Coni; hier Eisenbahnverbindung mit Turin.

Aus dem Thale der Durance führt eine Straße von Gap über den Col de l'Argentière nach Coni, eine andere von Mont Dauphin über den Monte Viso nach Faluzzo im Pothale (daselbst Eisenbahnverbindung nach Turin und nach Coni), eine dritte von Mont Dauphin über den Col de la Croix nach

Pinerolo (daselbst Anschluß an die Eisenbahn nach Turin). Diese drei letztgenannten sind unter Napoleon III. aus Saumpfaden in fahrbare Straßen umgewandelt worden, jedoch nur während der guten Jahreszeit zu benutzen.

Weiter aufwärts im Thale der Durance führt eine Straße von Briaçnon, welches durch die Poststraße mit Grenoble verbunden ist, über das 1862 m. hoch gelegene Dorf Mt. Genèvre östlich nach Pinerolo, von hier im Thale der Dora riparia nordöstlich über Cesanne nach Susa, woselbst Eisenbahnverbindung mit Turin besteht. Von Montmeillan im Thale der Isère, wo die Eisenbahn von Genf-Chambery und die Poststraße von Grenoble zusammenkommen, führt die Straße über den Mont Cenis (1270 m.) nach Susa. Die Eisenbahn geht von Montmeillan im Thale der Isère und Drac über St. Jean de Maurienne aufwärts bis Modane. Von hier geht die Poststraße nach dem Dorfe Lanslebourg und zieht sich in kunstvollen Windungen über Abgründe und durch gesprengte Felsengewölbe zwischen dem großen und kleinen Mont Cenis hindurch bis zu der 1270 m. über dem Meere gelegenen Ebene La Madelina. Auf derselben befindet sich das Hospiz der Benediktinermönche, von Ludwig dem Frommen errichtet. Abwärts führt die Straße im Thale des Flüßchens Cenise nach Susa: überall, wo sie an Abhängen vorübergeht, durch mächtige Mauern gegen Lawinenstürze geschützt. Im Winter gleitet man auf kleinen Schlitten, jeder für einen Passagier nebst Führer eingerichtet, die steile Höhe hinab. Auch diese früher nur für Fußgänger und Saumthiere zugängliche Straße wurde unter Napoleon I. in eine der schönsten und sichersten Kunststraßen, welche die Alpen übersteigen, verwandelt und ist selbst im tiefsten Winter benutzbar.

Der westlich vom Mont Cenis sich erhebende Col de Fréjus ist zwischen Modane und Bardonnèche von einem $1^2/_3$ Meilen langen Tunnel durchbohrt worden. Die durch denselben gelegte Eisenbahn vermittelt die direkte Verbindung zwischen Paris und Turin in 9 bis 10 Stunden. Das großartige Unternehmen war nach vierzehnjähriger Arbeit im Oktober 1871 vollendet.

Während noch dieser Tunnel — welcher oft fälschlich der Mont-Cenis-Tunnel genannt wird, obgleich Mont Cenis und Fréjus noch einige Meilen von einander entfernt liegen — im Bau begriffen war, begann man eine Bahn über den Mont Cenis zu legen, welche bereits im August 1867 dem Verkehr übergeben wurde. Dieselbe ist nach dem Fell'schen System (mit horizontalen, eine Mittelschiene einklemmenden, gezackten Triebrädern) angelegt, wodurch die Fahrt auf außergewöhnlich steilen Strecken ermöglicht wird. Sie folgt im Allgemeinen der alten Paßstraße, wobei sie sich auf einer Entfernung von 77 Km. zwischen den beiden Stationen St. Michel und Susa von 760 m. auf 2126 m. über dem Meeresspiegel erhebt, um bis Susa wieder auf 540 m. herabzusteigen. Diese Bahn genügt jedoch den Anforderungen des großen Verkehrs nicht, weil sie zu sehr den Gefahren ausgesetzt ist, die ihren Grund in der unbändigen Natur der Alpen haben.

Von St. Maurice im oberen Thal der Isère führt eine Straße über den Kleinen St. Bernhard ins Thal der Dora baltea nach Aosta, wo die unabsehbaren Rebenfelder Oberitaliens beginnen. Sie ist der älteste Weg zwischen

Gallien und Italien, hat aber durch die Kunstbauten der neueren Zeit ihre alte Bedeutung verloren.

Noch berühmter ist der Paß über den Großen Bernhard. Derselbe wendet sich aus dem Rhonethal von Martigny, bis wohin die Eisenbahn von Genf führt, das Thal der Dranse (Val d'Entremont) aufwärts über Liddes bis zu dem einsamen Wirthshaus Cantine du Praz, woselbst der Fahrweg aufhört und in einen 21 Stunden langen Saumpfad übergeht. Durch den Engpaß von Marengo steigt man zu dem Hospiz (2472 m.). Abwärts führt der Weg über den Plan de Jupiter, wo ein römischer Tempel des Jupiter optimus maximus Poeninus gestanden haben soll, über St. Remy nach Etroubles und von hier wieder als Fahrweg in das Thal von Aosta hinab. Der Berg und Paß verdanken ihren Namen dem H. Bernhard von Menthon, welcher um 962 auf den Trümmern einer von Konstantin dem Großen erbauten Kapelle das berühmte Hospiz gründete. Zweimal durch Feuersbrunst zerstört, erstand dasselbe um die Mitte des 16. Jahrhunderts in seinem jetzigen Umfange. Es ist eine der höchsten Winterwohnungen in den Alpen und hat die mittlere Temperatur des Südkaps von Spitzbergen. Den zehn bis zwölf Augustinermönchen, welche dasselbe bewohnen, stehen sieben Knechte zur Seite. Eine Anzahl Bernhardinerhunde durchstreift von ihm aus alle Pfade und Schluchten des Gebirges. Sobald sie die Spur eines Erstarrten oder Verschütteten entdecken, rennen sie nach dem Hospiz zurück, rufen durch ihr Bellen die Mönche zur Rettung herbei und führen sie zu der Unglücksstätte. Das Erdgeschoß ist ganz von Ställen, Vorrathskammern u. s. w. eingenommen. Im ersten Stock leuchtet von dem mächtigen Herde der Küche im Sommer wie im Winter, bei Tag und Nacht ein helles Feuer, um welches ebenso ununterbrochen Wanderer der verschiedensten Nationen geschart sind, größtentheils dem Arbeiterstande angehörig, welche die Gastfreundschaft des Hospizes entweder blos für einen Imbiß an der stets gedeckten Tafel des nebenan gelegenen Speisesales oder für eine Nachtruhe in den rings vertheilten Schlafzimmern in Anspruch nehmen. In dem oberen Stockwerke befinden sich die Zimmer der Augustiner-Chorherren und 70 bis 80 Betten für die Reisenden besseren Standes. Im Nothfalle können die Räume des Hospizes wol an 400 Menschen beherbergen. Die Zahl der jährlich im Kloster Bewirtheten beläuft sich auf durchschnittlich 18—20,000. Für die Bewirthung wird keinerlei Bezahlung angenommen. Eine Stunde unter dem Hospiz steht die Todtenkapelle, in welcher die Leichen der durch Schneestürme und Lawinen Verunglückten (16 in den letzten 12 Jahren) aufbewahrt werden, da der hart gefrorene Boden das Begraben schwierig macht; sie trocknen in der eisigen Luft mumienartig zusammen.

Ein anderer Paß steigt aus dem oberen Rhonethale von Brieg, bis wohin von der Eisenbahnstation Siders oder Sierre (Eisenbahn von Genf-Martigny) die Poststraße im Rhonethale führt, über den Simplon (Paßhöhe 2010 m.) nach Domo d'Ossola im Thale der Tosa; von hier führt die Straße weiter zum Lago Maggiore und in die fruchtbare Ebene von Mailand hinab. Napoleon I. ließ diese kunstvolle Straße in den Jahren 1802—1806 an Stelle der früheren Poststraße anlegen. Sie ist von Brieg bis Domo d'Ossola 14 Stunden lang,

8 bis 10 Meter breit und von geringer Steigung. Zu ihrer Durchführung wurden 10 Galerien durch Granitfelsen gehauen und 611 Brücken von Berg zu Berg über die unten tosenden Wasserstürze hinweg gebaut. In dem Bernhardiner Hospiz auf der Paßhöhe finden jährlich 12—1300 Reisende Aufnahme und Bewirthung. Auch hier ist jetzt ein Schienenweg über die Alpen im Bau begriffen.

Die beiden letztgenannten Pässe führen zwar aus der Schweiz nach Italien, doch liegen ihre Hauptvortheile auf Seiten Frankreichs, welchem auch der Strom, aus dessen oberem Thale sie aufsteigen, mit dem größeren Theile seines Laufes angehört und von wo die Eisenbahn über Genf bis nahe an ihre Ausgangspunkte führt. Anders verhält es sich schon mit der Straße über den St. Gotthard, welche aus dem Thale der Reuß in das Thal des Ticino hinüberleitet. Von Flüelen, am Südende des Vierwaldstädter Sees, steigt man, begleitet von den Erinnerungen der Tellsage, über Altorf, die Stätte des Apfelschusses, im Thale der Reuß aufwärts bis Amsteg, wo an der Pyramide des Bristenstockes die eigentliche Gotthardstraße beginnt. Sie führt über Wasen und Göschenen durch die düstere und wilde Felsenschlucht der Schöllenen, fast überall in die steilen Felsenufer eingesprengt, und überschreitet mittels zehn Brücken die Reuß, welche unten in der Tiefe in schäumenden Wasserfällen stäubend und tosend von Felsen zu Felsen stürzt. Nach Ueberschreitung der Teufelsbrücke tritt die Straße in die kunstvoll durch Felsen gesprengte düstere Galerie, das Urnerloch, und aus dieser plötzlich in das helle und freundliche, von Gletschern eingefaßte Urserenthal. Vom Dorfe Hospenthal steigt sie in zahlreichen Windungen den St. Gotthard hinan bis zur Paßhöhe von 2114 m. Nahe der Höhe steht das Hospiz. Ringsherum breitet sich kahle und öde Felsenfläche mit den Betten zahlreicher kleiner Seen, darunter der Sella- und Scura-See, die nur durch eine schmale Leiste von Urgetrümmern von einander getrennt sind und ihre Abflüsse auf der einen Seite zur Reuß, auf der anderen in sehr zahlreichen Stürzen durch die Tremolaschlucht zum Ticino senden. „So mag es geschehen, wenn die Hochgebirgswetter beide Kessel bis auf ihren Grund aufwühlen, daß die Seen in einander brodeln und Mittelmeer und Nordsee zugleich speisen.“

Durch die enge und schauerliche Tremolaschlucht (Zitterthal) führt die Straße in zahlreichen Windungen in das prächtige Thal von Airolo und folgt dann durch neue Engpässe und Galerien dem Thal des Ticino bis Bellinzona, von wo sich der Fluß westlich zum Lago Maggiore wendet.

Bekannt ist die prachtvolle Schilderung der St. Gotthardstraße in Schillers „Tell“, welche indessen nicht ganz dem Zustande entspricht, in dem die Straße sich damals, zur Zeit der Flucht des Johann Parricida, befand; denn das „Schwarze Felsenthor“ des Urnerlochs wurde erst im Jahre 1707 durch Pietro Moretini geöffnet. Erst nach der Entstehung der Eidgenossenschaft wurde der alte Saumpfad über den St. Gotthard bequemer eingerichtet und stark benutzt. Die gegenwärtige Fahrstraße wurde von den Kantonen Uri und Tessin in den Jahren 1820—32 ausgeführt. Der Eilwagen legt die Strecke von Flüelen nach Bellinzona in 14 bis 15 Stunden zurück.

Unserer Zeit war es vorbehalten, nicht allein den Fréjus, sondern auch den St. Gotthard mit einem Tunnel zu durchbohren, um dem Weltverkehr die bequemste Bahn durch diesen Theil der Alpen zu öffnen. Der Tunnel wird das Gebirge auf zwei Meilen Länge zwischen Göschenen und Airolo in fast gerader Richtung durchbrechen und zur Herstellung einer Eisenbahnverbindung von Zug und Luzern nach dem Lago Maggiore und dem Lugano-See dienen. Die Sohle des Tunnels wird beinahe horizontal zu liegen kommen, der höchste Punkt 1162 m. über dem Meeresspiegel. Die Arbeiten wurden im Sommer 1872 begonnen und werden im Ganzen 9 Jahre erfordern. An den Kosten der Herstellung betheiligen sich Italien, die Schweiz und das Deutsche Reich.

Aus dem Thale des Vorderrheins von Disentis, welches durch die Fahrstraße im Vorderrheinthale mit Chur, dem Endpunkte der Eisenbahnen von Rorschach am Bodensee und von Basel-Zürich, verbunden ist, führt eine Straße im Medelser-Rheinthal hinauf und über den Lukmanier-Paß (1917 m.) nach Airolo hinab. Dieselbe tritt hinter der Gotthard- und der Splügenstraße an Wichtigkeit zurück.

Von Reichenau oberhalb Chur, an der Vereinigung des Vorder- und Hinterrheins, folgt eine Straße dem letzteren das Domletschger Thal hinauf. Der alte Name Via mala ist auch jetzt noch wenigstens für einen Theil der (seit 1821 angelegten) kunstvollen Straße beibehalten, welche sich auf der halben Höhe der Schlucht — bald auf dieser, bald auf jener Seite — entlang schlängelt und zu dem weidenreichen Schamser Thale öffnet. Später führt die Straße durch die Roflaschlucht, welche vom Rhein in schäumenden Kaskaden durchsetzt wird, und durch das Rheinwaldthal nach dem Dorfe Splügen. Von hier aus geht:

1. ein Straßenzweig über Medels und Hinterrhein, nahe den Quellen des Hinterrheins, hinauf zum Passe Bernardino (2065 m.) und im Thale der Moësa über Roveredo nieder nach Bellinzona ins Thal des Ticino;

2. ein anderer Straßenzweig erhebt sich zum Splügenpasse (1159 m.) und steigt auf zahlreichen Zickzackwegen nieder in das St. Jakobsthal und in das Thal der Maira nach Chiavenna, von wo aus bequeme Straßen nach dem Comer See und in die Ebene von Mailand hinabführen.

Aus dem Engadin, d. h. aus dem Ober-Innthal oberhalb des prächtigen Passes von Finstermünz an der tirolisch-schweizerischen Grenze, führen mehrere Straßen nach dem Comer See und in das Thal der Adda oder das Veltlin hinab und zwar:

1. von Sils, nahe der Quelle des Inn, über den Malöja-Paß (1818 m.), südöstlich vom Septimer, in das Thal der Maira nach Chiavenna;

2. von Samaden, unterhalb Sils, über Pontresina und den Bernina-Paß (2334 m.) durch das Puschlaver, vom Poschiavo durchströmte Thal in das Veltlin (von Pontresina nach Poschiavo 8 Stunden);

3. vom Eingang des Engadins bei Finstermünz und Nanders über die Reschen-Scheideck (1400 m.), welche die Wasserscheide zwischen Inn und Etsch bildet, in das Thal der Malser Heide und das obere Etschthal oder Vintschgau, aus diesem aufwärts nach Stilfs und durch das von Gletschern umgebene Thal

Trafoi (tres fontes) in 48 Windungen zu dem Paß Ferdinandshöhe oder dem Stilfser Joch (2782 m.), über den ersten nordwestlichen Sattel der Ortlesgruppe, von hier durch das Brauliothal, in welchem die Cantoniera S. Maria als das höchstgelegene, auch im Winter bewohnte Haus in Europa liegt, in 38 Windungen hinab in das grüne Becken von Bormio oder Worms, wo das Addathal oder Veltlin zum Comer See sich öffnet.

Aus dem Innthale, von Innsbruck das Sill- und Wippthal aufwärts, führt die niedrigste der Alpenstraßen am Brenner-See vorüber auf den Brenner-Paß (1367 m.), von hier abwärts im Thal des Eisack über Brixen in den weiten Thalkessel von Bozen und weiter über Trient nach Verona.

Im Jahre 1864 begann man in der Linie der alten Straße eine Eisenbahn anzulegen, und im August 1867 ward die Brennerbahn (von Innsbruck nach Verona) eröffnet. Um die ungünstigen Steigungsverhältnisse durch die Vertheilung auf eine längere Strecke zu überwinden, war man zur Anlage der sogenannten Kehr- oder Wende-Tunnel genöthigt, welche im Innern der Berge, durch die sie getrieben sind, so große Kurven beschreiben, daß Ein- und Ausgang oft nahe bei einander liegen. Wäre es möglich, aus der Vogelperspektive die alte Brennerstraße von 1772 einer- und die Schienenbahn andererseits mit einem Blicke zu überschauen, so würde jene als ein in hundertfachen Spiralen, Schlingen und Knotungen in die Tiefen und Höhen der Alpenmauer zwischen Inn und Etsch gebrochener Schluchtriß, diese als ein nur hier und da eng in sich gekrümmter, sonst in leichten Kurven geschwungener Metallfaden erscheinen, an vielen Stellen von Felsen unterbrochen und überwachsen. Die Bahn hat 27 Tunnel und steigt zwischen Innsbruck (568 m.) und Brixen (571 m.) bei der Brennerstation bis 1367 m. — Die Brennerbahn ist bis jetzt der nächste Verbindungsweg zwischen Italien und Deutschland; sie wurde auch neuerdings (Okt. 1875) vom Deutschen Kaiser für seine Reise nach Mailand zum Besuche des Königs von Italien gewählt. Der Eilzug fährt die Strecke von Innsbruck nach Verona (37 Meilen) in 9½, von München (60 Meilen) in 14 Stunden.

Von Brixen führt eine Straße in das Thal der Piave nach Serravalle am Fuße der Alpen und von dort weiter nach Venedig; eine Eisenbahn führt von Brixen über das Toblacher Feld in das Pusterthal und das Thal der Drau nach Villach.

Auf österreichischem Gebiete liegen die Pässe der Radstädter und Rottenmanner Tauern, welche die Verbindung zwischen den Thälern der Enns und Mur vermitteln. Von der Radstadt im Thale der Enns führt eine Straße über die Tauernscharte oder Friedhofshöhe (1739 m.) durch das Twengthal in das Lungau, d. i. das hochgelegene obere Becken der Mur; ihre Fortsetzung bildet die Straße aus dem Thale der Mur über den hohen Katschberg (im Steirergebirge) im Thal der Drau nach Villach hinab; von hier steigt man über den Predil-Paß (1151 m.) nach Triest. Zum Rottenmanner Tauern-Paß (1251 m.) führt von Steier im Thale des gleichnamigen Flusses und später der oberen Enns eine steile Fahrstraße hinauf und steigt auf der südlichen Seite nach Judenburg ins Thal der Mur hinab; bequemer

ist eine andere Straße, welche von Steier im Thale der Enns und des Erzbaches aufwärts zum Paß Prebühl (1172 m.) aufsteigt, um von dort gleichfalls nach Judenburg hinabzuführen.

Auch die seit 1872 eröffnete Kronprinz-Rudolf-Bahn von St. Valentin (Linz) über Steier und Judenburg nach Villach überschreitet die Rottenmanner Tauern in der Paßhöhe von 823 m.

Den Schluß der Alpenstraßen bildet die $78\frac{1}{2}$ Meilen lange Eisenbahn von Wien nach Triest (über Wiener-Neustadt, Gloggnitz, Semmering, Mürzzuschlag, Bruck — daselbst Verbindung mit Villach, — Graz, Marburg, Cilli und Laibach), welche das ganze östliche Alpengebiet, sowie die von demselben umschlossenen Thäler der Mürz, Mur, Drau und Save, mit zahlreichen Kunstbauten, Galerien, Tunneln und Viadukten durchsetzt. Den berühmtesten Theil derselben bildet die schon erwähnte (1854 vollendete) Semmering-Bahn, welche auf der Strecke von $5\frac{3}{8}$ Meilen durch 16 Tunnel und über eben so viele Brücken leitet, um eine Steigung von 500 m. zu überwinden. An der eigentlichen Paßhöhe ist der Semmering (881 m. über dem Meere) von einem 4600 Fuß langen Tunnel durchstochen.

Uebrigens führte schon früher eine fahrbare Straße über den Semmering, die Kaiser Karl VI. herstellen ließ, wie sein Denkmal nahe dem Wirthshause „Zum Erzherzog Johann" auf der alten Paßhöhe (992 m.) besagt; dasselbe nennt die alte Straße den „Zugang zu den Gestaden des Adriatischen Meeres" (aditus ad maris adriatici littora).





Karwendelstock von Mittenwalde aus.

Die Alpengrenze des Deutschen Reiches.

Allgemeines. — Die nördlichen Kalkalpen von der Salzach bis zum Inn. — Vom Inn bis zum Lech. — Vom Lech bis zum Bodensee. — Pässe und Thalwege in den nördlichen Kalkalpen. — Bauart und Bildung der nördlichen Kalkalpen.

Allgemeines. Vom Fels zum Meer erstreckt sich unseres Deutschen Reiches Gebiet. Starre, zum Theil unübersteigliche Felsen bezeichnen die Marken des Reiches im Süden, als wollten sie darauf hindeuten, daß jeglichem menschlichen Streben Schranken und Ziel gesetzt sind; — im Norden ist es das weite, wechselvolle Meer, das die Küsten bespült und hinauslockt in die unbekannte Ferne zu Kämpfen und Abenteuern. Weder eine ethnische noch eine hydrographische Grenze Mitteleuropa's fällt mit dem Felsengürtel des Südens zusammen. Auch jenseit desselben klingt noch die deutsche Zunge, wenn auch die Grenze nicht mehr fern ist, an welcher sie, mit dem romanischen Sprachenstamme ringend, allmählich unterliegt. Den Felsenwall im Süden des Deutschen Reiches durchbricht auch manche Wasserader des oberen Donaugebietes. Wol aber ist es

eine Grenze anderer Art, welche, wenn nicht streng mit der Linie, so doch mit dem allgemeinen Verlaufe der südlichen Reichsgrenze zusammenfällt; eine wichtige Scheide in der Natur der Alpen selbst, in ihrer Gliederung und in ihrem Aufbaue, in ihrer Fügung aus den Bausteinen unserer Erdrinde, ein Gegensatz zwischen Alt und Jung. Und auch in der äußeren Erscheinung, in welcher sie dem Menschen gegenübertreten, in den Bildern, welche sie seinen Augen bieten, und den Eindrücken, welche sie seinem Geiste hinterlassen, stechen diese wuchtigen Felsenmassen scharf ab gegen ihre mächtigeren Nachbaren im Süden. Die fieberhafte Hast, mit welcher der Reisende dem Anblicke der firnglänzenden Alpenhäupter entgegeneilt, die geringe Aufmerksamkeit, welche er dem ersten Gebirgsgürtel zuwendet, der ihm fast mehr als hemmende Schranke auf seinem Wege nach dem Süden, denn als ein Gegenstand, werth des Schauens und der Forschung erscheint, lassen es allein erklären, wenn er die kahlen Felsenketten im Süden des Reiches als „Vorgebirge" der Alpen zu betrachten pflegt. Aber man muß sie kennen lernen, diese steinigen Oeden, man muß eindringen ins Herz dieser Felsenwüsten, auf den zerrissenen, zertrümmerten Graten umherwandern, ihre kühnen Zacken und Hörner wiederbegrüßen von den hohen Gipfeln der Centralalpen aus, und man wird ihre wahre Bedeutung als Grenzwall ermessen.

Wenden wir daher nunmehr unsere Aufmerksamkeit insbesondere auf das Grenzgebirge des Deutschen Reiches, auf die nördlichen Kalkalpen. Indem wir — dieses Mal in umgekehrter Richtung als bei der Betrachtung des Alpengebietes im Allgemeinen — von Osten gegen Westen, von einem großen Flußthale zum anderen vorschreiten, wollen wir uns eine Uebersicht über die Hauptketten und Gruppen der nördlichen Kalkalpen mit ihren Gipfeln und Thälern zu verschaffen suchen und dabei zugleich den Lauf der Südgrenze des Deutschen Reiches ins Auge fassen.

Die nördlichen Kalkalpen von der Salzach bis zum Inn. Wenn wir die Kalkalpengruppe im Salzkammergute und weiter östlich, als diesen Grenzen fremd, von unserer Betrachtung ausschließen, so beginnt unser Gebiet an der Salzach, dem stärksten (rechten) Nebenflusse des Inn, welche in den Gletschern der Venediger-Gruppe und im nordöstlichen Theile des Zillerthaler Gebirges ihre Quelladern sammelt, die Sumpfsöde des Ober-Pinzgau durchzieht, dann im rechten Winkel nach Norden abbiegt und in der wilden Klamm der Salzach-Oefen bei Paß Lueg ihren Austritt aus den Kalkalpen sich erzwingt. Ihr Thal scheidet auf der Strecke von Bischofshofen bis Paß Lueg zwei hohe Gebirgsmassen, beide von gleichem, stockartigen Aufbaue mit steil abfallenden Seitenrändern und auf ihrem Scheitel meilenweit sich hindehnenden hügelichten Flächen, wie sie für den Osten der nördlichen Kalkalpen überhaupt charakteristisch sind. Rechts der Salzach ist es das Tännen-, links das Haagengebirge. Letzteres bildet den östlichen Flügel des großen Plateau's der Berchtesgadener Gruppe, deren centraler Theil unter dem Namen des Steinernen Meeres in weiteren Kreisen bekannt ist.

Es ist ein gut gewählter Name für diese einsamen Hochflächen, der eines „Steinernen Meeres". Erweckt die Fernsicht von einem hervorragenden Alpen-

gipfel, der Einblick in das Gewirre von Spitzen und Kuppen, von Zinken und Hörnern, in die unzählbaren Thaleinschnitte zwischen ihnen, so verschiedenartig in ihrer Gestaltung und Gliederung, schon den Eindruck einer hochgehenden, brandenden See, die mitten im Sturme stehen geblieben und zu Felsen geworden, so ist dies auf den Hochplateau's der Kalkalpen oder — wie sie auch sonst genannt werden — den „Karrenfeldern" noch in erhöhtem Grade der Fall. Hier geht die Unruhe in den kleinen Linien des Landschaftsbildes, verbunden mit dem Mangel an großen charakteristischen Zügen, bis in die kleinsten Sonderheiten über; hier rückt der stete Wechsel und die erdrückende Eintönigkeit in der steten Wiederkehr dieses Wechsels dem Wanderer bis unmittelbar vor den eigenen Tritt. Erhebt er sich über die Thalregion, mindert sich die Steile des Gefälles und beginnt der hochstämmige Baumwuchs dem kriechenden Gestrüppe der Alpenzone zu weichen; dann bauen vor ihm Terrassen über Terrassen hellschimmernder Wandgürtel sich empor, überhangen mit dem düstergrünen Teppiche der Legföhren. Enge windet der Pfad durch die Felsenrisse, durch das rankende Dickicht sich empor; alte Bilder versinken, neue tauchen auf, — sie wiederholen nur das vorher Geschaute in veränderter Gruppirung. Immer stärker macht der Eindruck sich geltend, als wandere man auf einer völligen Ebene dahin, während die angestrengten Glieder doch laut genug das Gegentheil bezeugen. Auch die Vegetation erleidet allmählich neue Wechsel. Die Krummföhre tritt niedriger und lückenhaft auf, sie verkümmert zu spannenhohen Sträußchen, welche der Bergsteiger, der ihren kräftigeren Verwandten in tieferer Zone ängstlich ausgewichen, nun wie Gras unter die Füße tritt. Endlich ist sie verschwunden; kurzer Rasen, in zertheilten Polstern am Felsen haftend und in seiner todten, gelbgrauen Farbe aus einiger Entfernung vom kahlen Gestein kaum zu unterscheiden, deckt den Boden. Der Ausblick ist frei, ungehemmt, scharf umgrenzt, und doch unermeßlich dem Auge sind die erschlossenen Weiten. Da liegt es vor uns, immer dasselbe einsam öde Bild, — sei es das Steinerne Meer im Süden des Königssees, sei es eine andere dieser Felsenwüsten, Wall an Wall, Hügel an Hügel, Kuppe an Kuppe gelehnt und gedrängt, Thäler und Thälchen, Kessel, Klüfte und Risse. Und nur im nächsten Umkreise des eisenbeschlagenen Fußes, der hohl, als träte er auf einem gebleichten Gerippe umher, an das unterwaschene Gestein schlägt, gelangt dieser unendliche Wechsel, diese dem Fremdlinge sinnverwirrende Zersplitterung zum Ausdrucke, — gleichwie auch vom Schiffe aus nur die allernächsten Wogen gleich Hügeln und Bergen sich zu thürmen scheinen, weiter hinaus eine endlos ebene Wasserfläche schimmert. Ueber den Scheiteln der Kuppen und zahnigen Rippen, jenseit des Thälchens oder der Grube, welche zu allernächst vor dem Schritte sich aufgethan, blinken die Plattenhügel, silbergrau, mit dem glänzenden Weiß winterlicher Schneereste untermischt, — eine See in sanftem Wellenschlage, ein wogender Teppich von Stein. Einem Ufer gleich zeichnen in kühnen Gestalten Felsenhörner, Gipfelpyramiden vom Saume der starren, einförmigen Fläche sich ab; fast unbewegt stehen sie am Horizonte, während der Wanderer raschen Schrittes über die Plattenhügel forteilt. Die Entfernung trügt auf den Steinernen Meeren in nicht geringerem Grade als auf zitterndem Wasserspiegel.

An dem langsamen Verschieben dieser Ufermarken mißt der Bergfahrer sein Vorrücken, bestimmt die Lage seines Zieles und die Richtung, in der er zu steuern hat. Verschwinden aber auch diese rettenden Wegzeiger in dampfenden Nebelschleiern, im Düster hereinbrechender Gewitterwolken, verschwimmt seine nächste Umgebung im nassen Grau, darin Thälchen und Grübchen als unermeßliche Abgründe, der Felsenblock als riesiger Gipfelbau, der zehn Schritte weit entfernte Krummholzstrauch als meilenweites Waldgebirge plump, ungefüge sich abzeichnet; dann kann nur der treu nach Nord zeigende Finger von Stahl sein Führer sein durch die ungekannte Weite. Wohl ihm, wenn die ins Ungewisse hinaus zielende Fahrt dem rettenden Hafen, dem gesuchten Austrittsthore aus der Felsenwüste ihn zuführt und er nicht an einen Klippenstrand sich geworfen sieht, der zur neblichten Tiefe jäh abstürzt, und von Neuem zurück kreuzen muß, will er nicht Schiffbruch leiden auf dem Steinernen Meere.

Ein weiter Gürtel solcher wogenden, einsamen Hochflächen umzieht den Osten, Süden und Südwesten des Berchtesgadener Ländchens, dessen Felsenmassen, zwischen Salzach und Saalach eingeschlossen, die östlichste Gruppe der deutschen nördlichen Kalkalpen zusammensetzen. Sein äußerster nordöstlicher Vorposten, der Göhl (2524 m.), gehört noch einem Kettengebirge an. Aber schon jenseit des engen Blüntau-Thales beginnen die Plattenhügel, erst überzogen mit dem dunkelgrünen, zottigen Teppiche der Bergföhren, in höherer Zone gefleckt, im Wechsel von schwarzbegrüntem Fels mit vereinzeltem Buschwerk, zuoberst silbergrau mit zusammenhangslosen Schneeflecken, einem zerrissenen Gewande gleich, überdeckt. In einer Breite von fünf bis sechs Stunden lagert dieses Hochplateau, dessen Inneres wieder unzählige isolirte Höhengruppen, Hügelzüge und Thäler birgt, zwischen dem Salzachthale und dem Königssee. Seine höchstgelegenen, ödesten Regionen bildet das schon genannte Haagengebirge mit Gipfelhöhen von 2300 m., dessen grüne Alpenterrassen an der Westabdachung den malerischen Königssee beherrschen.

In den Teufelshörnern (Großes T. 2394 m.) und der breit eingesenkten Thalung der Röth verknüpft das Haagengebirge sich mit dem eigentlichen, die Südschranke des Berchtesgadener Ländchens bildenden Steinernen Meere, dessen östliche Reviere — wol die ödesten von allen — unter dem Namen der Wildalm begriffen werden. An der Urschlauer Scharte löst von seinem südöstlichen Rande ein mächtiger Gebirgsstock sich ab, fast isolirt zwischen dem Blühnbach- und dem Mühlbach-Thale stehend, breitscheitelig, wie seine Genossen im Osten der nördlichen Kalkalpen. Auch er trägt ein Steinernes Meer; aber zu hoch ragen seine Grundfesten in den Aether empor; die sommerliche Glut vermag den Schneemassen, welche der Winter dort angehäuft, nicht mehr das Gleichgewicht zu halten. Ein sanft geneigtes Gletscherfeld, wol an 3 Stunden lang und $1\frac{1}{2}$ Stunden breit, deckt das gewaltige Berggerüste, auf dessen Südrande als unscheinbare Kuppe der Gipfel sich erhebt, welcher als herrschendes Haupt (2939 m.) im Reigen der Berchtesgadener Alpen mit vollem Rechte den Namen Hochkönig führt. Das Gletscherfeld aber glänzt als die schönste Zierde in jeder der zahllosen Gebirgsaussichten Berchtesgadens, und des funkelnden, in unsern Kalkalpen so seltenen Gebildes, das, wo es sich zeigt,

einer lichten Wolke gleich, am blauen Horizonte zu schweben scheint, hat auch von Alters her die Bergsage sich bemächtigt und ihm den Namen der Uebergossenen Alp gegeben.

Eine lange Reihe zackiger Felsgipfel säumt den Südrand des Steinernen Meeres, welcher in steilen Kalkwänden zum Urschlauer und Saalachthale abfällt und in scharfem Kontraste sich den niedrigen Thonschiefergebirgen im Süden gegenüberstellt. Der höchste unter diesen Randgipfeln ist die Schönfeldspitze (2571 m.). Auf dem Hochplateau selbst erheben sich isolirt die Gruppen der Fundenseetauern (2425 m.) und des Hundstod (2604 m.). Vom Passe Trischübel an der Nordwestseite des Steinernen Meeres bauen sich zwei zackige und starre Felsengrate gegen Norden mitten in das Berchtesgadener Ländchen hinein. Der östliche erhebt sich zu den beiden gewaltigen Gipfelpyramiden des Watzmann zwischen der Schuttwüste des Weinbachthales und den blauen Fluten des Königssees. Im Watzmann, auf dem der Sage nach die Arche Noah sich niedergelassen hat, finden wir den höchsten Alpengipfel innerhalb der Reichsgrenze (2728 m.). Den westlichen Felsengrat, der von der Hocheisspitze (2507 m.) sich abzweigt, bildet der dem Watzmann parallele Kamm des Hochkalter (2620 m.), dessen tief eingebuchtete Nordseite den oft genannten kleinen Gletscher des Blaueis birgt. — Ueber die Einsenkung des Hauptkammes der Berchtesgadener Alpen beim Passe Hirschbichl (1188 m.) führt die Fahrstraße von Salzburg nach Saalfelden im Pinzgau.

Im Nordwesten des Berchtesgadener Ländchens haben wir noch drei isolirte, gleichfalls breitscheitelige Gebirgsstöcke mit welligen Hochflächen zu nennen: die Reutalm mit den Mühlsturzhörnern (2295 m.), das Lattengebirge und den sagenreichen Untersberg (1979 m.) mit seinen räthselhaften Brünnlein und unergründeten Höhlen, mit seinen Zauberschätzen, die nur wenige begünstigte Sterbliche geschaut, und den Bergmännlein, die zur Weihnachtsmette nach Berchtesgaden wallen, endlich mit dem in seinen Marmorpalästen träumenden Kaiser.

Verfolgen wir den Zug der Reichsgrenze im Berchtesgadener Bergland, so läuft dieselbe vom Göhl auf dem Gebirgsscheitel bis zum Kahlersberg, von diesem quer durch das westliche Haagengebirge nach dem Hochrande des Blühnbachthales, über die Teufelshörner und ihre Nachbaren, abermals quer durch die Wildalm nach den Fundenseetauern und von diesen mitten durch das Steinerne Meer nach dem Hundstod. Von hier folgt sie dem wasserscheidenden Gebirgsgrate bis hinab zum Passe Hirschbühl. Sie steigt dann zu den kühnen Zinnen der Mühlsturzhörner empor und wendet sich quer durch das Hügelland nach dem Thale der Saalach, das sie bei Melleck erreicht.

Die nächste an die Berchtesgadener Gebirge sich anreihende Alpengruppe zwischen der Saalach und dem Inn bietet an massigen Erhebungen und Gipfeln hervorragenden Ranges verhältnißmäßig wenig. In ihrer Mitte durchschnitten von dem Thale der Kitzbühler Ache, welche über Kössen und Wössen nach dem Chiemsee austritt, weist sie im Osten dieses Thales die noch völlig an die Natur der Berchtesgadener Alpen erinnernden Kalkstöcke der Loferer Steinberge, über deren Scheitel hinweg die Landes-

grenze zwischen Tirol und Salzburg läuft. Südlich reiht sich als letzter Ausläufer der Zillerthaler Alpen das Kitzbühler Thonschiefergebirge an. Im Norden breiten die verzweigten Kämme der Gruppe zwischen Reichenhall und Reit im Winkel sich aus, in welchen das von der Reichsgrenze berührte Sonntagshorn (1960 m.) und das Stauffengebirge bei Reichenhall (Hoher Stauffen 1816 m.) die bemerkenswerthesten Erhebungen bilden. Am Saume des oberbayerischen Flachlandes geht diese Gruppe in das eigentliche Chiemsee'r Gebirge über, dessen sanft gezeichnete, grüne Berge, Hochfelen (1669 m.) und Hochgern (1747 m.), sowie westlich des Achenthals die Kampenwand (1678 m.) mit ihrer Krone zackiger Kalkfelsen ihre Häupter im „bayerischen Meere", dem Chiemsee, spiegeln. Zwischen Ache und Inn treffen wir innerhalb der Reichsgrenze nur wenig bedeutende, wald- und wiesenreiche Berge; ihr höchster Punkt ist der Geigelstein (1810 m.) auf dem Kamme, welcher das untere Achen- vom Priemthale trennt und welchem auch die bereits genannte Kampenwand angehört.

Im Süden dieser Voralpen ragt wieder ein gewaltiges Kalkgebirge, in zwei parallelen Reihen aufgebaut, deren nördliche noch den breiten Plateauscheitel zeigt, während die südliche, höhere, in scharfgeschnittener, ausgezackter Grat- und Kettenbildung bereits das Gepräge des Westens trägt. Es ist das Kaisergebirge, dessen beide Ketten auch wol als „Vorderer" und „Hinterer Kaiser" unterschieden werden, Bezeichnungen, welche jedoch, je nachdem man auf der Bayerischen oder Tiroler Seite steht, das Entgegengesetzte bedeuten. Unter dem Wilden Kaiser aber wird stets die höhere, südliche Kette verstanden; ihr höchster Gipfel liegt in der Haltspitze (2363 m.). Im Süden des Kaisergebirges, durch das Ellmauer Thal von ihm und durch das Brixenthal von den Vorläufern der Zillerthaler Alpen geschieden, erhebt sich die, ihrer Hauptmasse nach wie die letzteren aus Urthonschiefer aufgebaute Hohe Salve, welche eine herrliche Aussicht auf die Tiroler und Steyerschen Alpen gewährt.

Vom Inn bis zum Lech. Wir stehen an der wichtigen Alpenscheide des Inn, des einzigen Stromes in den deutschen Alpen, welcher Gletscherwasser in die Hochebene, zur Donau hinausführt und daher im auffallenden Gegensatze zu den anderen Berggewässern, auch im Hochsommer und Herbste trübe, lehmgelb seine Fluten dahinwälzt. Mit dem Inn beginnt in den Voralpen jenes Gebiet, welchem im eigentlichen Sinne der Name des Bayerischen Gebirges zukommt und welches im Westen wieder durch den Lech als abgegrenzt betrachtet werden kann. Das Alpenthor des Inn bezeichnet eine Grenze in orographischer Hinsicht. Der Kern und gleichsam das Gerippe der zum Deutschen Reiche gehörigen oder seinen Grenzen unmittelbar benachbarten Alpen, die großen Kalkfelsenzüge, erfahren westlich des Inn eine völlige Aenderung in ihrem Aufbaue, in der Plastik ihrer Gruppen. An Stelle der massiven Stöcke mit ausgedehnten, oft viele Stunden weiten Scheitelflächen, auf welchen dann Berg und Thal, Gipfel und Kar — gleichsam ein Miniaturgebirge — sich erst einzeichnen, treten nun gewaltige, scharfgratige, von der Thalsohle bis über Wolkenhöhe hinaus in ununterbrochenem Aufschwunge erhobene Ketten uns entgegen. Ihre Verzweigungen, obgleich zahlreich, sind doch meistens nur von geringer Erstreckung.

Die allgemeine Streichrichtung der Hauptkämme ist mit seltenen Ausnahmen die rein ostwestliche. Die kleinen Gebirgsbäche, die Quelladern der Flüsse, welche sie ins bayerische Oberland hinaussenden, kommen aus kurzen, steilen, mehrfach terrassirten Querthälern herab. Für den Lauf der bedeutenderen, bereits gesammelten Gewässer bildet das Längenthal die Regel.

Wir können dieses Bayerische Gebirge und die südlich an dasselbe sich anschließenden hohen Alpenkämme, welche das Ober- und Unter-Innthal begleiten, in vier Hauptgruppen sondern. Die östliche derselben wird vom Innlaufe zwischen Kufstein und Jenbach, dem Achensee, dem Laufe der Achen oder Walchen und der Isar zwischen Fall und Tölz abgegrenzt. — Für die beiden mittleren Gruppen wird die äußere Grenze von Achensee, Achenthal und Isar im Osten, vom Paß Fern, dem Becken von Ehrwald-Lermos und dem Loisachthal im Westen gebildet, während sie durch die ausgesprochene, dem direkten Wasserlaufe jedoch durch einige niedrige Schranken versperrte Thalung über den Kesselberg zum Walchensee, nach Wallgau, das obere Isarthal entlang bis Scharnitz und Paß Seefeld und das Leutaschthal von einander geschieden werden. Die im südlichen Drittheile dieser Gruppe auftretenden Kalkgebirgsketten — die Karwendel-Gruppe einerseits, das Wetterstein- und Munde-Mieminger Gebirge andererseits — können passend mit dem Namen der centralen bayerisch-tirolischen Kalkalpen bezeichnet werden. Ihre gemeinsame Südgrenze und scharfe Trennung von den Vorläufern der Stubayer und Oetzthaler Alpen bildet das Innthal. — Westlich der Loisach breitet sich als vierte (westliche) Gruppe bis an den Lech das Trauchgauer Gebirge aus, im Süden umgrenzt durch die von Lermos über Heiterwang nach dem Paß Ehrenberg bei Reutte am Lech ziehende Thalung, jenseit welcher bereits die Vorposten der mächtigen Lechalpen sich erheben.

In der östlichsten der genannten Gruppen haben wir, als dem Flachlande benachbart und einen Theil seines Gebirgspanoramas zusammensetzend, die freundlichen Tegernsee-Schliersee'r Berge zu nennen. Der höchste Punkt in diesem Bezirke liegt auf dem Gipfel des Miesing (1887 m.). Etwas rauher werden diese Gebirge gegen Süden, im Landl und in der Fallep, wo am Sonnenwendjoch (1998 m.) vorbei über den Schinder (1834 m.), den Planberg und Schildenstein die deutsche Reichsgrenze dahinzieht. Ihrem Charakter nach gehören diese Gebirge bereits der südlich der Grenze bis zum Unter-Innthale sich erstreckenden Brandenberger Gruppe an, in welcher wir die vereinzelt auftretenden, zackigen und steil abstürzenden Felsenkämme, sowie die tiefen, schluchtartig eingeschnittenen Thäler finden.

Im Westen des Achensees betreten wir ein Berggebiet, so ausgedehnt, so mächtig erhaben, so reich an Gipfelzinnen in den verwegensten Gestaltungen, wie kein zweites in den nördlichen Kalkalpen; dabei aber so wenig besucht, so unbekannt in seinem Inneren, wie vielleicht wenig andere im ganzen europäischen Alpengürtel. Diese langgestreckte Reihe scharfgeschnittener, wechselvoller Zinnen, durch den tiefen Einschnitt des Isarthals von der breiten Masse des Wetterstein und der Zugspitze geschieden, gehört zu den schönsten Zierden eines oberbayerischen Gebirgspanorama's.

Nach Namen fragt man hier vergebens. „Karwendelgebirge“ — so lautet die Ueberschrift des Ganzen, welche zunächst weniger einen Eigennamen bedeuten, als die Beschaffenheit des Gebirges bezeichnen soll. Wo sie stehen, diese gewaltigen Felsenhörner, welche Thäler sie beherrschend überschauen, das bleibt dem Beschauer aus der Ferne ein wirres Räthsel. Der Gebirgswanderer, der vom Flachlande her den Alpen entgegeneilt, sieht diese kahlen Zinnen aus seinem Gesichtskreise treten, verdeckt von den Häuptern des bayerischen Vorgebirges. Einzeln nur tauchen sie ihm wieder auf, über grüne Bergkuppen, durch die aufgeschlossene Pforte eines Thälchens ihm entgegenwinkend, wie Boten einer fremden, dem Menschenfuße entrückten Welt. Führt das Dampfroß ihn durch das lachende Innthal der Hauptstadt Tirols entgegen, dann sind es wieder andere, nicht minder gewaltige Felsriesen, welche am Waggonfenster vorübergleiten und das staunende Auge fesseln. Fällt von der Straße bei Mittenwald, Scharnitz oder vom Paß Seefeld der Blick auf die starren, zackengekrönten Mauern, deren Gipfelreihen in unmeßbare Weiten sich verlieren, dringt er für Augenblicke ins Innerste der Isarquellenthäler, wo ferne Grate und Spitzen im lichten Plattengewande erglänzen, — immer ist es der gleiche Eindruck des unerreichbar Großen und Hohen, des unerschlossenen Geheimnisses, der dem Wanderer vor die Seele tritt. Und erhebt sich einmal der Fuß über die Sohle des Thales, über die nächstangrenzenden Bergrücken, dann sinken Schranke um Schranke, um Neues, bisher Verborgenes in endlosem Wechsel in den Gesichtskreis treten zu lassen. Schweift endlich der freie Blick von Horizont zu Horizont durch die ganze Unermeßlichkeit einer Alpenwelt, dann bleibt ihm noch dort, wo die Felsenketten in einen wirren Knäuel sich zu verschlingen scheinen, ein unerklärtes, bewundertes, doch nicht verstandenes Gebiet. Nicht zählen mag er die Hörner, die Thürme, die nadelscharfen Spitzen, welche dort sich an- und übereinander drängen; nicht Rechenschaft kann er sich geben über deren Stellung und Zusammenhang. Das ist das Karwendelgebirge, — das große Räthsel der nördlichen Kalkalpen.

Die eigentliche Hochgebirgsgruppe des Karwendel wird gegen die bayerischen Voralpen im Nordosten von der Riß begrenzt, dem bedeutendsten rechtsseitigen Zuflusse des oberen Isarlaufs, im Nordwesten von der Isar selbst in ihrem Laufe zwischen Mittenwald und Vorderriß (an der Einmündung der Riß). Vier mächtige Parallelketten setzen die ganze Gruppe zwischen Riß, Isar und Inn zusammen; Längsthäler von bedeutender Erstreckung ziehen zwischen ihnen nach Ost und West; verbindende Joche und Sättel von größerer oder geringerer Erhebung bezeichnen die Wasserscheide zwischen Isar und Inn, während die Hauptkämme selbst, unbekümmert um die hydrographische Grenze, in gleichförmiger Erhebung von einem Flußthale zum anderen streichen.

Die drei westwärts auslaufenden und unweit der Scharnitz sich vereinigenden Thäler des Karwendelbaches, der eigentlichen Isar und des Gleirschbaches bilden das Quellgebiet der Isar, und wie der Name schon besagt, entquillt die mächtigere Ader dem mittleren der drei Thäler, dem Hinterauthale, welches von der zweiten und dritten Parallelkette ummauert wird. Der Isarursprung selbst ist auf dem Sattel des Haller Anger

(1788 m.) zu suchen. Wenn der Bachlauf in der oberen Thalstufe, dem Lafatschthale, noch nicht als Isar bezeichnet und der Ursprung dieses Flusses in die Mitte des Thalbodens von Hinterau verlegt wird, so rührt dies davon her, daß zur trockenen Jahreszeit der Lafatschbach, nachdem er zum Hinterauthale hinabgestürzt ist, nicht selten für kurze Strecken unter dem Gerölle läuft und sein Bett trocken läßt.

Dem Inn entgegen zieht vom Haller Anger hinab das Vomperthal oder — wie der eigentliche Lokalname lautet — das Vomperloch, dessen untere Hälfte auf drei bis vier Stunden Wegelänge einen eng ummauerten, unzugänglichen Felsenspalt, eine sogenannte „Klamm", bildet. Nördlich von diesem verläuft in gleicher Richtung das weniger bedeutende Stallenthal; südlich zwischen der dritten und vierten Parallelkette (von Norden ausgehend gezählt) und durch das Stempeljoch (2248 m.) vom Gleirschthale geschieden, das Hallthal, in dessen Hintergrunde seit langer Zeit ein schwunghafter Salzbergbau betrieben wird.

Werfen wir nun einen Blick auf die Gebirgsketten selbst, welche die Karwendelgruppe zusammensetzen, und auf ihre gewaltigen Gipfelhäupter, so begegnen wir bereits in der vierten (südlichsten) Parallelkette, welche, ihrer unmittelbaren Erhebung aus dem Innthale entsprechend, als die Innthaler Kette bezeichnet werden kann, Felsspitzen von bedeutender Höhe, namentlich in ihrer westlichen Hälfte, der Brandjoch-Solstein-Gruppe; sie erreicht im Kleinen Solstein die Höhe von 2544 m.; der Große Solstein ist 2866 m. hoch.

In der dritten Parallelkette haben wir nach der Wasserscheide eine dem Gleirsch- und eine dem Hallthale angehörige Hälfte zu unterscheiden. In der ersteren (westlichen) tritt uns eine Reihe kühngeformter, fast sämmtlich die Höhe von 2600 m. erreichender oder überschreitender Felsenhörner entgegen, darunter die Praxmaderkarspitzen (2709 m.). Im östlichen Theile und zwar nahe an dessen Ende gerückt, das Innthal von Innsbruck bis Schwaz mächtig beherrschend und, als eine der gewaltigsten Erscheinungen der Kalkalpenwelt, auch ein Gegenstand der Bewunderung und Erinnerung für den vorübereilenden Eisenbahnpassagier, erhebt sich einer der höchsten Gipfel der gesammten Gruppe, die breite Doppelkuppe der Speckkarspitzen (2658 m.).

Die zweite, das Hinterauthal, Roßloch und Vomperthal nördlich begleitende Parallelkette besitzt die größte ostwestliche Erstreckung, die bedeutendste allgemeine Erhebung; in ihr erscheint der Charakter des Karwendelgebirges — der gleichförmige Aufbau jedes Kammes, jedes Gipfels in schräger Südabdachung, ausgelegt mit dachziegelartig übereinander geschobenen Plattenschichten, gegen Norden dagegen jäher, oft senkrechter Absturz — am schärfsten ausgeprägt. Als ihre bedeutendsten Gipfelpunkte sind zu nennen der Oedkarspitz (2708 m.) und der etwas niedrigere Birkkarspitz (2703 m.), beide zwischen dem Hinterauthale und dem breiten Bergsattel der Hochalm, an welchem das Karwendelthal seinen Ursprung nimmt; ferner der Grubenkarspitz (2519 m.) am Knotenpunkte der zweiten und dritten Parallelkette zwischen den Schuttwüsten des Roßlochs und des zum Vomperloche gehörigen Grubenkars;

nordwärts setzen er und seine Nachbaren mit stufenlosen, nahezu senkrechten Felswänden von über 1000 m. Höhe auf den Hintergrund der kleinen Seitenthäler der Riß hinab, — wol das großartigste, in seinem überwältigenden Eindrucke ergreifendste Bild, welches die nördlichen Kalkalpen aufzuweisen haben. In der pfadlosen Oede des Vomperthales und seiner nördlichen Kare erheben sich die Gipfelbauten des Hochglock, von welchen der Eiskarlspitz (2674 m.) in den ummauerten Felsenkellern seiner Nordflanke zwei kleine, aber wahre Gletscher trägt.

Die vierte und nördlichste der vier Parallelketten oder die eigentliche Karwendelkette ist es, über deren zahnigen Scheitel die vom Scharfreuter im Norden der Riß südwärts abspringende Reichsgrenze bis hinauf zur Scharnitz läuft. Es giebt in ihr zwei Karwendelspitzen, eine östliche, den höchsten Gipfel des ganzen Kammes (2531 m.) und — von Osten gezählt — den ersten, welcher auf ihm Grenzmarke ist, und eine bekanntere, westliche, mit dem sogenannten Dall'Armi-Kreuze (2368 m.) bei Mittenwald. Die Karwendelkette, welche kaum die halbe Länge der Hinterau-Vomperthaler Kette besitzt, biegt mit ihrem östlichen Ende nordwärts nach der Riß ab, und weiter östlich macht die sonst so scharf ausgeprägte Parallelstruktur dieser Gebirgsgruppe der völlig entgegengesetzten Bildung kurzer, südnördlich gerichteter Querkämme Platz, welche mit niedrigen Sätteln an die furchtbaren Nordwände der zweiten Parallelkette sich anschließen, dagegen hoch über dem Thale der Riß ihre Gipfel emporschwingen und drei kleine Seitenthäler derselben von einander scheiden. Der gewaltigste und wildeste unter diesen Gebirgsstöcken ist der der beiden Falken (2470 m.); östlich davon steht das Gamsjoch (2271 m.) und noch weiter östlich das bekannte Sonnjoch (2462 m.). —

Wir verlassen das Karwendelgebirge, bei dessen Beschreibung wir in Anbetracht seiner fast völligen Unbekanntheit ohnehin länger verweilt haben, als es für den bloßen Zweck einer allgemeinen Uebersicht über die nördlichen Kalkalpengruppen nöthig gewesen wäre, und werfen nur noch einen Blick auf das nördliche Vorgebirge dieser mächtigen Ketten. Da haben wir als nächste Vorlage der Karwendelgebirge die kleinen Gruppen des Soiern (2312 m.) und Scharfreuter (2099 m.), dann die Kette, deren Ostfuß in den blauen Achensee sich senkt, welche dann in nordwestlicher Richtung das Achenthal begleitet und im Juifen (2014 m.) ihren höchsten Punkt besitzt. Das obere Isarthal zwischen Wallgau und Fall grenzt von den Risser Gebirgen die niedrigen, waldbedeckten Jachenauer Bergrücken ab, in deren Schoß der tiefe Walchensee ruht. Zwischen Fall und Tölz bildet das Isarthal die Scheide zwischen den Tegernsee'r Bergen und der Gruppe im Norden der Jachenau, in welcher der wohlbekannte Zug der Benediktenwand (1804 m.) sich erhebt und, weit abstehend von den Ketten des Karwendel, ein freies Panorama der letzteren zeigt. —

Eine breite, von niedrigen Bergzügen erfüllte Einsenkung trennt das Karwendelgebirge von seinem räumlich beschränkteren, an vertikaler Erhebung aber noch bedeutenderen Nachbargebiete, der Gruppe des Wetterstein und der Munde-Mieminger Kette. Scharnitz und Paß Seefeld einerseits,

das Leutaschthal andererseits öffnen die Thore von Nord nach Süd, aus dem bayerischen Oberlande und dem Isargebiete nach dem Innthale. Nicht wenig überraschend ist der Blick in die Tiefe des letzteren für Jeden, der zu Wagen oder zu Fuß diese Alpenstraßen bereist und nach geringer Steigung plötzlich ein Aussichtsbild vor sich erschlossen sieht, wie man es sonst nur von hohen Berggipfeln oder Pässen zu genießen gewohnt ist.



Leutaschklamm.

Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht das Leutaschthal, dessen breiter, fast ebener Boden am Südrande plötzlich abbricht und in der Tiefe von etwa 1100 m. die Sohle des Innthales bei Telfs erblicken läßt. Der Mangel eines gebirgigen Thalabschlusses ist hier ein so vollständiger, daß man noch in wenig mehr als einer Stunde Entfernung vom abstürzenden Rande die jenseit des Inn aufragenden Glimmerschiefergebirge des Hochederspitzes und Roßkogl als den wahren Hintergrund des Leutaschthales zu betrachten geneigt ist. —

Die Streichrichtung des Wettersteingebirges, welches mit der Wettersteinwand im Westen von Mittenwald anhebt, ist wie jene der Karwendelkette eine westöstliche, die Bauart der Kämme und Gipfel eine ähnliche wie dort, jedoch nicht so ausgeprägt und gleichförmig gegen Norden geneigt, wenngleich auch im Wettersteingebirge die Südabdachung die minder steile und gangbare

zu sein pflegt. Der Thalbau ist ein hervorragend terrassenförmiger; fast jedes der kleinen Seitenthälchen hat in hoher Zone — etwa zwischen 1450 und 1700 m. — einen fast kellenförmig erweiterten, schwach geneigten, hügelichten Boden, und in den zwei Hauptthälern der Wettersteingruppe — dem Rain- und dem Höllenthale, — sowie in dem minder bedeutenden zur Leutasch ausmündenden Berglenthale, kommt es zur Bildung stundenweiter Hochflächen, deren kahle Plattenhügel an die Steinernen Meere der Ostalpen erinnern.

Auf dem Hauptkamme des Wettersteingebirges verläuft die Reichsgrenze, welche vom Brunnsteinkopfe, dem äußersten Gipfel der Karwendelkette, auf die 2178 m. hohe Arnspitze und von dieser nach der klammartigen Mündung des Leutaschthales übersprang. Auf seinen zerborstenen, ruinenartigen Gipfelmauern erreicht sie die höchsten Punkte ihrer ganzen Ausdehnung. Sie berührt die Gipfel der Dreithorspitz-Gruppe (2628 und 2600 m.) und den Hochwanner (2738 m.), sinkt dann zum Gatterl, dem 2033 m. hohen Passe aus dem Partnachthale nach Ehrwald, hinab und beginnt mit den Gatterlköpfen und dem Wetterschrofen (2708 m.) die Umkreisung jenes ausgedehnten Hochplateau's, dessen Hintergrund das wol eine Stunde lange und noch etwas breitere Gletscherfeld des Plattacher Ferners trägt, während die Westseite des zackigen Stockes mit der über 1000 m. hohen Wetterwand in das Thalbecken von Ehrwald-Lermos hinunterbricht. In der Mitte dieses Westrandes steht die schöne, zum Theil firnbedeckte Kuppe des Schneefernerkopfes (2914 m.). Die wieder ostwärts gewendete, den Nordrand des Plattacher Ferners säumende Umbiegung des Hauptkammes trägt die vielgenannte Zugspitze (2961 m.), die Königin der bayerisch-tirolischen Alpen, welche jedoch in unmittelbarer Nähe nicht so majestätisch anzuschauen ist, wie vom Flachlande her, wo das ganze westliche Wettersteingebirge einzig dazu bestimmt scheint, ihrem mächtigen Gipfel zum Fundamente zu dienen. Der westliche Zugspitzgipfel, auf dem ein vergoldetes eisernes Kreuz errichtet ist, bildet den höchsten Punkt der Reichsgrenze, welche von hier über die Zugwände zum Thörlenpasse südwestlich des Eibsee's hinabsinkt. Wäre es orographisch erlaubt, den in Luftdistanz kaum mehr als dreihundert Schritt entfernten, um wenige Fuß niedrigeren östlichen Zugspitzgipfel als selbständige Bergspitze zu betrachten, so hätten wir hier den höchsten Punkt innerhalb der Reichsgrenzen zu verzeichnen. Aber auch hiervon abgesehen, trägt der von der Zugspitze ausstrahlende Rainthaler Kamm in den Höllenthalspitzen (die höchste derselben 2703 m.), im Hochblassen (2685 m.) und in der Alpspitze (2600 m.) Hochgipfel, welche ihrem ganzen körperlichen Umfange nach dem Deutschen Reiche angehören und vor allen anderen dieser Art mit einziger Ausnahme des Watzmann (2728 m.) den Vorrang behaupten. Vom Wetterstein und Rainthaler Kamme umschlossen, zieht sich das unter dem Namen Rainthal verstandene Thal der Partenach bis ins Herz des Wettersteingebirges hinein, wo es am Fuße der vom „Platt" abstürzenden Wände eine plötzliche Schranke findet. Sein unterer Lauf bildet eine Reihenfolge von Felsenschlünden, sogenannten „Klammen", von welchen die äußerste, Grasecker Klamm genannt, am häufigsten besucht wird und auch die meisten malerischen Reize bietet.

Die Zugspitze entsendet noch einen dritten, nordwestlich streichenden, kurzen und schroffen Kamm, welcher im Waxenstein (2360 m.) gipfelt.



Im Höllenthal.

Zwischen diesem und dem Rainthaler Kamme liegt das wilde, fast unzugängliche Höllenthal, im größten Theile seines Verlaufes von senkrechten, 100—150 m. hohen und oft bis auf wenige Meter Abstand einander nahe gerückten Felsmauern eingeschränkt. Den Abschluß desselben bildet gleichfalls eine jähe Wandstufe, in deren Hintergrunde die hügelichte Fläche des Höllenthalkars und der unter die Nordwände der Zugspitze eingebettete, steile und arg zerschründete Höllenthalferner ruht. Dieser Gletscher ist es, dessen blinkendes Weiß den Zugspitzstock ziert, wie er von Partenkirchen und vom Flachlande aus sich darstellt. —

Werfen wir nunmehr noch einen Blick auf den Süden des Wetterstein=gebirges, so sehen wir hier durch das Gaisthal, den Oberlauf der Leutasch, von demselben getrennt und auf dem Joche der sogenannten Pestkapelle mit ihm verknüpft, eine Reihe gewaltiger Felsenbauten mit meistentheils lang=gestreckten, zackig ausgenagten Gratscheiteln sich erheben, deren Südfuß in das Innthal und auf die Hochterrasse von Ober= und Wilder=Miemingen sich stellt. Der bekannteste oder, richtiger gesagt, der einzige bekannte unter den Gipfeln dieser Kette, welche man passend als die Munde=Mieminger Kette bezeichnen kann, ist der Hohe Munde bei Telfs (2630 m.), der höchste die Mieminger Obere Platte (2760 m.). In einem Zweigkamme gelegen, erhebt sich der das Thalbecken von Ehrwald=Lermos beherrschende Sonnen=spitz von nicht sehr bedeutender absoluter Höhe (2503 m.), dafür aber von auffällig freiem, schlankem Pyramidenbaue, von Manchen mit dem Matterhorn in den Walliser Alpen verglichen.

Im Norden lagern der Wettersteingruppe die rechtsseitigen Loisach=thal= und Walchensee=Gebirge sich vor, in welchen der Krottenkopf (2097 m.), der zwischen Kochel= und Walchensee aufsteigende Herzogenstand (1757 m.) und Heimgarten (1796 m.) die aussichtreichsten Gipfel sind. Der 1982 m. hohe Kramer, nahe bei Garmisch, gehört, als westlich des oberen Loisachthales gelegen, bereits der Trauchgau=Ammergauer Gruppe an. —

Auf dem Paß Fern (1227 m.), an dessen herrlichen Seen und zerfallenen Burgen vorüber die Kunststraße von Lermos nach Nassereit in großen Serpen=tinen sich hinunterschlingt, verknüpft sich das Centrum mit dem westlichen Flügel der nördlichen Kalkalpen. Während wir dieselben bisher, wenn auch in mehrfachen Ketten, doch in einem einzigen zusammenhängenden Zuge sich erstrecken sahen, müssen wir in diesem westlichen Theile eine nördliche und eine südliche Gruppe unterscheiden, von denen die letztere wieder in weit näherer orographischer Beziehung zu den benachbarten Central=Alpen — der Silvretta=Gruppe — steht, als wir im übrigen Verlaufe der nördlichen Kalkalpen es zu finden gewohnt waren. Diese südliche Gruppe der sogenannten Lechalpen ist es, welche mit der Heiterwand, dem Loreakopf und der Gartner=wand an den Fernpaß herantritt und dem äußersten Vorposten der Mieminger Kette, dem Wanneck, die Hand reicht. Dennoch steht der große Gebirgsgürtel im Süden des Lech, welcher durch die Seitenthäler dieses Alpenflusses in viele Einzelgruppen zerrissen wird und in der Parseier Spitze (3034 m.) den höchsten Gipfel der nördlichen Kalkalpen trägt, unserer Betrachtung ferner als die nördliche der beiden bezeichneten Abtheilungen, die Algäuer Alpen. In den letzteren finden wir wieder ein Grenzgebirge des Reiches und ein zwar an Höhe hinter anderen zurückstehendes, doch in Entfaltung eines hochalpinen Charakters hohes Interesse bietendes Glied der nördlichen Kalkalpen.

Vom Wetterstein= auf das Algäuer Gebirge übergehend, sehen wir den Hochalpengürtel nicht in gleich ununterbrochenem Zuge fortgesetzt, wie dies im Süden von der Mieminger Kette auf die Lechalpen stattfindet. Eine mehr den Charakter von Voralpen tragende Gruppe lagert sich hier inzwischen, deren nördliche, dem speziell Bayerischen Gebirge angehörige Hälfte von uns als die

Trauchgau-Ammergauer Gruppe bezeichnet wurde, während die südliche durch die Plansee'r Gebirge gebildet wird. In der ersteren, welche einige schöne, schlank gespitzte Felsenhörner in ihrem Reigen führt, haben wir als höchste Punkte die Klammspitze (1934 m.), die Hochplatte (2084 m.) und den Säuling (2041 m.) bei Hohenschwangau zu verzeichnen. Der letztere ist zugleich ein Markstein der Reichsgrenze, welche in dieser Gebirgsgruppe einen sehr regellosen, von der natürlichen Bodenplastik durchaus abweichenden Lauf verfolgt. Unter den Gipfeln, welche zwischen dem Heiterwanger Thale und dem lieblichen Plansee aufragen, zeichnet sich besonders der Ups oder Daniel (2378 m.) durch Höhe und schönen Gipfelbau aus; er bildet auch für das Panorama des Flachlandes im Westen der Zugspitze die einzige Bergspitze, welche die Aufmerksamkeit schon aus der Ferne auf sich zieht.

Vom Lech bis an den Bodensee. Wir haben den Fluß erreicht, welcher in den Alpen wie draußen in der Ebene die Grenze zwischen dem bayerischen und dem schwäbischen Elemente bildet. Schon das obere Lechthal trägt, obwol es zu Tirol gehört, mehr Algäuer und Vorarlberger Typus.

Das Algäuer Gebirge macht nur in nächster Nähe seiner Hauptkämme und der auf ihren Firsten aufgethürmten Gipfel den Eindruck großartiger Felsenwildniß und ernster Alpeneinsamkeit, wie er die übrigen bedeutenden Gruppen der nördlichen Kalkalpen auszeichnet. Sein Charakter ist im Allgemeinen ein mehr freundlicher, lebensvoller, und der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt in dem Baumateriale, aus welchem seine Felsenburgen aufgethürmt sind. Die fruchtbaren Thonletten und Mergelschiefer des alpinen Lias finden sich im Algäuer Gebirge in größerer Ausdehnung und ziehen in höhere Zonen seiner Kämme hinauf, als dies anderwärts der Fall, und nur die eigentlichen Grate und Gipfel ragen, von Schuttkaren umlagert, ruinengleich aus grünen Matten empor. In den Algäuer Vorbergen sind es dann die mergeligen Flyschschiefer, welche ganze Berge und Bergzüge zusammensetzen und aus der Ferne schon durch ihre weichen Formen und ihr üppiges Grün sich zu erkennen geben. Ein weiteres Moment, das der Alpenwelt des Algäu einen ganz besonderen Reiz verleiht, ist das Vorhandensein zahlreicher kleiner Hochseen, sowol im Hintergrunde der Thäler als auf den Terrassenstufen der Gebirge und bis in deren höchste Kare hinauf. Alle Schattirungen, vom lichten Himmelblau und Meergrün bis zum brennendsten Azur oder zum tiefsten Alizarin, sind in diesen klaren Wasserspiegeln vertreten, von denen manche noch in der unwirthlichsten Alpenzone im Schoße verwitternder Felsenhörner ruhen und nur Geröllschutt und Lawinenreste als Ufer aufzuweisen haben.

Betrachten wir das Algäuer Hochgebirge in seiner Gesammtheit, so sehen wir seine, die Gewässer von Iller und Lech scheidende Kammlinie in einem großen Viertelsbogen von Osten nach Süden und Westen ziehen. Die Richtung der eigentlichen Hauptkämme stimmt jedoch mit dieser wasserscheidenden Kammlinie keineswegs überein, sondern zeigt in etwas veränderter Form abermals die ostwestlich streichenden Parallelketten.

In der von der Vils, dem linksseitigen Zuflusse des oberen Lech, umschlungenen und durchbrochenen Gruppe nördlich des Thannheimer Thales

und in den Bergen, welche das Vorderjoch und das untere Ostrach-Thal im Norden begleiten, finden wir nur am östlichsten Ende ein einigermaßen bedeutendes, durch seine grotesken Felsgestaltungen namentlich in die Augen fallendes Gebirgsglied, den sogenannten Gimpel mit den Gipfeln Rothe Fluh, Kellerschrofen (2236 m.) und der das Lechthal bei Reutte beherrschenden Garnspitze. Auch der Aggenstein (1993 m.) ist als Grenzsäule des Reiches ansehnlich genug, dagegen wird der Grünten (1752 m.) nicht ohne einige Uebertreibung der „schwäbische Rigi" genannt. Südlich des Thannheimer Thales treten bedeutendere Felsgipfel auf, wie das Gaishorn (2252 m.) und das Rauchhorn, welche ihre Häupter im träumerischen Vilsalpsee spiegeln. Oestlich davon beginnt ein zertheiltes und verworrenes Berggebiet, welches bis zum Paß Gacht (1000 m.), der engen Ausmündung des Thannheimer Thales, sich erstreckt und — abgesehen von seiner Zusammenhangslosigkeit und der mehrfach wechselnden Streichrichtung — als die erste der Algäuer Parallelketten angesehen werden kann. Westlich reiht sich an dieselbe eine vielgliedrige Gebirgsgruppe, welche das obere Ostrach- vom Illerthale scheidet und im Daumen (2296 m.) gipfelt.

Weit deutlicher ausgeprägt erscheint die zweite Parallelkette, welche an der Grenze des Wassergebietes der Trettach, des östlichen Quellbachs der Iller, im Dolomitstocke der Wilden (2360 m.) aufspringt und über den Kreuzspitz nach dem Hochvogel (2578 m.) hinüberzieht, dessen prachtvolle, regelmäßige Pyramide mit zwei seitlichen Flügeln — in Wahrheit einem Riesenvogel vergleichbar, der eben die Schwingen zu himmelanstrebendem Fluge entfalten will, — den Glanzpunkt des Algäuer Hochgebirges bildet und unter die schönsten Gipfelgestalten der nördlichen Kalkalpen überhaupt zu rechnen ist. Den höchsten Punkt des Algäu dürfen wir indessen in seiner Spitze nicht suchen, denn wol noch ein halbes Dutzend anderer Felsenzinnen in derselben Gruppe thun es in dieser Beziehung dem Hochvogel zuvor. Auch die Gunst, als Reichsmarke zwischen Deutschland und Oesterreich zu dienen, verdankt er nur einem Zufalle, nämlich der mangelhaften Gebirgskenntniß Derjenigen, welche die Grenze des ehemals fürstbischöflich Augsburgischen Besitzes Stephans Rettenberg — jetzt bayerischen Landgerichts Sonthofen — feststellten. Denn der Hochvogel steht gar nicht im wasserscheidenden Grate, und die bayerisch-tirolische Landesgrenze mußte, um diesen althergebrachten Markstein festzuhalten, über das kleine Eisfeld an seinem nördlichen Fuße einen höchst unbequemen und widernatürlichen Verlauf nehmen. Vom Hochvogel gegen Osten, die südliche Schranke des einsamen Schwarzwasserthales bildend, zieht der zerschartete Grat der Roßkarspitzen (2309 m.) nach dem oberen Lechthal hinaus.

Ein ziemlich weiter Zwischenraum trennt die zweite von der dritten Parallelkette, der bei weitem längsten und als Hauptkamm der Algäuer Alpen zu bezeichnenden Gipfelreihe. Dieselbe bildet das eigentliche Illerquellengebiet, indem sie die Thäler der drei in der Oberstdorfer Thalebene sich vereinigenden Ursprungsbäche dieses Flusses, Trettach, Stillach und Breitach, umfängt. Zwischen zwei kleinen Nebenthälern der Trettach

erhebt sich die ihrer Steile wegen berufene vierzackige Höfats (2253 m.). In dem prachtvollen Felskegel des Widderstein (2538 m.) stellt diese Kette einen der äußersten Vorposten des Dolomitgebirges in den Bregenzer Wald hinaus und entsendet hierauf den theilweise scharfzackigen Scheidekamm zwischen dem Kleinwalser- (Breitach-) und Stillachthal, welchem auch die Reichsgrenze auf ihrem das Algäuer Ländchen umkreisenden Zuge folgt. Im Süden des Widderstein und seiner nächsten Nachbarschaft liegt das Plateau von Hohen-Krumbach, ein Theil des sogenannten Thannenbergs, eines der wichtigsten Knotenpunkte im Gebiete der nördlichen Kalkalpen. Auf dem Plateau entspringen die Bregenzer Ache und ein Zufluß des Lech; von seiner nördlichen Schranke entfließt der stärkste Quellarm der Iller, die Breitach. In den gewaltigen, bereits den Lechalpen zuzählenden Felsenbauten, welche von Süden her ihren Fuß auf diese Hochebene setzen, entspringen an der Braunorglenspitze (2647 m.) der Lutzbach, ein starker Zufluß der Ill; nicht ferne davon, südlich der Rothenwand (2701 m.), aus dem kleinen Formarinsee der Lech. —

Der Algäuer Hauptkamm zieht vom Widderstein östlich über den Schrofenpaß zum Bieberkopfe, dem südlichsten Punkte der Reichsgrenze (2603 m.), und weiter zu der dreizackigen Mädelergabel, welche lange für den höchsten Punkt der Algäuer Berge gehalten wurde. Ihre beiden höchsten Spitzen, fast gleich hoch (2650 m.), stehen auf dem Hauptgrate, welcher hier die Wasser zwischen Iller und Lech scheidet. Die östliche von beiden entsendet den Zweigkamm zwischen dem Stillach- und Trettachthale, und auf ihm thront die Trettachspitze (2593 m.), die schlankeste Felssäule im Kalkalpengebiete. Um den Süd- und Ostfuß der Mädelegabelspitzen lagert sich ein welliges Hügelland, eine Art steinernes Meer, in seinen höchsten Zonen von einem Gletscher, dem Trettachferner, überdeckt. In der Gruppe der Krottenköpfe liegt seitwärts vom Hauptkamme der höchste Punkt zwischen Iller und Lech, der Große Krottenkopf oder die Petersspitze (2555 m.).

Von den starren Dolomitzinnen des Algäuer Hauptkammes öffnen sich vorzügliche Einblicke in die Thäler der Lechalpen und auf ihre mächtig erhabene Umwallung. Durch ihre engen Thore, von riesigen, urwaldähnlichen Tannenforsten umkleidet, dringt das Auge tief hinein auf grüne Matten, hier und dort eine Gruppe niedlicher Holzhäuschen, ein Kapellchen in ihrer Mitte, am Berggehänge hingeklebt, weiter höher die Alpenwiesen terrassenförmig übereinander gelagert, immer freier, offener, ärmer an Grün, bis in den letzten Thalverzweigungen der Blick auf öden Schuttkaren, an zerborstenen Felsgerüsten, an himmelhoch emporgeschwungenen Hörnern, mit glänzenden Firnlagern geziert, bewundernd ruht.

Im Westen des Ober-Illerthales betreten wir, orographisch gesprochen, bereits das Gebiet des Bregenzer Waldes. Die Gebirgszüge, welche denselben zusammensetzen, meist von bescheidener Höhe und dem Bergsteiger wenig anziehende Ziele bietend, verlaufen in ausgezeichnet regelmäßiger, mit geringen Abweichungen ostwestlich gerichteter Parallelordnung. Die Thäler sind daher in dieser Gruppe fast ausschließlich Längenthäler, und die Haupt-

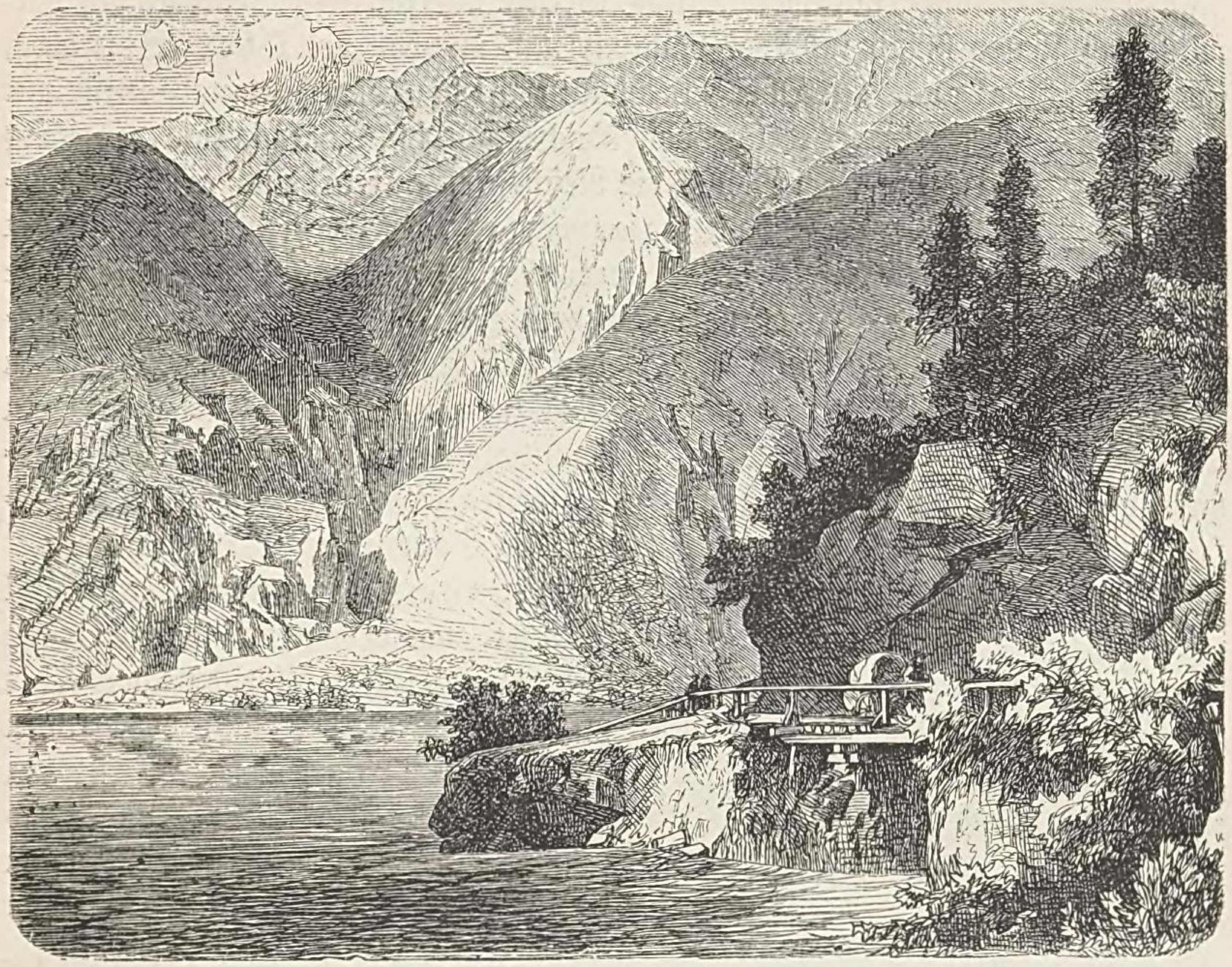
wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meere und der Nordsee, welche dieses Berggebiet in seiner breitesten Ausdehnung durchschneidet, macht sich beim Ueberschreiten weit weniger fühlbar, als irgendwelche Schranke zwischen zweien nach der Iller oder nach der Bregenzer Ache abfließenden Bergbächlein. Den nördlichsten Theil der Gruppe bilden die Nagelfluhketten von Immenstedt mit dem Stuiben (1765 m.), dem Rindalphorn (1825 m.) und dem Hochgrat (1880 m.). Sie strecken ihre westlichen Ausläufer, welche jedoch stets an Höhe abnehmen und kaum mehr den Namen wirklicher Gebirge verdienen, bis hart an den Bodensee, wo der Pfänder (1060 m.) ihren Gürtel schließt.

Südlich daran reihen sich die Balderschwanger Berge, größtentheils sanft gezeichnete grüne Kämme und Gipfel, aus weichen Flyschschiefern aufgebaut. Sie gehören dem vorderen Bregenzer Walde an, welcher seine Hauptverbreitung zwischen dem Subersbache und der Bregenzer Ache hat. Sein am weitesten westlich vorgeschobener Gipfel sind die Winterstauden (1880 m.). In seinem südlichen Theile erhebt sich dieses Gebirge zu dem kahlen, rauhen Felsstocke der Gottesackerwände, welche, in mehrfachen senkrechten Etagen übereinander gebaut, auf ihrem Scheitel ein ziemlich ausgedehntes welliges Hochplateau tragen, aus dem sogenannten Schrattenkalk der mittleren Kreideformation zusammengesetzt. Das Ganze krönt die seltsame, einer ungeheuern schiefliegenden Felsplatte vergleichbare Gestalt des Hohen Ifen (2234 m.), an welchen westlich der ähnlich gestaltete Didamskopf (2088 m.) sich anreiht. Der Ifen, der höchste Punkt im Berggebiete westlich der Iller, bildet zugleich wieder einen Markpunkt der Reichsgrenze, welche, nachdem sie den Algäuer Hauptkamm und den Scheidegrat zwischen Breitach- und Stillachthal verlassen, über Berge und Thäler des Bregenzer Waldes in buntem Wechsel nach dem Bodensee zieht.

Südlich der Hohen-Ifen-Gruppe beginnt der hintere Bregenzer Wald, dem Alpengürtel, welcher in den Bereich unserer Betrachtung fällt, bereits ferner stehend. Er umfaßt das obere Bregenzer Achenthal, welches mit der Enge des Schröcken unterhalb des Plateaus von Krumbach abschließt. Von bedeutenderen Gipfeln am weitesten westlich vorgeschoben ist der aussichtreiche Hohe Freschen (2246 m.).

Nach langer Wanderung vom Engthale der Salzach fort und fort gegen Westen stehen wir am Abschlusse unseres Gebietes, des Alpengürtels, welcher in seiner Gesammtheit die Südgrenze des Deutschen Reiches bezeichnet. Eine weite Lücke trennt die Fortsetzung des Nordalpenzuges von ihm ab. Weit draußen, wo die Gebirge ihre Strebepfeiler auf die Hügel des Schwäbischen Oberlandes niedersetzen, schimmert in lichtem Blau, unabsehbar groß, der Bodensee. — Zu unseren Füßen liegt ein grünendes und blühendes, mit Dörfern, Märkten und Städten übersäetes Thal, vom Dampfrosse auf mannichfach verzweigten Schienensträngen durcheilt, und durch seine Felder und Gärten, an seinen Städtchen und Burgen vorüber, von seinen Eisenstraßen überbrückt, schlingt weithin seine glänzenden Bogen der Strom, den der Deutsche vorzugsweise als den seinen nennt und preist, — der freie deutsche Rhein.

Pässe und Thalwege in den nördlichen Kalkalpen. Nachdem wir die Grenz- und Vormauer des Deutschen Reiches umwandert, haben wir nun auch der Pässe und Thorwege zu gedenken, welche durch dieselbe aus dem Innern des Reiches nach Süden führen. Wir folgen dabei derselben Richtung von Westen nach Osten, welche wir bei unserer Wanderung für die orographische Uebersicht einschlugen.



Am Achensee.

An den Grenzen des Berchtesgadener Ländchens begegnen wir zunächst dem Paß Lueg (518 m.), der engen Thalung der Salzach, in welche dieser gletscherentsprungene Bergstrom von Werfen ab sich zwängt, der zwischen den himmelhohen Mauern des Tännen- und des Haagengebirges sich hindurchwindet, um weiter unterhalb durch die wilde Klamm der Salzachöfen ins freie, breite Thal von Golling und Hallein hinauszubrechen. Es ist dies allerdings noch kein Gebirgsweg, welcher die Grenze des Reiches überschreitet, da er ganz auf Salzburger Gebiet liegt; doch hat er jederzeit seine Bedeutung als Verbindungsweg zwischen Nord und Süd und zugleich als Thor aus den Voralpen zu den Hochalpen gehabt, und oft wurde erbittert um denselben gekämpft, besonders im Tirolerkriege 1809. Die Straße durch den Paß Lueg, der binnen Kurzem ein Schienenstrang sich beigesellen wird, führt in das obere Salzachthal in der einen, nach Radstadt und ins obere Ennsthal in der anderen Richtung, in gerade südlicher Linie nach dem berühmten, vom Deutschen Kaiser in den letzten Jahren fast regelmäßig besuchten Kurort Gastein.

Die unwegsamen Pfade über das Steinerne Meer verdienen als Pässe keine besondere Berücksichtigung. Dagegen treffen wir im Westen der Berchtesgadener Gruppe auf eine bedeutende Gebirgsstraße, welche nach Vereinigung der beiden Straßen von Reichenhall und Berchtesgaden am Hintersee vorüber durch die Trümmerwüste der Grundübelau, bewacht von den schlanken Felsenhörnern der Reitalm, steil auf den Hirschbichl (1188 m.) geführt wurde. Nachdem sie die bayerisch-salzburgische Grenze überschritten, senkt sie sich jenseits noch steiler hinab ins Weißbachthal und mündet bei Ober-Weißbach ins Saalachthal aus. In Ober-Weißbach trifft die obenerwähnte Straße mit einer anderen zusammen, welche von Reichenhall im Saalachthale aufwärts führt, am Stein-Paß bei Melleck die Reichsgrenze kreuzt und an Lofer vorüberzieht. Von Ober-Weißbach thalaufwärts führt sie in den sogenannten „Hohlwegen", wo einsturzdrohende, senkrechte Wände von 100—150 m. sie überragen, nach Saalfelden und nach dem Zellersee; von Saalfelden westwärts durch das Leogangthal und über den Paß Hochfilzen nach St. Johann in Tirol, nach Kitzbühl und nach Wörgl im Innthale. Diesen letzteren Weg wird auch die aus dem oberen Salzachthale heraufkommende neue Alpenbahn verfolgen, welche die Kronländer Salzburg und Tirol durch einen ausschließlich auf österreichischem Boden laufenden Schienenweg verbinden soll.

Die Gebirgsgruppe im Süden von Traunstein bietet zwar eine Anzahl leichter Uebergänge von Norden nach Süden; eine bedeutende Verkehrslinie aber treffen wir erst in ihrem westlichen Flügel. Bei dem Alpendörfchen Reit im Winkel, in einem Kessel anmuthiger, von der fernen Zacke des Wilden Kaiser überragter Berge gelegen, treffen die beiden Straßen von Traunstein im Weißen Traunthale aufwärts und vom Chiemsee über Marquardstein und Unter-Wössen zusammen. Die Straße überschreitet westlich von Reit im Winkel die Grenze des deutschen Gebietes und folgt der engen Thalschlucht der Schwarzen Lofer, welche nach kaum einstündigem Laufe in das breite Thal der Großen Ache bei Kössen ausmündet.

Das Thal der Großen Ache bildet, wie in der orographischen Uebersicht bereits bemerkt, einen scharfen Durchriß des Kalkalpengürtels; die Straße führt in demselben aufwärts von Kössen über St. Johann nach Kitzbühl, von da ins Jochbergthal hinein und über den Paß Thurn auf der Grenze zwischen Tirol und Salzburg in den Ober-Pinzgau hinab; der centrale Alpengürtel der Tauern setzt auch dieser Alpenstraße eine Schranke. Die drei Längenthäler von Walchsee, Elmau und Hopfgarten (Brixener Thal) bieten bequeme Verbindungslinien zwischen dem Achen- und Innthale.

Das Innthal mit seinen Straßenlinien und seiner Eisenbahn wurde in seiner Bedeutung als Verkehrslinie und als Alpenscheide bereits oben eingehend gewürdigt. Wir können daher hier über diesen wichtigsten Durchbruch des nördlichen Kalkalpengürtels, welchen an der Grenze Deutschlands und Oesterreichs die österreichische Feste Kufstein sperrt, kurz hinweggehen.

In der östlichen Gruppe der bayerischen Alpen, welche bis zum Achensee und Achenthale reicht, haben wir drei Durchgangslinien namhaft zu machen: zuerst das Sträßchen, welches von Schliersee nach Bayrisch-Zell am Süd-

fuße des Wendelstein, dann in südlicher Richtung ins „Landl" führt, unweit dieses Ortes die Grenze überschreitet und hierauf wieder in östlichem Zuge durch das anmuthige Thierseethal nach Kufstein ausmündet. Zwei andere fahrbare Wege führen einerseits vom Schliersee über die Paßhöhe des einsamen Spitzingsees, andererseits von Tegernsee über die Vallep-Alp in das Thal der Weißen Vallep hinunter und vereinigen sich bei dem Forsthause Vallep, hart an der Reichsgrenze; von hier zieht sich ein schlechter Pfad durch das lange, schluchtartig enge Brandenberger Thal nach Rattenberg am Inn. Endlich die Hauptstraße von Tegernsee nach dem Achensee und nach Jenbach verfolgt das Weißachthal über Kreut bis Glashütten, übersteigt hierauf den Grenzpaß „An der Kaiserwacht" nach dem Achenthale hinüber und führt in diesem letzteren zum Achensee, weiterhin an seinem schroffen östlichen Felsenufer entlang bis zum Absturze des Thalbodens bei Maurach und im Anblicke der Zillerthaler Gebirge hinab nach Jenbach. Als südliche Fortsetzung dieser Alpenverkehrslinie könnte man die Straße bis Mayerhofen im Zillerthale ansehen.



Engpaß bei Scharnitz.

Durch die unwegsame Karwendelgruppe führt kein gebahnter Weg über ihre vierfach hintereinander aufgethürmten Mauerwälle ununterbrochen von Nord nach Süd. Die Straße des Rißthales, welche zwischen Vorder- und Hinter-Riß die Grenze überschreitet, wendet sich nach Ost und geht vom Fuße des Plumser Joches ab in einen guten Saumpfad über, welcher nach Pertisau am Achensee führt. Die zweite Weglinie durch einen Theil dieses ausgedehnten Gebirges läßt die Hinterauthaler Kette nördlich und hält sich vollständig auf Tiroler Boden; sie zieht fahrbar ins Hinterauthal bis zur Kasten-Alp hinein; ein steiler Pfad schlängelt sich von hier aufwärts in das Lafatschthal nach dem Haller Anger, von wo ab wieder ein Fahrweg auf das Lafatscher Joch, jenseits hinab zum Haller Salzbergwerke und nach Hall führt.

Die tiefe Einsenkung des nördlichen Kalkalpengürtels zwischen dem Karwendel- und Wettersteingebirge, im nahen Anschlusse an den bequemen Alpenübergang des Brenner, diente schon in früher Zeit dem großen Handelsverkehre. Vor der Anlage der Schienenwege passirte ein nicht geringer Theil des Waarentransportes zwischen Deutschland und Italien die Straße von München

an der Isar hinauf über Wolfrathshausen und Benediktbeuren nach dem Kochelsee, über den steilen Kesselberg zum Walchensee hinüber nach Wallgau, Mittenwald und Scharnitz und über den Paß Seefeld (1198 m. über dem Meere und 570 m. über dem Innthale) hinab ins Innthal nach Zirl und Innsbruck.

Der an der Grenze gelegene Engpaß bei Scharnitz, wo die Vorstufen des Karwendelgebirges und der Arnspitze nahe zusammentretend das Innthal fast schließen, besaß auch von Alters her eine hohe strategische Wichtigkeit und ward schon von den Römern befestigt. Das letzte Mal wurden im Jahre 1805 die Scharnitzer Befestigungswerke genommen und zerstört von Ney, der mit Bayern und Franzosen die Leutascher Befestigungen auf dem heute noch so genannten Franzosensteige umgangen und überrumpelt hatte und der Besatzung von Scharnitz dadurch in den Rücken kam. — Das breite, an Ortschaften reiche Leutaschthal besitzt zwar gute Verkehrswege in seinem Innern, wie nach Seefeld hinüber und auch nach Telfs im Innthale hinab; dem direkten Zugang nach Mittenwald dagegen öffnet sich nur ein enger, schlechter Karrenweg längs der Leutaschklamm.

Das Wetterstein- und Mieminger Gebirge setzt dem Verkehr eben so schroffe und schwer übersteigbare Gebirgswälle entgegen, wie das Karwendel. Ein einziger Pfad von Bedeutung dürfte hier genannt zu werden verdienen, nämlich der Weg durch das Rainthal bis an dessen Abschluß, sodann über das „Platt" und die Scharte „Am Gatterl" nach der Pestkapelle und Ehrwald hinab. Dagegen treffen wir im Westen der Wettersteingruppe wieder auf eine Straße von hoher Bedeutung, welche zugleich den Verlauf einer neuen Alpen-Ueberschienung angiebt, die — obgleich bis jetzt noch Projekt — doch in nicht allzuferner Zeit verwirklicht werden dürfte. Es ist der Fern-Paß, über welchen die prachtvolle Kunststraße von Lermos nach Nassereit in langgezogenen Serpentinen führt, vorüber an tiefblauen, träumerischen Seen, eingerahmt von hochragenden Felsenmassen und dunkeln Tannenhügeln, deren Scheitel verfallenes Burggemäuer krönt. In Lermos vereinigen sich die Straßen, welche vom Flachlande in den westlichen Bezirk der Bayerischen Alpen eindringen: von Partenkirchen durch das Loisachthal und die enge Schlucht des Passes Griesen, und von Füßen den Lech aufwärts über Reutte, von dort in südöstlicher Richtung über den Paß Ehrenberg und durch das Heiterwanger Thal. Auch die Straße von Ettal und Ober-Ammergau durch das Graswangthal an den Plansee und von diesem nach Reutte sei hier, als in diese Gebirgsgruppe gehörig, erwähnt. Und wie die Verkehrsadern von Norden her in Lermos zusammenstrahlen, so verzweigen sie sich wieder jenseit des Passes Fern. Von Nassereit ostwärts über den Paß Holzleiten geht die Straße nach Telfs, nach Innsbruck, dem Unter-Innthale und dem Brenner; südwärts durch das Gurglthal nach Imst, nach den Eintrittspforten zu den Gletschergebieten des Oetz- und Pitzthales, von Imst gen Westen über Landeck und den Arlberg hinaus an den Rhein, und von Landeck südwestlich über Finstermünz und die Malser Heide an den Etschstrand, ins südliche Tirol, durch das Engadin hinauf nach dem Silser See, nach Chiavenna, dem Lago di Como und den blühenden Fluren Italiens.

Unserer Ueberschau verbleibt nunmehr noch die westlichste Gruppe der nördlichen Kalkalpen, das Algäuer und das Lechthaler Gebirge, und in diesem haben wir nur wenige bedeutende Verkehrslinien hervorzuheben. Das Lechthal bildet zwar gleich dem Inn einen tiefen Durchbruch des Kalkalpengürtels; es schließt sich aber an dieses nicht ein so geeigneter Central-Alpenübergang wie dort. Unweit Füßen (795 m.) tritt die Straße des Lechthals aus dem Deutschen Reiche aus und gelangt durch den Kniepaß nach Reutte, von wo aus wir ihre Fortsetzung über Heiterwang nach Lermos und dem Fernpaß bereits kennen gelernt haben. Im Lechthale aufwärts erstreckt sich der fahrbare Weg bis Ellenbogen; von dort laufen nur holperige Karren- und Saumwege über Hohen-Krumbach nach der Bregenzer Ache, über den Formarinsee nach Bludenz, über Zürsch und den Flexenpaß nach der Arlberg-Straße hinaus. Die südlichen Seitenthäler des Lech besitzen ihre Verbindungswege und ihre Pässe untereinander, sowie über den Hauptkamm der Lechalpen nach Süden hinunter; doch dienen diese Linien alle nur den höchst bescheidenen Anforderungen des lokalen Verkehrs.



Wetterstein.

Das Algäuer Gebirge wird von einer einzigen fahrbaren Straße durchschnitten, und diese verfolgt nur ein Längen-, kein Querthal. Es ist die Linie von Sonthofen über Hindelang nach Schattwald an der bayerisch-tirolischen Grenze, dann über Thannheim durch die Felsschlucht des Passes Gacht (990 m.) hinauf nach Weißenbach am Lech. In die Quellenthäler der Iller erstrecken sich noch fahrbare Sträßchen bis an den Fuß der eigentlichen Gebirgskämme, wo sie dann in Fußsteige und Bergpfade übergehen. Die wichtigsten Pässe gegen Süden sind der Schrofenpaß (1697 m.) am Abschlusse des Rappenalpen-(Stillach-)Thales, und das Genschle, über welches man aus dem Klein-Walser-(Breitach-)Thale am Widderstein vorüber nach Hohen-Krumbach gelangt. In den letzten Jahren hat auch das Dampfroß in das obere Illerthal einzudringen begonnen; eine Zweiglinie der Algäuer Bahn bis Sonthofen ist vollendet und wird im Laufe der Zeit wol eine Verlängerung bis Oberstdorf erhalten.

Die niedrigen Bergkämme und vielverzweigten Thäler West-Algäu's und des Bregenzer Waldes sind nach allen Richtungen von Wegen und

Saumpfaden durchzogen, unter welchen jedoch nur wenige dem großen Verkehr zugänglich sind. — Im äußersten Westen unseres Alpengebietes treffen wir wieder auf Schienenwege. Die Algäuer Bahn von Immenstedt bis Lindau ist bereits gewissermaßen als Gebirgsbahn zu betrachten; am Bodensee entlang läuft der Schienenstrang nach Bregenz und durchschneidet von dort in mehrfachen, mit dem Nordost-Schweizer Eisenbahnnetze in Verbindung stehenden Linien die Rheinebene. Bis Bludenz führt heutigen Tages das Dampfroß den Alpenfreund in die unmittelbare Nähe seiner ersehntesten Ziele. Von dort reicht die Straße noch einige Stunden weit südöstlich in das Montafon-Thal hinauf; ostwärts aber zieht sie durch das Klosterthal über den Arlberg in das Stanzer Thal und an den Inn hinüber, als eine der wichtigsten Linien des Alpenverkehrs. Auch diese wartet ihrer Ueberschienung und der kühnen Durchbrechung der ihren Zug hemmenden Felsenschranken. Ist einmal die Innthaler Bahn von Innsbruck bis Imst, vielleicht auch der Uebergang über den Fernpaß vollendet, so kann die Verbindung über den Arlberg nicht lange mehr aufgeschoben bleiben; und es mag wol der lebenden Generation noch vorbehalten sein, auch hier ein Triumph-Denkmal des schaffenden Menschengeistes erstehen zu lassen, welches den Kunstbauten von Mont Cenis und St. Gotthard ebenbürtig sich anschließt.

Bauart und Bildung der nördlichen Kalkalpen. Wir haben noch einen Blick auf die Bausteine zu werfen, aus welchen die hohe Grenzmauer unseres Reiches aufgeführt ist, und die Eigenthümlichkeiten in der Bildung zu betrachten, welche bei ihnen, ihrem Baumaterial entsprechend, hervortreten.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Hochalpenwelt — die großen Gletscher und Firnfelder — fehlt unseren Kalkalpen fast gänzlich. Ihre Rolle übernimmt das „Kar", mit dessen Betretung die eigentliche Hochwanderung, die Bergsteigung in engerem Sinne, zu beginnen pflegt. Das Wort „Kar" hat sprachlich allerdings keine andere Bedeutung als die eines in der Bergflanke ausgehöhlten breiten Kesselthales, mithin eines nach drei Seiten geschlossenen, mehr oder minder runden, geebneten Beckens, mit enger oder weiter, jedenfalls aber ziemlich steil fallender Mündung nach dem Hauptthale. Je nach dem natürlichen Verhältnisse ihres Bodens und ihrer Seitengehänge lassen sich Wald-, Wiesen-, See-, Schutt-, Schnee- und auch Felsenkare unterscheiden. Für die Kalkalpen, deren Seitenthäler in der Regel bis in hohe Zonen als sehr enge Schluchten sich einschneiden und erst hoch über der Wald-, oft erst über der Krummholz-Region sich weiten, ist das Schuttkar charakteristisch; es gelangt in den centralen Gruppen des bayerisch-tirolischen Grenzgebirges, im Karwendel- und Wettersteingebirge, zu seiner vollendetsten Ausbildung. Meistens sind es nicht einzelne Becken und Kessel, sondern ganze Reihen von solchen, durch steilere Bodensenkungen terrassenförmig von einander abgesondert, oder wol auch für längere Strecken breite, muldenförmige Schuttthäler, welche die Grenze zwischen zwei benachbarten Gipfelmassiven bilden und den bezüglichen Eigennamen (Birkkar, Seekar, Grubenkar u. dgl.) dann gemeinsam führen.

In breiten Dämmen legen sich gewaltige Schuttlasten, die zertrümmerten Ueberreste der brüchigen Umrandungsmauern, in die Sohle des Kars hinein,

und aus ihnen steigen die Gerüste der Felsenhäupter empor in den wechselvollsten Gestalten, — bald abgerundete, klotzige Massen, bastion- oder säulenartige Bauten, spiegelblank, wie aus der Form gegossen, bald wieder zernagt, zerspalten und zerschrundet zu tausend und aber tausend zahnigen Rippen und sägenförmigen Graten, so daß es Wunder nimmt, wie diese schnörkelartigen Gebilde ihren Halt behaupten und nicht täglich, stündlich der Einsturz einer Felsenzinne erfolgt. Der „steinernen Männchen", wie solche pfeilerartigen Gebilde, — oft von der Höhe eines Dorfkirchthurms, aus der Ferne aber einem auf dem Grate stehenden Manne gleichend, — wol genannt werden, giebt es in den nördlichen Kalkalpen eine große Zahl, und namentlich sind einige verborgene Winkel des Karwendel reich an solchen phantastischen Erzeugnissen einer launenhaften Alpennatur. Aber nicht allein in solchen, verhältnißmäßig kleinen Tändeleien, auch im Aufbaue der mächtigsten Gebirgshäupter tritt oft eine Kühnheit und dabei doch wohlberechnete Sicherheit hervor, wie sie der genialste Baumeister nicht besitzt. Die schlanke Schönfeldspitze auf dem Steinernen Meere, der gewaltige Thurm des Falken in der Hinteren Riß, die Roßlochspitzen, auf mehr als 1000 m. hohen, senkrechten Wänden über dem Thale von Laliders thronend, die Kaltwasserspitze, welche aus tausendfach zerspaltenem, schneeumhangenem Grundgemäuer wie eine Dolchklinge sich emporzückt, die zangenartige Ofelespitz und die gespaltene Säule der Leutascher Dreithorspitz im Wettersteingebirge, das scharfkantige, gleichsam abgezirkelte Dreieck des Sonnenspitzes über dem Thalbecken von Ehrwald, das geschwungene Horn der Wetterspitze in den Lechalpen, die Riesenpyramide des Hochvogel mit ihren symmetrischen, halberhobenen Schwingen gleichenden Seitenflügeln und der 300 m. hohe, von allen Seiten jäh abgerissene Obelisk der Trettachspitze im Algäu, — das sind einige der hervorragendsten Meisterwerke, welche sich als Denkmäler der mannichfaltig schaffenden Naturkraft in den nördlichen Kalkalpen erheben.

Das Hauptbaumaterial der nördlichen Kalkalpen besteht, wie bereits erwähnt, aus Gesteinen der Triasperiode und zwar aus deren oberer Abtheilung, dem Keuper, welcher in Mitteldeutschland in kaum dem zehnten Theile der Mächtigkeit, wie sie die Alpen aufweisen und in völlig verschiedener Gesteinsart — nämlich als körniger Quarzsandstein — entwickelt ist; jedoch sind die Formationsglieder des Keuper in den Hauptgruppen des Gebirges verschieden. Die hohen Ketten des centralen Bayerisch-tirolischen Gebirges, die Wetterstein-, Mieminger- und die ausgedehnte Karwendelgruppe, bestehen durchweg aus der unteren Schichtengruppe des alpinen Keupers, welcher man den Namen Wettersteinkalk beigelegt hat. Im Algäu und zwar in den Hochgebirgen des Illerquellengebietes ist es der mittlere Keuper, seiner häufig dolomitischen Beschaffenheit halber als Hauptdolomit der Alpen benannt, welcher die höchsten Grate und Gipfel bildet. Derselbe Hauptdolomit setzt auch die überwiegende Masse des Bayerisch-tirolischen, d. i. des Grenzgebirges des Deutschen Reiches, überhaupt zusammen. Im Osten endlich, im Berchtesgadener Lande, ruhen auf dem Fundamente von Hauptdolomit mächtige Gipfel und Hochflächen von Dachsteinkalk, einer Schichtengruppe, welche

von manchen Geologen der obersten Trias, von anderen dem Lias oder der unteren Juragruppe zugezählt wird und neuerdings unter dem besonderen Namen der „Rhätischen Stufe“ unterschieden wird.

Zwischen diese triasischen Grundfesten der nördlichen Kalkalpen lagern becken- und streifenartig, in mitunter ziemlich beträchtlicher Ausdehnung, Glieder der Jura- und unteren Kreideformation sich ein, oberliassische Gebilde. Die ihres fruchtbaren Weidebodens halber oft genannten Algäuschiefer setzen gewöhnlich deren Hauptmasse zusammen; Streifen von Unter-Lias und rhätische Schichten umsäumen ihren Rand, und untere Kreideablagerungen bilden ihre jüngsten Glieder. — Die Algäuschiefer kommen, wie schon ihr Name besagt, besonders in den Algäuer Gebirgen zur Geltung, wo sie im östlichen Theile des Illerquellengebietes ganze Bergkämme zusammensetzen, welche durch eigenthümlich geradlinig gezeichnete, scharf geschnittene Formen, durch das ungewöhnlich reiche Grün ihrer höchsten Gipfel und Grate und durch die ungemeine Steilheit ihrer stufenlosen Flanken sich auszuzeichnen pflegen.

Ein breiter Gürtel von Muschelkalk und Buntsandsteinschichten der älteren Glieder der Triasformation begleitet den Süden der Kalkalpenzone vom Unter-Innthale ab gegen Osten und schließt seinerseits an die Thonschiefergebirge der Kitzbühler Alpen an. Im Norden der Kalkalpen, ihren Saum gegen die Ebene bildend, treffen wir dagegen auf jüngere Glieder der geologischen Formationsreihe, auf mittlere und obere Kreidegebilde und auf Tertiärgebilde, welche in mehrfachen Stufen ziemlich weit in die Ebene hinausreichen und noch an den letzten schwachen Erhebungen im Voralpengebiete auftreten. Aus der aufgerichteten und zerstörten Stellung dieser Tertiärschichten schöpft der Geologe den Beweis, daß die Haupterhebung des Alpengebietes erst gegen Ende, vielleicht erst nach dem Abschlusse der Tertiärepoche vor sich gegangen sein kann. Die der Tertiärformation angehörige Molasse gewinnt im westlichsten Theile der Kalkalpen ungemein an Ausdehnung und bildet die Hauptmasse der Gebirge West-Algäu's und des Bregenzer Waldes.

Das Flachland im Norden der Alpen ist von geschichtetem Diluvium bedeckt, von mächtigen Geröllmassen, welche — den Gebirgen entstammend — bis zu einer Entfernung von 20 Stunden und darüber aus denselben hinweggeführt und wahrscheinlich auf dem Grunde eines ausgedehnten Seebeckens abgelagert wurden. Am Fuße der Gebirge selbst aber wird in einem Gürtel von 6—8 Stunden Breite das geschichtete Diluvium von dem alten Moränenlande überdeckt mit seinen unregelmäßigen Höhenrücken, seinen Seen, Teichen und Hochmooren, verlassenen Flußbetten, seinen Massen von Irrgesteinen und Wanderblöcken. Es sind die beredten Zeugen einer Zeit, zu welcher die Gletscherströme in die jetzt grünende Ebene hinaus sich ergossen, Schutthaufen und Blöcke vom Gebirge mit sich führend und als „Moränen“ an ihrem Rande aufthürmend, — einer Zeit, zu welcher der Mensch mit dem Mammuth und dem wollhaarigen Rhinozeros zusammenlebte, aus den Knochen und Geweihen des Renthiers seinen Hausrath, aus Steinsplittern seine Waffen sich verfertigte und mit dem Höhlenbären und Höhlenlöwen den Kampf ums Dasein kämpfte.



Sennhütte in den Alpen.

Naturbilder aus den deutschen Alpen.

Gletscher, Schneefelder, Lawinen. — Alpenseen, Klammen, Wasserstürze. — Die Atmosphäre, Gewitter in den Alpen. — Die Pflanzen- und Thierwelt.

Gletscher, Schneefelder, Lawinen. Wie selbständig die nördlichen Kalkalpen in orographischer Hinsicht neben den Centralalpen hervortreten, so stellen sie sich bezüglich ihrer Naturerscheinungen auf meteorologischem, pflanzen- und thiergeographischem Gebiete mehr als Dasjenige dar, als was sie gemeinhin betrachtet werden, — als Vorgebirge, als verkleinerte Abbilder gleichartiger, doch ungleich großartigerer Erscheinungen im Herzen des Alpensystems.

Von der eigenthümlichsten Erscheinung in den Hochalpen, den Gletschern, welche dort gleich gefrorenen Strömen die Thäler füllen und an den Berglehnen haften, haben wir aus den nördlichen Kalkalpen, wie bereits erwähnt, nur wenig Beispiele zu verzeichnen, und diese wenigen entbehren des eigentlichen Typus der Gletscher; es sind nicht lange, aus hochgelegenen Firnmulden genährte Eisströme, sondern vielmehr isolirte Eisdecken, welche, auf Hochflächen ruhend, dieselben bis zu jener Grenze überdecken, an welcher der winterliche Schneevorrath von der sommerlichen Schneeschmelze aufgezehrt wird.

Innerhalb der Reichsgrenze finden wir das beste und eigentlich einzige Abbild eines wahren Gletschers in dem Höllenthalferner, an der Nordseite des Zugspitzstockes; seine enge Ummauerung, das starke Gefälle seiner

Grundlage lassen an ihm namentlich die wunderbare Bildung der lichtblauen Spalten und Schründe, der wilden Gletscherbrüche hervortreten, die Zierde und zugleich der Schrecken der centralalpinen Eiswüsten. Auch das Blaueis am Hochkalter in den Berchtesgadener Alpen kann, obwol von geringerer Ausdehnung, in die Linie der wahren Gletscher gestellt werden. Dagegen zeigen die Firnfelder der Algäuer Alpen, der Hochalp- und Trettachferner nebst einigen kleineren, auch der große Plattacher Ferner im Süden der Zugspitze und das Eisfeld der Uebergossenen Alp im Berchtesgaden'schen, mehr den Charakter weit ausgedehnter Firnfelder, als denjenigen von Gletschern. Auch die Ausfüllung der Watzmannscharte zwischen dem Großen und Kleinen Watzmann ist ein gletscherähnliches Firnfeld. Die berühmte, jedoch nur zeitweise existirende Eiskapelle bei St. Bartholomä am Königssee ist dagegen nichts Anderes, als das von den Berggewässern gegrabene Ausbruchsthor unter zusammengehäuften Lawinenresten und insofern vergleichbar den kleinen Spaltthälern des Algäu, dem Sperrbachtobel und Bacherloch, in welchen ebenfalls die Lawinenstürze zu solchen Massen sich anhäufen, daß sie einen auf einen schneereichen Winter folgenden heißen Sommer wol völlig zu überdauern vermögen. Die Lechalpen besitzen, entsprechend ihrer bedeutenden Erhebung, auch häufigere Beispiele perennirender Firnfelder, welchen jedoch ebenfalls kaum der Charakter von Gletschern zugesprochen werden kann; es finden sich solche an der Rothen Wand und an der Parseier Spitze. Bedeutendere Gletscher besitzt die südlich des Illthals gelegene Rhätikongruppe, welche ihrer Bauart nach gleichfalls zu den Kalkalpen gehört, orographisch jedoch den centralen Silvretta-Alpen als westlichstes Glied zugezählt wird.

Prangen auch die nördlichen Kalkalpen nicht in den funkelnden Eistalaren wie ihre mächtigeren Nachbaren im Süden, so wäre doch die Anschauung, als hätte man in ihnen mit Schnee und Eis nichts zu schaffen, sobald der Sommer seinen Einzug gehalten, eine unrichtige. Von ihrem Fuße aus betrachtet, erscheinen uns unsere Berge während des Frühjahrs und der ersten Sommermonate nur in einer abgenutzten, vielfach durchlöcherten Schneebekleidung, die waldumsäumten Alpenterrassen mit weißer Decke überzogen, die Thalrunsen mit schmuzigen Lawinenresten ausgefüllt, die Bergflanken noch mit altem Schnee belastet, während das düstergrüne Krummholz, der winterlichen Reifkrystalle längst entledigt, die wahre Natur dieser Höhen nur allzudeutlich verräth; — die ganze Gebirgslandschaft erscheint uns durchzogen von einer einzigen, in alle Thäler und Schluchten sich einkrümmenden, langweiligen Linie, einer künstlich gezogenen Isohypse (d. i. Linie, welche Punkte von gleicher Höhe verbindet) gleich, unten grün und oben weiß; — Tag für Tag rückt diese Linie höher, bald werden die letzten fadenscheinigen Flecken der Winterhülle verschwinden, die Gewässer sich mit brausendem Schwalle zur Tiefe ergießen und die Berge sich in ihrem wahren Gewande zeigen. — Doch wir eilen hinauf zu den Höhen, zu den gebietenden Felsenzinnen, wo die letzten Schleier vor dem nach dem Blicke ins Unermeßliche verlangenden Auge fallen und der Mensch sich als Herrscher fühlt über eine Welt. Wie frostig, wie winterlich öde sieht es dort aus! — Die steinigen Kare, von zackigen Mauern umrandet,

drückt noch immer der weiße Teppich; in die Klüfte der Wände streckt er in breiten, zugespitzten Fransen sich hinauf. Lange, gewundene Straßen ziehen durch die Schluchten zur Grathöhe sich empor, und abgerissene Trümmer des alten Firns hängen einsturzdrohend in den finsteren Kaminen. Die Regelmäßigkeit in der Verbreitung des Winterschnees, welche im Vorsommer das Auge ermüdete, ist entschwunden; er ruht dort, wo eine Felsumwallung ihm Schutz gewährt vor den heißen Mittagsstrahlen, und viele dieser kleinen Lagerstätten sind in der That unvergänglich. Im August, im September noch wird der Alpenwanderer kaum eine bedeutendere Hochtour in den nördlichen Kalkalpen zu Ende führen, welche nicht an einer oder der anderen Stelle den winterlichen Hauch ihm entgegenbrächte, ihn gemahnte an die Eispaläste, welche der Winterkönig in den Alpen sich erbaut. Und drohen ihm diese kleinen Anfänge von Firnhüllen, welche bei kaum 100 m. absoluter Höhenzunahme bereits zu ansehnlichen Lagern sich ausbreiten, auch nicht mit der Gefahr, in Spalten oder verborgene Eisschründe hinabzustürzen, wie die Gletscher der Centralalpen: so mag er es doch nicht leichten Sinnes nehmen, begegnet er hier und dort einem solchen weißen Mäntelchen des Felsens. Sorglicher als auf dem rauhen Gestein muß der Fuß eingesetzt, bei nur einigermaßen bedeutendem Neigungswinkel die Stapfe tief ausgetreten werden, — ein langweiliges und anstrengendes Stück Arbeit auf die Dauer, und 1000 bis 2000 Schritte solcher Schneewanderung sind in unseren Bergen keine Seltenheit. Am Felsen gewinnt der Fehltretende, Fallende in den meisten Fällen leicht wieder einen Halt, auf dem Schneefelde führt ihn das erste Abgleiten lautlos, gedankenschnell aus der erklommenen Höhe hinweg, — sein Schicksal entscheidet, wo und wie die stille Fahrt endet. Und birgt auch das Firngehänge in seiner Mitte nur selten gefährliche Spalten, wie der ächte Gletscher, so ist doch die Bergkluft an seinem Rande — der durch Abschmelzen der Schneemasse am warmen Felsen entstehende Schrund — gefahrdrohend, und breterdünn steht an manchen Stellen der alte Schnee gegen die Wand an, eine dunkele Tiefe verdeckend. Mit Ueberraschung sieht hier und da der Alpensteiger zurück auf den Boden, der ihn getragen, und dessen hohle Decke schwächer gewesen, als er geahnt. Verläßt er wieder eine hochgelegene, enge Thalspalte, deren Schneebedeckung er kaum beachtet, unter den Massen von überlastendem Schutte und der von Lawinen herabgerissenen Erdschollen vielleicht nicht einmal bemerkt hatte, so sieht er beim Austritte aus derselben sich wol einem Eisthore gegenüber, aus dessen finsterem Grunde, schlammtrübe, trümmerführend, der Bergbach hervorbraust.

Wenn auch der eigentlich bleibende Schneefall auf unseren Bergen etwa im Mai sein Ende erreicht und erst Ende September oder in der ersten Oktoberhälfte wieder beginnt, so geht doch kaum eine Periode schlechter Witterung vorüber, welche die Höhen nicht weiß bestäubte; und wird der Bergwanderer in hoher Zone vom Unwetter überrascht, dann sieht er die Schneeflocken so lustig um sich herumwirbeln, wie daheim zu Weihnachten. Diese gelegentlichen Schneefälle erstrecken sich mitunter ziemlich weit an den Bergflanken herab und erreichen mitunter sogar die Thäler, so besonders im Algäu, wo die Thalsohlen

zu ziemlich beträchtlichen absoluten Höhen ansteigen. Solche Schneeschauer, über grünende Wiesen, über fruchtbare Obstgärten ausgeschüttet, nehmen sich seltsam aus, richten aber in der Regel keinen Schaden an, und die daran geknüpften Erzählungen und Betrachtungen über einen „Sommer von wenigen Wochen" und ein „sibirisches Klima" gehören unter die Alpenmärchen.

Auch die winterlichen Schneemassen werden in ihren anderwärts so gefürchteten Lebensäußerungen, in den Lawinen, den Bewohnern der nördlichen Kalkalpen selten in hohem Maße gefährlich. Die Ursache hiervon liegt theils in der stärkeren Bewaldung unserer Berge, namentlich am Saume der bewohnten Thäler hin, theils und hauptsächlich in der Art ihres Aufbaues, in den jähen Wänden und verzackten Schroffen ihrer Hochzone, welche das Anhäufen größerer Schneelasten nicht gestatten. Trotzdem fehlt es nicht an Unglücksfällen, welche durch Lawinen verursacht und denen namentlich Jäger und Holzarbeiter ausgesetzt sind, wenn ihr Weg zu gefahrdrohender Zeit an den tiefverschneiten Berggehängen sie hinanführt. Mancher schon wurde von der Staublawine, welche auf dem frischgefallenen, auf hartgefrorener Unterlage nur lose aufliegenden Schnee an steilen Böschungen sich bildet und besonders durch den erzeugten Luftdruck gefährlich wird, erfaßt und in die Tiefe geschleudert, oder er entging diesem Schicksale nur wie durch ein Wunder, indem ein rascher Sprung ihn noch rechtzeitig aus dem Bereiche des unwiderstehlichen Luftzuges brachte; denn dieser ist so scharf begrenzt, daß zu seiner Seite kaum ein Blatt sich regt, während dicht daneben Bäume niedergerissen werden. Die häufigsten Lawinen in unserer Alpenwelt sind jedoch die Grundlawinen, welche bei beginnender Schneeschmelze sich einstellen. Ihre Wege sind meistens kurz, da sie von Karen oder Berglawinen aufgefangen werden, bevor sie bedeutende Tiefen erreicht haben. Die den Thalboden bedrohenden Lawinen sind den Bewohnern wohlbekannt, und ihre gefährliche Nähe wird von ihnen gemieden, bis der Lawinensturz eingetreten ist. Das Auge erkennt ihre Bahnen leicht; sie erscheinen ihm als auffallend gerade, breite, glattgescheuerte Straßen an den Berghängen. Auch die Reste der niedergegangenen Lawinen, zusammengeballte, schmuzig graubraune Schneewulste, sind noch bis tief in den Sommer hinein wahrnehmbar. Wer an einem schönen Frühlingstage einen Spaziergang durch ein Alpenthal macht, der hört ringsumher ein dumpfes Krachen in widerhallenden Schlägen, wie fernen Kanonendonner. Es sind die Lawinen in den Bergen, und das gleiche Festschießen des erwachenden Alpenfrühlings begrüßt den Ersteiger eines hohen Felsengipfels noch in den späten Sommermonaten aus der schneeigen Oede der Kare, die als Fußteppich seinen Thron umlagern.

Alpenseen, Klammen, Wasserstürze. Von Schnee und Eis wenden wir uns dem aus ihnen sich erzeugenden Lebenselemente, dem Wasser, zu, und hier sind es besonders zwei Erscheinungsformen, welche als Eigenthümlichkeiten der Alpenwelt die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die eine zeigt uns das Wasser in träumerischer Ruhe, in verschlossener Unergründlichkeit, die andere in nimmermüdem, wild tobendem Kampfe, rasend gegen die nachbarliche Welt und gegen sich selbst, vernichtend, zerstiebend, um wieder zur Vereinigung auf friedlicheren Bahnen zu gelangen.



Lawinensturz.

Wem wäre er nicht schon aus Schilderungen bekannt, der Alpensee in seinem duftig schillernden Farbenspiele in seiner stillen Abgeschiedenheit, von

ernsten Felsgestalten umringt und behütet vor jeder Störung seines Friedens! — Aber es kommt wol für jede seiner Wellen einmal die Zeit, hinausgedrängt über den Uferstrand, ihren Weg durch das Alpenthal zum flachen Lande hinaus, der großen Meeresheimat entgegen, zu beginnen, und dieser ihr Lebensweg ist selten frei von gewaltigen, nur in schwerem Streit zu besiegenden Hindernissen. Fast jedes Alpenthal sperrt seine Pforte durch mächtige Felsriegel, welche ehedem wol einen See in seinem Inneren abdämmten, dem unabläſsigen Nagen des flüssigen Elements aber schließlich einen Ausweg öffnen mußten. Die engen Schluchten und Spalten, durch welche der Bergbach sich ins Freie hinausringt, werden in den Alpen Klammen genannt; sie finden sich in der Zone der nördlichen Kalkalpen in großer Zahl und in den verschiedenartigsten Erscheinungsformen. Oft sind es nur aufgerissene Felsenklüfte mit senkrechten, schroffen Mauern, vom abfließenden Wasser nur als willkommenes Thor benutzt, nicht durch dessen Thätigkeit entstanden. Zu dieser Art gehören die meisten Felsenschlünde in den Thälern des Wetterstein- und Karwendelgebirges; als ihr hervorragendster Vertreter ist das Höllenthal in der Nähe von Partenkirchen zu nennen. Die tiefe, wilde, ihren Namen in vollem Maße rechtfertigende Bergschlucht, welche zwischen Waxenstein und Alpspitze ins Herz der Wetterstein-Alpen, bis an den Nordfuß der Zugspitze einbricht, bildet im größten Theile ihres Verlaufes eine derartige Klamm, deren engste Stelle zur Ueberbrückung der schauerlichen Tiefe benutzt wurde. In kurzen Zickzacklinien klimmt der Thalweg am jähen Fundamente des Waxenstein empor, wendet sich dann quer hinein in die Steilwand, wo nur menschliche Anstrengung und Kunstfertigkeit ihm Raum schaffen konnten, und gewinnt die Schuttlagen, welche in einem schmalen Gürtel an der westlichen Thalflanke sich entlang ziehen. Von dieser Höhe, wol 150 m. über dem Bache, dessen Rauschen fast verstummt ist, geht es durch Gebüsch und über bemooste Felsstufen steil und immer steiler hinab, bis plötzlich der schwarze Spalt vor den Tritten aufgähnt. In einer Höhe von 78 m. über dem Wildwasser, dessen dumpfdrohendes Getöse mit einem Male wieder auflebt, spannt sich der Holzsteg, etwa acht Schritte lang, von einem Felsenrande zum anderen hinüber. Unten ist es finstere Nacht, und matt nur schimmert das Weiß der zerstäubenden Sturzwellen zwischen den tiefschwarzen Wänden herauf; zerklüfteten, zerborstenen Säulen gleich ragen ihre Strebepfeiler in langen Reihen empor, und rasch verschließen ein paar vorspringende Ecken derselben dem Auge den weiteren Einblick in diesen Höllenrachen, seine weitere Ausmalung der Phantasie überlassend. Mitten aus der Wand aber bricht, von unsichtbarem Felsenkanale geleitet, mannesstark ein neuer Quell hervor, zersprüht seine Wasser an den gegenüberstehenden Mauern und mengt seinen brausenden Gischt mit den rasenden Wirbeln tiefunten, welche ihren Dunststaub wolkengleich in die Lüfte zurücksenden. —

Ein prüfender Blick auf diese Felsenwände zeigt wenige oder gar keine Spuren von der glättenden und aushöhlenden Thätigkeit des Wassers; wir haben hier einen durch die Erhebung der Gebirgsmasse oder durch spätere Störungen im Baue ihrer Grundvesten entstandenen Spalt vor uns, in welchen

der Bergbach sich stürzt, um wieder ins Freie sich hinauszudrängen. Ein anderes Bild bieten uns mehrere der Felsenklüfte des Berchtesgadener Landes, so namentlich die Salzach-Oefen und die Schwarzberg-Klamm bei Unken. Hier zeigen die enggeschlossenen Mauern von oben bis unten sich ausgewaschen und blank gespült, und wer in ihre feuchte Tiefe sich hinabbegiebt, wie dies z. B. in der Unkener Klamm auf dem der Holztrift halber erbauten Stege leicht möglich ist, der sieht Grotten und Hallen über seinem Haupte sich wölben.



Die Partnachklamme.

Durch einen schmalen, mitunter völlig geschlossenen Spalt fällt dämmerndes Halblicht ins Dunkel dieser natürlichen Katakomben hinein und läßt in schwankenden Umrissen die Züge ihrer abenteuerlichen Bildwerke erkennen: Säulen und Pilaster, tiefe Nischen und losgelöste, statuenähnliche Zapfen, Galerien, über welchen wieder neue Höhlengewölbe sich aufbauen, und weit vorspringende, in rüsselartige Zinken auslaufende Steinskulpturen, gleich den Elefantenhäuptern an den Architraven eines Brahmanenheiligthums.

In stummem Staunen blickt der Mensch empor zu diesen Kunstgebilden einer ungezügelten Naturkraft und zählt nicht, er ahnt blos die Reihe der

Jahrtausende, während welcher das unten schäumende und dröhnende Wildwasser hier an der Arbeit war, und unermüdet tobt und wüthet es fort in den Eingeweiden der Gebirge, und unablässig baut und meißelt es weiter an neuen Grüften und Felsenhallen. —

Der Vollständigkeit wegen sei hier noch auf eine andere, den Alpen wie gebirgigen Gegenden überhaupt eigenthümliche Erscheinungsform der lebendigen Gewässer hingewiesen, auf die Wasserfälle; ihre Zahl in den nördlichen Kalkalpen ist groß, und ihre Charakterzüge dürfen wir im Allgemeinen als bekannt voraussetzen. Einer der mächtigsten und merkwürdigsten ist der Gollinger Fall, welcher am linken Salzachufer urplötzlich aus dem Felsgehänge hervorbricht und gegen 100 m. tief mit donnernder Wucht zu Thale stürzt. Man hält ihn für einen Abfluß des Königssees, an dessen östlichem Ufer, St. Bartholomä schräg gegenüber, eine niedrige, tiefe Höhle sich zeigt, das sogenannte Kuchlerloch, in die das Wasser sich hineinzieht. Als in den trockenen Sommern 1823 und 1866 der Spiegel des Königssees unter diesen Felsspalt hinabsank, da versiechte auch der Gollinger Fall. Neben den beständigen Wasserfällen lassen die Gebirge noch zu gewissen Zeiten, besonders im Frühjahre oder nach heftigen Gewittern, eine ungleich größere Zahl ephemerer Kaskaden entdecken, welche den ersteren an origineller Gruppirung und an Pracht ihres Schaumregens nicht nachstehen. Die langen, steilen Quellenthäler der Iller vor allen zeigen ihrem Besucher in den Sommermonaten eine fast ununterbrochene Folge der herrlichsten Wasserstürze. Ueberall zwischen den buschigen und bewaldeten Bergrippen, in jeder Falte des grünen Alpengehänges sprudelt und rauscht es von lebendigen Quellen, und im Schmucke breiter Festons von Silberschaum prangt das frische Frühlingsgewand der Gebirge. Einige Wochen später ist dieselbe Gegend still und öde; nur steinige Runsen, feuchte Streifen an den Felswänden sind zurückgeblieben.

Die Atmosphäre; Gewitter in den Alpen. Verfolgen wir nun auch das Wasser, dessen verschiedene Erscheinungsformen uns bisher beschäftigten, noch auf der letzten Strecke seines Kreislaufes, als Dampfgehalt der Atmosphäre, so zeigen uns auch in dieser Beziehung die Alpen manche beachtenswerthe Eigenthümlichkeiten. Vor Allem ist es die Temperaturerniedrigung der südlichen, zum Aufsteigen gezwungenen Luftströmungen und die damit verminderte Fähigkeit, Wasserdampf in Auflösung zu enthalten, welche den Alpen wie jeder bedeutenden Erhebung der Erdoberfläche zukommt und die Süd- und Südwestwinde zu Regenspendern in ihnen und ihrem Vorlande gestaltet. Der erfahrene Bergwanderer mag nach Ersteigung hoher Spitzen schon auf zwei bis drei Tage voraus einen Umschlag der Witterung verkünden, zum großen Erstaunen der Thalbewohner, welche für einen solchen noch ganz und gar keine Anzeichen zu erblicken vermögen; er aber hat im fernen Südwest, über den Gletscherketten der Schweiz, die verdächtige Klarheit des Himmels wahrgenommen, er hat die weißen Wolkenstreifen dort gesehen und kennt ihre Bedeutung. Mit diesem warmen Südwinde und seinen nassen Folgen hängt die Wetterregel zusammen, daß man, um auf einen schönen Tag hoffen zu können, beim Antritt der Bergtour den Wind im Gesichte haben müsse; ein Luftzug im Nacken gilt als schlimmere

Vorbedeutung als ein grau übersponnenes Firmament. Und das mit vollem Rechte! Durch die starke Wärmeausstrahlung des Bodens, insbesondere der kahlen Felsen, wird die sie zunächst umgebende Lufthülle gleichfalls auf einen niedrigeren Temperaturgrad gebracht und sinkt daher langsam an ihren Flanken hinab; ist aber nächtlicher Weile warme Luft in die Thäler eingezogen, so dringt diese mit Macht empor und wird durch die Begegnung mit der kälteren Luft in der Höhe um so rascher zur Ausscheidung des Feuchtigkeitsgehalts gebracht.

Der gleiche Vorgang, nur in geringerer Intensität und dann nur zu Wolkenbildung, nicht zu Regen führend, findet an jedem schönen Sonnentage statt, wenn die von den Strahlen der hochstehenden Sonne erwärmten Luftschichten aus dem Thale aufzusteigen beginnen und in Regionen gelangen, welche zwar ebenfalls bereits erwärmt sind, aber bei ihrer absoluten Höhenlage doch ein geringeres Vermögen besitzen, Wasserdampf in Auflösung zu halten. Es beginnt dann die Wolkenbildung oder — um in der Bergsprache zu reden — es fallen die Nebel an, zum großen Verdrusse des Touristen, welcher mit der Hoffnung auf eine unumschränkte Aussicht die Wanderung am frühen Morgen angetreten, aus sternenheller Höhe die erkorene Spitze klar auf sich niederblicken sah und in gleicher unverhüllter Reinheit sie in später Abendstunde wiedersehen wird; oben aber sitzt er in rauchendem Qualm, der bald träge auf den Felsen lastet, bald in kurzen Wellenschlägen darüber hinwegtreibt, hier und da einmal sich hellt und die strahlenlose Sonnenscheibe durchblicken läßt, wie an einem Dezembertage, oder für einige Sekunden aufreißt, ein Stückchen Gebirgspanorama enthüllt und, ehe noch das Bild dem sehnsüchtigen Auge recht verständlich geworden, den Vorhang wieder fallen läßt.

Gewöhnlich beginnt diese Wolkenbildung in der achten oder neunten Vormittagsstunde. Im ungetrübten Blau des Luftkreises tritt hier und dort plötzlich ein Flöckchen auf, wie Schäfchenwolken, und raucht langsam aufwärts. Der Unerfahrene achtet der leichten Wölkchen nicht, bemerkt sie kaum; der Bergkundige aber beflügelt seine Schritte, — vielleicht gelingt es ihm, noch ein Viertelstündchen Aussicht für sich zu erretten; denn diese zuerst erschienenen Wölkchen bezeichnen die Herde der Dunstbildung, von welchen, den Perlenreihen in einem Champagnerglase ähnlich, die Dämpfe in unablässiger Folge in immer breiteren Massen aufsteigen, bis sie säulengleich zwischen Himmel und Erde sich erheben und ihre grauen Schleier um die Gipfel der Berge schlagen.

In ihren feuchten, dem Auge auf geringe Entfernung bereits undurchdringlichen Mantel eingehüllt, vermag der Bergwanderer die weiteren Vorgänge im Luftkreise nicht mehr zu beobachten. Vielleicht befreit ihn eine frische Brise schneller, als er gehofft, von dem lästigen Begleiter auf die Gipfelhöhe; vielleicht vertreibt binnen Kurzem Regen oder Schneegestöber ihn von dem glücklich eroberten Sitze; vielleicht wol auch zieht das Gewölke sich schwerer und schwärzer um ihn zusammen, aus seinem verborgenen Schoße ertönt erst fern, dann näher und nahe ein unheilkündendes Grollen, und theilt sich einmal der Vorhang, so sieht der Eindringling ins Luftmeer finstere Wolkenballen sich heranwälzen, er sieht sich auf schmalem Felseneilande seinem schlimmsten Feinde, der Gewitterwolke, gegenüber.

Wer jemals ein Hochgewitter in Gebirgsgegenden erlebt, dem wird das ungleich Großartigere und Ergreifendere dieser Erscheinung gegenüber demselben Naturschauspiele auf flachem Lande lebhaft zur Empfindung kommen. Der ernste, durch den Wolkenschatten verdüsterte Rahmen der Gebirge, der mächtige, an ihren Wänden geweckte Wiederhall, die große Zahl der Angriffspunkte, welche sie dem elektrischen Strahl bieten und infolge deren fast jeder Blitz zur Erde fährt, — dies Alles bewirkt einen tiefen Eindruck auf den Beobachter im Thale. Noch gewaltiger aber erscheint das Phänomen Demjenigen, der auf den Höhen des Gebirges selbst, gewissermaßen in Gesellschaft der Gewitterwolken umherwandelt und, von ihnen überfallen oder in verwegenem Trutze sie erwartend, an den Herden ihrer Entstehung und ihrer unheimlichen Thätigkeit verweilt. Vermöge des weiten, auf einer hohen Bergspitze eröffneten Aussichtskreises übersieht man an gewitterschwülen Tagen, — anstatt wie der Thalbewohner von dem einzelnen Gewitter, das oben zwischen den Bergen braut, in Anspruch genommen zu sein, — sogleich den vollständigen elektrischen Apparat in seiner ganzen Vertheilung und Anordnung. Oft sind sechs, acht, zehn Gewitter zugleich in Sicht, von denen jedes seine besonderen Bahnen zieht. Manchmal verfolgt das schwarze Wolkengebäude auf lange Strecken hin einen Gebirgsgrat, seine Schläge auf ihn niedersenkend, bald als züngelnde Strahlen, bald als einfache Funken, welche wie ein weggeworfenes glimmendes Zündholz anzusehen sind und von den heftigsten Detonationen begleitet zu sein pflegen; — dann plötzlich, ohne ersichtliche Ursache, bricht es ab, überschreitet das Thal und hängt sich an ein anderes Gebirge oder zieht geraden Weges ins flache Land hinaus. Nicht selten kommen die Gewitter, welche vor Stunden an einem Berggipfel vorüberziehend beobachtet wurden, in weitem Kreisbogen auf denselben zurück, als hätten sie die Umgegend erst gesichtet und nun ihn zu ihrem Tummelplatz erkoren. Dann eile, wer, auf Wolkengunst vertrauend, dort zurückgeblieben, so rasch die Füße ihn tragen mögen, zu Thale, will er nicht als der einzige belebte Körper auf starrem Felsen den eigentlichen Blitzableiter vorstellen und der augenscheinlichsten Gefahr sich aussetzen. Kann er aber nicht mehr hinweg, bannt ihn der Wettersturm auf die erklommene Zinne, in deren schroffe Wände er sich nicht mehr wagen darf: dann mag er wol Zeuge sein des sinnverwirrenden Rasens der Elemente und ein Schauspiel miterleben, dessen furchtbare Größe nicht mehr aus seiner Erinnerung schwinden wird. In hohlem Brausen dringt aus unsichtbarer Tiefe der kreisende Luftstrom empor und jagt phantastisch gestaltete Wolkenfetzen in wirbelndem Tanze um den Gipfel. Unheimliches Knistern und Prasseln rauscht ringsumher vom Felsen auf, die ersten schweren Regentropfen fallen und hüpfende Kieselkörner mischen sich darein. Das unbestimmte Rauschen, Rasseln und Knattern schwillt immer mächtiger und steigert sich endlich zu einem allgemeinen betäubenden Getöse, das etwa mit dem Lärm aller Hämmer und Maschinen in einem Eisenwerke verglichen werden könnte. Dazwischen vernimmt das Ohr in fast ununterbrochener Folge die elektrischen Entladungen; — eine fahle, blendende Helle ohne bestimmten Entstehungs- und Zielpunkt ihrer Strahlen erfüllt augenblickslang den ganzen Gesichtskreis, und gleichzeitig erfolgt der Schlag.



Wildwasser bei Hochgewitter.

Bald ist es ein einfacher Knall, wie die Detonation eines Geschützes oder einer Pulvermine, bald ein erschütterndes Krachen und Reißen, als würden ganze

Tannenwälder einem Bündel Späne gleich zerknickt. Laut knattert der Hagel auf das Gestein nieder, ganze Eiskaskaden rasseln durch Plattenrunsen herab, durch jede Kluft stürmt ein Wildbach zur Tiefe, losgerissene Felsblöcke poltern über die Wände hinunter und mischen ihr Dröhnen unter die Donnerschläge und das Brüllen des Sturmes. Die zitternde Bergfeste scheint jeden Augenblick, der unzähmbaren Wuth solcher Angriffe erliegend, in Trümmer sinken zu wollen. Und der Mensch steht inmitten dieses entsetzlichen Aufruhrs der Elemente in stummer, schauernder Bewunderung; er fühlt sich klein gegenüber der Allgewalt entfesselter Naturmächte und doch wieder gehoben in dem Gedanken, daß es ihm vergönnt war, sie in ihren geheimnißvollsten Werkstätten, in ihrer furchtbarsten Thätigkeit zu belauschen.

Die Pflanzen- und Thierwelt. Von der Betrachtung des Luftkreises, welcher die Häupter der Berge umspannt und seine Wunder und Schrecken darüber ausgießt, wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf das Leben, welches Luft und Wasser diesen Bergen spenden, und auf die Erscheinungen der Pflanzen- und Thierwelt in den Alpen. Um auch sie — wenigstens in ihren allgemeinsten Charakterzügen — kennen zu lernen, versetzen wir uns in Gedanken in die blühenden Gelände am Fuße der Alpen und durchschreiten die verschiedenen Regionen bis hinauf zu den lautlos hohen Firnen.

Die Thalregion und ihre Nachbarschaft bietet dem beobachtenden Wanderer nur wenig auffälliges Neue, wenngleich der Botaniker auch hier bereits, ja schon im Vorlande, mehrere Stunden vom Fuße der ersten Gebirgskämme entfernt, eine reiche Ausbeute zu gewinnen vermöchte. Der dunkle Tannenwald, welcher die Berggehänge umkleidet, erinnert noch völlig an das Hügelland und an die Ebene; nur etwas lichter und ungeordneter sieht es in seinem Inneren aus, als in den heimischen Forsten. Mächtige Stämme liegen hier und dort niedergebrochen, vermodernd am Boden; denn einen einzelnen Baum herauszuschleifen verlohnt in Bergwäldern nur selten der Mühe. Auch eine eigentliche „Jugend", festgeschlossene Dickichte aufsprießenden Waldes, wird in den Bergen selten angetroffen; die jungen Pflanzen wachsen hier und dort, wo eben ein Same im Felsenboden Wurzel schlug, und streben empor, bis sie dem Sturme oder der Axt zum Opfer fallen.

Die erste Alpenpflanze, welche einen neuen, in die Augen springenden Charakterzug in die Alpenlandschaft trägt, ist die Alpenrose (meistens Rhododendron hirsutum, selten Rh. ferrugineum), welche bereits in tiefer Waldzone ganze Bodenstrecken überkleidet und mit ihren glänzend grünen Blättern, in den Monaten Juni und Juli mit ihren purpurrothen Blütentrauben eine Hauptzierde der alpinen Vegetation bildet. Wer im Frühling in den Bergwäldern umherwandert, mag vielleicht noch die halbverwelkten, dickfleischigen Blüten der weißblühenden Nießwurz (Helleborus niger) antreffen, welche ihre Köpfchen aus dem Schnee hervorstrecken. Die Krummkiefer (Pinus mughus), das eigentlich heimische Waldgewächs der Berge, zeigt sich bereits hier und da, fühlt sich aber augenscheinlich noch nicht recht zu Hause in dieser tiefen Zone, und ihre Stämme, zum liegenden Wuchse noch nicht so unmittelbar genöthigt, wie höher oben an den Bergflanken, strecken sich zuweilen ziem-

lich gerade empor, ohne doch das Ungeeignete solchen Wachsthums für ihre Struktur völlig verleugnen zu können. Die — wenngleich selten — vorkommende Eibe (Taxus baccata) verdient in gewisser Beziehung Erwähnung und Aufmerksamkeit. Das Wachsthum dieses niedrigen, mit glänzend grünen Nadeln bekleideten und feuerrothe Beeren tragenden Baumes ist ein außerordentlich langsames, so daß man auf 0,2 m. Stammdicke 376 Jahre Alter rechnet. Dennoch findet man mitunter Stämme von beträchtlicher Stärke, ja, ein Exemplar im hinteren Berggündelesthale des Algäuer Gebirges besitzt einen Durchmesser von mehr als 1 m. und mag wol bereits das zweite Jahrtausend seines Lebens zurückgelegt haben.




Alpenrosen, behaarte. rosafarbene.

Die Thierwelt, wenigstens die wilde, bleibt in der Thalregion dem Wanderer fast gänzlich verborgen. Wol beherbergen die dunklen Tannenwälder manches stattliche Rudel Rothwild, manchen stolzen vierzehnendigen Hirsch; auch Rehe sind in gut gehegten Revieren nicht selten, während der Hase überall nur dünn gesäet erscheint; wol treibt Meister Reineke auch hier, wie überall, sein räuberisches Wesen, und in den Klüften und Felsenhöhlen hat der Dachs mit seiner Sippschaft sich häuslich eingerichtet; auch die Fischotter (Lutra vulgaris) nützt hier und da den Forellenreichthum der Bergbäche und Seen, und auf ihre wundersame molchartige Erscheinung mag vielleicht in den meisten Fällen die Sage vom Tatzelwurm zurückzuführen sein; — aber alle diese Thiere kommen einem Anderen als dem ihnen nachstellenden Jäger

selten zu Gesichte. Der Bergtourist trifft bei abendlicher Wanderung noch am häufigsten mit Rehen zusammen, oft in überraschender Nähe, welche die Betrachtung der zierlich dahinspringenden Thiere nach Herzenslust ihm gestattet. Hirsche und Rothwild sind mitunter bei einbrechender Nacht auf den Weidegründen der Alpen zu sehen, nachdem das Vieh von denselben in die Ställe getrieben worden. Die großen Raubthiere, Bär, Wolf und Luchs, sowie die Wildkatze, sind aus unseren Bergen verschwunden, wenn auch hier und da noch ein Flüchtling aus Centraltirol oder der Schweiz in den nördlichen Alpen auftaucht. Namentlich hat sich der Bär auch nach seiner Ausrottung wiederholt sporadisch gezeigt.

Die gefiederte Welt hält sich in der Waldzone vor den Blicken des Alltagsmenschen ziemlich verborgen. Der Bergwald beherbergt zwar mehrere Arten von Singvögeln, doch ist es in ihm viel stiller als in einem Flachlandsforste. Der farbenprächtige Eichelhäher (Garrulus glandarius), dessen drolliges Kreischen in der Ebene und im Alpenvorlande aus jedem Tann und Busche vernehmbar ist, fehlt im eigentlichen Gebirge fast gänzlich; dagegen zeigt sich der schwarze, weißgefleckte Nußhäher (Tannenhäher, Nucifraga caryocatactes) nicht selten. Vor den Tritten des Wanderers rauscht hier und da ein Haselhuhn (Tetrao bonasia), Birkhuhn (T. tetrix) oder wol auch mit mächtigem Flügelschlage der Auerhahn (T. urogallus) auf; doch bekommt man selten mehr von ihnen zu sehen als einen durch das dunkle Grün dahinhuschenden Schatten. Noch seltener wird man der beiden gewaltigen gefiederten Räuber ansichtig, des Uhu (Bubo maximus) und des Steinadlers (Aquila Chrysaëtos). Dennoch ist auch der letztere unbedenklich unter die Thiere der Waldzone zu zählen. Seine Horste finden sich kaum unter der Höhengrenze des aufrechten Baumwuchses, wenngleich meistens an sehr unzugänglichen Stellen, unter überhängenden Schrofen oder in Klüften senkrechter Felsenwände. In seiner Erscheinung bietet der „König der Lüfte" wenig sonderlich Hervorragendes, zumal da man ihn nicht leicht anders denn aus weiter Ferne zu sehen bekommt. Mancher Alpenwanderer, der sich beklagt, daß es ihm niemals glücken wollte, einen Adler zu sehen, mag ihn wol schon aus der Ferne öfters erblickt haben, ohne ihn zu kennen. Ein Anderes als die unvergleichlich ruhige, bei allen Kurven, Steigungen und Senkungen seines Fluges kaum sich ändernde Haltung seiner weit ausgespannten Schwingen wird ihn kaum verrathen. Der Adlerfang und die Adlerjagd bildet einen häufigen und einträglichen Erwerbszweig der Gebirgsbewohner. Wissen sie einen Adlerhorst, so legt sich ein guter Schütze in dessen Nähe auf die Lauer und trachtet, die beiden Alten, wenn sie den Jungen zu füttern kommen, wegzuschießen, worauf dieser selbst ausgenommen wird, ein bei der Unzugänglichkeit der Horste mit mancherlei Gefahren verbundenes Unternehmen. Ein wandernder Tiroler trägt ihn dann im Lande zur Schau herum und erzählt den Zuhörern von den entsetzlichen Schrecknissen, unter denen er ihn gewonnen, wobei namentlich der Angriff der alten Adler nie verfehlt die Hauptrolle zu spielen. Nach der Aussage erfahrener Gebirgsjäger sind aber diese Erzählungen von den Angriffen der alten Adler reine Fabel; es ist im Gegentheile nichts schwerer,

als einen der letzteren in Schußnähe zu bekommen, und der auf der Adlerlauer liegende Jäger muß oft wochenlang warten, mittlerweile wiederholt zum



Ein Adlerhorst.

Horste hinaufsteigen und dem Jungen, der sonst den Hungertod erleiden würde, Futter zutragen, weil die Alten Pulver wittern und sich in achtungsvoller

Entfernung halten. Oft auch streichen sie, wenn sie ihren Horst bewacht sehen, für immer aus der Gegend fort und überlassen den Jungen seinem Schicksal. Im Algäu fängt man in strengem Winter die Adler nicht selten in Tellereisen, und auch ein so gefangener alter Adler erhält sich zuweilen in der Gefangenschaft am Leben.

Verfolgen wir die steinigen Pfade hinauf in die nächsthöhere Zone, die Bergregion, welche wir ungefähr mit 1500 m. absoluter Höhe erreichen, so bieten uns Pflanzen- und Thierwelt bereits ein merkbar verändertes Bild. Der Wald hat sich bereits bei 1200 m. zu lichten begonnen, und in dem Maße, als der aufrechte Baumwuchs zurücktritt, nimmt der liegende, am Boden hinkriechende, das Krummholz, überhand. Die hochgewachsenen Tannen gehen bei ihrer Vereinsamung und bei dem Wegfall des Schutzes, den dichtgeschlossenes Zusammenstehen gegen die Stürme des Hochgebirges ihnen verlieh, in die eigenthümliche Form der Wettertanne über; der mächtige, knorrige Stamm, welcher nach oben sich rasch verjüngt und keine bedeutende Höhe erreicht, sendet lange, baumstarke Aeste aus, von denen die untersten nur wenige Fuß hoch über dem Boden hängen und oft förmlich auf demselben hinkriechen. Die mitunter 15 bis 20 Schritt im Durchmesser haltenden Lauben, welche dadurch entstehen, dienen dem Alpenvieh als willkommener Unterstand bei Unwetter. Diese Wettertannen, deren äußerste Höhengrenze bis 1820 m. hinansteigt, gehören der Gattung Fichte oder Rothtanne (Abies excelsior) an, und ihre infolge der kurzen Alpensommer sehr engen Jahresringe und stark entwickelten Markstrahlen verleihen ihnen einen besonders technischen Werth als Resonanzholz, in welcher Gestalt wir ihnen in Mittenwald und Partenkirchen wieder begegnen werden. Von Laubhölzern geht außer mehreren Sträuchern eine Ahornart (Acer pseudoplatanus) besonders hoch hinauf und erhebt sich oft noch als schlanker, aufrechter Stamm mitten unter den Legföhren.

Diese letzteren (Pinus mughus), das Krumm- oder Knieholz, lokal Latschen, Tüfern (im Algäu) oder Zundern (im nördlichen Tirol) genannt, sind die eigentlichen Beherrscher der Bergzone zwischen 1400 und 1800 m. Ihr niedergedrückter Wuchs ist zunächst bedingt durch die Verhältnisse der Bodenkonfiguration und des Klima's, insbesondere durch die gewaltigen Schneelasten, die sie allwinterlich zu tragen haben. Die Legföhre hat unter dem Einflusse der natürlichen Anpassung im Sinne der Entwickelungslehre die Eigenschaft, am Boden hinzukriechen, bereits völlig in ihren Artscharakter aufgenommen und vermag denselben auch dort nicht mehr zu verleugnen, wo ein direktes Bedürfniß dazu nicht besteht, z. B. in der Sohle hochgelegener Gebirgsthäler. Ganz besonders auf den Kalk- und Dolomitboden der Gebirge Südbayerns und Nordtirols angewiesen, bildet die Alpen-Legföhre einen der charakteristischsten Züge in der Vegetation ihrer mittleren Zone. Ganze Berghänge überzieht sie mit ihrem düstergrauen, aus der Ferne wie zarte Wolle sich ansehenden Gewande, welches nur da eine Unterbrechung erleidet, wo senkrechter Felsabsturz ihren jähen Wurzeln auch den nothdürftigsten Halt versagt. Die mächtigen, am Boden hinkriechenden Stämme, deren Holzfasern stark in der Spirale sich drehen und welche daher, verwittert, wie dicke, ge-

wundene Taue erscheinen, erreichen oft eine Länge von 10—12 m., eine Stärke von 20—30 cm. So willkommene Hülfe ihre zähen Ranken, welche bei Fingersdicke bereits einen Mann zu tragen vermögen, dem Bergsteiger an steiler Wand, auf engem Pfade in wildem Geklippe gewähren, so entsetzlich wird ihm das Krummholz, wenn er, den Alpenpfad verlierend, in seine endlosen Lockungen hinein sich verirrt. Kein Schritt mehr ist ihm gesichert; auf schaukelnden Stämmen und Zweigen, die er mühsam unter die Füße tritt, verfolgt er seinen Weg.



Alpenblumen.
1. Felsenwildhalm. 2. Alpenklee. 3. Ruchbrändli (Nigritelle). 4. Großblumiges Fingerkraut. 5. Alpenwegerich. 6. Alpenknollenkraut (1/2 Gr.).

Mit äußerster Anstrengung nur vermag er das schwankende Gitterwerk zu theilen, das ihm über dem Haupte zusammenschlägt und mit den Schößlingen seiner Nadelzweige ihm das Gesicht peitscht, mit Blütenstaub und betäubendem Harzdufte die Atmosphäre füllend, während eine dumpfe Gluthitze im Innern brütet. Jeden Augenblick sinkt der Tritt des Wanderers in moosüberdeckte Felsenlöcher oder es beugt sich einer der elastischen Stämme, zur Seite gedrängt, wieder zurück und reißt ihn erbarmungslos zwischen das Heidelbeeren- und Alpenrosengestrüppe nieder. So nützlich daher die Legföhre der Alpen im Haushalte der Natur ist, indem sie den Boden bindet und ihn vor Abschwemmung schützt, die Wasser sammelt und als gute Quellen zu Thale leitet und den Lawinen einen festen Damm entgegensetzt, so wenig beliebt ist sie dem Alpenwanderer, welcher das Durchschreiten der Krummholzzone stets unter seine heikelsten Aufgaben zählt und auf seinen, auch bei größter Aufmerksamkeit nicht völlig zu vermeidenden Irrgängen manchem Knieholzwalde

das Schicksal eines Bergbrandes wünscht, welches durch unvorsichtiges Feueranzünden nicht selten sich einstellt. Solche öde Brandstätten, die Bergflanken, mit den verkohlten Stämmen der Legföhren bedeckt, machen sich dem Auge schon aus weiter Entfernung bemerkbar und bilden bei dem langsamen Wachsthume dieses Baumes für eine lange Reihe von Jahren einen Charakterzug im Aussehen des betreffenden Berges. Noch länger erhält sich die Erinnerung an solche Waldbrände in ortsüblichen Benennungen, wie „Brantenberg", „gebrannte Wand", „am Brand" und dgl., welchen man häufig in unseren Gebirgen begegnet.

Nächst der Legföhre ist als Bewohner der höheren Zone in den nördlichen Kalkalpen noch die Zirbelkiefer oder Zirbe (Pinus cembra) zu nennen, welche indessen ihres feinen Nutzholzes wegen eifrig gesucht wird und mehr und mehr aus unseren Bergen verschwindet. Schöne Bestände dieses Baumes mit nachwachsender Jugend zeigen sich fast nirgends mehr; nur auf dem Schachen im Wettersteingebirge befindet sich noch ein solcher von größerer Ausdehnung, und einzelnen größeren Gruppen dieser schönen Bäume begegnet man auch auf dem Hochplateau der Reitalm im Berchtesgadener Lande. Oft aber sieht man einen vereinsamten knorrigen Stamm, nicht selten schon halb abgedorrt, mitten aus dem Krummholze heraus sich erheben, leicht kenntlich an seinem armleuchterähnlichen Wuchse, indem drei bis vier der größten Aeste dem Hauptstamme parallel senkrecht emporstreben. So vereinzelt zeigt sich die Zirbe noch in einer Höhe, wo sonst aufrechter Baumwuchs nicht mehr vorkommt, bis zu 1950 m.

Die Krummholzregion ist auch das Hauptrevier der Alpenrose, welche ganze Bergeshänge überwuchert und zu ihrer in den Monat Juni und den halben Juli fallenden Blütezeit mit einem Schmucke überkleidet, welcher dem üppigsten Blumenflor eines Kunstgartens in keiner Weise nachsteht. Besonders ausgezeichnet sind in dieser Beziehung das hintere Wimbachthal bei Berchtesgaden, wo die mächtigen Bosquete der blutrothen Blütentrauben aus dem Rahmen der wie künstliche Wege sie einrandenden Schuttströme in wirksamstem Farbenkontraste sich emporheben; ferner das Plumser Joch am Achensee und der Schachen im Wettersteingebirge, wo außer der bekannten rothen Alpenrose auch noch eine sehr seltene weiße Abart vorkommt.

So weit die Krummholzregion reicht, begleiten dieselbe auch zwei alte Bekannte aus den Nadelholzwäldern des Flachlandes, die Sträuche der Heidelbeere (Vaccinium myrtillus) und Preißelbeere (Vaccinium vitis idaea), deren schmackhafte Früchte dem Bergwanderer oft ein willkommenes Labsal bieten. Endlich ist noch des großblütigen, violetten oder gelben Enzians (Gentiana pannonica und punctata) zu gedenken, dessen Wurzeln zur Bereitung des bekannten und beliebten Gesundheits-Branntweins dienen und welcher gleichfalls in der Krummholzzone seinen Hauptstandort hat. —

Werfen wir einen Blick auf das Thierleben dieser Gebirgszone, so findet sich hier bereits ein größerer und — was für den Alpenwanderer besonders von Bedeutung — ein mehr sichtbarer Reichthum von Wild als in der Waldregion. Die Legföhrendickichte bergen schon manches Rudel der zierlichen

Alpengazellen, der Gemsen, obwol deren eigentlicher Tummelplatz noch weiter oberhalb in der freien Felsregion zu suchen ist. Die ältesten und stärksten Böcke, welche abgesondert vom großen Trupp leben, pflegen sich tief unten zwischen den Krummholzstauden, zuweilen sogar noch zwischen Waldtannen zu zeigen. Ja, es geht die Sage, daß im gemsenreichen Berchtesgadener Lande einmal ein Gemsbock bis hinunter ins Städtchen gekommen und im Gasthofe „zur Post" eingekehrt, daselbst aber ungastlich aufgenommen worden sei.

Auch der Hirsch, seltener das Reh, gehen noch in die Krummholzzone hinauf; der Hirsch zählt zu den guten Bergsteigern, und mancher Wechsel, den ein schwerer Zwölf- oder Vierzehnender von Thal zu Thal, an jähen Wänden hin verfolgt, erfordert einen geübten Felsenklimmer zur Nachsetzung. Der Alpenhase (Lepus variabilis), welcher im Winter sein graugelbes Kleid mit einem weißen vertauscht, findet unter dem kriechenden Knieholze seine willkommenen Schlupfwinkel, obgleich er auch viel höher, sogar auf kahlen Felsen, noch angetroffen wird. Und wo er und zudem manches schmackhafte Federwild nicht fehlt, da stellt auch wieder Reineke Fuchs sich ein; mit nicht geringer Ueberraschung sieht hier und da der Alpenwanderer noch in bedeutender Höhe den unverbesserlichen Räuber aus einem Legföhrengebüsche heraus über das nächste Schrofengehänge oder Schneefeld dahin trollen.

In manchen Bezirken der nördlichen Kalkalpen, so namentlich auf den Hochplateau's des Berchtesgadener Landes und in den Kesselthälern (Karen) der Algäuer Gebirge, ist das Murmelthier (Arctomys marmotta) häufig, und es giebt Strecken, die von seinen Bauen vollständig unterwühlt sind. Auf dem Steinernen Meere und in der Röth thut man kaum einige Schritte zwischen den Felsenhügeln hin, ohne von hier und dort den gellenden Warnungspfiff der am Ausgange der Röhren lauernden Thiere zu vernehmen, oft dicht vor dem eigenen Fuße, obgleich man stets vergebens nach den Urhebern dieser Laute sich umsieht. Ueberrascht man zufällig einmal eines der Thiere außerhalb des Baues, so sieht es im Aufspringen und Flüchten wie ein recht schwerfälliger, dicker Hase aus, und man besinnt sich gewöhnlich erst, nachdem es im nächsten Felsenloche verschwunden, auf das, was man eigentlich gesehen.

Bei der Wanderung zwischen den Krummholzgebüschen rauscht es oft urplötzlich lärmend vor dem Tritte auf, und ein schmucker Spielhahn mit krummer „Schaar" (dem gabelförmigen Stoße) und grellrothem Augenfleck steigt, blauschwarz im Sonnenschein schillernd, über die Legföhren empor und schwingt sich hinab ins Thal, um wieder eine ungestörte Stätte sich zu suchen.

Aus dem Amphibienreiche fällt dem Bergwanderer recht häufig ein Vertreter in die Augen, der schwarze Alpenmolch (Salamandra atra), welcher von tiefer Waldzone bis zu einer Höhe von 2200 m. hinauf angetroffen wird. Die 10—12 cm. langen Thierchen mit glänzend schwarzem, plumpem, warzigem Körper sieht man besonders bei nassem Wetter oder bei drohendem Regen, auch wol in der Thaufrische des Morgens, bald einzeln, bald zu zweien und dreien am Wege sitzen und mit lächerlicher Eile dahinstolpern, wenn sie durch das Geräusch von Fußtritten aus ihrer beschaulichen Ruhe gestört werden. — In Bezug auf zahme Thiere sei nur kurz daran erinnert, daß die mittlere

Gebirgsregion den Hauptverbreitungsbezirk der Bergweiden und Alpen bildet, welche letztere jedoch in den einzelnen Gruppen unserer Gebirge einen sehr verschiedenen Charakter tragen. Ihre hauptsächliche Bevölkerung ist stets das Rind; Ziegen werden nur nebenbei gehalten, Schafe dagegen in großen Herden auf die höchsten Weideplätze, hoch über der Krummholzgrenze, hinaufgetrieben. Pferde auf die Berge zu bringen ist, nur an wenigen Orten gebräuchlich, war jedoch in früheren Zeiten, wie auch viele Lokalnamen erkennen lassen, allgemein üblich. Von den Abfällen der Alpenwirthschaft pflegt man einige Schweine zu füttern, welche in besonderen Ställen gehalten werden.

Wir steigen nun empor in die dritte, die eigentliche Hochgebirgsregion, wo die Freiheit der Berge erst zu ihrer Geltung gelangt und dem Auge wie dem Fuße die letzten Schranken fallen. Silbergrau glänzen die kahlen Scheitel hinab ins Thal und weit hinaus in die Ebene, — man möchte denken, daß auch nicht ein Gräschen mehr wüchse in diesen Felsenwüsten. Die übertriebenen Vorstellungen von den Hindernissen und Gefahren, welche der Unkundige mit dem Begriffe einer Hochgebirgsfahrt zu verknüpfen pflegt, gründen sich auch großentheils auf diesen trügerischen Anschein der entrücktesten Felsenhöhlen. Wie erstaunt der Wanderer, wenn er zum ersten Male jene Regionen betritt, in deren heller Gesteinsfarbe er bisher das Gleiche zu sehen vermeinte, was in der Tiefe des Thales mit diesem Anschein ihm gegenübertrat; wenn er statt blanker, himmelhoch aufstrebender Wände ein sanft geneigtes, welliges Gehänge vor sich sieht, brüchigen, zerbröckelnden Fels und Geröllboden statt der erwarteten Mauern, und das Gestein selbst nicht einmal kahl, sondern überkleidet mit kurzem Grase, mit Rasenpolstern, deren mattes, ins Gelbe und Grüne spielendes Grün freilich auf kurze Entfernung bereits von dem Felsengrau nur noch schwer zu unterscheiden ist. Dieser hochalpine Rasen, zusammengesetzt aus mannichfachen Pflänzchen — Saxifragen, Silenen, Kreuzblütler, Potentilleen u. s. w., — welche in so hohen Regionen noch Gedeihen finden und welche im Verhältniß zu unseren Wiesen nur wenige Angehörige der Familie der Gräser zu ihren Genossen zählen, bildet den Hauptcharakterzug des Alpengürtels oberhalb der Krummholzzone. Er überzieht an günstig gelegenen Plätzen Flächen von einiger Größe mit einer fast zusammenhängenden Vegetationsdecke, und seine oft nur faustgroßen, tuffigen Polster haften noch am steilsten Geschröfe und bieten dem Tritte des Alpensteigers einen guten und verlässigen Halt. In dem ganzen Gebiete unserer nördlichen Kalkalpen giebt es nur sehr wenige hervorragende Felsenzinnen, welche als vollkommen vegetationslos zu bezeichnen wären. In der Nähe der oberen Krummholzgrenze sieht man oft große, ausschließlich aus Silene acaulis bestehende Polster, welche im Sommer ihre grüne Farbe in das prachtvolle Rosenroth ihrer stiellosen Blümchen verwandeln. Auf dem hochalpinen Rasen gedeiht auch in größter Menge und schönster Entfaltung die goldgelbe Alpenprimel (Primula auricula), obwol dieselbe auch viel tiefer, unter dem Krummholze und im Thale, ja sogar zuweilen in der bayerisch-schwäbischen Ebene sich findet, wohin die Alpengewässer sie entführten. Der vielbegehrte und mit sagenhaftem Schimmer umwobene Blütenschmuck der Felsenzone, das Edel-

weiß (Gnaphalium leontopodium), hat gleichfalls seinen Standort oberhalb des Krummholzes und mitunter noch unter dessen letzten Ausläufern bis in die höheren Schichten der Bergvegetation hinauf.



Gemsen.

Gänzlich ungerechtfertigt ist die Meinung, nur auf kahlen Felsen und an unersteiglicher Wand gedeihe dieser dem Alpentouristen für unentbehrlich geltende

Schmuck; auf manchem entlegenen Rasenplatze am Steinernen Meere oder auf dem Haagengebirge, in manchem Hochthale der Algäuer und Lechalpen wächst das Edelweiß auf freiem Grasboden, gleich anderen Wiesenblumen, und in solcher Menge, daß die Aelpler sprüchwörtlich sagen, man könne es dort abmähen. Die herrlich nach Vanille duftende Alpenbraunelle (Nigritella alpina), lokal „Gamsrügerl" genannt, bevorzugt gleichfalls hohe und luftige Standorte und vermag, wie das Edelweiß, den Liebhaber auf manchen engen Pfad über schwindelnde Tiefen hinaus zu locken. Als eine alte Bekannte von den Wiesen des Thals und der Ebene begrüßen wir hier oben noch die weißblütige Wiederstoß oder das Schaumkraut (Silene inflata), dessen weite vertikale Verbreitung wol einige Aufmerksamkeit verdient. Zu den höchstvorkommenden Pflänzchen zählen einige Crassulaceen- (Hauswurz-) Arten, eine weißblütige Crucifere (Draba, Hungerblümchen) und das Alpen-Löwenmaul (Linaria alpina), welches zuweilen noch auf Felsengraten von mehr als 2700 m. Höhe angetroffen wird. Auf einigen hochgelegenen Bergsätteln und Terrassen des Algäu blüht einsam auf dem von allen anderen Gewächsen bereits verlassenen schwarzbraunen Mergelschieferboden das großblumige, prachtvoll tief-violette langspornige Veilchen (Viola calcarata).

Die Region des hochalpinen Rasens, langsam in das kahle Gestein sich verlierend, ist der eigentliche Lieblingsaufenthalt der zierlichen Gazellen des Gebirges, der Gemsen (Capella rupicapra), deren überraschende, lebendige Erscheinung stets zu den anregendsten Episoden einer Bergwanderung gehört. Die an diesem Wilde reichsten Reviere befinden sich in den östlichen Hochplateau's der Berchtesgadener Gruppe und in den Quellenthälern der Isar, dem Jagdgebiete des Herzogs Ernst von Koburg. Wer auf diesen Höhen einmal einen Tag umherklettert, mag wol hundert und mehr der flinken Alpengazellen zu Gesichte bekommen. Man muß sie in ihrem Elemente auf dem kahlen Geklippe und im zerrissenen Geschröfe gesehen haben, um von der Leichtigkeit und Eleganz ihrer Bewegungen sich einen Begriff zu bilden; in der Umzäunung eines zoologischen Gartens nimmt die Gemse, ganz im Gegensatze zu der Erwartung, die der Flachländer von diesen Thieren hegt, sich schwerfällig, fast plump aus. Sieht man sie aber einmal über die Schutthalden eines Kars dahinjagen, an den jäheſten Wänden herumgaukeln oder mit einigen leichten Sprüngen über ein spiegelblankes Platt hinwegsetzen, als wäre dort ebener Grasboden, dann erst vermag man die Leistungsfähigkeit dieses kräftigen, gedrungenen Körperbaues ihrem vollen Werthe nach zu beurtheilen. Schwindel oder Zagen kennt die Gemse nicht, ihr Tritt und Sprung hat geradezu den Anspruch auf „Unfehlbarkeit". Erfahrene Gebirgsbewohner und Jäger behaupten, daß nie ein Gemsthier anders, als von der Kugel getroffen oder von der Lawine fortgerissen, zu Sturze komme, und eine sprüchwörtliche Redensart derselben lautet: „Wo ein Weizenkörnchen liegen bleibt, da springt ein Gems hin!" Und doch vermag, wenn auch mit ungleich größerer Bedächtigkeit der Mensch es diesem kühnen, von der Natur gebildeten Felsenklimmer in manchen Stücken gleich zu thun. Der Jäger verfolgt den Gemswechsel, er verfolgt das angeschossene Stück auf seinem halsbrecherischen Pfade

bis in das wildeste Gefelse hinein. Der Alpensteiger, der einem ihm noch unbekannten Ziele zusteuert, beobachtet die Bahn, welche ein aufgestörtes Rudel Gemsen durch die Felsenwüsten einschlägt, und vernimmt er von einer als unersteigbar verrufenen Zinne, daß Gemsen auf ihrem Scheitel erblickt worden, dann vertraut auch er darauf, — ist anders sein Auge und sein Eisen tüchtig, — den Weg nach dieser Höhe zu finden.

Leisten auf solche Weise die Gemsen dem Alpenwanderer manchen unschätzbaren Dienst, so bringen sie andererseits zuweilen einige Gefahr über den, der sich in ihrer Gesellschaft bewegt. Es ist weniger die Gefahr, auf engem Pfade von dem dahineilenden Rudel überrumpelt zu werden, — dieser ist der Bergsteiger nicht so leicht ausgesetzt, da die Leichtfüße, die vorausgesprungen, auf dem schroffsten Gipfel wieder einen anderen Ausweg zu finden wissen, als den „einzig möglichen"; — wol aber senden sie, in der Höhe über vielleicht zehnfach thurmhohen Wänden dahinjagend, auf den vielleicht in der Tiefe des Kars befindlichen Verfolger verderbendrohende Geschosse herab, — die Steine nämlich, welche unter ihren flüchtigen Hufen weichen. Da geht plötzlich ein schwirrendes Pfeifen durch die Luft, ein zweites, drittes folgt, bald ferner, bald näher dem Ohre, links und rechts schlagen die unsichtbaren Projektile in den Boden, — der Alpensteiger befindet sich im Gemsenfeuer und muß sein Schicksal so ruhig abwarten, wie der Soldat in der Schlacht; denn im tiefen Falle erreichen die Steine nahezu Kugelgeschwindigkeit und würden den Getroffenen wol eben so sicher niederstrecken wie das feindliche Blei.

Noch bedenklicher in dieser Beziehung und zugleich bei weitem lästiger als die Gemsen sind dem Besucher der Kalkgebirge die Schafe, welche in Heerden von tausend und mehr Stücken in die höchsten Regionen, die noch einige Nahrung spenden, hinaufgetrieben werden und den ganzen Sommer über dort ohne jegliche Aufsicht verbleiben. Sie erblicken in jedem menschlichen Wesen, das über die Felsenhügel daherwandert, einen Hirten, von dem sie Salz zu bekommen hoffen; truppweise kommen sie laut blökend herangesprengt und nun begleitet die zudringliche und übelduftende Gesellschaft den Wanderer, bald in unmittelbarer Nähe, bald im Hinblick auf den drohenden Bergstock in einiger Entfernung, am liebsten in der Höhe des Berggehänges, wobei sie einen unaufhörlichen Hagel von Steinen auf ihn herabsenden. Gelingt es ihm einmal, seinerseits einen höheren Posten einzunehmen, so kann er mit einigen Steinwürfen die ungebetenen Begleiter sich schnell vom Halse schaffen; denn sie kennen die Gefahr derselben für sich selbst recht wohl. Nichts ist geeigneter, jede Schäferidylle zu zerstören, als eine Hochwanderung in den nördlichen Kalkalpen, und wer in diesen Bergen nur einigermaßen bekannt und erfahren ist, wird die überlästigen Wolleträger, welche schon mit ihrem widerwärtigen Geplärre manche Stunden seiner Wanderung ihm verleiden, bald als die unleidlichste Begegnung auf den einsamen Höhen des Gebirges betrachten lernen.

Nächst der Gemse ist es noch das Schneehuhn (Lagopus alpinus), welches die Umgebung des Bergsteigers auf den einsamen Höhen belebt. Die zierlichen, das gewöhnliche Rebhuhn an Größe bedeutend übertreffenden Vögel, mit

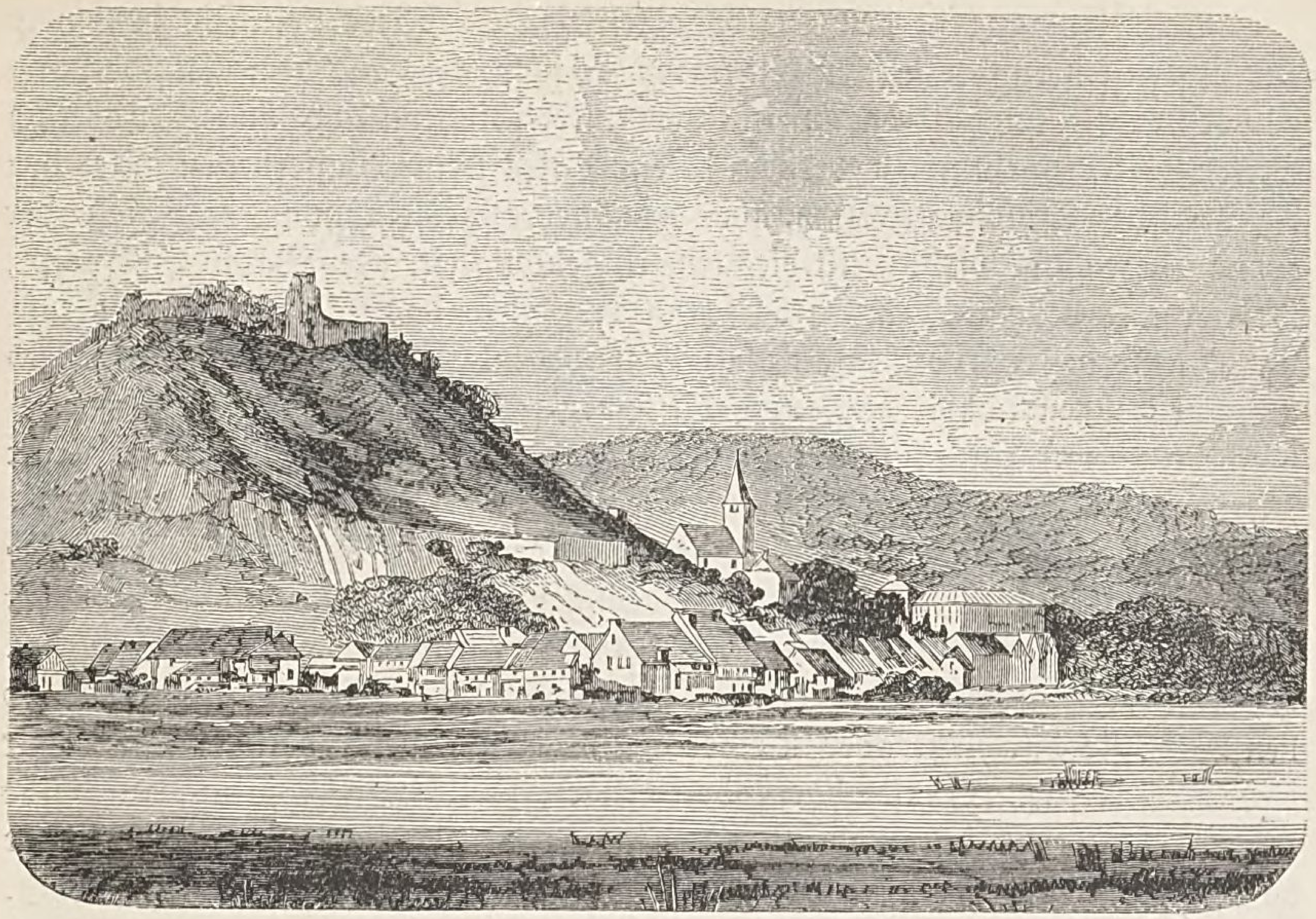
prachtvoll braun, weiß und schwarz gezeichnetem Sommerkleide, welches im Winter mit einem ganz weißen Gewande vertauscht wird, schwirren oft noch auf den höchstgelegenen Grasplätzen und Berglehnen aus dem Gesteine auf, und die schneeweißen Schwingen weit von sich streckend, schweben sie in graziösem Bogen über das nächste Kar, die nächste Felsenschlucht hinweg. Auf selten besuchten Gipfeln pflegen sie ungemein zutraulich zu sein und laufen oft längere Zeit vor den Füßen des Alpenwanderers her, sich duckend und das Köpfchen mit den lebhaften Augen neugierig nach dem ungewohnten Besuche zurückwendend.

Auf der höchsten Felsenzinne noch umkreist den Menschen die Alpendohle (Pyrrhocorax alpinus) mit glänzend schwarzem Gefieder, hochgelbem Schnabel und orangefarbenen Füßen. Selten mischt sich in ihre pfeifenden Scharen mit seinem heiseren, kurz herausgestoßenen Gekrächze der Alpenrabe (Corvus corax), dessen Lockruf und eifriges Kreisen dem Jäger die Orte verräth, wo ein angeschossenes oder verendetes Stück Wild liegt und welcher auch oft auf die Spur eines vermißten Menschen leitet, der von jäher Wand hinabstürzte in die stumme Tiefe des Abgrunds. —

Die Grenze des Lebens liegt hinter uns, und nachdem wir alle Zonen durchschritten, den Wechsel ihrer Thier- und Pflanzenwelt, die Verarmung und das allmähliche Ersterben der organischen Natur geschaut, bleibt der Mensch allein in der luftumschwommenen Einöde. Aber wir schreiten wieder zurück in die Gegenden, wo uns frisches Leben entgegenrauscht; wir suchen die Geburtsstätten unserer Flüsse auf, die im Schoße der Berge entspringen oder unter der starren Eiskruste der Gletscher sich entwickeln, unsere lieblichen, bewohnten Gebirgsthäler bilden und segenspendend die Länder der Menschen durchströmen.



Edelweiß.



Die Donau bei Donaustauf.

Die Alpengewässer.

Die Donau von der Quelle bis Passau. — Die Zuflüsse der Donau innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches. — Der Rhein, ein Sohn der Alpen.

Die Donau von der Quelle bis Passau. Nicht im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Donau ein Alpenstrom zu nennen, denn ihre Quellen liegen im Schwarzwalde; aber sie ist es, welche die deutschen Alpen ihrer ganzen Ausdehnung nach treu begleitet und welche aus dem Alpengebirge ihre bedeutendsten Zuflüsse erhält. Die Donau ist nächst der russischen Wolga nicht blos der längste, sondern auch der wasserreichste von allen Strömen unseres Erdtheils, daneben auch der einzige unter ihnen, der seinen Lauf von Westen nach Osten richtet, als wollt' er uns den Weg in den Orient weisen. Die alten Griechen nannten ihn Ister, die Römer Danubius; im Nibelungenliede heißt er Tuonawe (Tuonau), bei den Slaven Dunai, Dunah oder Duna.

Das Gebiet des mächtigen Stromes zerfällt in zwei wesentlich von einander verschiedene Hälften, — ein von Süddeutschland gebildetes Donauhochland, das den oberen und mittleren Lauf desselben umgiebt, und ein Donautiefland, welches Ungarn und die rumänisch-bulgarischen Länder umfaßt. Die Donau ist kein Felsenbrecher wie der Rhein; sie zieht vielmehr ausweichend am äußersten Fuße der Gebirgsmauern hin, welche jedoch hier und dort an den Fluß herantreten, als wollten sie ihn zum Kampfe herausfordern.

Beim Eingang in den Schloßgarten von Donaueschingen sieht man zur Linken ein rundes Becken mit klarem Wasser, das aus dem Grunde lustig emporsprudelt, um bald darauf in einem unterirdischen Kanal ungefähr dreißig Meter weit fortgeführt zu werden. Wenn dieses kleine Wasserbecken unter den Fenstern des Schlosses (680 m. über dem Meere) gemeinhin als die Quelle der Donau bezeichnet wird, so ist dies eine Ungenauigkeit. Der Waldbach Brege, welcher aus dem Schwarzwalde (1000 m.) durch das Katzensteinthal herabkommt und das Wässerchen aufnimmt, ist bedeutender als dieses. Unterhalb Donaueschingen kommt auch noch die Brigach vom Hirzwalde im Schwarzwalde (927 m.) hinzu, und nun bewährt sich das schwäbische Sprüchlein: „Brig' und Breg' bringen die Donau z'weg."

Die Donau folgt Anfangs der Richtung der beiden Quellbäche nach Südosten, als strebte sie dem Rhein oder dem Bodensee zu; sie wendet sich aber bald nach Nordosten und behält diese Richtung auf eine große Strecke bei. Hinter dem Städtchen Tuttlingen wirft sich ihr der Schwäbische Jura in den Weg; sie durchsetzt aber in einer anmuthigen und freundlichen Landschaft seine Felspartien. Sanft abgerundete Hügel, theils mit üppigem Laubwalde bedeckt, theils auch mit größeren oder kleineren Felsgruppen besät, die bis zur halben Höhe der Berge pyramidenförmig aufsteigen, begleiten den Fluß. Unterhalb Friedlingen und Kloster Beuren wird das Thal enger und zieht sich endlich fast zur Schlucht zusammen, zu deren beiden Seiten sich mächtig hohe, auf dem Scheitel mit kräftigem Baumwuchs bestandene Felswände erheben. Nur mit Mühe findet die Straße Raum zwischen Fluß und Bergwand; schmale Streifen Wiesen- und Ackerland schmiegen sich schüchtern an die Ufer, seltener ein Dörfchen, während zahlreiche, zum Theil riesige Burgtrümmer von den Bergen herniederschauen. Bei der Ruine Dietfurt treten die Berge unmittelbar an den Fluß. Bei Inzikhofen und Sigmaringen ändert der letztere gleichzeitig seinen Charakter und wird zum Ried bis Sigmaringenhof. Wer dann sieht, wie er bei Scheer die quer über das Thal geschobene Höhe, in weitem Bogen nach Norden ausweichend, halbinselförmig umschlingt, der sollte fast glauben, seine Kraft sei erlahmt. Bei Zell verengt sich das Thal noch einmal; hier fällt die Alp, dort der Bußen steil zum Flusse ab. Oberhalb Ulm treten die rechtsseitigen Anhöhen zurück, und das Thal erweitert sich nach dieser Seite, während das linke Ufer von den Abfällen des Schwäbischen und Fränkischen Jura begleitet wird.

Bei Ulm (452 m.), wo der Oberlauf der Donau endet und ihre Schiffbarkeit beginnt, werden die Ufer flach und verlaufen weit hinaus. Zwischen ihnen erreicht der Fluß eine Breite von höchstens 70 bis 100 Schritt, während sein Gefälle beim Durchbruch durch den Jura 40 Fuß, von Sigmaringen bis Ulm hinab 13½ Fuß auf die Meile betrug. Bis Ulm waren es nur Mittelgebirgswasser, welche der Donau zuflossen, zwar in großer Zahl, aber doch nicht ausreichend, um sie schiffbar zu machen. Hier jedoch beginnt von Süden her jene lange Reihe wasserreicher Alpenzuflüsse, welche ihr auf eine lange Strecke innerhalb der Grenzen Bayerns den Charakter eines Hochgebirgsstromes geben. Diese Strecke von Ulm bis Passau, welche für uns vor-

zugsweise in Betracht kommt, erscheint sowol in topographischer als ethnographischer, mehr noch in strategischer Beziehung als ein durchaus selbständiges Glied der gesammten Flußlinie und Regensburg als dessen Mittelpunkt.

Zwischen Ulm und Donauwörth treten die Berghöhen auch am linken Ufer weiter zurück. Anderthalb Meilen unterhalb Ulm beginnt das sumpfige Donauried und erstreckt sich links bis Gundelfingen, rechts bis zur Lechmündung. Ingolstadt liegt in einer vollständigen Ebene. Sobald aber der Strom in die Gegend von Kloster Weltenburg eintritt, wird die Landschaft wieder eine andere. Mit düsterem Nadelholze bestandene Felsen nähern sich zu beiden Seiten und verengen das Thal. Bei Kelheim gelingt es dem Strom, den Durchbruch zu erkämpfen, aber schon bald darauf wird er bei Abach von Neuem eingeengt. Von hier wendet er sich nördlich nach Regensburg.

Nirgends treten ober- und mitteldeutsche Landesart einander näher, als auf dieser Strecke der Donau, wo der Donau-Main-Kanal die Verbindung zwischen dem oberdeutschen Hauptstrom und dem mitteldeutschen Wassernetze des Rheingebietes vermittelt und wo die Donau auf der Länge von drei Meilen, von Kelheim bis Regensburg, drei linke Zuflüsse — Altmühl, Naab und Regen — aufnimmt, welche, von Nordwest und Norden kommend, zum Theil den Fränkischen Jura durchbrechen und ihre Thäler nach der Donau öffnen. Regensburg, wo der Strom am weitesten ins mitteldeutsche Land vorspringt, bildete deshalb schon in alter Zeit den Mittelpunkt für den ober- und mitteldeutschen Handel und Verkehr und wird von Schiller in Wallenstein's Lager mit Recht das „Bollwerk des Bayerlands“ genannt.

Unterhalb Regensburg tritt von Nordwesten her der Bayerische Wald an die Donau heran und nöthigt sie, in der Richtung nach Südosten auszuweichen, welche sie nun hundert Meilen weit, bis gegen Pesth, beibehält.

Vom thurmreichen Regensburg an durchzieht der nun schon mächtige Strom in weiten Krümmungen die Wiesen und Felder des durch seine Fruchtbarkeit berühmten „Dungabodens“ (Donaugaubodens), die Kornkammer Bayerns. Bei Donaustauf treten die Granitmassen des Bayerischen Waldes nahe heran; von einem Vorberge schaut der Prachtbau der Walhalla weit ins Land. Die Donau verläßt die Höhen zu ihrer Linken nur, um Straubings Mauern zu bespülen, kehrt aber schon bei Bogen wieder zur alten Richtung zurück. Mit ihrem Eintritt in Niederbayern hat die Donau ihren Charakter geändert. War der Strom bis dahin einerseits durch die flachen Ufer, andererseits durch das Schuttgerölle, das ihm Iller und Lech aus den Alpen zuführten, in viele Arme gespalten, wand er sich in mannichfachen Krümmungen, die Anwohner mit Gefahr von Ueberschwemmungen bedrohend, so gewinnt er nun Einheitlichkeit und Stetigkeit. Spiegelten sich bis dahin verhältnißmäßig nur wenig Ortschaften in seinen Wassern, so mehrt sich unterhalb Kelheim die Zahl derselben, und an die Stelle von Ufern, die an landschaftlicher Wildheit den Ufern nordamerikanischer Flüsse nur wenig nachgeben, treten nun bis Passau hinab wechselnde Bilder reichen Kulturlebens. Eine andere Eigenthümlichkeit dieses Theiles des Stromthales bringt die Nähe der bruchsteinreichen Berge und Hügel mit sich, welche zu den Schlössern und Städten, den

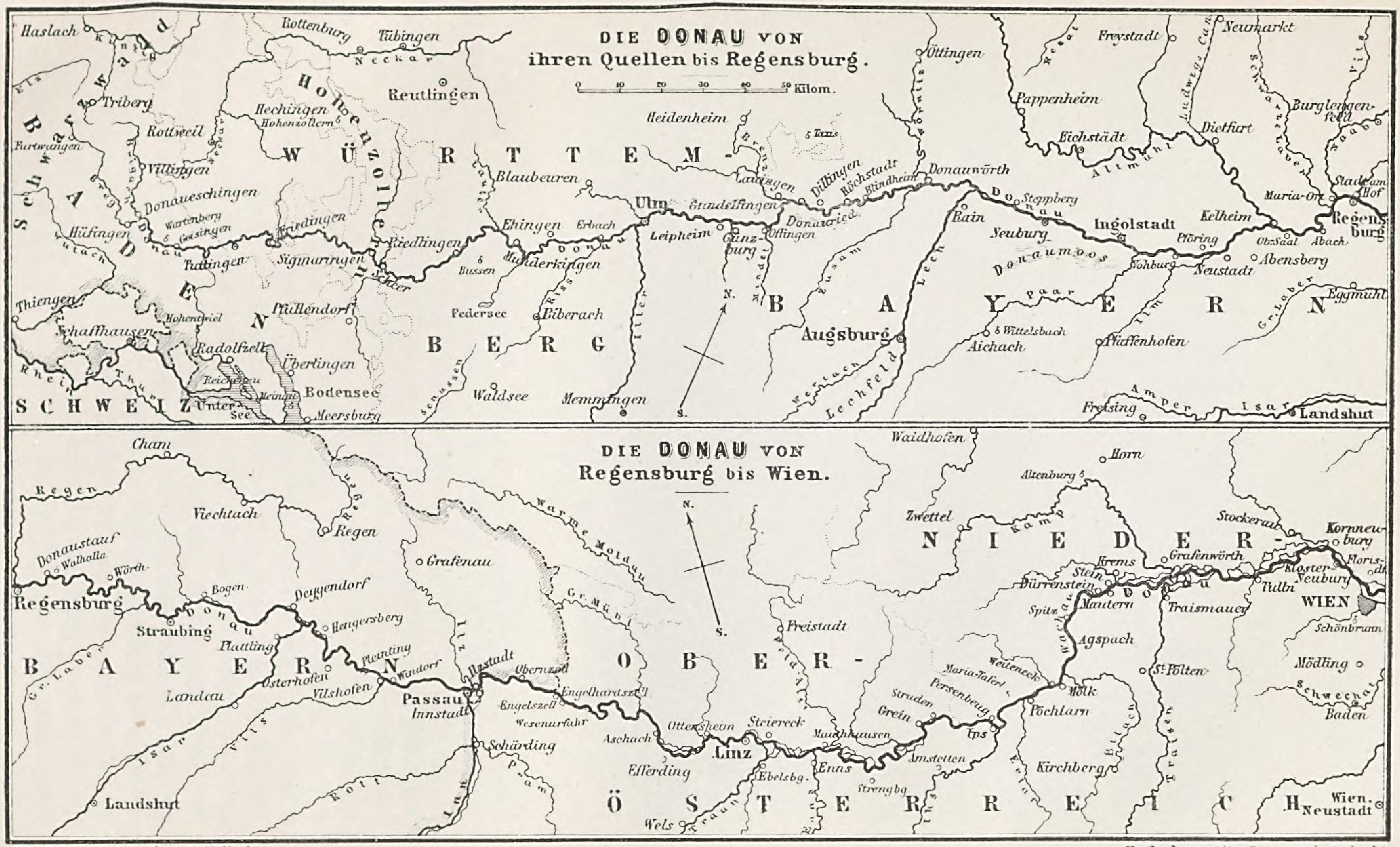
Kirchen und Klöstern treffliches Baumaterial lieferten und ihnen ein alterthümlich monumentales Gepräge gaben.

Nach vielfachen Krümmungen zwischen hohen Felsenmassen erreicht die Donau die Grenzstadt Passau, wo ihr Thal mit den Thälern des Inn von rechts und der Ilz von links im Kessel zusammenmündet und wo ihr Spiegel noch 237 m. über dem Meere liegt.

Die Zuflüsse der Donau innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches. Während die zahlreichen Zuflüsse, welche die Donau in ihrem oberen Laufe aufnimmt (links Schmiech, Lauchart, Lauter und die bei Ulm einmündende Blau, rechts Osterach und Kanzach), ohne Bedeutung sind, geben diejenigen, welche sie auf ihrem 90 Meilen langen Laufe von Ulm bis Passau von den Alpen erhält, ihr den eigentlichen Charakter. Ihre linksseitigen Zuflüsse sind dagegen auch auf dieser Strecke nur unbedeutend und können es nur sein, da von Norden her der Jura und später der Bayerische Wald nahe an den Strom herantreten.

Nachdem die Donau linkerseits bei Gundelfingen die Brenz und bei Donauwörth, wo sie Dampfschiffe tragen lernt, die Wörnitz aufgenommen, nachdem bei Ingolstadt auch die Schutter ihr zugeflossen, ist erst bei Kelheim wieder ein nennenswerther Zufluß zu verzeichnen, nämlich die Altmühl. An sie reihen sich bei Mariaort die Naab und bei Stadtamhof, Regensburg gegenüber, der Regen. Weiter abwärts bis Passau sind es nur Bergbäche aus dem Bayerischen Walde, welche der Donau ihre Wasser zuführen.

Die Reihe der Flüsse, welche der Donau rechterseits, d. h. von den Alpen zugehen, eröffnet die Iller. Drei Bergbäche sind es, Breitach, Stillach und Trettach, welche nach ihrer Vereinigung den Namen „Iller" annehmen, und wir haben die Quellen derselben, sowie ihre oberen Thäler, in den Algäuer Alpen bereits kennen gelernt. Alle drei vereinigen sich in dem Thalkessel von Oberstdorf, etwa eine halbe Stunde von diesem Marktflecken entfernt, zur eigentlichen Iller (755 m.). Bei Sonthofen (728 m.) empfängt die junge Iller rechts eine mächtige Wasserspende in der Ostrach, welche in dem östlichen Theile des Algäuer Gebirges ihr Quellgebiet besitzt und deren Ursprungsthal, das Thal von Berggündelen, bis in die Nachbarschaft des Hochvogel hinaufreicht. Alle diese Quellenthäler der Iller besitzen echten Hochgebirgscharakter; die mächtigsten Felsengipfel der Algäuer Alpen bilden ihren Abschluß, und der Schutt, der von ihren Dolomitmauern herabbröckelt, wird von dem Flusse bis weit in die Schwäbische Ebene hinabgeführt. Den Austritt aus ihren Thälern müssen diese Wasseradern größtentheils durch Felsenengen (Klammen) sich erzwingen, so die Eisenbreche, das Bacher Loch, der Zwingsteg u. a. Bei Immenstedt tritt die Iller aus dem Gebirge; unterhalb Kempten, wo sie schiffbar wird, verläßt sie die letzten Ausläufer der Alpen. Sie wird oberhalb Memmingen zur Grenzscheide zwischen Bayern und Württemberg und mündet nach einem Laufe von 22 Meilen oberhalb Ulm in die Donau, jetzt noch 465 m. über dem Meere. Da sie mit jähen Sprüngen von den Felsen herab in die Ebene stürzt, wird sie häufig den Anwohnern durch Ueberschwemmungen gefährlich.



Deutsches Land und Volk I.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Das Donaugebiet.

Der nächste rechtsseitige Zufluß der Donau, der Lech, die alte Grenzscheide zwischen den Wohnsitzen der Schwaben und der Bayern, ist ein echter Alpensohn. Seine Quellen kommen aus dem Formarinsee (1865 m.), dicht am Südfuße der Rothen Wand in Vorarlberg.



Lechfall bei Reutte.

Der kleine See liegt malerisch zwischen den Ausläufern der Pitschiköpfe, der Saladin- und der Pfaffenspitze, 7 bis 8 Stunden von Bludenz entfernt und nahe der Wasserscheide gegen das Rheingebiet. Der Lech hat schon manche Strecke zwischen den düstern Kammern der Kalkalpen zurückgelegt und nichts geschaut, als eine unbebaute Wildniß, wenn er bei dem in ernster Gebirgslandschaft liegenden Dörfchen Am Lech an die Wohnungen der Menschen herantritt. Erst nachdem er die Mittagsspitze umflossen, erweitert sich das nach ihm benannte, bis dahin schluchtartige Thal; freundliche Dörfer rücken in die Thalsohle herab und beleben die Ufer des Flusses. Aus den Algäuer Alpen empfängt er hier nur den Tribut kurzer, steilfallender Bergbäche; dagegen münden aus den Lechalpen lange Seitenthäler, welche zum Theil noch bewohnte Ortschaften bergen, auf ihn aus. Bei Ellmen (932 m.), um das Ende der Hornbacher Kette biegend, nimmt der Lech die Richtung nach Norden an und erfüllt sein ganzes Thal mit Schuttbänken und mit seinen zertheilten Wasseradern. Bei Reutte (835 m.) erweitert sich das Thal zu einem breiten Becken, ehedem wol ein Seebecken, und der Fluß windet sich, noch immer

zahlreiche Inseln bildend, entschieden nach Norden, sprengt im sogenannten Kniepasse fünf vorgeschobene Felsriegel, biegt scharf um die Ausläufer des Säuling und tritt nun in die Grenze des Deutschen Reiches ein. Kurz vor Füßen bildet er den berühmten Wasserfall, eine der prachtvollsten Stromschnellen im Reiche. Unterhalb Füßen (786 m.) tritt er in die Ebene und mündet nach 38 Meilen langem Laufe, der ihn an den Städten Schongau, Landsberg, Augsburg und Rain vorüberführte, zwischen Donauwörth und Neuburg in die Donau. — Von Hause aus ein wilder Geselle, verleugnet der Lech seine Natur bis zur Mündung nicht. Er sprengt die ihm im Wege stehenden Dämme, nagt an den Ufern und setzt im Flachlande draußen große Geröllbänke ab, um sie nach wenigen Wochen wieder an einen anderen Ort zu tragen. So erklärt es sich, daß die Breite seines Bettes zwischen 1000 und 65 Schritten wechselt. Je nach der Temperatur in den Hochalpen ändert sich sein Wasserstand, oft über Nacht. Heute nur ein großer Bach, dessen Bett zur Hälfte trocken liegt, wälzt er morgen als reißender Strom ungeheuere Wassermassen durch das Land. Seine unbändige Natur mag dazu beigetragen haben, ihn seit alter Zeit zur Grenzscheide zwischen zwei Stämmen zu machen, wie an seinen Ufern sich auch oft die Völker mit den Waffen begegneten.

Unter den aus den Alpen gebürtigen Zuflüssen des Lech ist zunächst linkerseits die Vils zu nennen, welche aus dem kleinen Haldensee im Thannheimer Thale abfließt, bis Schattwald gegen Westen läuft, in enger Thalschlucht die Ostalgäuer Berge durchbricht, über Pfrenten und Vils in südöstlicher Richtung, also dem Gebirge fast entgegen, fließt und oberhalb Füßen in den Lech mündet.

Der namhafteste Nebenfluß des Lech ist indessen links die Wertach. Dieselbe entspringt auf dem Vorderjoch bei Hindelang (1148 m.) am Nordabhange des Eiseler Berges, durchbricht die Algäuer Alpen, bei ihrem Austritt aus dem Gebirge nahe dem Markte Wertach, ebenso hoch über dem Meere, wie die Isar bei Mittenwald (910 m.), fließt in nördlicher Richtung bei Kaufbeuren vorüber und mündet nach 18 Meilen langem Laufe bei Lechhausen unterhalb Augsburg (471 m.). — Zwischen Wertach und Lech liegt das vielberühmte, oft mit Blut getränkte Lechfeld.

Für den unteren Lauf des Lech ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß demselben in geringer Entfernung mehrere kleine Flüsse fast zur Seite laufen, ihn aber wieder verlassen, um selbständig ihren Weg zur Donau zu nehmen und so ein Abbild des Parallelsystems der bayerischen Süddonaugewässer zu bieten. —

Indem wir der eingeschlagenen Ordnung von Westen nach Osten folgen, gelangen wir zu dem Wassergebiete des nächsten Alpenzuflusses der Donau, zu demjenigen der Isar, deren Zwillingsfluß, die Amper, sich zu dieser ähnlich verhält wie die Wertach zum Lech. Die Amper, bis zu ihrem Austritt aus dem Ammersee „Ammer" genannt, folgt in der ersten Hälfte ihres Laufes parallel demjenigen des Lech.

Sie entspringt zwischen der Hochplatte, der Klamm- und Kreuzspitze, den östlichen Nachbaren des Säuling, und wendet sich zuerst östlich, verschwindet in

ihrem oberen Laufe im Graswangthale mehrmals unter Gerölle, tritt beim Dorfe Graswang wieder zu Tage und erreicht bei Ettal und Ober-Ammergau das bewohnte Land. Nun fließt sie nach mancherlei Windungen am hohen Peißenberge und dem freundlichen Städtchen Weilheim vorüber, verstärkt die Wasser des einsamen Ammersees und wird schiffbar; sie nimmt unterhalb Dachau rechts die Würm, den Abfluß des Würm- oder Starnberger Sees, auf, vereinigt sich in der Nähe von Freising beim alten Schlosse Kranzberg mit der Glan und ergießt sich bald darauf bei Isareck unterhalb Moosburg in die Isar.



Blaue Gumpe.

Noch oberhalb der Ammer geht der Isar ein anderer linksseitiger Zufluß in der Loisach zu. Obgleich eine Alpentochter, hat sich die Loisach ihrer Abkunft nicht zu rühmen. Das öde, stundenweite Moor von Ehrwald, Lermos und Bieberwier (1004 m.), welches von den Felsenbauten der Wetterwand und des Sonnenspitzes überragt wird, läßt ihre Wasseradern zuerst sichtbar zu Tage treten; dennoch dürfen wir wol den Paß Fern mit seinen reizenden Seen als die wahre Geburtsstätte der Loisach betrachten. Durch den Paß Griesen (Ehrwalder Schanze 904 m.) tritt die Loisach ins Reich ein, erreicht die Thalebene von Garmisch-Partenkirchen (690 m.) und durchfließt die bayerischen Vorgebirge. Nach einem zweiten Sumpfbade im Murauer Moose wendet sie sich zum Kochelsee (596 m.), durchfließt dessen verschilfte Nordhälfte, den

Rohrsee, und, in mehrere Arme getheilt, das Haselmoos beim Kloster Benediktbeuren. Von diesem dritten Schlammbade erholt sie sich nicht wieder; sie vollendet den Rest ihres Laufes über Benediktbeuren durch das bayrische Oberland nach Wolfrathshausen, wo sie (in 567 m. Meereshöhe) als träges, trübe braunes Moorwasser in die Isar mündet.

Von den Nebenflüssen der Loisach ist ein einziger — namentlich in alpiner Beziehung — bemerkenswerth, nämlich die bei Garmisch einmündende Partenach, welche aus dem Innersten des Wettersteingebirges plötzlich hervorbricht. Sie bildet im hintersten Rainthale einen schönen Wasserfall, durchfließt zwei kleine Hochseen, die sogenannten Blauen Gumpen, und tritt hierauf nacheinander in drei Felsenengen — Klammen — ein, von welchen die äußerste, die häufig besuchte Grasecker Klamm, in einer Höhe von circa 100 m. über dem tosenden Bache überbrückt ist.

Auch das bereits genannte Höllenthal (vergl. S. 124) sendet seine Wasserspende, den Abfluß seines Gletschers, bei Hammersbach in die Loisach, und der im Westen der Zugspitz- und Waxensteinwände zwischen Waldbergen düster gelegene, inselreiche Eibsee scheint mit der Loisach in unterirdischem Zusammenhange zu stehen.

Gehen wir nunmehr zur Isar selbst über, deren Quellengebiet die Hauptmasse des bayerisch-tirolischen Central-Alpenstockes umfaßt, so haben wir, wie bereits erwähnt, im Joch des Haller Anger im Karwendelgebirge (1739 m.) ihren eigentlichen Ursprung zu suchen. Sie stürzt aus dem hochgelegenen Lafatsch- zum Hinterauthale hinab und verschwindet in trockener Jahreszeit zuweilen eine Strecke weit unter dessen Gerölle. Eine Stunde oberhalb Scharnitz nimmt sie den Gleirschbach auf, eine halbe Stunde später den Karwendelbach, sodaß die Wasserläufe der drei westlichen Parallelthäler des Karwendel bereits vereinigt das Querthal der Scharnitz erreichen. Wo die Isar und der Gleirschbach zusammentreffen, fließen sie beide in tiefen, eng ummauerten Felsenschluchten, und auch der Karwendelbach bricht aus dunklem Mauerthore nach dem Isarthale hervor. Bei Scharnitz (929 m.) wendet die Isar aus ihrem bisher rein westlichen Laufe sich scharf gegen Norden und bricht zwischen der Arnspitze und dem Westende der Karwendelkette nach dem Vorgebirge hinaus. Durch die alte Porta Claudia hält sie ihren Einzug in das Deutsche Reich. Die Gewässer, welche sie aus der orographisch am schärfsten ausgesprochenen, vom Paß Seefeld herabziehenden Thalung empfängt, sind nur höchst unbedeutend; dagegen trifft sie bei Mittenwald mit der Leutasch zusammen, welche aus düsterer Klamm herausgestürmt kommt und den Tribut der Ost- und Südflanken des Wettersteingebirges ihr entgegenbringt. Das Leutaschthal selbst verläuft südnördlich; sein oberer Theil aber, welcher den Namen Gaisthal führt, bildet wieder ein echtes ostwestliches Längenthal zwischen dem Wetterstein- und Mieminger Gebirge. Die Quelle der Leutasch liegt auf dem Joche der Pest-Kapelle unweit Ehrwald (1658 m.). — Von Mittenwald (910 m.) bis Krün und Wallgau hat die Isar nördlichen Lauf; ein ganz niedriger Bergriegel nur hindert sie, diesen nördlichen Lauf bis in den Walchensee fortzusetzen. Sie wendet sich, ehe sie denselben erreichen

konnte, wieder gegen Osten und empfängt bei Vorder-Riß (782 m.) ihren stärksten rechtsseitigen Zufluß in der Riß, deren Heimat wieder im Karwendelgebirge zu suchen ist. Von Krün über Vorder-Riß nach Fall ist das Isarthal eins der ödesten und wohnungsleersten, welches die nördlichen Kalkalpen aufzuweisen haben. Gegen Fall hin verengt sich das Thal fort und fort, bis am Fall (744 m.) nur noch eine Spalte von 20 Fuß offen bleibt, durch welche sich die Isar 15 Fuß weit mühsam über Fels und Klippen hinwälzt. Von da an treten die Höhen wieder zurück und weist die ganze Bodengestaltung auf einen früheren See hin. Bei Fall nimmt die Isar zwei nicht unwichtige Zuflüsse auf der rechten Seite auf: die Dürrach, welche in der Gruppe der Risser und Achensee-Berge (Scharfreuter, Pansjoch, Juifen u. s. w.) ihre vielverzweigten Quelladern sammelt, und die aus dem blauen Achensee kommende Walchen. Der Isarlauf ist nun wieder rein nördlich und behält diese Richtung über Tölz hinaus ins flache Land bei. Als linksseitiger Zufluß ist auf dieser letzten Strecke ihres Gebirgslaufes noch die eine Stunde oberhalb Länggries mündende Jachen, der Ausfluß des Walchensees, zu nennen.

Wie mehrere unserer Hochlandsflüsse (Lech, Partenach, Mangfall, Salzach) nimmt auch die Isar von den Bergen herab einen Anlauf, um rascher ins Land hinauszukommen. Bei Länggries (671 m.) oberhalb Tölz setzt sie in einer Stromschnelle 20 Fuß über den Felsendamm hinab, daß der Schaum weit umherfliegt und ihre Wasser sich in Tölz noch nicht beruhigt haben. Bei Tölz (640 m.) nähert sich das Stromgebiet der Isar bis auf zwei Stunden demjenigen des Inn oder seinem linken Nebenflusse, der Mangfall.

Unterhalb Wolfrathshausen verengt sich das Isarthal mehr und mehr und nimmt jenseit der reizenden Thalebene, in der das Kloster Schäftlarn einsiedlerisch liegt, einen schluchtartigen Charakter an. Bald darauf fließt sie an Grünwald, dem Jagdsitze der alten bayerischen Herzoge, und an Schwaneck, dem verkörperten Rittertraume des genialen Meisters Schwanthaler, vorüber, wälzt ihre grünen Wellen unter der prächtigen Eisenbahnbrücke Pauly's (31 m. über dem Flusse, 10 m. breit) fort und erreicht die bayerische Hauptstadt München.

Die endlose Geröllfläche, welche der letzteren zur Grundlage und zur Umgebung dient und in welche die Isar von Schäftlarn ab tief sich einschneidet, hat München das bekannte Witzwort Gustav Adolf's von dem „goldenen Sattel auf dürrer Mähre" zugezogen. Für uns bezeichnet diese Lage der bayerischen Hauptstadt einen interessanten ethnographischen Knotenpunkt. München bildet die Grenze zwischen dem Ober- und Unterlande. Bis München herab tragen alle Dörfer den unverkennbaren Charakter des Gebirgsstils; folgen wir aber der Isar nur noch eine Stunde abwärts, so stehen wir vor den hochgiebeligen, strohgedeckten Häusern der eigentlichen Hochfläche. Nicht minder deutlich tritt uns, nur durch die nächste Umgebung der Hauptstadt getrennt, die Verschiedenheit in der Volkstracht entgegen.

Kein anderer von den aus den Bergen kommenden oberbayerischen Flüssen führt die Wildniß des Hochgebirges so tief in die Ebene hinein, als die Isar bei München. Ihr Uferrand ist infolge des schroff abgerissenen oder auch von

Wasserarmen und halbversumpften Auen durchzogenen Bodens zum großen Theile unwegsam und drängte Straßen und Ansiedelungen weiter ins Land hinein, sodaß hier das in Mittel- und Norddeutschland oft bei unbedeutenderen Wasseradern erfreulich hervortretende Bild frischen Kulturlebens fehlt.

Unterhalb München werden beide Ufer der Isar von weitgedehnten Sumpf- und Torfmoorgründen begrenzt, hier „Moos" (in der Mehrheit „Möser") genannt, welche in der Bodenplastik der ganzen schwäbisch-bayerischen Hochebene vom Algäu bis zum Chiemsee eine hervorragende Rolle spielen. Auf die Berglandschaft folgt überall eine von Seen durchwobene Hügelzone; an diese reihen sich die Moosflächen an (Haspelmoos, Dachauer, Erdinger, Aiblinger und Rosenheimer Moos); den Schluß bildet gegen die Donau hin eine zweite Hügelreihe. In dieser regellosen Hügellandschaft, mit ihren zahlreichen Seen und Torfmooren, welche ein Zwischenglied zwischen dem Vorgebirge und der bayerischen Hochebene bildet, erkennt das Auge des Forschers die ehemaligen Seiten- und Stirnwälle von mächtigen Gletschermassen, welche in einer längstvergangenen Periode der Erdoberflächenbildung aus den Alpen ihre Zungen ins Flachland vorstreckten, — eine Moränenlandschaft, wie wir deren Abbild in bedeutend verkleinertem Maße auf breiten, hochgelegenen Alpenterrassen wiederfinden. Die Kiesgerölle, aus welchen diese Dämme aufgeführt sind, zeigen sich geschrammt und gekritzt; mächtige Irrblöcke lagern auf den Scheiteln der Höhen, wohin die jetzigen Wasserläufe, auch wenn man ihre Gewalt ins Fabelhafte gesteigert sich dächte, sie nicht mehr zu bringen vermöchten. Manches Bauernhaus, ja ganze Ortschaften des bayerischen Oberlandes stehen auf Grundmauern, deren Baumaterial den Zillerthaler oder Oetzthaler Alpen entstammt.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zur Isar zurück, die wir beim Erdinger Moose verlassen haben. Erst unterhalb Moosburg treten die Höhen des rechten Ufers wieder näher an den Fluß heran. Sie erreichen bei Landshut die höchste Erhebung und begleiten den Fluß über Dingelfing und Landau bis eine kurze Strecke unter Deggendorf, wo die Isar beim Dorfe Isargmünd in die Donau fällt.

Das Bett der schön grünen Isar wechselt zwischen 400 bis 1000 Fuß Breite, wodurch neben der reißenden Strömung und sehr ungleichen Wasserstärke die Schiffahrt unmöglich gemacht und selbst die Floßfahrt erschwert wird. Nicht der mit aller Bequemlichkeit ausgestattete Dampfer ist es, auf welchem wir die Isar hinabgleiten, sondern das allereinfachste und natürlichste Transportmittel. Das Floß hat für die Isar die gleiche Bedeutung wie das Bauerwägelchen für den Verkehrsweg zu Lande. Noch vor wenigen Jahren vereinigte das sogenannte Ordinari-Floß, das zur Reise von München nach Wien bestimmt war, stets eine bunte Reisegesellschaft. Eine Breterhütte auf seinem breiten Rücken schützte vor Regen und Sonnenhitze. In ihr, um sie und auf ihrem flachen Dache saßen und lagen die Reisenden. Gewöhnlich dauerte die Fahrt von München bis Wien vier bis fünf Tage und bot einen reichen Wechsel von Uferansichten. Fiel aber Nebel ein, so lag das Floß nicht selten drei bis vier Tage auf derselben Stelle. Daß die Fahrt auf dem nur „leicht

gestrickten" Fahrzeuge auch nicht ganz ungefährlich war, läßt sich denken, zudem es nur schwer dem Ruder folgte.



Die Rottachfälle bei Tegernsee.

Von dem Gebiete der Isar zu demjenigen des Inn übergehend, ist es zunächst sein linker Zufluß, die Mangfall, die wir auf unserer Wanderung gegen Osten zu überschreiten haben. Aus dem Tegernsee, welcher seine Hauptwasserspenden durch die Weißach und die Rottach erhält, — erstere von der sogenannten Kaiserwache, durch das Thal von Glashütten und Kreut, letztere von dem Passe der Fallep-Alp herabkommend, — tritt bei Gmund die Mangfall hervor, da, wo sie den See verläßt, noch 722 m. über dem Meere. Von hier geht sie zwischen engen Ufern gegen Hohendorf hin so entschieden nach Norden, als strebe sie die Isar zu erreichen; aber bei den letzten Ausläufern der Höhen von Miesbach angelangt, windet sie sich knapp um die Ecke und fließt nun an den Hügeln hin wieder den Bergen zu. Dort aber kommt der Inn aus ihnen hervorgebraust und nimmt ihre Wasser mit sich in die Ebene hinaus.

Da, wo die Mangfall die scharfe Biegung nach Osten macht, trifft sie mit dem „Teufelsgraben“ zusammen, welcher bei Abrain, nahe der Isar bei Tölz, beginnt, nördlich von diesem Markte vorüberzieht und sich über Holzkirchen zur Mangfall wendet, um derselben zum Thallaufe zu dienen. Die christliche Sage, in welcher der Teufel sich öfters der Herrschaft Gottes über die Natur und die Menschen widersetzt, hat sich auch des Teufelsgrabens bemächtigt. Sie erzählt, wie der Teufel einst schlimm auf die frommen Münchener zu sprechen gewesen und, um ihnen einen Schabernack zu spielen, den Einfall gehabt habe, ihnen das Wasser der Isar abzuleiten. In finsterer Nacht begann der Teufel zu graben; da traf ihn der Meßner eines nahen Dorfes, der schon um Mitternacht aufgestanden war, um das Morgenläuten nicht zu verschlafen. Mit dem frommen Manne, der seine Eile belächelte, wettete der Teufel — natürlich um die Seele des Meßners, — daß er den Graben noch fertig mache, ehe die Frühglocke läute. Der Meßner aber war pfiffiger als der Teufel, ging heim und läutete Ave Maria. Da erwachten alle Hähne ringsum und verkündeten den Morgen vor der Zeit. Und auch der Teufel glaubte, es sei Morgen; er warf den Spaten weg und gab sein Werk auf. So blieb der Teufelsgraben unvollendet bis auf den heutigen Tag. Hätte der Meßner ihn nicht überlistet, so läge München nicht mehr an der Isar, und diese flösse mit der Mangfall bei Rosenheim in den Inn....

So die Sage. Die Wissenschaft freilich giebt eine etwas andere Erklärung über die Entstehung dieses Thales. Nach ihr ist der Teufelsgraben nichts Anderes, als das trocken gelegte Bett eines alten Gletscherbaches. Wir wissen, daß die Thäler unserer Gebirgsflüsse erst in jüngster Zeit, wennschon in einer Periode, von welcher keine menschliche Geschichte noch erzählt, in die Hochebene am Fuße der Alpen sich einschnitten. Die Gletscher entsendeten ihre trüben, lehmführenden Wasserfluten auf eigenartigen, in der Folge vielfach wieder verlassenen Wegen in die Thäler hinab. Die wilden Gletscherwasser haben ihre Betten in die einförmigen Geröllschichten der Diluvialebene sich gerissen und später sie verlassen, — trockene Thäler, ein Räthsel für das Volk, welches in der Sage die Lösung sucht. —

Unweit des freundlichen Miesbach empfängt die Mangfall den Ausfluß des Schliersees, die Schlierach (770 m.); bei Westerham, bereits ziemlich weit im Alpenvorlande, die Leizach, welche südlich von Bayrisch-Zell, nahe der Reichsgrenze, ihren Ursprung nimmt. Von derselben Stelle nimmt das Landl- und Thierseethal seinen Lauf nach dem Inn, mit dem es sich bei Kufstein vereinigt.

In Rosenheim haben wir mit der Mündung der Mangfall den Inn selbst und mit ihm einen der bedeutendsten Alpenflüsse überhaupt erreicht. Aus zwei Quellbächen, die von einem begletscherten Stocke des Maloggiasattels — aus dem Longinsee (1819 m.) und aus dem Fentthal — herabkommen, entwickelt sich der Inn, von den Römern Oenus, im Volksmunde Sela geheißen, und durchfließt im oberen Engadin (en ca d'Oen) nach einander den Silsersee (1790 m.), den Silvaplana-, Campfeer- und St. Moritz-See. Erst nachdem er den letzteren verlassen, nimmt er den Namen

Inn an, unter dem er nun seinen Lauf fortsetzt als der einzige Fluß, der seine Wasser von den Schweizer Alpen zur Donau und mit dieser ins Schwarze Meer sendet. Mit Macht durchbricht er bei Casana einen ihm entgegenstehenden Quersattel des Gebirges und wälzt sich tosend und schäumend durch eine langhin gestreckte Felsenschlucht. Aber bald ändert sich der Charakter der Landschaft. An die Stelle waldumsäumter grüner Seen und weiter, lieblicher Thalgründe voll lachender Dörfer und Ansiedelungen treten im Unterengadin Thalengen, öde Tobel und dräuende, mit burgähnlichen Gehöften gekrönte Felszacken. Den Eintritt des Inn in Tirol vermittelt die wildromantische Schlucht von Finstermünz, von wo der Fluß in nördlicher Richtung, abermals eine Enge durchbrechend, sich nach Landeck wendet, um die vom Arlberg herabkommende Sana aufzunehmen. Wieder nach Osten strebend, erreicht er Innsbruck (575 m.), welches die Grenze zwischen dem Ober- und Unter-Innthal bildet. Der Charakter des ersteren mit seinen in mächtige Gletschergebiete einbrechenden, rauhen Seitenthälern erscheint als ein gewissermaßen nordischer. Die bedeutendsten dieser Nebenthäler sind das vom Arlberge herabkommende Stanzer Thal, das Pitz- und Oetzthal, endlich das Sillthal, welches die Straße und den Schienenweg nach dem Süden zum Brenner-Passe hinaufleitet (vergl. S. 108). Im Gegensatze zu dem oberen erschließt sich das untere Innthal als eine breite und fruchtbare Thalebene, mit welcher einige nicht minder breite und bevölkerte Zweigthäler, so namentlich das Zillerthal, sich vereinigen. Von Nord und West aber, aus dem Gebiete der nördlichen Kalkalpen, empfängt der Inn die Gewässer enger Schluchtenthäler: bei Hall, wo er schiffbar wird, das Hallthal, bei Schwaz das Vomperthal, bei Rattenberg das Brandenberger Thal. Letzteres ist eins der längsten, linksseitigen Seitenthäler des Inn; es hat seine Quellen noch innerhalb der Reichsgrenzen im Spitzingsee und auf der Höhe der Fallep-Alp (1079 m.), d. h. auf derselben Paßhöhe, welche auch dem Tegernsee und daher mittelbar der Mangfall ihre Wasserspenden zuschickt. Beide Quellbäche, die Weiße und Rothe Fallep, vereinigen sich nahe der Reichsgrenze bei der Kaiser-Klause und brechen in enger und vielgewundener, ungefähr 8 Stunden langer Thalschlucht südlich über Brandenberg nach dem Innthale hinaus. — Bei Wörgl empfängt der Inn von Osten her aus dem Thonschiefer-Gebirge, in welchem die Hohe Salve thront, das Brixener Thal bei Kufstein (973 m.). Bei Kiefersfelden unterhalb Kufstein, wo er die Grenze des Deutschen Reiches überschreitet und in Bayern eintritt, ist er bereits ein mächtiger Strom. Hier empfängt er aus dem Wildkaisergebirge das Kaiserthal. Ein breites, von formenreichen Bergen umsäumtes Thal leitet seine Wasser jetzt in entschieden nördlicher Richtung hinaus nach Rosenheim (731 m.) in die bayerische Ebene.

Unterhalb Rosenheim beschreibt der Inn einen weiten Bogen, um von Mühldorf an eine rein östliche Richtung zu nehmen, unterhalb Marktl (381 m.) die Salzach aufzunehmen und dann, in einer zweiten Kurve sich nach Passau hinabschwingend, die Reichsgrenze gegen Oesterreich zu bilden. Seine Mündung in die Donau liegt in einer Meereshöhe von 281 m.

Das Flußbett des Inn ist breit und umschließt zahlreiche Inseln und Sandbänke. Bis Kufstein hat er 36, bis Passau 62 Meilen zurückzulegen. Trotzdem bewahrt er bis zu seiner Einmündung in die Donau den Charakter eines Gebirgsstroms treu. Dabei ist seine Schiffbarkeit und die größere Wegsamkeit seiner Ufer dem Verkehre weit günstiger, als die Natur des Lechs und der Isar. Die Städte Rosenheim, Wasserburg, Mühldorf, Neuötting und der Markt Kraiburg auf der deutschen und die Städte Braunau und Schärding auf der österreichischen Seite, sowie zahlreiche Dörfer beleben seine Ufer, und die auffallende italienische Bauweise in den Städten am Inn und weiter hinein ins Land weist auf den an dieser Linie schon früh entwickelten Verkehr mit dem Süden jenseit der Alpen hin. Ueberdies senkt sich die Hochebene von Schongau bis Salzburg um ungefähr 800 Fuß, während die Donau zwischen Donauwörth und Passau nur um etwas mehr als 400 Fuß fällt. Die Folge davon ist, daß das bayrische Inngebiet sich eines milderen Klima's erfreuen darf, als das Isar- und Lechgebiet. Mit dieser Senkung der Hochebene gegen Osten hängt es auch zusammen, daß Lech und Isar ihre stärksten Zuflüsse vom linken Ufer haben, die Flußadern des Inn aber noch weiter gegen Osten hinausreichen als gegen Westen.

Der bedeutendste unter den rechtsseitigen oberen Zuflüssen des Inn ist die Alz, welche bei Marktl (350 m.) in den Inn sich ergießt. Die Alz als solche kommt aus dem bayerischen Meere, dem Chiemsee (827 m.); der wahre Taufschein dieses Gewässers aber führt uns abermals über den Rahmen der nördlichen Kalkalpen nach Süden hinaus. Der Chiemsee empfängt nämlich seinen Hauptzufluß in der seine südlichen Ufer versumpfenden und verwüstenden Großen Ache; diese entspringt tief in den Thonglimmerschiefergebirgen südlich des Kaisergebirges, nahe dem Passe Thurn auf der Grenze zwischen Tirol und Salzburg (Quellen am Jochberg 1271 m.) unter dem Namen Kitzbühler Ache, fließt bei Kitzbühl und St. Johann vorüber, überschreitet bei Kössen (579 m.) die Reichsgrenze, erhält von Westen Zufluß aus dem am Nordfuße des Kaisergebirges liegenden Kleinen Walchensee und tritt durch das Thal von Wössen nach dem Chiemsee aus. Außer der Großen Ache nimmt der Chiemsee in seiner westlichen Ausbuchtung noch die Prien auf, deren Thal in das Sacharanger Gebirge eingreift. Die Alz aber empfängt bei Altenmarkt rechterseits die Traun, deren Quellbäche, die Weiße und Rothe Traun, in den ostbayerischen Voralpen, in der Gruppe des Stauffen und des Sonntagshornes gelegen sind und welche an dem hübschen Städtchen Traunstein vorüberfließt.

Als letzten bedeutenden Alpenfluß, der zum Deutschen Reiche in Beziehung steht, und zugleich als letzten rechten Nebenfluß des Inn haben wir die Salzach zu nennen. Unsere Wanderung von West nach Ost führt uns jedoch vorher an ihren linken Zufluß, die Saalach. Dieselbe entquillt dem Thonschiefergebirge am Tristsattel (1940 m.), nicht weit von der Kitzbühler Ache, fließt erst in westlicher Richtung, wendet sich aber in der Thalebene des Mitterpinzgau, in welcher sie dem Zellersee, einem Angehörigen der Salzach, bis auf eine Stunde nahe kommt, scharf nach Norden. Bei Saalfelden (733 m.)

nimmt sie von Westen her das vom Paß Hochfilzen herabkommende Leogangthal, von Osten den Urschlauer Bach auf, welcher aus den Schluchten und Felsenkesseln der Südspalten des Steinernen Meeres und des ewigen Schneegebirges gespeist wird. In den „Hohlwegen" zwischen Saalfelden und Lofer wird ihr Thal von den Loferer Steinbergen und den Westausläufern des Steinernen Meeres stark eingeengt; senkrechte Wände von 300 bis 400 m. Höhe starren zur Seite der Straße empor und haushohe, allerwärts verstreute Felstrümmer sowie manches Unglückstäfelchen zeigen an, daß die Wanderung hier nicht gefahrlos ist. Von Lofer (613 m.) bis Reichenhall (481 m.), der wohlbekannten Salinen- und Badestadt, ist das Saalachthal fortwährend enge und empfängt nur kurze, steilfallende Seitenthäler aus den angrenzenden Gebirgen. Von Piding an der Reichenhaller Eisenbahn bis Salzburghofen, wo sie in die Salzach mündet (404 m.), ist die Saalach Reichsgrenze.

Die Salzach ist wieder ein echter Gletscherstrom; ihr Ursprung liegt tief in den Centralalpen, an der Verknüpfung der Zillerthaler Ferner mit der Tauernkette. Gewöhnlich wird der Salzachkopf (2463 m.) als ihre eigentliche Quelle angesehen, indessen auch die vom Passe der Gerlos östlich abfließenden Gewässer sind Salzachquellen. Ihre längste und stärkste Quellader ist die Krimler Ache, welche den Gletschern der Krimler Tauern und der Dreiherrnspitze entquillt und (in 902 m. Meereshöhe) mit dem Salzachbache sich vereinigt. Das obere Salzachthal, welches streng westöstlich verläuft, bietet ein trauriges Hochgebirgsbild; der von den Gletscherbächen herabgeschwemmte Schutt hat den natürlichen Wasserablauf überall gestört und gehemmt und dadurch fast den ganzen Ober-Pinzgau in eine große Sumpföde verwandelt. Von den zahlreichen parallelen Seitenthälern, welche aus der Tauernkette der Salzach auf diesem, ihrem oberen Laufe zukommen, sei hier nur das Gasteiner Thal mit seinen berühmten Heilquellen erwähnt. Bei St. Johann (571 m.) wendet sich die Salzach im rechten Winkel gegen Norden; ihr Lauf ist hier von dem Wassergebiete der Enns nur eine kurze Strecke weit entfernt. Sie beginnt nunmehr Zuflüsse aus den nördlichen Kalkalpen aufzunehmen und zwar bei Werfen (522 m.) das südlich des Tännengebirges hinziehende Ober-Filzthal und das von der Uebergossenen Alp und dem Haagenbirge eingeschlossene Blühnbachthal. Durch den Paß Lueg, welcher gegen Norden trichterförmig sich verengt und zuletzt nur die wilde Felsspalte der Salzachöfen offen läßt, stürmt die Salzach hinaus ins Freie. Sie nimmt bei Golling rechts die Lammer, unterhalb Hallein (449 m.) links die Berchtesgadener Ache auf, welche ihr den Tribut fast der gesammten Berchtesgadener Gebirgsgruppe zuführt und aus zwei bei dem Markte Berchtesgaden zusammenfließenden Armen, der Königsee'r und der Ramsauer Ache, entsteht. Die erstere entfließt, wie schon ihr Name besagt, dem Königsee (603 m.); die letztere kommt vom Passe Hirschbühl (1153 m.) herab, durchfließt den Hintersee und nimmt auch den aus der Wimbach-Klamm hervorbrechenden Ausfluß des Wimbachthales in sich auf. Bei Salzburg, der alten Festungsstadt, fließt die Salzach noch 423 m. über dem Meere. Von der Saalachmündung bei Salzburghofen an bildet sie die Reichsgrenze, fließt an den oberbayerischen

Städten Laufen, Tittmoning und Burghausen vorüber und mündet unterhalb der letzteren (350 m. über dem Meere) in den Inn.

Nachdem wir das Donaugebiet bis Passau durchwandert und mit dem Inn abermals die östliche Grenze des Reiches erreicht haben, bleibt uns noch übrig, im Herzen der Alpen die Geburtsstätte eines anderen deutschen Hauptstromes, des „Vater Rhein", aufzusuchen.

Der Rhein, ein Sohn der Alpen. Während die Donau zwar hauptsächlich durch Wasserspenden aus den Alpen genährt wird, ihre Quellbäche jedoch nicht in diesen, sondern im Schwarzwalde liegen hat, ist bei dem Rhein fast das Umgekehrte der Fall. Als ein echter Sohn der Alpen empfängt der Rhein seine Quelladern recht aus dem Herzen dieses Gebirges; nachdem er aber dieselben gesammelt und zum selbständigen Flusse geworden, erhält er aus den Alpen kaum noch einen nennenswerthen Zufluß. Wenn somit auch seine Quellen nicht innerhalb des Deutschen Reiches, sondern in der Schweiz zu suchen sind, so dürfen wir doch in einem Kapitel, welches den Alpengewässern gewidmet ist, ihn, den berühmtesten Sohn der Alpen, nicht übergehen.


Via Mala im Hinterrheinthal.

Im Herzen der Centralalpen, in der St. Gotthardsgruppe, d. h. der Gruppe des Gottesberges, in den Dörfern Suvers, Splügen, Medels, Hinterrhein u. s. w., treffen wir auf ein Ländchen, welches sich das Land der „Freyen am Rheyn" nennt und welches — ringsum von romantischen Thälern umgeben — ein besonderes Staatswesen für sich mit dem Vororte Splügen bildet. Der Ueberlieferung nach soll Kaiser Friedrich der Rothbart hier eine deutsche Kolonie zum Schutze und zur Bewachung des alten Splügenpasses gegründet haben, von welcher diese Deutschen des Rheinwaldes abstammen. In diesem Lande der „Freyen am Rheyn" liegt die Geburtsstätte des freien deutschen Rhein.

Die Anzahl der Gebirgsbäche aus den Gletschern der Graubündener Alpen, welche durch ihre Vereinigung den Rhein bilden, ist eine beträchtliche, doch pflegt man von ihnen drei als die Hauptquellbäche auszuscheiden und ihnen die Namen Vorder-, Mittel- und Hinterrhein beizulegen.

Der Vorderrhein oder Rhein von Toma entfließt dem klaren, dunkelgrünen Toma-See, der in dem südöstlichen Abhange der großen St. Gotthard-Gruppe zwischen steilen Felswänden eingebettet liegt und durch drei

Gletscherbäche gespeist wird. Seine Breite, die anfänglich nur drei Fuß beträgt, wird alsbald durch Zuflüsse von beiden Seiten vergrößert. Nachdem er noch mehrere ihm gleichbenannte Bäche aufgenommen und das Tavetscher Thal durchrauscht hat, gesellt sich ihm bei Disentis, von dem Nachbar des St. Gotthard, dem Lukmanier, in wilden Sprüngen herabeilend, der Mittelrhein, besser der Rhein von Medels genannt. Beide Brüder ziehen jetzt gemeinsam durch das wilde Gebirgsthal, bald an schroff sich aufthürmenden Felsen, bald an grünen Matten mit freundlichen Sennhütten, bald an belebten Dörfern mit herrlichen Obstpflanzungen vorüber. Ilanz ist das erste Städtchen am Rhein, von etwa 600 Menschen bewohnt; hier führt bereits eine neunzig Schritt lange Brücke von Ufer zu Ufer. Von allen Seiten senden ihm die Berge ihre Wasser zu, auf kurzer Strecke gegen sechzig, darunter der Lugnetzer Rhein oder Glenner und der Savier Rhein. Bei Reichenau kommt, als der kräftigste unter den Genossen und daher die Hauptquellader des Rhein, der Domletschger oder Hinterrhein dazu. Seine Wiege ist der am Moschelhorn gelegene, acht Stunden lange Rheinwaldgletscher (2534 m.). Nach drei Meilen Laufes durchfließt der Gletschersohn die wilde und waldige, eine Stunde lange Roflaschlucht. Er umrauscht einen mit Erde bedeckten Felsen, der im höchsten Sommer von Schnee und Eis entblößt und mit lieblichen Alpenblumen geschmückt ist, daher „das Paradies" genannt, um sich sogleich darauf in einen schauerlichen Abgrund zu stürzen, der den Namen „Hölle" führt. Nachdem er das weidenreiche Schamser und Domletschger Thal durchflossen, fällt er schäumend und tosend durch eine zweite Schlucht, die berühmte Via mala, herab, welche zu den bereits erwähnten Alpenübergängen des Splügen und Bernhardin führt (vgl. S. 110).



Rheinfall in der Roflaschlucht.

Nachdem der vereinigte Rhein sich bei Chur durch die Plessur und unterhalb Mayenfeld durch die Landquart verstärkt hat und stark genug geworden, um Kähne auf seiner Fläche zu tragen, tritt er in das Thal ein, das ihn in nördlicher Richtung dem Bodensee zuführt. Mit dem Thale wird

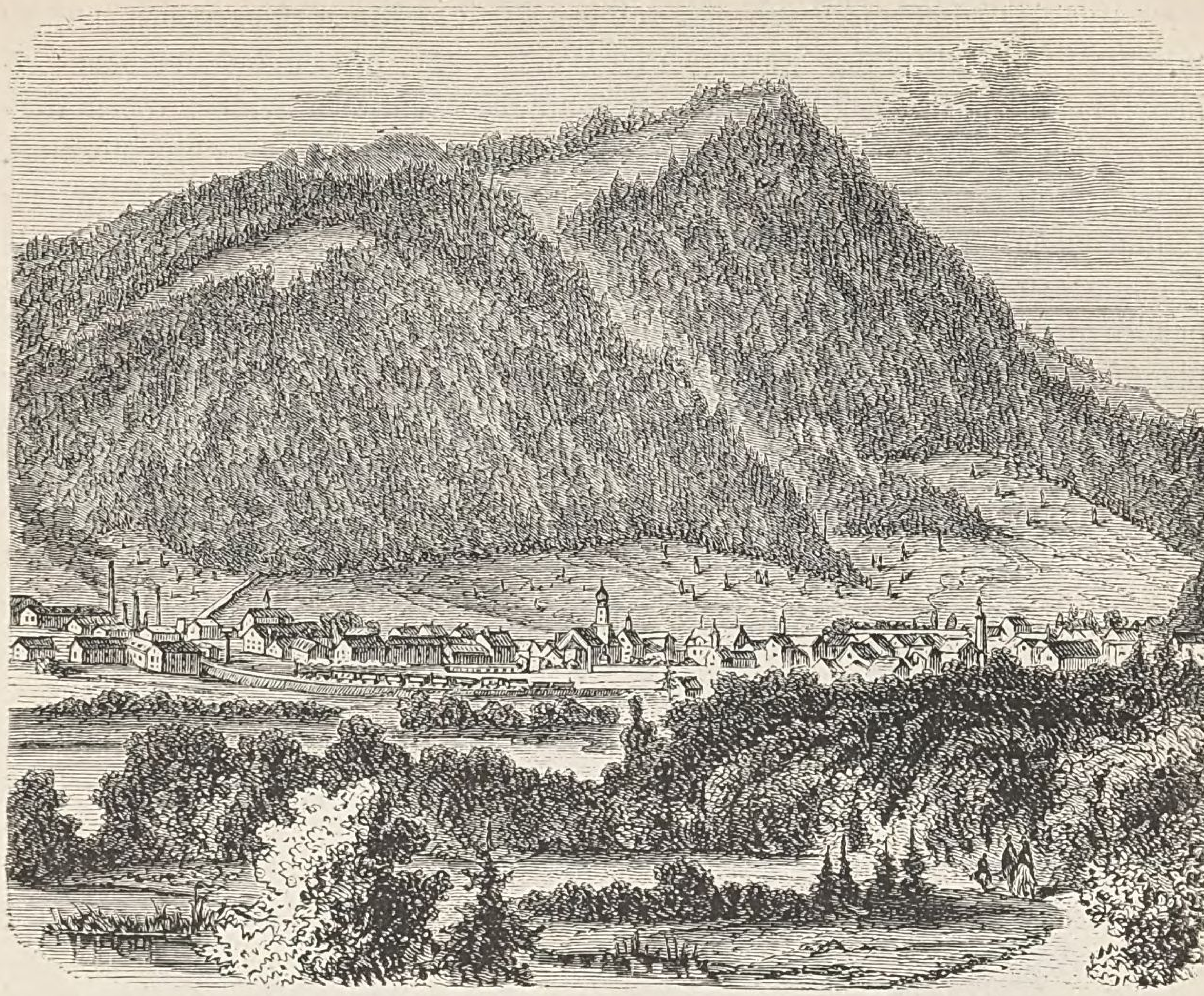
auch sein Flußbett breiter; er bildet lang hingestreckte Kiesflächen und tritt oft verheerend über seine Ufer. Dabei bildet er von Sargans bis Sennewald die Grenze zwischen der Schweiz und dem Fürstenthum Liechtenstein, jenem kleinsten der deutschen Kleinstaaten, über welchen selbst die Stürme der Jahre 1866, 70 und 71 hinweggegangen sind, ohne ihn zu berühren.

Bei Sennewald unterhalb Feldkirch nimmt der Rhein die Ill aus dem Montafuner Thale auf, welches letztere tief in die Gletschergebiete der Silvretta-Alpen einschneidet und einen rechtsseitigen Zweig, das Klosterthal, nach der wichtigen Arlbergstraße hinaufstreckt. Von Sennewald bis zum Bodensee bezeichnet der Rhein die Grenze zwischen der Schweiz und Vorarlberg und durchfließt das Ober-Rheingau. Unterhalb Rheineck erweitert sich dieses Thal zu drei Meilen Breite, und bei dem Dorfe Rhein ergießt der gleichnamige Strom, nun bereits eine Breite von 200 Fuß einnehmend und mit den ihm zufließenden Bächen ein großes Delta von Gräben und Wasserläufen bildend, seine Gewässer in den Bodensee.

Wir beschränken uns hier darauf, den Fluß auf dieser ersten Strecke seines Laufes, mit der er noch den Alpen angehört, begleitet zu haben, und werden seinen Lauf und seine Ufer innerhalb des Deutschen Reiches an anderer Stelle kennen lernen.



Auf dem Stuiben (Algäu) mit der Fernsicht auf den Bodensee 2c.



Immenstadt.

Das Algäu.

Das Bergland, seine Umgrenzung und seine Hochgipfel. — Die Bewohner. — Algäuer Alpenwirthschaft; Viehscheid und Viehmarkt; der Gaisbub. — Einiges über Immenstadt. — Hindelang und Hinterstein; Oberstdorf. — Das Algäuer Wohnhaus. — Volkstrachten. — Volksbräuche und Volkssagen.

Das Bergland, seine Umgrenzung und seine Hochgipfel. Es ist nicht allein die weite räumliche Ausdehnung der nördlichen Kalkalpen zwischen dem Bodensee und der Salzach, welche dazu führte, dieselben in einzelne, streng von einander unterschiedene Partien zu theilen, sondern auch die Verschiedenheit, welche in Natur und Bevölkerung mehr oder minder lebhaft ausgesprochen zu Tage tritt. Freilich haben diese Grenzen mit denen nichts gemein, welche die Politik gezogen, aber sie sind deshalb nicht weniger einschneidend. Während eine gerade Linie von Lindau im Bodensee nach Laufen an der Salzach den Nordfluß der Alpen, so weit sie ins Deutsche Reich sich hineinziehen, begrenzt, sind es die aus ihnen hinabstürzenden Gewässer des Lech und des Inn, welche sie in drei Hauptgruppen trennen, in die Algäuer Alpen westlich vom Lech bis zum Bodensee und ins Rheinthal hinaus, die Bayerischen Alpen zwischen Lech und Inn und die Salzburger Alpen östlich vom Inn.

Um die Gestaltung des Algäu und der Algäuer Alpen zu verstehen, müssen wir bis in die Mitte des Vorarlberger Landes, d. h. des Landes vor dem Arlberge, wandern, in das sich die südlichste Spitze des Deutschen Reichs mit dem lieblich gelegenen Oberstdorf und seiner Hochgebirgsumgebung weit hineindrängt. Dort, im Süden des Rappenalpenthales, jenseit des mächtigen Felsenkammes, welcher das Wassergebiet der Iller abgrenzt, liegt das breite Hochplateau des Thannenbergs, die Wasserscheide zwischen dem Lech und der Bregenzer Ache bildend. Von diesem ausgehend, verzweigen sich die Gebirgsketten nach allen Weltgegenden und fließen die Gewässer nach dem Lech, dem Inn und dem Bodensee ab. Im Nordwesten des Breitach- oder Walserthales findet das Algäu seinen Abschluß in einer Reihe langgestreckter, parallel hintereinander aufsteigender Bergketten, von denen der bis an den Bodensee vorgeschobene Pfänder den westlichsten Ausläufer bildet, während im Norden und Nordosten des Hauptzuges der Algäuer Alpen das Gebirgsland zwischen Iller und Lech durch die Berge der Grüntengruppe und jene Gebirge abgeschlossen wird, welche das Thannheimer- und Vilsthal umgeben.

Das von Süd nach Nord verlaufende Illerthal theilt das gesammte Algäu in nahezu zwei Hälften, deren landschaftlicher Charakter große Verschiedenheit zeigt. Während nämlich die westliche Hälfte sich in ihren Bergformen und Thalbildungen auffallend dem anmuthigen Charakter des Bregenzer Waldes nähert, tritt in der östlichen die großartige Wildheit und Romantik der Oberlechthaler Berge schroff und ernst hervor.

Obige geographische Begrenzung, wonach zum Algäu das gesammte Land zwischen Lech und Bodensee gerechnet wird, stimmt übrigens mit der im Volke gebräuchlichen Bezeichnung nicht überein. Die bayerischen Anwohner des Bodensees rechnen sich keineswegs zu den Algäuern, und wenn sie vom Algäu sprechen, so pflegen sie im Hinblick auf dessen höhere Lage zu sagen: „oben im Algäu“. Andererseits sprechen die Bewohner des Gebietes von Füßen und Nesselwang nur von „drüben im Algäu“. Danach bleibt als eigentliches Algäu nur das etwa 18 □M. umfassende Land, im Flußgebiete der Iller bis hinab nach Kempten, dem Vororte des Algäu, mit dem Grünten als Ostgrenze.

Man sollte glauben, bei der im Allgemeinen gleichen geognostischen Gestaltung des Algäu und der anstoßenden Gebirgsländer Tirol und Vorarlberg müßte auch der landschaftliche Charakter dieser Länder der gleiche sein. Dem ist aber nicht so. Es bedarf keines besonders geübten Auges, um die Eigenthümlichkeiten der Natur des Algäu herauszufinden. Weder Tirol noch Vorarlberg hat eine solche Anzahl grüner Alpenweiden aufzuweisen wie diejenigen, welche den weitaus größten Theil der Algäuer Alpen hoch hinauf bedecken und die wieder von zahlreichen Waldpartien, vorwiegend Nadelholz, unterbrochen werden. Kühne, oft bizarr geformte Dolomitzacken überragen die meistens sehr steil abfallenden, trotzdem aber bis an die höchsten Spitzen berasten Höhenzüge. Dagegen baut der Dolomit nicht solche massigen, oben plateauartige Flächen tragenden Berge, wie man sie in Vorarlberg und mehr noch in den Salzburger Alpen erblickt. Wo dieselben als einzige Ausnahme vorkommen, nämlich im Plateau der Gottesackerwände, mit dem stockartig darauf fußenden Hohen

Ifen, gehören dieselben geologisch einer weit jüngeren Periode (dem sogenannten Schrattenkalke, zur mittleren Kreideformation zählend) als der Hauptdolomit der Algäuer Hochgebirge an. Der genannte Gebirgsstock fällt gegen



Trettachspitze und Mädelegabel.

das Rohrmooser Thal und namentlich gegen das nach Westen sich öffnende Hirschgunder Thal in mehreren kolossalen Terrassen ab, die einer in senkrechten Mauern aufgeführten Riesentreppe gleichen. Zwischen den einzelnen Stufen aber dehnen sich umfangreiche fette Alpenweiden neben öden Geröllflächen, und die oberste Terrasse bildet ein weites, wild zerklüftetes Felsplateau, aus dem der Hohe Ifen als höchste Erhebung der ganzen Gruppe (2742 m.) mächtig aufsteigt. In einer mit dürftigem Grase bewachsenen Mulde des Karfeldes liegt die einsame Gottesackeralpe, an welche sich die in den Bergen oft wieder=

kehrende Sage von der verwunschenen Alm knüpft, die einst prächtiges Weideland gewesen, aber ob der Gottlosigkeit ihrer Besitzer in unfruchtbare Oede verwandelt ward.

Die höchsten Bergzüge bilden im Gegensatze zu den eben genannten Alpengebieten mannichfach ausgezahnte und wildzerrissene Felsgrate, welche häufig durch Rücken, die noch bis zur letzten Grathöhe hinan das liebliche Grün tragen, zu langgestreckten Zügen verbunden werden. Diese äußere Bildung der Algäuer Landschaften ist es auch, welche auf den Besucher einen so freundlichen, erquickenden Eindruck macht. Wer aber die ganze Großartigkeit einer wilden Hochgebirgsnatur schauen will, der braucht nur in eines der versteckt liegenden Seitenthäler der Iller einzutreten. Unendlich mannichfaltig ist die landschaftliche Scenerie des Algäu. Erhaben und großartig ist der Eindruck des Hochgebirges, auf dem Gemse und Adler hausen, mit seinen smaragdenen Seen; anmuthig und lieblich tauchen die mit üppigen Getreidefeldern bedeckten Thalflächen zwischen terrassenförmig ansteigenden Bergwänden auf, und die schön gezeichneten Vorberge laden zu entzückenden Fernsichten in die fruchtbare Hochebene ein. In den Schluchten rauschen Wasserfälle, und von dem Rücken grünender Hügel blicken malerische Burgtrümmer und Schlösser ins Land hinab, bald halbverborgen aus dem Waldesdunkel hervorlugend, bald an kahler Felsenstirne herabschauend. Nicht geringer ist das Maß von Reiz, das die Natur über die Vorlande ausgegossen, welche das Großartige des Gebirgslandes in verjüngtem Maßstabe und zugleich das Anmuthige der Hügellandschaft in möglichster Steigerung vereinigen und so den Uebergang vom Bergland zur Ebene bilden.

Von den zahlreichen Bergspitzen, welche das Algäu überragen, gewähren die des Großen Krottenkopfes (2079 m.), der Mädelegabel (2650 m.) und des Hochvogel (2593 m.) die weitesten Umsichten. Sie gewähren nicht blos den unbegrenzten Blick ins Flachland hinaus, sondern umfassen auch einen großen Theil der Schweizer Alpen bis an die lange, fast ununterbrochene Reihe eis- und schneebedeckter Gipfel in den Centralalpen (Rhätikon, Silvretta, Oertler, Oetzthaler, Stubaier und Zillerthaler Ferner). Aber Berge, wie die drei genannten, zu besteigen ist nicht Jedermanns Sache. Wer die Beschwerde des Bergsteigens scheut, zieht den Ausflug auf den Grünten (1741 m.) vor. Der Gipfel dieses vielbestiegenen Berges bietet zwei Hauptaussichtspunkte, die Hochwart und das Nebelhorn, bis zu denen hinauf der Wald wenigstens in einzelnen Baumgruppen emporsteigt. Die Aussicht ist lieblich und großartig zugleich; sie erstreckt sich einerseits über den Bodensee bis zum Finsteraarhorn im Berner Oberlande, andererseits über die mächtige Wettersteingruppe mit der Zugspitze, während das freundliche Illerthal den Mittelgrund bildet, hinter dem die dreizackig aufsteigende Mädelegabel das wilde Rappenalpenthal überragt.

Die Bewohner. Gleiche Bodenverhältnisse verleihen selbst den Genossen verschiedener Stämme bis zu einem gewissen Grade etwas Gleichartiges in Leben und Charakter, Sitten und Gebräuchen. Das zeigt sich auch bei den Bewohnern des Algäu, die — dem deutschen Volksstamme der Alemannen

angehörig — sich zwar durch manche Eigenthümlichkeiten von ihren Nachbarn, den Bayern und Tirolern, unterscheiden, in anderen Richtungen aber auch große Aehnlichkeit mit ihnen erkennen lassen. Ein mehr als tausendjähriges Nebeneinanderleben hat in vielen Beziehungen eine Ausgleichung der Stammesunterschiede zur Folge gehabt, und der Alemanne fühlt sich dem Bayern näher verwandt, als dem Franken oder Thüringer. Die alte Grenze zwischen dem Alemannen und Schwaben ist im Algäu immer noch da zu erkennen, wo das langgedehnte „ja“ in das kurze „jo“ und das „gwea“ (gewesen) in das „gsi“ übergeht. Die Bevölkerung von Sonthofen aufwärts zeigt den hohen Wuchs und starken Körperbau, die runden Knochen, breiten Schultern und die kräftig gewölbte Brust des alten alemannischen Stammes, sowie die meistens schwarzen Haare und die kleinen Augen desselben. Dagegen sind die Bewohner des unteren Algäu größtentheils kleiner und schwächer, und mit Ausnahme der Sprache ist dort kaum noch eine charakteristische Unterscheidung zwischen Schwaben und Alemannen zu erkennen.

Ist der Algäuer auch im Allgemeinen weniger beweglich, als sein Stammverwandter, der Oberschwabe vor den Bergen draußen, so steht er demselben doch in Bezug auf Intelligenz nicht nach. Im Gefühl seiner Unabhängigkeit zeigt sich der Algäuer im Umgang mit Fremden zuerst verschlossen, doch darf diese Verschlossenheit nicht als Ausdruck unfreundlicher Gesinnung aufgenommen werden. Ein gutes Theil natürlicher Schlauheit giebt ihm im geschäftlichen Verkehr mit Anderen eine Ueberlegenheit, von der er ausgiebigen Gebrauch zu machen versteht. Trotz der hohen Burgen, die von den Bergen ringsum auf das Algäu herabschauen, an Ritterzeit und Ritterwesen erinnernd, hat der Algäuer herzlich wenigen Sinn für Romantik; aber er ist klug, berechnend und durch und durch praktisch. Diese Eigenschaften schließen nicht aus, daß er auch über einen fast unerschöpflichen Schatz von Witz und Spott gebietet, den er mit Vorliebe über die Bewohner gewisser Thäler ausgießt, ohne zu grollen, wenn ihm Gleiches mit Gleichem vergolten wird.

So müssen sich die „Wälder“, d. h. die Bewohner des Bregenzer Waldes, von den Algäuern nachsagen lassen, sie seien so falsch und verschlagen, daß, wenn Judas ein richtiger Wälder gewesen wäre, der Heiland niemals erfahren haben würde, wer ihn verrathen habe. Das Thal der Balderschwanger wird im Algäu „Bayrisch-Sibirien“ genannt, weil dort — so sagt man — drei Viertel des Jahres Winter und die übrige Jahreszeit kalt sei. Wir wissen indessen aus dem Vorhergegangenen (vergl. die Naturbilder aus den Deutschen Alpen), daß dies doch etwas übertrieben ist. Der lange Winter hat einen raschen, energischen Frühling im Gefolge. Sobald der Schnee geschmolzen, stehen schon die Wiesen in schönster Flor, gleichsam als hätte das Gras schon unter dem Schnee zu sprießen begonnen. Die Alpenrose blüht am Kirchwege, und nebenan duftet die Bergprimel, die man sonst nur auf den höchsten Bergen findet, wo ein Bergquell die felsigen Ufer benetzt. Bei Balderschwang zeigt sie dieselbe Frische. Ein winterlicher Schneeschauer, über blühende Gefilde geschüttet, kommt allerdings hier auch im Junimonat nicht selten vor und zeigt uns die Sommer- und Winterlandschaft zugleich in komisch wirkungsvollem Gegensatze.

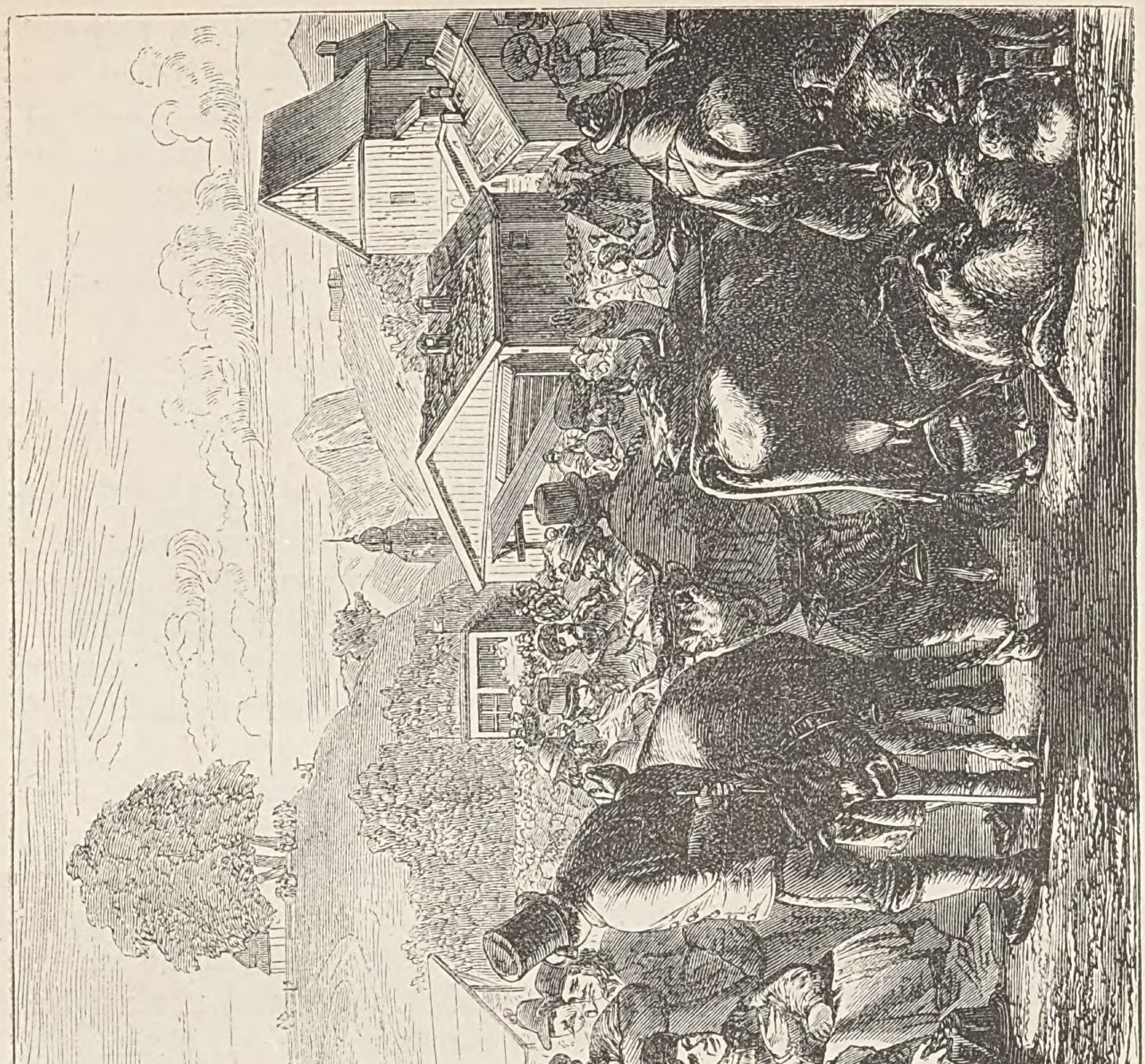
Der Algäuer lebt sehr mäßig. Ein Mann, der mehr als ein Liter Bier zu trinken pflegt, kommt bereits in den Ruf eines „Trinkers“. Das Hauptgetränk im Algäu ist — die Milch, welche gegessen und gekocht wird, so lange sie flüssig und süß ist, natürlich nachdem der Rahm zum Buttern abgeschöpft ist. Unabgerahmte Milch zu genießen ist ein Luxus, den sich der Algäuer nur erlaubt, wenn er recht schwere Arbeit hat, oder an Festtagen und bei der Kirchweih.

Algäuer Alpenwirthschaft; Viehscheid und Viehmarkt; der Gaisbub. Der Algäuer Landmann läßt sich die Arbeit nicht leid werden. In den tief eingeschnittenen Thälern sehen wir sorgfältig gepflegte und bewässerte Wiesen, und selbst auf Höhen und Bergen sind die tiefgründigen Lagen noch in solcher Weise gepflegt. Die hohe Lage des Landes macht den Ertrag des Wintergetreides unsicher und zwingt zu dem Sommerweizen, Sommerroggen und Hafer zu greifen, wenn nicht gar zu den Ackerbohnen. Dagegen ist alles Dichten und Trachten des Algäuers auf die Erzielung von Futter gerichtet, das in Folge der vielen feuchten Niederschläge trefflich gedeiht. So geben die Wiesen im Thale gewöhnlich drei Schnitte, nicht selten sogar vier. Kein Grashalm bleibt unbenutzt, spielte er auch sechstausend Fuß hoch oben im Winde. Der mit Steigeisen bewaffnete Bergheuer holt ihn herab und trägt das duftige Bergheu centnerweise auf dem Nacken zu Thale.

Die Stallarbeit sowie die Wiesenbewirthschaftung ist ausschließlich Sache der Männer; es giebt im Algäu — im Gegensatze zu der Alpenwirthschaft in Oberbayern — keine Sennerinnen, sondern nur Sennen. Den Frauen kommt es zu, das Flachs-, Bohnen- und Kartoffelfeld, den Kraut- und Wurzgarten zu bestellen, zum Laubstreifen zu gehen, den Haushalt zu besorgen, nebenbei wol auch allerlei Fabrikarbeiten auszuführen.

Große Dörfer sind im Algäu selten, weniger selten Weiler. Im Allgemeinen wohnt der Bauer inmitten seines Besitzthumes, das nicht, wie in Altbayern, ständige Hausnamen führt, sondern seinen Namen mit dem Besitzer wechselt. Um die Wohn- und Wirthschaftsgebäude weidet im Vor- und Nachsommer das kurzbeinige, breitstirnige, trefflich gepflegte Vieh. Gegen Ende des Mai werden die Alpen bezogen, auf denen das Vieh bis Ende September bleibt, um dann auf die Herbstweiden im Thale herabzuziehen.

Der Auszug auf die Sennalpe ist ein wichtiger Abschnitt im Leben des Algäuers. Naht die Zeit, so werden die Zugschellen und Zugglocken, d. h. Schellen und Glocken, die nur für den Alpenzug bestimmt sind und ein Gewicht von zehn bis zwölf Pfund haben, hervorgesucht. Die Riemen daran sind am Rande mit buntfarbigen Wollfransen besetzt, mit eingestickten Namen und Verzierungen versehen. Gleichzeitig wird der Berggrotten, ein zweirädriger Wagen, mit dem nöthigen Hausrath und der Hausapotheke beladen, mit den Ziegen und Schweinen vorausgeschickt. Ihm folgt der Alpenzug in strenger Ordnung: voraus der jüngste Untersenne, hinter ihm auf den Hohoruf die zehn bis zwanzig Kühe mit den wohlläutenden Zugschellen und Glocken. Zwischen ihnen und der übrigen Herde schreitet der zweite Untersenne. Der Obersenne schließt den Zug, welcher sich fröhlich, von allen Seiten beglückwünscht, durch die Dörfer bewegt.



Viehmarkt in Sonthofen.

Wenn aber der Herbst die Alpen röthet, so treten die Sennen und ihre Herden die Heimkehr von den Alpen an. Schon auf Matthäi oder Michaeli ist Alles dazu bereit und harrt nur noch des Berggrottens, der die Kränze und

Sträuße bringt, jene für die Kühe, diese für die Hüte der Sennen. Rosmarin und Nelken, Eibenbaum und Stechpalme werden zu solchem Schmucke geflochten. Im heimatlichen Dorfe angekommen, erhalten die Kühe noch einen „Schmaus“ auf der Weide nächst dem Hause und die Sennen im „Tischwinkel“. Senkt der Abend seine Schatten ins Thal, so versammelt sich das junge Volk der Nachbarschaft um die heimgekehrten Sennen, sie als gute Bekannte zu begrüßen und bei Aepfeln, Birnbrot und einem Gläschen Enzian-Branntwein bis zum Morgengrauen zu tanzen.

Im Zusammenhange mit dem außerordentlich entwickelten Stande der Viehzucht des Algäu stehen der Viehscheid und die Viehmärkte, welche beide gewissermaßen den Charakter von Volksfesten tragen.

Auf einen bestimmten Tag im Juni laden die Alpmeister öffentlich die Viehbesitzer ein, ihre Thiere, mit deutlichen Haarmalen versehen, in die Galt- (Jungvieh-) Alpe zu bringen, „einzuschlagen“. An diesem Tage hört man schon bald nach Mitternacht das Hohorufen und das Klingen der kleinen Schellen. In der Morgenfrühe geht es den Hochalpen zu, wo die Thiere vom Alpmeister besichtigt, in das Alpbuch eingetragen und versichert werden. Stallung giebt es auf der Galtalpe nur für das kranke Vieh; das gesunde bleibt den ganzen Sommer über Tag und Nacht unter freiem Himmel. Mitte September kommt das Vieh von der Galtalpe zurück und nun findet der Viehscheid statt. Neben einem zu diesem Zwecke eingezäunten Platze hat man ein paar Buden aufgeschlagen, in denen Käse, Brot, Bier und Branntwein feilgeboten wird. Schon vor Sonnenaufgang sind Tausende versammelt, theils um ihr Jungvieh zu holen, theils um Einkäufe zu machen, theils auch nur um das Volksfest mitzufeiern. Von den Bergen her vernimmt man das Geläute der Glocken und Schellen. Hat der Oberhirt den ganzen Sommer über kein Stück Vieh eingebüßt, so erscheinen er und seine Gehülfen, ebenso das schönste Rind der Herde mit Kränzen geschmückt. Die Anwesenden bilden Spalier bis zum Scheideraum, in den das Vieh getrieben wird, welches hier von den Eigenthümern auf den Namensaufruf liebkosend in Empfang genommen wird.

Der Viehscheid bildet das Vorspiel zu den großen Jahrmärkten des Algäu, von denen die in Sonthofen die berühmtesten sind. Die Marktfahrt zeigt ein gutes Stück Algäuer Volkslebens. Da kommen von den Quellen der Iller die Männer mit ihren „gut gemodelten“ Thieren: über den Schrofenpaß die Schrunser und Montafuner; vom Gunzenrieder Thale her und über Staufen nahen die Bregenzer Wälder und bringen kurzbeiniges Schweizervieh zu Markte. Auch die Männer aus den „Bergstädten“ fehlen nicht, ebensowenig die Tiroler. So rücken sie an in geordneten Zügen zu zehn bis hundert Stück; ein kräftiger Bube mit lautem „Hoho“ voran, je nach der Länge des Zuges ein zweiter und dritter in der Mitte, zuletzt der Eigenthümer, mit stolzem Selbstgefühle die breitwandelnde Herde überschauend. Die unzähligen Zugglocken tönen ringsum wie Festmusik. Im ganzen Algäu ist heute Feiertag, und wer abkommen kann, findet sich ein, sei's nicht um zu handeln, so doch um zu plaudern. Drei- bis fünftausend Stück Vieh stehen frei in Gruppen auf der Wiese. Gegen Mittag haben die Fremden aus Altbayern, Unterschwaben,

Württemberg, Elsaß und Lothringen, aus Preußen, Sachsen, Böhmen, Ungarn, Rußland und Schweden ihre Einkäufe vollendet. Aber Tausende von Marktbesuchern tummeln sich noch fröhlich in den Schenkbuden des Marktplatzes, in den Wirthschaften und auf dem Krämermarkte des Fleckens umher, bis die Sonne sich zum Untergange neigt.

Aus der fetten Milch der wohlgenährten Kühe werden die berühmten Algäuer Käse erzeugt, auf deren Bereitung besondere Sorgfalt verwendet wird. Was im Reiche als schmackhafter Emmenthaler bezahlt und gegessen wird, stammt zum größten Theile aus dem Algäu. Uebrigens bereitet jetzt nicht mehr der einzelne Landwirth Käse, sondern er überläßt die Milch täglich zu vertragsmäßig bestimmten Preisen an sogenannte „Schweizer", welche in ihren über drei- bis vierhundert Märkte und Dörfer verbreiteten Käsereien die Käsebereitung im Großen betreiben und damit jährlich einen Ertrag von vier bis fünf Millionen Gulden erzielen.

So viele Kühe Einer im Winter füttern kann, so viele darf er im Sommer auf die gemeinschaftliche Weide treiben, und so viele Kühe in einem Hause — mag es noch so eng und klein sein, — Winter und Sommer über gehalten werden, eben so viele Gulden sind Haus und Gut werth. Wer aber keine Kuh halten kann, der hält doch zum Wenigsten eine bis zwei Gaisen, „der armen Leute Kühe", und füttert sie den Winter über in einem Verschlage neben der Wohnstube mit Laub und Gras, das er während des Sommers auf den Bergen gesammelt. Weit hinauf an den Bergen reichen die lieblichen grünen Wiesen und über denselben sind die Weideplätze der Kühe und Kälber, deren Glocken und Schellen bis in die Thäler hinabklingen. Zuoberst aber, wo Kühe und Kälber nicht mehr sicher gehen, klettern die Gaisen, geführt von einem langbärtigen Bock und behütet von dem G a i s b u b e n. Letzterer gilt als der unabhängigste und als der am glücklichsten gepriesene Sterbliche des Algäu. Wenn der Algäuer mit seinem Schicksal unzufrieden ist, pflegt er zu sagen: „Wenn ich wieder auf die Welt komme, werd' ich Gaisbub!" Und es ist in der That ein idyllisches Leben, das er führt. Der Gaishirt bläst bei guter Jahreszeit des Morgens um ½5 Uhr in sein ungeheures Bockshorn, so stark er kann und solange sein Athem aushält. Nun öffnen sich alle Ställe, und nachdem er auch einige Male mit der selbstverfertigten, künstlich geflochtenen Geißel geknallt, setzt sich das leichtfüßige, weißgesprenkelte Volk der Gaisen nach den Bergen in Bewegung. Der Gaishirt hat ein tüchtiges Stück Schwarzbrot in der Tasche und einen Brocken Butter in seinem „Bluttnapf"; — das ist sein Essen für den ganzen Tag, den Trunk dazu bietet der klare Bergquell. Um die Gaisen braucht er sich wenig zu kümmern, denn sie kennen ihre Wege genau und steigen auf den Schrofen so sicher umher, wie auf einer Wiese. Und der Gaishirt weiß ganz wohl, wo er sie Abends zu suchen hat. Finden sie sich zur gewohnten Zeit nicht von selber ein, so stößt er ein paar Mal in sein Horn, knallt mit der Geißel und alsbald springen sie alle herbei, zur Heimkehr bereit.

Den ganzen Tag über arbeitet der Gaishirt für sich, d. h. er bindet aus abgestreiften Tannenzweigen kleine Besen zum Reinhalten von Schüsseln und Milchgefäßen, oder große aus Reisern zum Stubenkehren. Am Abend, wenn

die Gaisen von den Besitzern in Empfang genommen und in den Ställen sind, geht der Gaishirt in das Haus, das an der Reihe ist, und findet darin bereits seine Abendsuppe auf dem Tische; den Löffel hat er selber mitgebracht. Im nämlichen Hause ist auch das Nachtlager für ihn bereitet, das freilich wenig mehr ist, als ein Strohsack zum Liegen und ein Federsack zum Zudecken. Am nächsten Morgen erwarten ihn eine Morgensuppe und geröstete Kartoffeln oder eine „Bohnentotsche", in Butter gekocht, oder vielleicht ein „Sebrei" d. i. ein in Schmalz geröstetes Hafermus. (Mehlspeisen gelten im Algäu, wo man wenig Getreide baut, als Delikatessen, und man spart hier in vielen Häusern das Mehl fast wie anderwärts den Zucker.) Das ist freilich ein stilles, beschauliches Leben, und es gehört eine genügsame Natur dazu, um sich auf die Dauer dabei wohl fühlen zu können. Dennoch giebt es Manche, die es nie mit einem anderen vertauschen und ihr Lebelang Gaisbub bleiben möchten.

Einiges über Immenstadt. Das einzige Städtchen des Algäu ist Immenstadt mit etwa 2000 Einwohnern, in neuerer Zeit durch eine Eisenbahn mit dem durch seine Viehmärkte uns bereits bekannten Marktflecken Sonthofen an der Iller verbunden. Dem freundlich am Fuße der Algäuer Voralpen gelegenen Orte sieht man es heute nicht mehr an, daß er ehemals Hauptort der Grafschaft Königsegg-Rothenfels und Residenz der Reichsgrafen dieses Namens gewesen, die gerade so gut, wie der Kurfürst von Bayern und der von Brandenburg, nur Kaiser und Reich über sich anerkannten.

Die Chronik von Immenstadt bietet manches Merkwürdige und steigt hinauf bis in die Nebel der Mythenzeit. Es wird behauptet, die ersten Ansiedler seien zwei Bauern am „Hochried" gewesen, welche viele „Immen" besaßen und deren Nachkommen allmählich vom Berge ins Thal gezogen seien. Die Abkunft jener Immenzüchter aber wird von den grauen Bergmännlein hergeleitet, welche dort in den Wäldern ehemals ihr Wesen trieben. Noch heute sagt man, wenn nach langer Regenzeit die Dämpfe aus dem nassen Boden aufsteigen und als kleine Wölkchen an den bewaldeten Halden entlang ziehen, die Bergmännlein hätten sich dort ein Feuer angemacht und kochten ihre Mahlzeit. In solcher Gestalt klingt die Sage von versprengten Ureinwohnern, die der germanischen Einwanderung vorgingen, noch unter der heutigen Bevölkerung nach.

Auch anderes Gespensterhafte wird aus der Gegend von Immenstadt erzählt. Westlich von Immenstadt gegen den Alpsee hin liegt der sogenannte „kleine See", das Mündungsbecken des Achflüßchens, durch welches dieses mit dem Alpsee zusammenhängt. Der Volksmeinung nach ist es unergründlich; der Wassergeist ruft Jedem, der die Messung unternehmen will, warnend zu: „Ergründ'st Du mich, so ertränk' ich Dich!" — So blieb es ungemessen bis auf den heutigen Tag. Ja, es soll sogar mit dem entfernten Nieder-Sonthofener See unterirdisch zusammenhängen, und es wird gefabelt, daß Leichname von Schweden, die im Dreißigjährigen Kriege dort ertrunken waren, im Nieder-Sonthofener See wieder zum Vorschein gekommen seien.

Die Gegend um Immenstadt ist übrigens eine von den wenigen im Alpenlande, bis zu welchen der Dreißigjährige Krieg vorgedrungen. Damals flüch-

teten sämmtliche Einwohner des Ortes sich in eine enge Bergschlucht des Steigbachthals, wo sie sich verschanzt, eine Kapelle gebaut und Gottesdienst gehalten haben sollen. Unten in der Stadt aber hausten auf üble Weise die Schweden.

In neuerer Zeit wurde dieselbe Bergschlucht denkwürdig durch ein Naturereigniß, welches von der Gewalt der Elemente in diesen Gebirgsgegenden zeigt. Am Abend des 28. Juli 1873 zog ein heftiges Gewitter über das Thal.



Hafatsspitze bei Oberstdorf.

Es ward ganz dunkel und die Finsterniß nur augenblickslang durch das Flammen der Blitze unterbrochen. Es regnete nicht mehr; es war eine einzige Wassersäule, in welcher sich die Wolken zur Erde senkten. Da wälzten und stürzten sich die schäumenden Wassermassen des sonst so unscheinbaren Steigbachs, der vom Stuiben her zwischen dem Immenstadter Horn und der Mittagsspitze zu Thale fließt, aus engem Felsenbette auf das Städtchen herab, Alles niederreißend, was ihnen im Wege stand. Mächtige Baumstämme tanzten wie Federn auf den schäumenden Wellen und gewaltige Felsblöcke wurden vom Wasser fortgewälzt. An dem Eisenbahndamme stauten sich die von der Strömung fortgeführten Trümmer derart, daß eine Theilung des Wassers eintrat, und nur diesem Umstande ist es zu danken, daß der untere Theil der Stadt gerettet ward. Die Hauptwassermasse folgte dem Laufe des Steigbaches, der die Stadt ihrer ganzen Breite nach fast schnurgerade durchschneidet und dabei theilweise überwölbt ist, die Ufer in einer Höhe bis zu 15 Fuß übersteigend, mit so rasender Geschwindigkeit, daß Niemand Zeit fand, um Vorkehrungen

zur Sicherung von Leben und Eigenthum zu treffen. Leichte Stallungen wurden sammt dem darin befindlichen Vieh weggerissen und die losgebrochenen Balken hoch emporgeschleudert. In Minuten wuchs die Gewalt der Wogen zu solcher Heftigkeit an, daß auch die festen Wohnhäuser dem Elemente nicht mehr Widerstand zu leisten vermochten. Ganze Stockwerke mit ihren Bewohnern trieben dahin. Die steinerne Mariensäule vor dem Landgerichte wurde von den Wogen umgestürzt und ihre Trümmer weit von dem ursprünglichen Standorte niedergelegt. Erst in den folgenden Tagen verliefen die Gewässer, und die Bewohner des sonst so stillen Ortes hatten nun Zeit, die Größe des Unglücks zu übersehen, welches nicht allein in der Schädigung des Eigenthums, sondern auch in dem Verluste mehrerer Menschenleben bestand.

Hindelang und Hinterstein; Oberstdorf. Von Sonthofen ostwärts führt durch Hindelang über den Jochberg eine gut unterhaltene Straße einerseits nach Pfrondten und Füßen, andererseits durch das Thannheimer Thal und den Paß Gacht nach Weißenbach im Lechthale. Die erstere soll schon im zwölften Jahrhundert ein Saumweg gewesen sein, auf dem die Kreuzfahrer aus dem Algäu und den benachbarten Gebieten nach Tirol zogen, um von da weiter ihren Weg nach Italien und ins heilige Land zu nehmen. Aus dieser Zeit — so behaupten wenigstens die Hindelanger — stammt auch die alte Kirche dieses Ortes mit dem Bilde des heiligen Christof an der Außenwand, jenes Heiligen, dessen Bild an allen Kirchen zu erblicken ist, an denen die Kreuzfahrer vorüberzogen.

Der freundliche Marktflecken Hindelang mit etwa 2000 Einwohnern ist die Heimat zweier tüchtiger Bildhauer, der Brüder Konrad und Franz Eberhard. Der erstere (geb. 25. Nov. 1768, gest. 12. März 1859) war zugleich Maler. Seine Bedeutung beruht auf der Wiedererweckung einer christlichen Kunst, in welcher Richtung er als Vorgänger von Overbeck und Cornelius angesehen werden kann. Von seinem Meißel rühren die Bildwerke am Portale der Allerheiligen-Kirche, dem Isarthore zu München und dem Dome zu Regensburg. Die Heidelanger haben ihren beiden berühmten Landsmännern ein treues Gedächtniß bewahrt und sprechen namentlich gerne von dem „Bildhauer Konrad", auf den sie mit Recht stolz sind.

Von Hindelang östlich führt ein Sträßchen zwischen dem Hohen Iseler und dem Imberger Horn in das Hintersteiner Thal. Dort ragen auf allen Seiten Berge von 7000 und mehr Fuß Höhe empor und der Wanderer im Thale sieht nur einen schmalen Streifen Himmel über sich. Die armen Hintersteiner müssen sich deshalb von ihren Nachbaren draußen viele Neckereien gefallen lassen. Bei ihrer Kirche geht die Sonne selbst zu Johanni nie vor $^3/_4$8 Uhr auf und bringt im Thale kaum eine Aehre zur Reife. Einen Pflug giebt es daher im ganzen Thale nicht und Obstbäume kommen nicht fort. Selbst mit dem Grase ist es schlecht bestellt, weil die Ostrach fort und fort die Thalsohle überflutet und die Berge größere und kleinere Rollsteine auf die angrenzenden Thalhöhen herabsenden. Die größte Plage der Thalbewohner aber ist der Wirbelwind, der oft in einer einzigen Nacht die Hälfte der mit ungeheuerer Steinlast beschwerten Schindeldächer zu Füßen der Häuser hinlegt oder auch so gründlich durcheinander wirft, daß Mancher seine Dachschindel

und Balken erst beim Nachbar wiederfindet. Im Winter aber ist es doppelt still. Dann schweigen auch die wenigen Vögelein, die sich im Thal ihr Nest gebaut; die Quellen auf der Zipfelalpe werden ärmer, und ein gutes Theil ihrer Wässer, die den Sommer über zwischen der Kirche und dem Schulhause donnernd ins Thal stürzten, wird zu Eis, ehe sie zum Fall gelangen. Die Sonne scheint dann nur zwei bis drei Stunden um Mittag ins Thal hinein und schreitet so nahe an den Gipfeln der Berggrate hin, daß man schon bald nach dem Aufgange fürchten möchte, sie werde sich sogleich wieder hinter ihnen verstecken. —

Von Sonthofen im Thal der Iller aufwärts gelangt man in den schon oft genannten Thalkessel von Oberstdorf, wo die drei Quellbäche der Iller zusammenfließen. Die Lage dieses stattlichen Marktfleckens von etwa 2000 Einwohnern an der Ausmündung so vieler Thäler macht ihn zu einem Hauptziele der Algäu-Touristen, und wenn man jetzt in Oberstdorf im Sommer eben so viel Mainzisch als Schwäbisch reden hört, so hat dies seinen Grund darin, daß sich seit dem Jahre 1870 eine Zahl norddeutscher Bergfreunde hier niedergelassen und Landhäuser gebaut hat, um den Sommer, frei von der Städte beengendem Drucke, in lieblicher Berggegend zuzubringen.

Wie Hindelang sich rühmen darf, die Geburtsstätte zweier Bildhauer zu sein, so hat sich Oberstdorf eines gleichen Vorzuges in Bezug auf zwei Maler zu erfreuen, des trefflichen Johann Schraudolf (geb. 1808) und des hochbegabten Josef Anton Fischer (geb. 28. Febr. 1814, gest. 20. März 1859). Die Wiegen Beider standen in den Häusern einfacher Landleute; beide erhielten in München ihre künstlerische Ausbildung und schufen dort ihre bedeutendsten Werke. Und doch gingen ihre Lebenswege weit auseinander. Schraudolf erfreute sich der Gunst des Königs; er legte in den Fresken der Allerheiligen Hof-Kapelle und der Bonifaziuskirche zu München, hauptsächlich aber in denen des restaurirten Speyerer Domes, glänzende Zeugnisse seiner Kunst ab. Josef Anton Fischer übte sich aus eigenem Antriebe und auf eigene Hand in der Kunst und hatte im Leben mit vielen Entbehrungen zu kämpfen. Er entwarf die Kartons zu den berühmten Glasmalereien in der Au-Kirche zu München und im südlichen Seitenschiff des Kölner Doms. Später widmete sich Fischer ausschließlich der Oelmalerei. Zu seinen berühmtesten Oelgemälden gehört besonders die „Grablegung Christi“ in der neuen Pinakothek zu München. Fischer war vielleicht der größte kirchliche Historienmaler, den Süddeutschland hervorgebracht.

Das Algäuer Wohnhaus. Die Anlage des Algäuer Wohnhauses beruht auf den Verhältnissen, welche wir bereits oben (vergl. S. 84) als die maßgebenden für die schwäbisch-bayerische Bauart bezeichnet haben. Es überwiegt der Holzbau mit ausgehauenen, in einander gefügten Stämmen. Die Außenwände werden meistens mit Schindeln gepanzert, seltener mit Mörtel beworfen. Nirgends fehlen die zierlichen „Vorschüsse“, kleine Dächer über den Fenstern an der Schau- und der Wetterseite. Profile und Ornamente der Zimmermannsarbeit zeigen gefällige Formen; am Giebel der flachen Dächer sieht man oft ein Herz, aus dem ein roh in Holz geschnittenes Kreuz emporsteigt.

Die Algäuer lieben es, ihre Wohnhäuser bis ans Dach hinauf roth zu bemalen und mit weißem und grünem Zierrath zu versehen. Bleibt das Haus selber unbemalt, so prangen doch Fensterrahmen und Fensterläden, Thüren und Vordächer in kräftigem Roth. Seitwärts ans Haus angeflickt, reicht der „Schupf“ oder „Schopf“ bis zur Vorderseite, bleibt hier offen und bildet mit seinen Bänken und beweglichen Falltischen eine Art offener Wohnstube, in welcher Frauen arbeiten und Kinder spielen.

Die Wohnstube ist hell und geräumig, hat nie mehr und nie weniger als vier Fenster und ist meistens getäfelt. Zwischen der Stubenthür und dem mächtigen Ofen steht die „Gutsche“, ein dem Algäu eigenthümliches Möbel von der Form einer schmalen Bettlade, welche den mit Buchenlaub gefüllten Sack und ein einfaches Kopfkissen aufnimmt, eine Art Schlafsofa. In der gegenüberstehenden Gruppe ist der „Tischwinkel“ mit dem Hausaltärchen darüber. Die dritte Ecke nimmt der Kleiderschrank ein und die vierte der sogenannte Gläserkasten, eine Kommode mit Glasaufsatz, welche die Schätze der Hausfrau an Gläsern, Tellern, Tassen, Kannen, Ringen, Ketten, Rosenkränzen, Gebetbüchern u. s. w. birgt. Wie dem Hausvater die Gutsche, so ist der Hausfrau das „klei Stielle“, d. h. der Fußschemel, eigen, das immer neben ihrem Tischplatze unter der Bank steht und jedes Mal hervorgeholt wird, wenn sie ausruht, strickt, näht oder sich ihren Gästen als Hausherrin „verständieret“, d. h. sich ihnen zeigt.

In alten Häusern steht der Kochherd in der Stube und erfüllt seine Bestimmung zugleich als Kamin zu ihrer Erwärmung und als Feuerstätte zu ihrer Beleuchtung durch Kienspäne.

Ueberall herrscht die größte Reinlichkeit und giebt sich ein gewisses Schönheitsgefühl in angenehmer Weise zu erkennen, letzteres namentlich in der von den „Fehlen“ (jungen Mädchen) betriebenen Blumenzucht im kleinen Hausgarten oder am Fenster. Nelken, Rosmarin, brennende Liebe und Gelbveiglein sind besonders beliebt; sie schmücken auch beim sonntägigen Kirchgang die Brust der „Fehl“. Im Garten stehen auch Malven und Astern und die herbstliche Dahlie.

Am oberen Lech fehlen die Verschindelung und die Vordächer; dagegen tritt hier die „Laube“ am Oberstocke hervor und vermittelt den Uebergang zum Gebirgshaus der Tiroler und Bayerischen Alpen.

Volkstrachten. Mit der heiteren Lebensanschauung der Algäuer steht die vorwiegend schwarze oder doch dunkle Tracht der Frauen und Mädchen in eigenthümlichem Widerspruche; sie erklärt sich wol am natürlichsten durch das lange Trauergehen, das hier die Sitte verlangt, welche außer den Trauerkleidern auch noch „Stauchen und Gebände“, das alte nonnenhafte Schleiertuch, erfordert. An Stelle der früheren Radhauben (Drahtgestelle, mit schwarzem Flor umzogen) hat das jüngere Frauengeschlecht jetzt kleine schwarze Tüllhauben eingeführt, die nur den Hinterkopf bedecken und von denen lange schwarzseidene Bandschleifen den Rücken hinabflattern.

In der Tracht der Männer ist das altherkömmliche Kamisol mit kurzer Taille und langen Schößen von braunem oder olivengrünem Tuche eigen-

thümlich, doch wird dasselbe fast nur zum Kirchgange angezogen. Für gewöhnlich werden kurze Jacken und lange Hosen, moderne an die Stadt erinnernde Röcke und Mäntel allerorten getragen. Nur der niedere, cylinderförmige, in der Mitte durch ein Band zusammengeschnürte Filzhut mit handbreiter Krempe und darunter die schwarze Zipfelmütze haben sich von der Mode nicht verdrängen lassen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts ward der wachstuchene Regenschirm als Luxusgegenstand im Algäu eingeführt; jetzt ist der rothbaumwollene sehr verbreitet und zu einem Geräthe geworden, von dem sich der Algäuer beim hellsten Sonnenschein ebenso ungern trennt, als bei Sturm und Unwetter.



Vor einem Bauernhause im Algäu.

Je mehr die Mode die alten Eigenarten in der Volkstracht beseitigt hat, desto angenehmer fällt es auf, neben den modisch gekleideten Männern des abgelegenen Balderschwanger Thales die Frauen noch in ihrer alten, für Arm und Reich, für Frau und Magd gleichen Tracht zu sehen: in dem schwarzsammtnen Goller, der Joppe von schwarzem Glanzleinen, dem glänzend schwarzen Ledergürtel und dem grünen Ueberrock mit scharlachrothen Zacken. Zum Staate gehört noch ein kurzes Schnappmesser, der „Schnallen“ oder „Heckel“, der an einem Riemen vom Gürtel niederhängt.

Volksbräuche und Volkssagen. Von den alten Volksbräuchen haben sich im Algäu noch manche erhalten. Zu ihnen gehören die Gebräuche bei Brautwerbung und Hochzeit. Einige Tage vor der Hochzeit reiten die Brautleute auf einem Pferde zusammen bei den Verwandten und Freunden umher, laden

sie zu Gaste und bitten — die Braut mit dem geschmückten Spinnrocken in der Hand — um Hochzeitsgaben.

Bei dem Hochzeitsmahl ist das „Brutmus" unumgänglich, ein Brei aus Milch und geriebenem Weißbrot mit Rosinen, Zucker und Zimmt. Außerdem giebt es nur, „was Kuh und Kalb giebt". Dabei wird aber der gebratene Kalbsschlegel so hoch in Ehren gehalten, daß sein Erscheinen auf dem Tische von der Musik feierlich begrüßt wird, was man das „Bratesgiga" (Bratengeigen) nennt.

Vom Hochzeitsmahle weg ziehen, noch ehe der Braten angegeigt wird, alle Hochzeitsgäste unter Vortritt der Musikanten nach dem Hause des jungen Eheherrn. Auf der Tenne oder dem Vorplatze bringt nun die kräftigste unter den „Kränzljungfern" (d. h. Brautjungfern, auch „Bestjungfern" geheißen) die Kunkel mit dem Rocken herbei, der zierlich geflochten, mit zierlichen Bändern umwunden und mit einer Spindel besteckt ist. Andere Mädchen ergreifen die lang herabhängenden Bänder und halten sie über den Köpfen der Gesellschaft empor, welche paarweise darunter hindurch tanzt, worauf die Kunkel in festlichem Zuge ins Wirthshaus gebracht und an der Seite der jungen Frau als Attribut ihrer Würde aufgestellt wird. Der junge Ehemann behält den ganzen Tag über den Hut auf dem Kopfe, um seine neue Würde als Hausherr anzudeuten.

Bei solchen Gelegenheiten, wie Hochzeiten und Kirchweihen, werden hier und da noch die alten Tänze aufgeführt, deren es zweierlei giebt, — den „geraden", d. h. Ländler im Zweiviertel- und Dreivierteltakt, und den „offenen", d. h. den immer nur von einem Paare und von jedem Partner einzeln und frei getanzten altdeutschen Tanz mit kurzen Absätzen von zehn bis zwanzig Takten, der mit dem oberländischen „Schuhplattler" große Aehnlichkeit hat. Der Tänzer bewegt sich dabei in vielfachen Beugungen und wechselnden Figuren um die Tänzerin, die sich ihrerseits mit ganz kurzen Schritten und sittiger Haltung in engem Kreise um sich selber dreht. Sich beim Tanze an den Händen zu fassen, gehört zu den Ausnahmen und nur den Schluß bildet der wirbelnde Walzer. Im oberen Algäu ist außerdem der Fischingertanz oder „die drei ledernen Strümpfe" sehr beliebt, welcher seine Namen von dem Pfarrdorfe Fischen und von den Anfangsworten des Liedes hat, mit welchem die Tänzer ihn nach einer eigenthümlichen Melodie begleiten. Er wird ebenfalls nur von einem Paare getanzt und bringt eine mit schüchternem Gruße beginnende und durch Scherz und Zärtlichkeit, sowie durch Schmollen und Zwiespalt endlich zu glücklicher Vereinigung führende Liebesgeschichte pantomimisch zur Darstellung. Der Text des dazu gesungenen Tanzliedes erklärt in symbolischer Weise die verschiedenen Bewegungen und erzählt den Verlauf jener Geschichte.

Von Maskenspielen, wie sie ehedem im Algäu üblich waren, haben sich noch das „Egga" um Sonthofen und Burgberg und der „Wildmännlitanz" um Oberstdorf erhalten. Das „Egga" stellt alle Beschäftigungen des Ackerbaues vor, wobei eine Hexe die Hauptrolle spielt, welche die Arbeiten der Menschen stört und hindert, — vielleicht ein Nachbild der alten Göttin Roggentrude, der ehedem am

Schlusse des heidnischen Festes noch ein versöhnendes Opfer gebracht wurde. Auch der „Wildmännlitanz“ reicht ins heidnische Alterthum zurück: zwölf in grauem Tannengeflecht vermummte Männer führen nach einer eigenartigen Melodie seltsame pantomimische Tänze auf.



Volkstrachten im Algäu.

Der Tanz der Laubschnitterinnen und Sennen in manchen Gegenden dürfte dagegen auf die Neckereien zurückzuführen sein, welche die hübschen Algäuer Mädchen von den Sennen zu erdulden haben, wenn sie mit großen Säcken voll abgestreiften Laubes zur Winterfütterung der Gaisen an den Sennhütten vorüberkommen und von den dieselben bewohnenden Sennen unter Begleitung der Maultrommel, Schwegelpfeife oder Zither zum Tanze genöthigt werden, wobei es an Scenen nicht fehlt, die an den Raub der Sabinerinnen erinnern.

Zu den bereits oben geschilderten Volksfesten, dem Zuge auf die Alpen, der Heimkehr der Sennen, dem Viehscheid und dem Viehmarkt, führen wir hier noch eines an, welches unter dem Namen „Adlerfang“ im ganzen Algäu bekannt ist und fast alljährlich im Oythale — d. i. einem Seitenthale der

Trettach, dessen breite Thalebene einer großen Zuschauermenge Raum giebt, — viele Schaulustige von nah und fern herbeilockt. Ein kühner junger Bursche läßt sich von oben, am langen Seile über Abgründen schwebend, an der Adlerwand bis zum Horste des Adlers herab, um die junge Brut des Herdenwürgers noch vor dem Flüggewerden auszunehmen, während die seitwärts an den Thalrändern aufgestellten Schützen den alten Adler fern halten und die Angriffe desselben zurückweisen. Es läßt sich indessen nicht verheimlichen, daß die Gefahren des Adlerfanges in romantischen Schilderungen nur zu oft übertrieben werden. Gewöhnlich ist der alte Adler schon lange vorher in die Flucht getrieben und der Jäger hat die ihrem Schicksale überlassene Brut schon wochenlang vorher gefüttert. Der Algäuer aber, eifersüchtig auf die ihm nutzbringenden Eigenthümlichkeiten seines Landes, hütet sich wohl, den staunenden fremden Zuschauer hinter die Coulissen dieses immerhin fesselnden Schauspiels blicken zu lassen.

Es ist bereits gesagt worden, daß die alten Götter, nachdem sie aus dem Glauben des Volkes geschwunden sind, sich zum Theil in die Volkssage geflüchtet haben. Die Erinnerung an Wuotan, die Walküren und die geisterhafte Heldenschar hat sich auch im Algäu in der Sage von dem „Muotis-Heere" oder dem „wilden G'jäg" erhalten, welches noch heutzutage Manche, bald unter lustigen Klängen, bald unter entsetzlichem Geheule, durch die Lüfte dahinbrausen sehen.

In vielen Gegenden des Algäu, insbesondere bei Immenstadt, wo wir den Bergmännlein bereits begegnet sind, findet man Kobolde und Horngeister noch in ganz vertrautem Verkehre mit den Menschen. Auf einer Sennalpe bei Staufen kam Abends, wann die Sennen sich ihr Abendbrot kochten und aßen, so ein Geist an den Herd, ganz wie sie selber gekleidet. Er that Niemandem Etwas zu Leide und hatte sich mit den Sennen so befreundet, daß diese ihm allezeit seinen bestimmten Platz offen hielten. Als aber einstmals ein frecher Bursche diesen Platz einzunehmen wagte, ward er flugs von unsichtbarer, aber kräftiger Hand vom Stuhle herabgeschlagen. — Zwischen Immenstadt und Bühl ging oft ein Geist in Gestalt einer schwarzen Frau neben den Fuhrleuten her und leuchtete ihnen Nachts mit brennender Kerze, so daß diese ihrer ganz gewohnt wurden.

Solche und ähnliche Sagen gehen noch im Algäu; gewöhnlich sind es aber nur alte Frauen, welche daran glauben. Wir wenden uns von diesen Spukgeschichten wieder den wirklichen Dingen zu und betreten das dem Algäu nächstangrenzende Gebiet der Bayerischen Alpen.



Deutsches Land und Volk. I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der grosse Wasserfall bei Kochel.



Herzogstand.

Die Bayerischen Alpen.

Allgemeines. — Das Wettersteingebirge und der Eibsee. — Der Kochel- und der Walchensee mit dem Herzogstande. — Kloster Benediktbeuren, die erste Wirkensstätte Josef von Fraunhofer's. — Partenkirchen und Mittenwalde, die Geigenfabrikation. — Die Jachenau und das Isarthal bei Länggries. — Tegernsee und Schliersee; das Sankt-Leonhardsfest.

Allgemeines. Zwischen Lech und Inn liegt das Berggebiet, welches wir insbesondere mit dem Namen der Bayerischen Alpen bezeichnet haben. „Diese Gebirge sind es“, — so schildert J. F. Weiß in seinem Werke über die Gestaltung Südbayerns den allgemeinen Eindruck derselben — „die ohne Gefahr und abschreckende Ungemächlichkeit die schönsten Genüsse der Natur darbieten. Ueberall gangbare Steige und Almhütten und grasreiche Triften, von weidenden Herden durchzogen, deren harmonisches Geläute in diesen höheren Regionen eine fröhlichere Stimmung in unser Gemüth ruft, als im schweren Dunstkreis der Städte die künstlichste Opernmusik. Von da aus überschaut man eine Welt von Pyramiden, die sich die erhabene Natur als Hieroglyphen ihrer Urzeit gesetzt hat, um den winzigen Menschen zur Anschauung ihrer Schöpfungen zu erheben. Von da aus erscheinen die hohen, nackten Wände in ihrer schwindelnden Höhe, vom Fuße bis zu den höchsten Zinken ihrer Geschröffe, und nicht selten die himmelanstrebenden, majestätischen Firnen, vom ewigen Eise starrend. Ein süßes Erstaunen bewältigt selbst die kälteste

Brust und unsere Seele schmilzt in unaussprechlichen Gefühlen. Von da schweift der Blick hinaus über die weiten, unabsehbaren Ebenen Bayerns und verliert sich über die blauen Streifen der Hercynischen Gebirge oder ruht in der Tiefe auf den bunten, bewohnten Gefilden, auf Bächen und Seen, die ihm das Blau des Himmels zurückstrahlen. In dieser erhabenen Einsamkeit ruhet der Mensch, entrückt dem Getümmel der Welt, und unkennbar, wie die ferne Wohnstätte, liegt sein Kummer in den Tiefen verborgen. Reiner strahlt ihm die kommende Sonne, die sich schon lange vorher am schmelzenden Glanze der Firnen und an den höheren Geschröffen glühend verkündet hatte; und wenn sie schon lange gesunken, weidet sich das Auge noch gern am Nachglanze, bis er von Zinke zu Zinke allmählich erlischt. — Nichts gleicht solchen herrlichen Genüssen der Natur! Ja, in den engenden Kreis seiner Geschäfte zurückgekehrt, blickt man noch oft mit Sehnsucht nach jenen bezaubernden Höhen zurück." — Es sind wol mehr die Vorberge des Bayerischen Alpenlandes, welche Weiß bei dieser Schilderung im Sinne hat, als die eigentlichen Centralalpen, deren Hauptgruppen, Wetterstein und Karwendel, in ihren kühnen und wilden Formen wir schon im allgemeinen Ueberblick kennen gelernt haben.

Wie die Algäuer Alpen, westlich vom Lech, die Quellen der Iller umschließen, so umfängt der Hauptstock der centralen bayerisch-tirolischen Alpen in den beiden soeben genannten Gebirgszügen die Quellwasser der Isar, kleinere Gewässer west- und ostwärts zur Loisach und zum Inn entsendend. Oestlich des Achensee's aber theilen sich die Gewässer der Brandenberger, Falleper und Schliersee'r Gebirgsgruppe zwischen Inn und Mangfall, welcher letzteren auch die zwischen den bayerischen Vorbergen lieblich gelegenen Wasserbecken des Tegernsee's und Schliersee's tributpflichtig werden.

Neben den ihrer orographischen Stellung und Gestaltung nach bereits früher besprochenen beiden Massiven des Wetterstein und Karwendelgebirges gewinnen noch die Gebirge der Esternberge und des Isarwinkels in der Topographie der Bayerischen Alpen eine hervorragende Bedeutung. Esternberge nennen die Bewohner den ganzen Bergumkreis, der sich von der Einsenkung bei Partenkirchen und dem Loisachthale bis ins Flachland und ins Wallgau hinaus erstreckt und in dem Krottenkopfe (2097 m.) seine höchste Erhebung besitzt. Mit dem uralten, volksthümlichen Namen Isarwinkel wird der Gebirgsstock bezeichnet, der in den fast rechten Winkel eingreift, welchen das Isarlängenthal von Krün bis zur Riß mit dem Isarquerthal von Fall bis Tölz bildet. Dem Isarwinkel gehören das Thal der Jachenau und das von Länggries an, jenes die Jachen, dieses die Isar entlang ziehend.

Das Wettersteingebirge und der Eibsee. Unter den Hochgebirgsgruppen der nördlichen Kalkalpen, welche ganz oder theilweise dem Deutschen Reichsgebiete angehören, nimmt das Wettersteingebirge den Vorrang als die höchste und massigste derselben in Anspruch. Den höchsten Punkt des Reichsgrenzgebirges trägt es, wie bereits erwähnt, in der Zugspitze (2974 m.), und dort, wo diese stolze Zinne auf schmalem Grate zwischen zwei Gletscherfeldern sich emporbaut, verknüpft sich auch die ganze Gruppe durch die Vereinigung ihrer drei Hauptkämme zu einem breitscheiteligen Felsmassive, welches an



Zugspitze von Partenkirchen gesehen.

Ausdehnung, an Oede seiner Hochflächen und an Schroffheit seiner Abhänge den Kalkalpenstöcken des Berchtesgadener und Salzburger Landes gleichkommt. Dieser mächtige, urplötzliche Abbruch des ganzen Gipfelgebäudes gegen Westen ist es, welcher im Thalbecken von Lermos am Fuße des Fernpasses dem Alpenreisenden so überwältigend groß entgegentritt. Mehr als 1600 m. steigt die Steilwand über dem grünen Thale, über den waldigen Bergstufen auf, die es umkränzen. Als eine schöne breite Kuppe thront auf ihrem Gipfel der Schneefernerkopf, während die Zugspitze selbst, im ostwärts verlaufenden Grate stehend, nur wenig zur Geltung gelangt. Auch von Süden, vom Joche der Pestkapelle aus, blickt das Auge zu kahlen, durchschluchteten Wänden empor. Wetterwandeck, Wetterschrofen und Gatterlköpfe thürmen sich dort und geben erst weiterhin gegen Osten einer grünen Einsenkung Raum, durch welche der Bergpfad über das Gatterl nach der Hügelfläche des Platt hinüberführt. Und wieder folgen verwetterte zahnige Mauern, Hoch-Wanneck, Hinterrainthaler Schrofen und Teufelsgrat, Oberrainthaler Schrofen und Dreithorspitze, umlagert von öden Schuttkaren, an welche in raschem Wechsel üppig grünende Bergkuppen und ebenflächige, in weite Alpenmulden verlaufende Wiesengebirge sich anreihen; denn ein Streifen mergliger, der Jura- und unteren Kreideformation angehöriger Schichten zieht hier in der Höhe längs der Wettersteinkalkgipfel hin und verleiht dem wildschroffesten der bayerisch-tirolischen Gebirge einen, flüchtig hingeworfen, an das Algäu erinnernden Charakterzug. Eintöniger Wald, formlose Vorberge begleiten den Wanderer hinaus ins Leutaschthal. Die Wettersteinwand mit ihrem breiten Haupte und ihren flachen Schultern zeigt ihm das Ende des Felsengerüstes, das er nunmehr zur Hälfte umgangen hat. Von Mittenwald mag er dann auf der Landstraße hinausziehen, an den nordöstlich vom Wetterstein gelegenen Esternbergen vorüber, in das freundliche Thal von Partenkirchen-Garmisch und sich dort erfreuen an dem Anblicke des Wettersteingebirges von seiner Nordseite, — einem Bilde, welches die aus dem Flachlande, von einem Aussichtspunkte Münchens oder von der Dampfschiffahrt auf dem Starnberger See vielleicht mitgebrachte Erinnerung ihm Linie für Linie getreu, nur in zehnfach vergrößertem Maßstabe wiedergiebt. Wie eine riesige Blockstufe steht die Zugspitze gegen Westen hinaus; an ihre Seite drängen sich die kegelförmigen Zacken des Waxenstein, und zwischen beiden blinkt im Sonnenschein der Firn, ruht still und kalt der Gletscher des Höllenthals. Drei Spitzen reihen sich auf dem Grate aneinander, der von der Zugspitze gegen Osten absinkt, und einem Thurme gleich fußt die äußerste auf der scharfen Schneide. Dort oben auf den Höllenthalspitzen verweile und halte Umschau, wer die Fels- und Firnenwelt des Wetterstein in ihrer ergreifendsten Größe, in ihrer wildesten Pracht bewundern will: die meilenweite Schneedecke des Plattacher Ferners zur Linken, die blauen Eisschründe und Seracs des Höllenthalferners zur Rechten und zwischen beiden die Riesenpyramide der Königin Zugspitze mit dem Kreuze auf ihrem erhabenen Scheitel, getheilt in das grelle Licht der sonnenspiegelnden Kalkplatten und den tiefen Schatten senkrechter, schwarzer Wände. Wer aber in das Herz des Wetterstein eindringen will, der steige an den

Seen der Paßhöhe gegen den Ferchenbach, an den dröhnenden Thalklammen der Partenach vorüber ins Hintere Rainthal, wo der Wetterschrofen als stahlblanker Kegel, das Platt mit seinen Felsen und Krummholzgürteln, der Schneefernerkopf mit seinem Eistalare vor ihm auftauchen. Steile Bergpfade leiten ihn vom Abschlusse des Partenachthales hinauf zu den Steinhügeln des Platt und durch die Scharte „Am Gatterl“ nach dem Tiroler Dorf Ehrwald hinunter oder an den Fuß der Brunnthalköpfe zur Knorrhütte, welche ein Alpenfreund den Besteigern der Zugspitze zum Obdache hier erbaute und welche durch die Sektion München des Deutschen Alpenvereins kürzlich restaurirt und zu einem mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten Aufenthalt eingerichtet wurde. Durch die Schuttwüste des Weißthals, über den Gletscher mit seinen gedehnten Firnterrassen, über die Geröllhänge und durch die steile Rinne des „Kamin“ geht es empor zum Grat, der jäh abstürzend den Ausblick ins flache Land, über die Ammergauer und Plansееr Vorgebirge eröffnet und an dessen Fuße im duftigen Blau der Eibsee schillert.

Nirgends kommt die gewaltige Masse des Wetterstein vollständiger zur Geltung als an den Ufern dieses tiefen und klaren See's, wo die zerklüfteten Schrofen des Waxenstein, die Riffel- und Zugwände den Rahmen des Landschaftbildes abgeben, auf ihrem Scheitel Zinne an Zinne, Gipfel an Gipfel sich drängt, aus ihren Schluchten die Geröllströme sich hervorgießen und tiefe Buchten ins dunkle Grün der Wald- und Krummholzzone schneiden. Wer die ganze wundersame Schönheit des Anblicks genießen will, der lasse sich am Spätabende von den lustigen Fischermädchen auf eine der kleinen Inseln, die als abgerundete Kuppen aus dem Wasserspiegel emportauchen, etwa auf die Ludwigsinsel, hinüberrudern, wenn die riesigen Kalkwände von der Sonne purpurroth erleuchtet werden und ihre Gluttöne sammt dem Schwarz der Wälder sich im See wiederspiegeln. Eine arme Fischerfamilie hat ihre mehr malerische als reinliche Hütte am östlichen Ufer des See's, und ihre Mitglieder sind dessen einzige Anwohner. Der See ist ihr Eigenthum; sie brachten ihn im Jahre 1803 für einhundert Gulden vom Staate käuflich an sich. Zwischen den Steintrümmern am Ufer suchen magere Ziegen ihr karges Futter. Nahen Fremde, so kommen halbnackte Kinder aus der Hütte und bieten Alpenrosen zum Kauf an oder schießen ein Pistol ab, um durch dessen Krachen das siebenfache Echo an der nahen Wand der Thörlen zu wecken, das wie lange fortrollender Donner in den Schluchten des Zugspitz-Labyrinthes verhallt.

Der Kochel- und der Walchensee mit dem Herzogstande. Zwei Wege führen von Partenkirchen nach dem Flachlande; der eine durch das Loisachthal, welches bei Eschenlohe, vier Stunden thalabwärts, sich verengt und dann auf das öde Murnauer Moos und in die Hügelgegend des Alpenvorlandes sich öffnet, — der andere über das Hochplateau am Südostfuße der Esternberge in das Isarthal und weiterhin nach dem Kochel- und Walchensee.

Der Kochelsee, welcher in einer Höhe von 596 m. über dem Meere liegt, etwa eine halbe Stunde breit, in seiner größten Länge über eine Stunde lang ist und 80 m. in der Tiefe mißt, gewährt das Bild eines stillen, tiefen Bergsees. Ansehnliche Bergwände bauen sich an seinem Süduſer auf, während

an seinem versumpften Nordende sich das Dorf Kochel zeigt. Langsam und ruhig ziehen die Flöße über seine blaue Fläche dahin, um im Röhricht den Ausfluß der Loisach und mit dieser die Isar und München zu erreichen. Die umliegenden Berge, Heimgarten, Herzogstand und Kesselberg, spiegeln sich auf der weiten, wellenlosen Fläche. Zuweilen aber beginnt der See ohne sichtbaren Anlaß zu stürmen. Die Bewegung des Wassers nimmt ihren Anfang nicht auf der Oberfläche, sondern im Grunde, und dann erhebt sich ein heftiger Wind über dem See. Die Fischer schreiben derartige Stürme sogenannten „Grundwellen" zu und erzählen das Märchen vom Kochelnix, der sich danach sehnt, die schöne Nymphe vom Walchensee zu umarmen, und die Wellen des Sees mächtig aufwühlt, damit sie sich in der Paßschlucht des Kesselberges mit denen des Walchensees vereinigen, wo dann der Nix mit der Nymphe zusammentreffen will.

Als mächtiger Felsriegel trennt der Kesselberg, welcher den Kamm des Heimgarten und Herzogstandes mit dem Zuge der Benediktenwand verbindet, das Wasserbecken des Kochel- von dem viel höher gelegenen des Walchensees. Ueber den Berg zieht eine wohlunterhaltene Straße, welche Herzog Albrecht IV. (1492) an Stelle des bis dahin nur vorhandenen Saumpfades anlegen ließ. Ein mächtiger Wasserschwall, wahrscheinlich ein unterirdischer Ausfluß des Walchensee's, bricht seitwärts der Straße aus dem Gestein hervor und stürzt donnernd in die Tiefe hinab. Bald nachdem das Rauschen desselben verklungen, haben wir den Gipfel des Kesselberges erreicht. In der Umrahmung düsterer Waldberge liegt vor uns der einsame Walchensee, 796 m. über dem Meere, also beinahe 200 m. höher als der Kochelsee, wol zwei Stunden lang und anderthalb Stunden breit und 248 m. in der Tiefe messend. Wie hintereinander aufgestaffelte Coulissen erheben sich gegen Süden hin die noch im Frühsommer mit Schnee bedeckten Wände des Wetterstein, Karwendel, der Arnspitzen und anderer Gebirgsgruppen. Das ernste, schweigsame Gewässer fesselt den Blick mit magnetischer Kraft. Die Wellen, welche in gleichmäßigem Takte auf- und niedergehen und an das Kiesgerölle des schmalen Ufers schlagen, lassen kaum ahnen, wie erregt und stürmisch der See werden kann. Ziehen die Berge gegen den Krottenkopf zu ihre Sturmhauben auf, dann flüchtet jeder Einbaum ans Land, dann stöhnen und toben die entfesselten Wasser — „es rast der See und will sein Opfer haben."

Es liegt etwas Dunkeles, Unerklärliches in seiner prächtigen Schönheit, und manche Sage sucht den Schlüssel zu dem Räthsel des Walchensees. Eine derselben setzt ihn mit dem Ozean in unterirdische Verbindung und beruft sich zum Beweise dafür auf die Thatsache, daß am Tage des Erdbebens von Lissabon die Wellen des Sees wilder tobten als je zuvor. München soll von ihm mit dem Untergange bedroht sein; denn es wird ein Tag kommen, — so lautet eine Weissagung, — an dem die Wasser des Walchensees den Felsriegel des Kesselberges sprengen und vereint mit denen des Kochelsees und der Loisach das weite Isarthal bis über München hinaus überfluten werden. Darum ward auch in der alten Gruftkirche zu München noch zu Anfang unsers Jahrhunderts alle Tage eine Messe gelesen, den See zu versöhnen, und alle Jahre



Walchensee.

ein goldener Ring geweiht, den der Abt von Benediktbeuren, umgeben von seinem Konvent, unter allerlei christlichfrommen Beschwörungsformeln in den See schleudert.

Wo liegt der Grund dieser unheimlichen Sage? — Ist sie ein Vermächtniß jener Zeit, in der die zum Christenthum übergegangenen Deutschen noch die Rache der zu Dämonen herabgewürdigten alten Götter fürchteten und besorgten, daß aus ihren altheiligen Bergen verheerende Fluten sich über die von ihnen abgefallenen Menschen und ihre Thäler ergießen würden? — oder hat sich in der Ueberlieferung des Volkes dämmernd das Andenken der ungeheuren Flut erhalten, die in uralter Zeit den nahen Alpen entströmte, und ahnt es dunkel den Einbruch einer gleichen in künftigen Schöpfungsperioden? — —

Zauberhaft ist eine Mondnacht am Walchensee, wenn die Wellen leise plätschern und das bleiche Licht des Mondes auf ihnen zittert, wenn dunkle Tannenzweige regungslos in die Flut herabhängen und die morschen Stämme unten auf dem Grunde gleich den Riesensauriern der Vorzeit anzuschauen sind. Furchtbar aber ist die Nacht, wenn die Gewitterwolken sich dicht auf dem See lagern, wie ein schwarzes Tuch, und die Aeste unter dem Drucke des Windes zu ächzen beginnen, der in wenigen Minuten zum Sturm anwächst. Dann wirft sich die Flut mit zornigem Aufschrei aus ihrem Bett empor, bäumt sich an den Felsen des Ufers hoch auf und droht, die hundertjährigen Tannen mit sich zu reißen. Wehe dann dem Unvorsichtigen, der noch in leichtem Kahn auf den wild empörten Wellen dahintreibt! — —

König Max II. hat auf den nahen Herzogstand einen Reitweg anlegen lassen. Fast unmerklich steigen wir vom Ufer des Walchensees allmählich empor. Erst wo der Wald sich lichtet und uns ein freies Hochthal aufnimmt, sehen wir, wie hoch wir bereits gestiegen. Und wieder geht's in vielen Windungen weiter hinauf. Vorher stiegen wir im Schatten der Tannen und Fichten, jetzt umsäumen Legföhren den einsamen Pfad. Weiße Kalktrümmer liegen zwischen ihren krummen Wurzeln, hier und dort sickert ein murmelnder Quell. Wo eine Thalöffnung dem Blicke hinabzuschweifen gestattet in die Tiefe, stehen wir unwillkürlich still, und immer neue Aussichtsbilder enthüllen sich dem Auge. Man vergleicht den Herzogstand dem Rigi. Wie diesem liegen ihm blaue Bergseen zu Füßen, wie dieser bietet er wunderbare Blicke in die Ebene hinaus und erschließt zugleich die ganze Schönheit der Alpenwelt. Berg reiht sich an Berg, Zinne an Zinne; über alle strahlt das firnblitzende Haupt des nahen Ortler, um ihn flutet das Oetzthaler Eismeer. Weithin dehnt sich die flache Landschaft des gesegneten Bayerlandes. Wir sehen die Straßen, die wir gewandert, die Flüsse, über die wir gesetzt, die schimmernden Seen, welche den klaren Himmel spiegeln. Als weites Lasurbecken glänzt der Starnberger See in der schillernden Ebene; dort blitzt die Sonne auf dem Rieg- und Staffelsee, und zu unsern Füßen liegen der lichtblaue Kochel- und der tiefgrüne Walchensee. Wunderbar schön ist die Aussicht, wenn am duftigen Morgen die Sonne die bleichen Schneehäupter mit rosigem Schimmer anhaucht, wenn sie höher und höher steigt, die Nebel zu Thale sinken und aus ihnen ein Ort nach dem andern, Landschaft um Landschaft, in lieblichen Bildern inselgleich emportauchen; —

oder wenn am stillen Abend die Schatten sich über das Thal breiten, wenn in wechselnder Beleuchtung die Landschaft erglüht, zurücksinkt und allmählich sich verhüllt, bis zuletzt nur noch die höchsten Bergspitzen in Purpur glühen.

Kloster Benediktbeuren, die erste Wirkensstätte J. von Fraunhofer's. Von den Seen aus dürfen wir nicht unterlassen, auch dem altberühmten Kloster Benediktbeuren einen Besuch abzustatten, dessen graue Gemäuer nahe dem sumpfigen Nordufer des Kochelsees an den nördlichen Ausläufern der Benediktenwand sich erheben, — ist es doch eine der ältesten Stätten, von denen aus christliche Bildung sich über die Wüstenei der bayerischen Hochebene verbreitete, und hat doch auch in späterer Zeit öfters das Licht der Wissenschaft von hier der Welt geleuchtet. Es waren drei Brüder, die Grafen Landfried, Waltram und Eliland von Antorf, Söhne des bajuvarischen Herzogs Theodobert, welche im Jahre 740 dem Orden des heiligen Benedikt hier eine Anzahl von Zellen bauten, als die ersten Aebte den Krummstab führten und weitumher ihren christlichen Eifer walten ließen. Trotz vieler Unglücksfälle, Kriegsverheerungen und Feuersbrünste blieb das Kloster, welches der heilige Bonifazius selbst eingeweiht, bestehen, und nirgends fand die Wissenschaft eine bereitwilliger geöffnete Freistatt. Die weiten Räume umschlossen eine reichhaltige Bibliothek und ein wohlausgestattetes physikalisches Kabinet. Als das Kloster 1803 säkularisirt wurde, erwarb Josef von Utzschneider aus München die weitläufigen Baulichkeiten; sie sollten auch fortan eine Heimstätte der Wissenschaft bleiben. Ueber einer der inneren Klosterthüren erinnert uns eine von König Ludwig I. herrührende Inschrift an das Wirken eines der berühmtesten Naturforscher und Optiker.

Josef Fraunhofer ward am 6. März 1787 als elftes und letztes Kind armer Eltern in Straubing geboren, wo sein Vater als Glaser lebte. Beide Eltern starben, als er noch Knabe war, und auch seine Geschwister erreichten kein hohes Alter. Aber das letzte Reis der armen Glaserfamilie sollte den Namen derselben noch zu hoher Berühmtheit bringen. Von seinem Vormunde zum Gewerbe seines Vaters bestimmt, kam Fraunhofer, elf Jahre alt, als Lehrling des Hofspiegelmachers und Glasschleifers Weichselberger nach München. Da er ein Lehrgeld nicht zu zahlen vermochte, so sollte er sechs Jahre umsonst arbeiten und nebenbei als Laufbursche für Werkstatt und Küche dienen. Der Besuch der Feiertagsschule war ihm, obgleich er kaum des Lesens und Schreibens kundig war, ausdrücklich verboten. Da geschah es, daß ein Unglücksfall ihm den Weg zu neuer Thätigkeit und zu seinem wahren Lebensberufe öffnete.

Am 21. Juli 1801 — Fraunhofer stand in seinem zweiten Lehrjahre — stürzten im Thiereckgäßchen nächst der Frauenkirche zu München zwei Häuser ein. Das eine derselben war dasjenige, welches Weichselberger mit seiner Familie und seinem Lehrling bewohnte. Aus dem Schutte des eingestürzten Hauses ließ sich eine klagende Stimme vernehmen. Es war diejenige des jungen Fraunhofer, der unter Gebälk und Trümmer verschüttet lag. Nach vierstündiger Arbeit gelang es, den lebendig Begrabenen ans Tageslicht zu ziehen. Wunderbarer Weise hatte er keine bedeutende Verletzung erlitten, eine Anzahl von Kisten hatten einen Damm um ihn gebildet und einen freien Raum geschaffen.

Kurfürst Max IV., der Zeuge seiner Rettung gewesen, sorgte für die Pflege des Knaben und schenkte ihm achtzehn Dukaten.

Unter den Münchenern, die dem Verunglückten zu Hülfe geeilt, befand sich ein Mann, der für Fraunhofer's späteres Leben von wichtigem Einfluß wurde und dessen Name gewöhnlich mit dem Fraunhofer's vereint genannt wird: Josef von Utzschneider. Dieser besuchte den genesenden Knaben öfters, und bei solcher Veranlassung zeigte der Letztere ihm auch das Geldgeschenk, das er vom Kurfürsten erhalten, und erzählte, wie er diese für ihn große Summe nützlich verwenden wolle; — er ließ sich eine Glasschneidemaschine machen und schliff an Feiertagen optische Gläser. Aber da ihm alle Vorkenntnisse fehlten, blieben seine Arbeiten höchst mangelhaft. Utzschneider gab ihm mathematische Lehrbücher und empfahl ihm andere über Optik; sein Meister aber, zu dem er bald nach seiner Wiederherstellung zurückgekehrt war, verbot ihm, Zeit auf das Studium derselben zu verwenden; und da er überdies auf eine elende, dunkele Schlafkammer als einzigen Wohnraum außer der Werkstätte angewiesen war, so konnte er seine Studien nur an Feiertagen und im Freien fortsetzen. Da kaufte er sich mit dem Reste des kurfürstlichen Geschenkes vom letzten halben Lehrjahre los, ward Geselle und setzte Studium und praktische Versuche auf eigene Hand fort. Durch Utzschneider's Vermittelung erhielt Fraunhofer eine Stelle als Optiker in dem mechanischen Institut von Reichenbach, Utzschneider und Liebherr und schliff im Verein mit dem Optiker Niggl Gläser für die schon berühmt gewordenen Meßinstrumente dieses Instituts. Das Glas dazu wurde aus den Oefen entnommen, die Utzschneider in Benediktbeuren gebaut hatte.

Die Ausdehnung dieser optischen Abtheilung des Instituts veranlaßte Utzschneider, Ende 1807 die optische Werkstatt nach Benediktbeuren zu verlegen. In den alten Klostermauern begann jetzt ein reges Leben. Zahlreiche Gehülfen waren gewonnen, Fraunhofer zur Seite zu stehen, der sie zugleich unterrichten sollte. Nun verbanden sich (1809) Fraunhofer, Utzschneider und Reichenbach durch einen Gesellschaftsvertrag zur Gründung eines optischen Institus, dessen Leitung später (1818) Fraunhofer allein übernahm.

Hier begann jetzt Fraunhofer seine erfolgreichste Thätigkeit mit der Herstellung praktischer optischer Instrumente, Fernröhre und Mikroskope, sowie astronomischer Meßinstrumente. Besonders wichtig für die Naturwissenschaft war seine Entdeckung der dunklen Linien in dem durch ein Glasprisma erzeugten und mit einem guten Fernrohre betrachteten Farbenspektrum. Die Wissenschaft nannte sie die Fraunhofer'schen Linien, doch blieben sie lange Zeit nur eine Kuriosität, deren Bedeutung man nicht verstand. Die große Entdeckung der Chemiker Kirchhoff und Bunsen im Anfange der sechziger Jahre aber gab uns in diesen, von Fraunhofer zuerst gesehenen Linien das Mittel an die Hand, die Naturzustände ferner Weltkörper zu erkennen und die Gleichheit und Allgegenwart der Grundstoffe durch das ganze Weltall, so weit es unseren Sinnen erreichbar, nachzuweisen.

Nicht weniger wichtig für die Wissenschaft waren Fraunhofer's Untersuchungen über die Beugung des Lichtes. In der Klosterschenke zu Benediktbeuren mit dem Optiker Georg Merz zusammensitzend, sah er eines Abends



Aussicht auf die Karwendelgruppe im Feldernkreuz.

durch den Bart einer auf dem Tische liegenden Feder nach der Flamme des Kerzenlichtes. Die Farbensäume der Flamme, wie sie vor ihm schon Tausende durch die Fasern einer Feder wahrgenommen, hatten für ihn, den Entdecker der Spektrallinien, eine ganz andere Bedeutung. Bald ward ein einfacher Apparat mit feinen Gittern zur Beobachtung der Lichtflamme zusammengestellt und allmählich vervollkommnet. Durch fortgesetzte Untersuchungen mit diesem Apparat gelangte man zur Aufstellung der wichtigen Lehre von den Beugungserscheinungen des Lichtes.

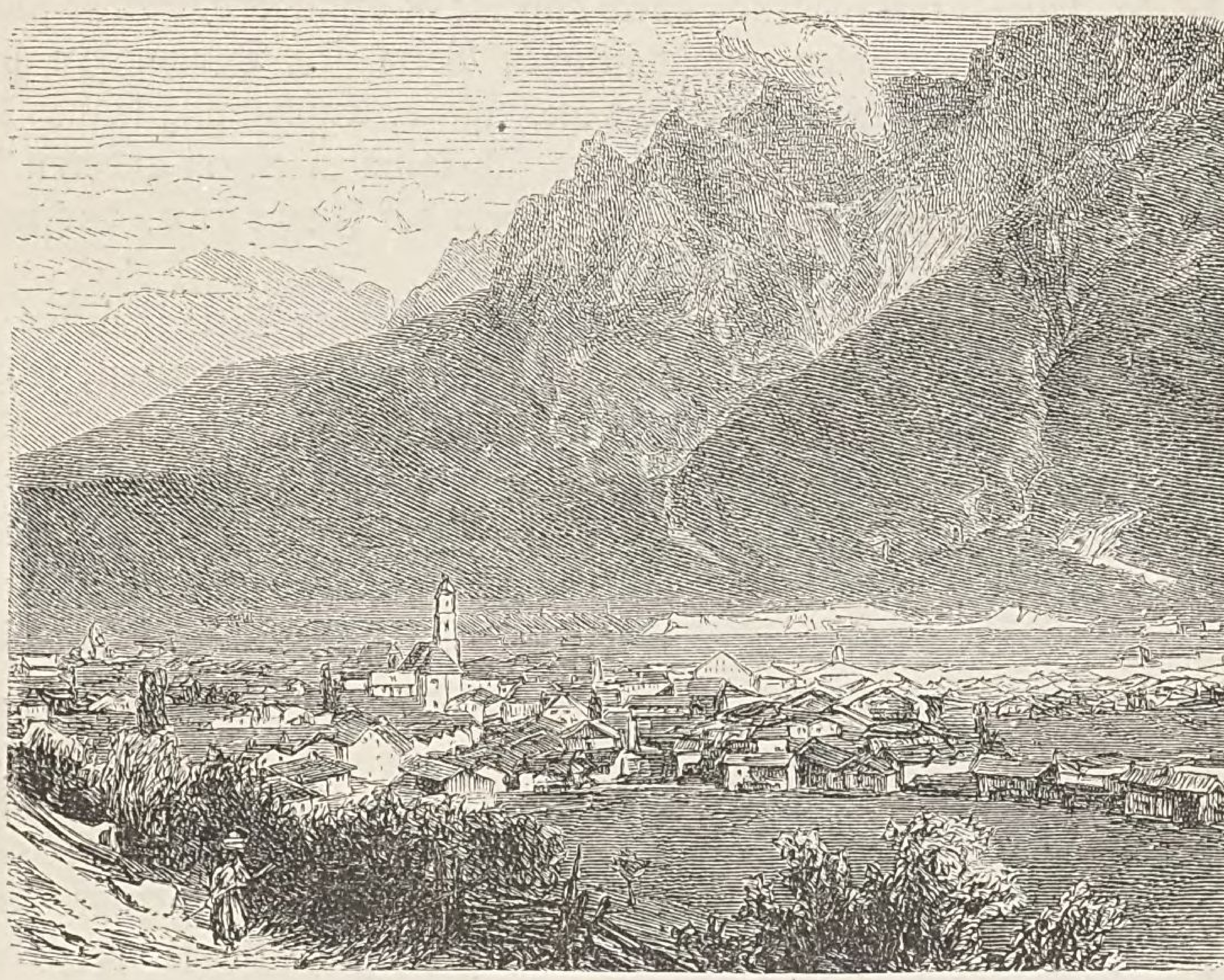
Im Jahre 1819 verlegte Fraunhofer die Anstalt von Benediktbeuren nach München, wo er zum Professor und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften sowie zum Konservator des physikalischen Kabinets der Akademie ernannt wurde. Am 7. Juni 1826 setzte der Tod seinem Wirken ein Ziel. Auf seinem Grabsteine zu München liest man die Worte: „Approximavit sidera" (Er hat uns die Sterne näher gebracht).

Nach Fraunhofer's Scheiden von Benediktbeuren erhielten auch die alten Klosterräume eine völlig veränderte Bestimmung. Der Staat richtete daselbst einen Fohlenhof ein, und 1869 wurde die Veteranenanstalt und das Invalidenhaus von Donauwörth und Fürstenfeld bei Bruck ebenfalls dahin übergesiedelt.

Partenkirchen und Mittenwalde, die Geigenfabrikation. Ein weites Thalbecken ist es, in welchem die bereits öfters erwähnte Einsenkung und Enge zwischen den mächtigen Centralgruppen des Bayrisch-Tirolischen Gebirges, dem Wetterstein und Karwendel, gegen Norden sich aufschließt. Im Westen dehnt das wellige Hochplateau gegen Partenkirchen hinüber sich aus, freundlich schimmernde Seen auf seinem Scheitel tragend und in seinem Inneren durchschluchtet von finsteren Thalspalten; darüber bauen die Wände des Wetterstein sich auf, überherrscht von der erhabenen Dreithorspitze, welche in diesen Regionen gebietet, während die Zugspitze mit ihrem glänzenden Ferner weit nach Westen entrückt ist. Im Osten thürmt das Karwendelgebirge in wilden, kahlen Felsenmauern sich empor; manches Kreuz grüßt von seinen zackigen Gipfeln ins Thal herunter; dort liegt, an seinem Fuße hingebreitet, der gewerbthätige Marktflecken Mittenwald.

Das schöne Bergthal, das Partenach und Loisach durchfließen, war schon den Römern bekannt, die daselbst an ihrer Straße von der Scharnitz her ins deutsche Land sich ein Lager bauten und es Parthanum nannten. Es soll sich zwischen dem heutigen Partenkirchen und Garmisch ausgebreitet haben, und noch heute bewahrt die Umgegend von Partenkirchen manche Spuren jener Zeit. Während der Handelsblüte von Genua und Venedig war Partenkirchen eine der Hauptstationen an der Handelsstraße zwischen Deutschland und Italien, und wenn die Augsburger Fugger und Welser aus dem schönen Lande Italien Schätze des Südens über den Brenner führten, hielten die zu ihrem Schutze beigegebenen Reisigen in Partenkirchen Rast und Nachtlager. In Partenkirchen war es auch, wo Friedrich Barbarossa vor dem übermüthigen Bayernherzog Heinrich dem Löwen kniete und ihn vergebens um Beistand gegen die longobardischen Städte anflehte (1175), und in diese Schluchten flüchtete Johann Parricida nach der Ermordung seines Oheims, des Kaisers Albrecht (1308).

Die Bewohner von Partenkirchen und Garmisch lebten von 1294 bis 1803 unter dem Krummstabe der Freisinger Bischöfe, welche die ganze Grafschaft Werdenfels käuflich an sich gebracht hatten. Damals hieß die Grafschaft „das goldene Landl". Aber die Zeiten haben sich geändert und jetzt sind die Partenkirchener und Garmischer mit ihrem Verdienste zumeist auf die Fremden angewiesen, die dort Sommerfrische halten und von dort ihre Ausflüge in das Gebirge antreten oder auch in den Heilquellen des Kainzenbades, des „Bades der bleichen Jungfrauen", Genesung von Krankheiten suchen, die unter den Bewohnern der frischen Gebirgsthäler unbekannt sind.



Mittenwald.

Vom bewaldeten Hügel über der Loisach unterhalb Partenkirchen blicken die Trümmer der nahen Burg Werdenfels herab, welche uns die Erinnerung an Hexenprozesse und Verbrennungen in die Seele rufen. —

Auch Mittenwald (Inutrium) soll bereits den Römern bekannt gewesen sein und war im Mittelalter, wie Partenkirchen, eine belebte Station an der großen Handelsstraße von Italien nach Augsburg, wie die gewölbten Erdgeschoßräume der Häuser, einst Niederlagen für den reichen Botzener Markt, bekunden. Seitdem die Reisenden auf der Bahn den Inn entlang ziehen, ist das Schellengeklingel der Lastthiere verklungen, Mittenwald still und verödet und erhält sich hauptsächlich durch seine ausgedehnte Fabrikation von musikalischen Instrumenten, unter denen Geigen und Guitarren obenan stehen. Diese gehen von hier in die weite Welt, selbst in Gegenden, wo der Name ihrer Geburtsstätte nie gehört wurde, und die Mittenwalder Geige lockt in der Petersburger Schenke wie im amerikanischen Blockhause zum Tanze, wie die Mittenwalder Guitarre unter dem Balkon der Schönen Andalusiens zum

Abendständchen klingt. Mittenwald verdankt diesen Industriezweig — wenigstens mittelbar — dem berühmten Tiroler Meister Jakob Stainer, der gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts im Innthale seine herrlichen Geigen baute. Letztere stehen jetzt freilich höher im Preise als die Mittenwalder, von denen eine schon um zwei Gulden zu kaufen ist, während die theuerste kaum zwanzig kostet.

Die Jachenau und das Isarthal bei Länggries. An der nördlichen Spitze des Walchensees erschließt sich nach Osten hin ein vier Stunden langes Thal, von keinem geschlossenen Dorfe, wol aber von vielen stattlichen Einzelnhöfen belebt. Eine Fußwanderung durch dasselbe ist ermüdend, weil es schattenlos und ohne die gewohnten landschaftlichen Reize ist. Dennoch ist sie für Denjenigen, der das bayrische Hochland aus eigener Anschauung kennen lernen will, wohl zu empfehlen; denn es findet sich kaum in einem anderen Thale alte Bergessitte so scharf ausgeprägt als in dem der Jachenau, das wir als den Kern des Isarwinkels ansehen dürfen.

Der Jachenauer baut sein Haus nach alter deutscher Sitte inmitten seines Grundes und Bodens. So hält es jeder der drei Dutzend Bauern, jeder der neun Söldner. Selbst um die Kirche mit dem Pfarrhofe und dem Schulhause liegen nur wenige Häuser, darunter das Wirthshaus. Zwischen den wohlgebauten, meistens mit Reimsprüchen gezierten Gehöften geht mit vielen Krümmungen die aus dem Walchensee kommende Jachen das trauliche Thal hinab und zieht rauschend die zahlreichen Bäche mit sich fort, die aus den dichtbewachsenen Schluchten der nahen Berghänge hervorbrechen, erfrischende Kühle um sich verbreitend.

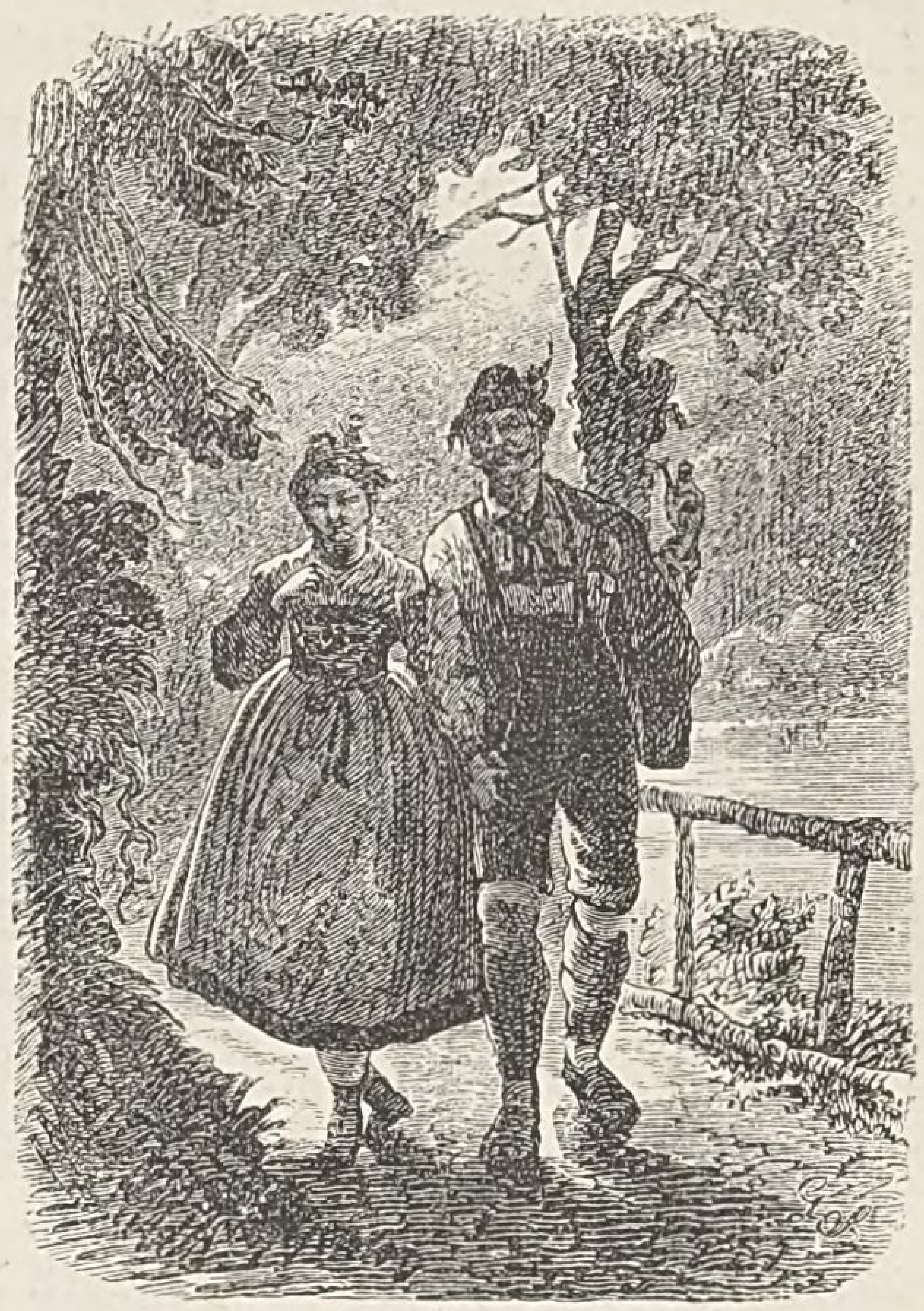
Durch Viehzucht und Holzflößerei, letztere mit mannichfachen Gefahren verbunden, haben die Bewohner des Thales es zu einem mäßigen Wohlstande gebracht. Die Jachenauer zeichnen sich durch hohen und kräftigen Wuchs, durch das Ebenmaß ihrer Körperformen und durch große Kraft und Lebendigkeit aus. Der Jachenauer Bursche freit nur um eine Jachenauer Dirne und so verwuchsen die fünfundvierzig Familien schließlich zu einer, in der auf Mäßigkeit und gute Sitte eben so streng gehalten wird als auf Fernhaltung von Rohheit und Unbildung.

Auch die alte Volkstracht hat sich unter den Jachenauern noch erhalten. Sie besteht für die Männer in grünen, gelb ausgenähten, langflügeligen Röcken ohne Kragen und mit großen, seidenüberspponnenen Knöpfen, in engen, schwarzen, über dem Knie gebundenen Lederhosen, bauschigen, weißwollenen Strümpfen mit grünem Zierath, die Knie und Fuß bloß lassen, in großen grünen Hüten mit breiten Bändern von gleicher Farbe und starken, mit scharfkantigen Nägeln beschlagenen Schuhen. So gekleidet erschienen die Jachenauer, Trommler und Pfeifer voran, 1874 zum großen deutschen Veteranen- und Kriegerfest in München.

Ein seltsamer Gebrauch hat sich unter den Jachenauern seit unvordenklichen Zeiten bei der Feier des Osterfestes bis auf unsere Tage erhalten, nämlich das Bockopfer. Alljährlich hatte einer von den sechsunddreißig Hofbesitzern, je nach der Reihe, einen Widder zum Besten zu geben. Derselbe ward geviertheilt,

gebraten, dann in einem Korbe wieder zusammengestellt, an den Hörnern vergoldet und am Kopfe mit einem Kranze von Buchs und buntfarbigen Bändern geschmückt, ganz wie die Opfer des germanischen Heidenthums. So trug ihn der älteste Sohn oder der Oberknecht des Hauses zur Kirche, wo er vom Geistlichen eingeweiht wurde, und von da hinüber ins Wirthshaus, wo der Wirth ihn mit dem Beile theilte und die Stücke an die Hirten der sechsunddreißig Höfe vertheilte, während der Rest den Söldnern verblieb. Auch hier haben die Formen der christlichen Kirche zur Bewahrung der Erinnerung an den altgermanischen Gottesdienst dienen müssen.

Das Jachenthal führt hinab in dasjenige der Isar und nach Länggries, einem stattlichen Dorfe, hinter welchem Schloß Hohenburg mit zahllosen blinkenden Fenstern stolz aus grünen Parkanlagen hervorschaut. Die Länggrieser sind weniger sanft und vielleicht auch weniger tugendhaft als ihre Nachbarn in der Jachenau, dabei derber, ja bisweilen herkulisch gebaut. Auf ihren Flößen die Isar und Donau bis Wien hinabschwimmend, machen sie sich durch ihre mächtigen Gestalten in den Straßen der österreichischen Kaiserstadt noch mehr auffällig als in denen von München, und ehe noch die Eisenschienen beide Städte verbanden, sah man die eisenfesten Männer oft den weiten Weg von Wien nach ihrer Heimat zu Fuße zurücklegen, die volle Geldkatze um die Hüften geschnallt und die scharfe Axt sammt einem mächtigen Bündel Taue über die Schulter geworfen. Im Uebrigen verstehen sich die Länggrieser nicht minder gut auf die Führung der Büchse als auf das Steuern des Flosses, und die alte böse Sitte des „Haberfeldtreibens“, auf die wir später zurückkommen werden, hat sich nirgend länger erhalten als im Isarthale bei Länggries, wo sie noch im Jahre 1867 geübt ward.



Jachenauer.

Tegernsee und Schliersee; das Sankt-Leonhardsfest. Zu den lieblichsten Idyllen der Bayerischen Berge gehört der Tegernsee, obgleich er nach seiner Ausdehnung — $1\frac{1}{2}$ Stunden Länge und $\frac{1}{2}$ Stunde Breite — und seinem Flächeninhalt — 0,193 Quadratmeter — hinter den anderen Seen des Bayerischen Hochlandes zurücksteht. Die Anmuth seiner Ufer hat diese seit lange zum Lieblingsaufenhalt für Viele, die in den Bergen Ruhe und Erholung suchen, insbesondere zu einer Sommerfrische für die Münchener gemacht. Es ist wahr, — die Natur ist hier nicht so ernst und wild, wie am Kochel- und

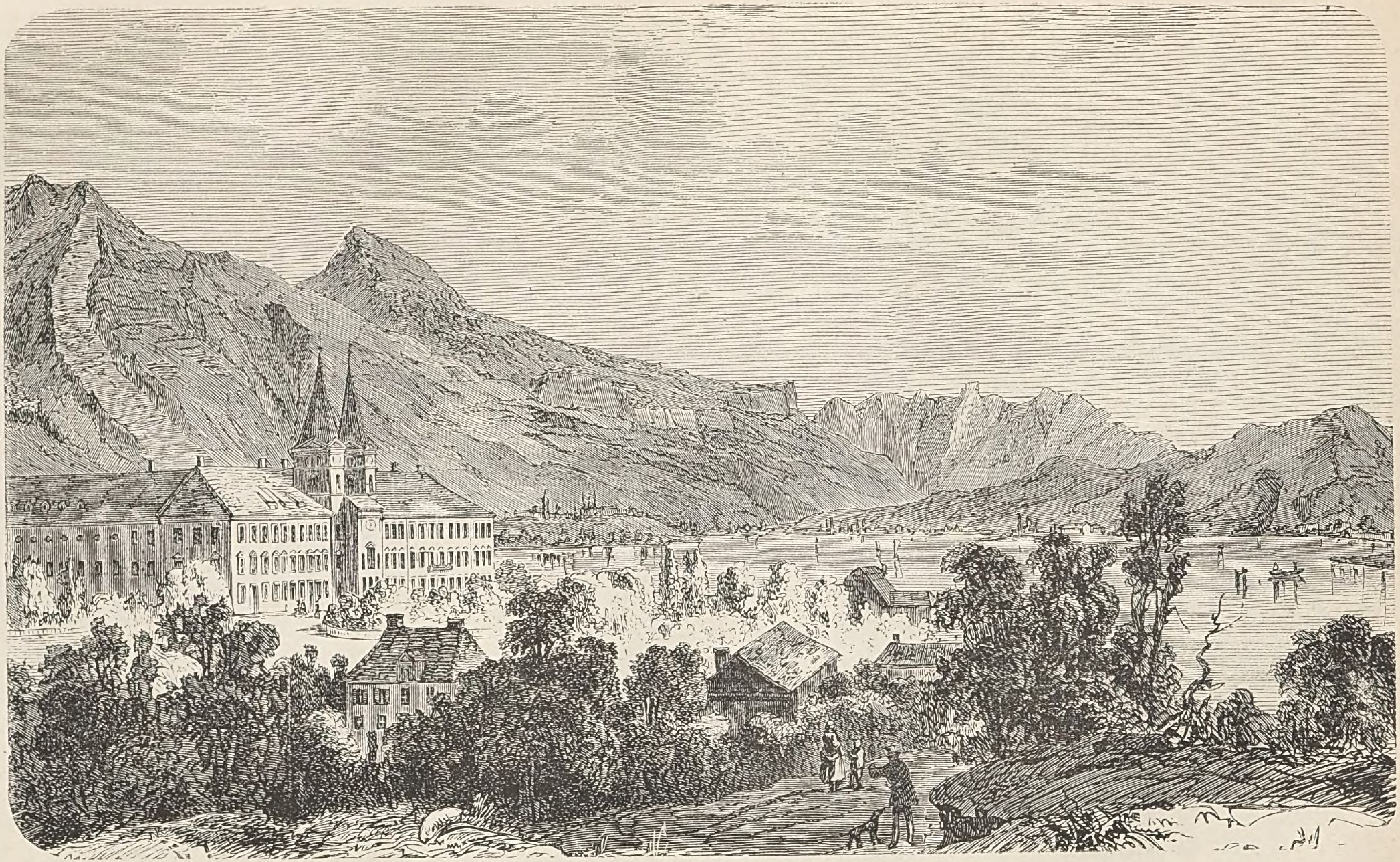
Walchensee, dafür aber von unendlichem Liebreiz übergossen. Sie ergreift uns nicht wie dort mit ihrer ganzen erschütternden Gewalt, aber sie schmeichelt sich mit liebenswürdiger Heiterkeit in unser Gemüth.

Das alte Benediktinerkloster am südöstlichen Ufer, welches den Namen des Sees trägt (gestiftet 719), hat eine glänzende Vergangenheit. Von dem Reichthum der ehedem gestifteten Benediktiner-Abtei berichtet die Chronik, daß die von Tegernsee nach Rom reisenden Mönche auf ihrer Fahrt jede Nacht in einer anderen der diesem Kloster zugehörigen Besitzungen verweilen konnten. Auch für die Wissenschaft hatte Tegernsee durch seine reichen Bücher- und Handschriftensammlung, seine Buchdruckerei — eine der ersten in Bayern, — durch sein naturhistorisches und physikalisches Kabinet, sowie endlich als Lehranstalt für klassische Literatur hohe Bedeutung. Neben anderen berühmten Künstlern — Malern, Holzschnitzern und Erzgießern, — welche aus den Mauern dieses Klosters hervorgingen, ist aus dem elften Jahrhundert besonders der Name Werinher's oder Werner's bekannt geworden, welcher nicht blos das Kloster mit schönen Fenstergemälden schmückte, kunstreiche Gefäße aus Erz goß, schön geschnitzte Chorstühle und Stubendecken fertigte, sondern auch als Dichter und Vorläufer der Minnesänger bedeutenden Ruf erlangte. An den Ufern dieses stillen Sees dichtete Werner sein liebliches „Marienlied“:

„Du bist mein, ich bin Dein,
Deß sollst Du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen.
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer darinnen sein.“

Im Jahre 1803 erfolgte die Auflösung auch dieses Klosters. König Max Josef brachte (1817) den alten Klosterbesitz durch Kauf an sich. Die alten Gebäude wurden theils niedergerissen, theils in ein königliches Schloß verwandelt. Freundliche Gärten umgaben dasselbe bald von drei Seiten und nach den schönsten Punkten der Umgegend führten geschmackvoll angelegte Spaziergänge. Alles wies darauf hin, daß Tegernsee zum Lieblingsaufenthalt des Fürsten geworden.

Die berühmten Berg- und Seebeleuchtungen, welche König Max hier veranstalten ließ, versetzten den Zuschauer in die Zauberwelt von „Tausend und eine Nacht“. Eine von Kaltenbrunn an der Nordspitze des Sees aufsteigende Rakete gab das Zeichen zum Anfang, und einen Augenblick später flog am entgegengesetzten Ende bei Tegernsee ein Schwärmerkasten auf und sendete zischend und prasselnd seine Schlangen gen Himmel. Eine Batterie Geschütze hub an zu spielen und von den Bergwänden rollte ihr Donner hundertfach weiter. Dies war das Vorspiel. Auf das durch eine von Kaltenbrunn aufsteigende Leuchtkugel gegebene Signal begannen wie mit Zauberschlag die malerischen Formen der Bergumrisse aus dem Dunkel der Nacht hervorzutreten. Auf den breiten Bergrücken leuchteten in kolossaler Flammenschrift prangende Namenszüge, welche durch angezündete Holzstöße gebildet und von solcher Größe waren, daß die einzelnen Buchstaben sich noch in München deutlich unterscheiden ließen.



Schloß Tegernsee.

Vom Schlosse zieht sich das gleichnamige Dorf mit freundlichen Landhäusern und wohlgepflegten Blumengärten und mit seiner heiteren, lebensfrohen Bevölkerung in nördlicher Richtung am Ufer des Sees hin. Der Pfarrsprengel dehnt sich um den ganzen See. Da ist es denn ein lieblicher Anblick, wenn an Sonn- und Feiertagen nach beendigtem Gottesdienst in der Schloßkirche zu Tegernsee die Landleute — Männer und Frauen, Burschen und Dirnen — in ihren schmucken Trachten, das Gebetbuch in der Hand, die zur Heimfahrt am Ufer bereit liegenden Kähne besteigen. Wenige Minuten später ist der ganze See von schlanken Nachen belebt, die sich in den verschiedensten Richtungen kreuzen. Unter fröhlichem Zuruf der darin Sitzenden gleiten die schwerbeladenen Nachen an einander vorüber. Die langen Ruder greifen mächtig aus, denn daheim wartet das Mittagsmahl und während des Betens ist der Appetit gekommen.

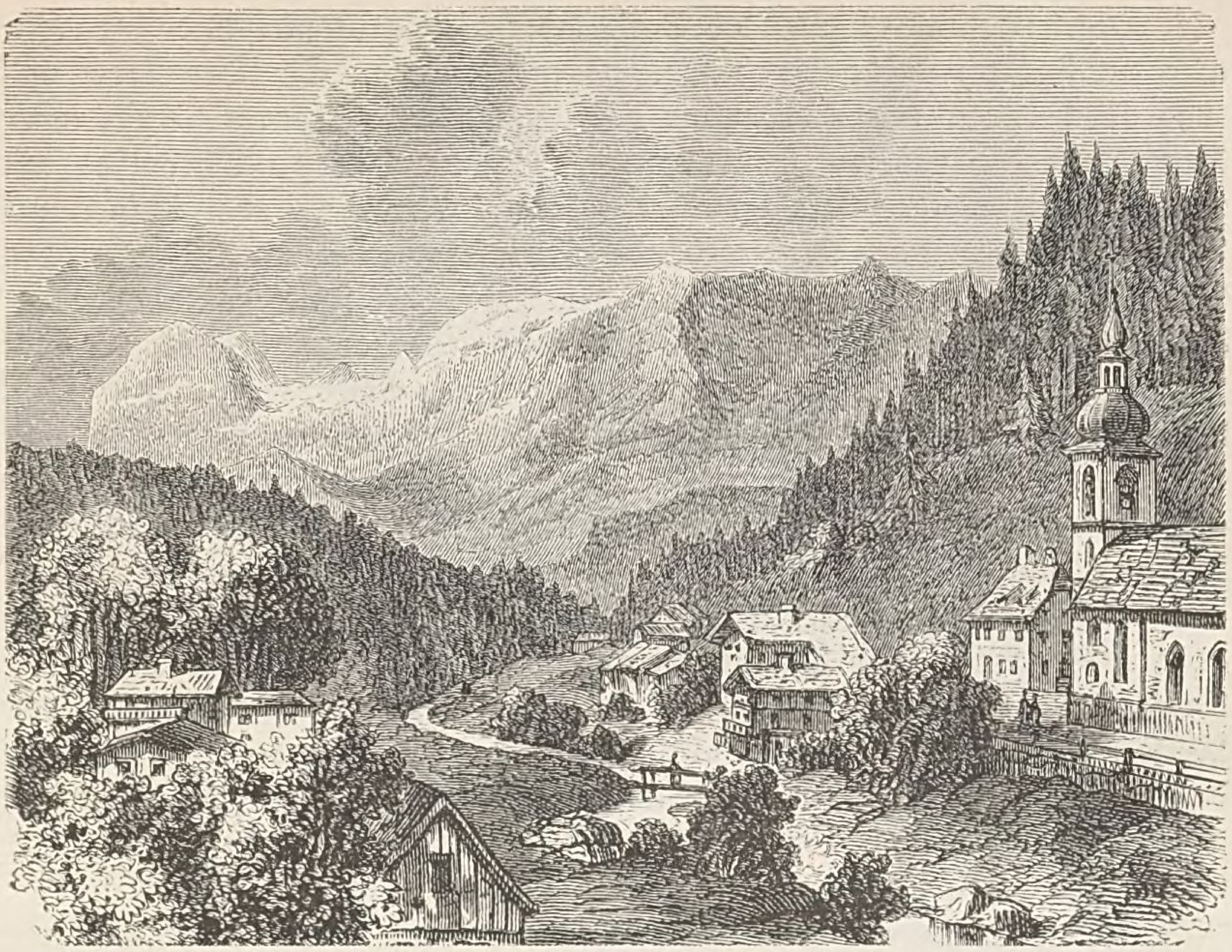
Südlich von Tegernsee führt der Weg durch das immer enger werdende Weißachthal, zu dessen Seiten rechts Ringspitz, Hirschberg, Hochblatten und Hopfstein, links der Wallberg, Risserkogl und Grünberg sich erheben, nach dem Wildbade Kreut, welches König Max Josef neu einrichten ließ. Der Marmorbruch zur Rechten der Straße nach Kreut lieferte manchen Block, manche Säule nach Tegernsee, München und selbst nach Wien. Wir wenden uns von Tegernsee ostwärts über die Gindelalphöhe nach Westenhofen zum Schliersee.

Der Schliersee prangt weniger mit kunstvollen Uferanlagen und Landhäusern, als sein Nachbar, der Tegernsee, ist aber dessenungeachtet anmuthig und freundlich. Seine landschaftlichen Reize wurden erst in den zwanziger Jahren von Münchener Malern entdeckt, übten aber seitdem alljährlich ihre Anziehungskraft auf die Münchener aus, die auch hier ihre Sommerfrischen suchten. Am östlichen Ufer des Sees erheben sich auf hohem Felsenvorsprung die Trümmer von Hohen-Waldeck, des alten Stammsitzes „Derer von Waldeck", und an seinem nördlichen Gestade liegt das Dorf mit stattlicher Kirche und hohem Spitzthurm. Der Name der auf einem Hügel dicht daneben unter Bäumen halb versteckt gelegenen „Weinberg-Kapelle" erinnert an das Kloster, das ehemals hier gestanden, und an den von seinen Mönchen gepflegten Wein. Uns gelüstet nicht nach dem Wein vom Schliersee, aber wir freuen uns des lieblichen Blickes über seine wellige Fläche, seine belebten waldigen Ufer und auf die im Süden ihn umragenden Berge, unter denen die Brecherspitz, die Rothwand und der Jägerkamp sich am höchsten erheben.

Verweilen wir noch am letzten Sonntag des Juli am Schliersee, so bietet sich uns Gelegenheit, uns der berühmten Leonhardsfahrt nach Fischhausen am südlichen Ufer des Sees anzuschließen. Im östlichen Vorgrund des Dorfes steht eine hübsche Kapelle, das weite Thal beherrschend, dessen malerischen Hintergrund der mächtige Hagenberg und die kühn ansteigende Brecherspitz bilden. Das Kirchlein ist dem heiligen Leonhard geweiht, und zu ihm geht die große Wallfahrt, aber nicht zu Fuße, sondern zu Wagen und zu Rosse, denn die Thiere sollen mit erscheinen bei dem Feste ihres Schutzheiligen. Kühe und Rinder sind droben auf der Alpe, aber das Pferd, der stolze Hausgenosse des Menschen, schreitet mit im festlichen Zuge. Vom frühen Morgen an rasseln

von allen Seiten zweisitzige Wägelchen daher; später kommen viersitzige, mit Laub bekränzte Leiterwagen. Die hohen Kummte der Pferde sind mit großen Tüchern behangen und die großen Messingrosen am Geschirre glänzen noch blanker als sonst; an den Halftern klingen Schellen und der Hofbesitzer lenkt vom Sattel aus selbst die Rosse. Hier und da galoppirt auch in lustigen Sprüngen ein schöngliedriges Füllen nebenher. Kein Gefährt kommt an Schönheit demjenigen des Straßenbauers bei Agathenried gleich. An ihm ist vorn von duftenden Tannenreisern eine Nische aufgebaut, darin das geschnitzte und sauber bemalte Bild des heiligen Abtes mit dem Krummstab in der Linken und einer Kette sammt daran hängendem Schloß in der Rechten, hinter ihm ein wohlgenährtes Rind aufgerichtet steht. Auch eine Musikbande aus Gmund findet sich auf vierspännigem Wagen ein.

Das Kirchlein ist rasch gefüllt und das Hochamt beginnt. Ein großer Theil der Wallfahrer steht noch draußen vor der Kirchthür. Voller Orgelklang, gemischt mit hellen Kinderstimmen, klingt hinaus bis zum nahen Ufer des blauen Sees. Nun singt der Pfarrer mit kräftiger Stimme das „Ite, missa est!“ und unter den schmetternden Klängen der mitgebrachten Musik beginnt die Umfahrt um das Kirchlein. Jeder Wagen macht dreimal die Runde in schnellem Trabe und während derselben beten die Fahrenden mit entblößtem Haupte und lauter Stimme. Unter der uralten Linde, welche das Kirchlein beschattet, haben Krämer ihre Buden mit geistlicher und weltlicher Waare aufgeschlagen und machen mit kleinen Heiligthümern, lebkuchenen Herzen und buntseidenen Tüchern gute Geschäfte. Nach dem Imbiß geht's nach dem nahen Neuhaus hinüber, wo der Wendelstein so stattlich ins stille Aurachthal hineinschaut und wo im Wirthshause Geige und Klarinette, vom Brummbaß und der schrillen Trompete übertönt, zum Tanze locken.



Ramsau.

Die Salzburger Alpen zwischen Inn und Salzach.

Das Chiemgau und der Chiemsee; aus dem Malerleben; der Winter in den Bergen. — Reichenhall und die Salinen. — Kirchweih in der Ramsau. — Das Berchtesgadener Ländchen; Stollenfahrt in den Salzwerken; die Holzschnitzerei. — Der Königssee; Wild und Wildschützen im Berchtesgadener Lande.

Das Chiemgau und der Chiemsee; aus dem Malerleben; der Winter in den Bergen. In dem bayerischen Antheil an den Salzburger Alpen, der hier vom Inn, dort von der Salzach begrenzt wird, trennen zwei tief aus den Bergen hervordringende Flüsse, Achen und Saalach, drei Massen ab: das Priengebirge zwischen Inn und Achen, das Traungebirge zwischen Achen und Saalach, und das Königssee'r Gebirge zwischen Saalach und Salzach.

Von Rosenheim, das sich in wenigen Jahren vom Marktflecken zur blühenden Stadt emporgeschwungen hat, führt uns das Dampfroß binnen einigen Minuten ins Herz des Chiemgau's. In heiterer Abwechselung breiten sich dort Aecker und Wiesen, anmuthige Thäler und wogendes Hügelland. Jedes Fleckchen Land ist benutzt; überall ist reger Kulturgeist sichtbar in wohlbestellten Angern, blühenden Wiesen und hoffnungsvollen Saaten. Vom Dorfe Prien aus erreichen wir bald die Ufer des Chiemsee's, des größten bayerischen See's, der sich über $3\frac{1}{2}$ Quadratmeilen ausdehnt bei $2\frac{1}{2}$ Meilen Länge und $1\frac{1}{2}$ Meilen Breite, in einer Höhe von 503,2 m. über dem Meere, also 300 m. niedriger als der Walchen- und 150 m. höher als der Bodensee.

Das krystallhelle Wasser des See's ladet nicht blos zum Bade, sondern auch zur Fahrt nach den anmuthig gelegenen Inseln. Ein Dampfboot und Dutzende von Einbäumen liegen am Ufer, uns hinüberzuführen. Unser erster Besuch gilt der näheren Herreninsel oder dem Herren-Chiemsee mit steilen Ufern, Waldesschatten und erquickenden Fernsichten über Wasser und Berge. Die ehemaligen Klostergebäude dienen jetzt zu weltlichen Zwecken; den Wald rettete König Ludwig II. durch den Ankauf der Insel vor der ihn bedrohenden Axt und erbaute auf dem Eiland ein kleines Schloß im Versailler Stil.

Die Wasserstrecke zwischen Herren- und Frauen-Chiemsee ist nicht so weit, daß sie nicht ein geübter Schwimmer ungefährdet überwinden könnte. Gleichwol hat die Sage von Hero und Leander, deren Rollen hier einem Mönche auf der Herren- und einer Nonne auf der Fraueninsel zugewiesen werden, auch hier eine Stätte gefunden.

Die Lage der Fraueninsel oder des Frauen-Chiemsee ist von bezauberndem Reiz. Man hat darüber gestritten, welcher von beiden Inseln der Preis gebühre, der Herreninsel mit ihrer mannichfachen Abwechselung von Wiese, Feld und Garten, von Wald, Hügel und Thal, die man kaum in Stunden umwandert, oder der kleinen idyllischen Fraueninsel, die man mit einem Steinwurf von Ufer zu Ufer ermißt, mit ihren wenigen Lindenbäumen und vereinzelten Fischerhäusern.

Einst herrschte auf der Fraueninsel das lustige Völklein der Künstler. Eine alte Chronika im Wirthshause erzählt, wie sie Besitz von derselben genommen: „Als man schrieb 1828 nach unsers Herrn Geburt, geschah es, daß ein gar wackerer Hauptmann, Maxen Haushofer geheißen, sich mit seiner Knappschaft, dem edeln Jungherrn Franz Trautmann und den Gebrüdern Karl und Josef Boshart, auf den Weg nach Abenteuern aufmachte. Item geschah es, daß, als sie in einem Schifflein auf dem Schliersee fuhren, sich ein groß Windsbraut erhob, also daß die Wogen immer höher und höher stiegen; gleichzeitig öffnete der Himmel alle seine Schleusen, daß die Wasser wuchsen, bis der tapfere Anführer und seine Gefährten keine Ufer mehr sahen. Endlich nach drei Tagen kamen sie an ein grün Eiland, wo ein wild Volk hausete, sich ihnen aber freundlich zeigte, auch von seiner rohen Kost brachte, als es Geld bei ihnen sah. Die Kost aber bestand aus Kartoffelsalat und frischem gehackten Fleisch, welches sie vorher fein säuberlich in Fett buken und Coteletten nannten. Und als der Sturm ausgetobt, da erkannten die Argonauten erst, daß sie in einem fremden See waren, den die wilden Eingeborenen in ihrer ungeschlachten Sprache den Chiemsee nannten."

Zwei Jahre später galt das Eiland bei Natur- und Kunstfreunden als ein Eldorado und es begann seine goldene Zeit. Ueber dem Ecktische des Wirthshauses hängt noch heute ein Zunftschild aus Blech. Auf der einen Seite zeigt es die drei silbernen Ziegel im blauen Felde, die einst Kaiser Max dem Albrecht Dürer verliehen haben soll und die sich von diesem auf die deutschen Künstler vererbten. Auf der anderen Seite aber sieht man das Wirthshaus der Insel, bei dem eben links ein dünner, schlecht genährter Maler anlangt, um dann rechts rund und schmunzelnd wieder fortzuziehen.



Frauen=Chiemsee.

Darüber befinden sich in nun fast unleserlich gewordener Schrift die Worte:

„Willst Du wissen, wie man lebt in diesem Haus? —
So gehst Du herein und so gehst Du heraus!“

Diese heiteren, idyllischen Tage sind vorüber, seitdem die Fraueninsel zur beliebten Sommerfrische der Münchener geworden.

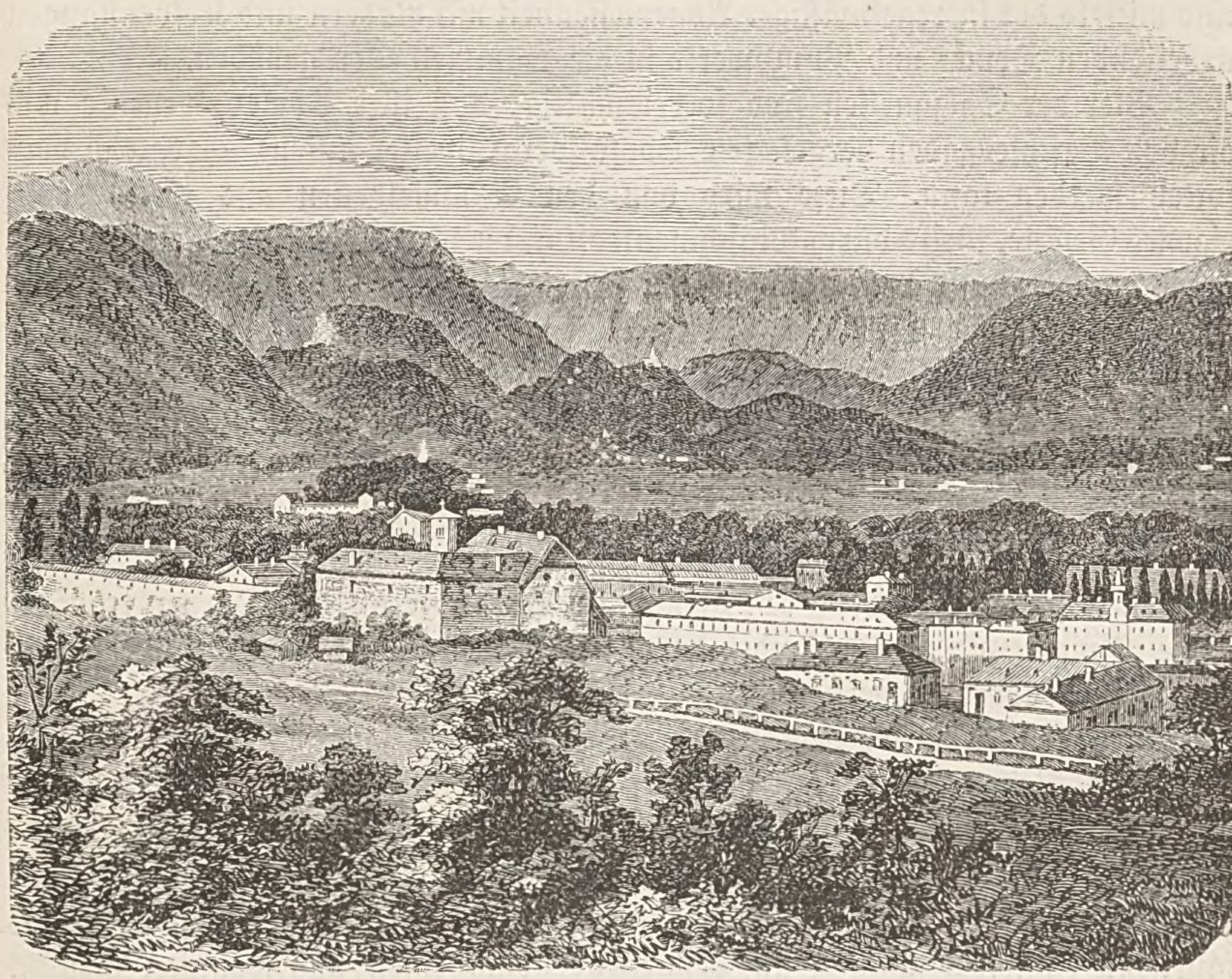
Schön. ist auch der Anblick einer Winterlandschaft am Chiemsee, wenn der Mond über den Wipfeln der Tannen emporsteigt, die schwarzen Vorberge geisterhaft ins Thal ragen und die weißen Hochgipfel wie verschleiert zurücktreten. Wie stumme riesige Wächter stehen am Wege die mächtigen, reifbedeckten Tannen. Auf den weißen Schneefeldern glänzt das Mondlicht und am Himmel schimmert der Sterne Gefunkel. Unheimlich seufzt und biegt sich die eisige Decke des See's, als strebte dieser, sich von dem dumpfen, lastenden Drucke zu befreien.

In den verschneiten Häusern am Fuße der Berge herrscht jetzt tiefe Ruhe. Dort sitzen stille Menschen beim Spinnrade, die Wanduhr schlägt und im großen Kachelofen knistert das Feuer. Um die Dämmerzeit kommen die Nachbarn zusammen. Hinten auf der Ofenbank summt Einer ein Lied und ein Holzknecht schlägt mit knorrigen Fingern die Zither. Des Wirthes Töchterlein füllt fleißig die mächtigen Steinkrüge, und wenn sie am Tische vorbeigeht, wo die Burschen sitzen, dreht sie den Kopf mit den vollen, blonden Zöpfen und horcht auf, was der Nachbar dem Vater ins Ohr raunt.

Nirgends ist die winterliche Beschäftigung so für sich abgeschlossen, wie in den Bergen. Die Frauen und Mädchen schaffen in den engen Räumen des Hauses und die Männer bringen aus der tiefsten Wildniß das Holz auf Schlitten, deren schwere Beschläge wie Silber glänzen. Aber auch andere Schlitten sieht man im Gebirge. Sie werden des Sonntags zur Kirchfahrt gerüstet und von kräftigen Burschen mittels zweier mannslanger, eisengespitzter Stäbe geleitet, sodaß sie auf der blanken Eisdecke des Sees pfeilschnell an einander vorübergleiten. Es ist nicht leicht, sie zu lenken, und die Schlittenfahrt ist nicht gefahrlos; denn in der Eisdecke giebt es offene Stellen, da wo in der Tiefe Quellen liegen. Sie sind im Sonnenglast und Nebel nicht immer zu erkennen und führen hinab in den unermeßlichen Abgrund.

Reichenhall und die Salinen. Im wohlgebauten, weiten Thale der Saalach, von einem Kranze mächtiger Berge — darunter der sagenreiche Untersberg und das Zwillingspaar der beiden Staufen — malerisch umgeben, liegt das vielbesuchte Reichenhall (471 m. über dem Meere), jetzt durch die Zweigbahn über Freylassing mit den großen Schienenadern des europäischen Weltverkehrs verbunden. Die uralte, nach dem großen Brande von 1834 größtentheils neu aufgebaute Stadt verdankt ihre Entstehung den schon von den Römern gekannten Salzquellen. Bereits im siebenten Jahrhundert gab es ein „Hall“, wo Salzwasser gesotten wurde. Später erwies sich der Salzhandel als so einträglich, daß die bayerischen Landesherren und die Salzburger Bischöfe um den Besitz der Salzstätten lange Zeit hindurch in Streit lagen.

In funfzehn Quellen strömt das „heilige Aerzt" (die Soole) aus dem Schoße der Erde herauf. Sämmtliche Quellen scheinen einer Stammader anzugehören, welche aus den im Becken von G'main und dem Gebirgskessel von Berchtesgaden in nicht unbeträchtlicher Tiefe eingeschlossenen Steinsalzlagern hervorbricht.



Reichenhall.

Die Salzlagerstätten stehen nämlich durch Klüfte und Spalten mit höher gelegenen Wasserbecken in Verbindung, die durch ihren Druck die Soole in verschiedenen Quellengängen empordrängen. Die Annahme, daß diese Wasserbecken im Lattengebirge liegen, findet ihre Bestätigung in der Erscheinung, daß bei Frost und Schneefall im Lattengebirge — d. h. bei einer Verminderung des Wasserdruckes — die Soolquellen bei Reichenhall weniger reichlich fließen, während bei starken Regengüssen im Gebirge — also bei einer Verstärkung des Druckes — sich die entgegengesetzte Wirkung zeigt. Auf ihrem Wege durch das klüftige Gestein werden die Soolquellen mannichfach mit hinzutretenden „Wildwassern" gemischt und zeigen daher bedeutende Verschiedenheit im Salzgehalt von 4 bis 24 Prozent. Aufgabe des Quellenbaues war es daher, jene Wildwasser so viel wie möglich von den Salzquellen abzuhalten, sei es, indem man sie zurückstaute und verbaute, sei es, indem man sie ableitete.

Die Soolquellen sind unter dem Hauptbrunnhause zu Reichenhall in ein Marmorbecken gefaßt. Wir steigen unter dem Vortritte des Führers mit dem

Grubenlichte in der Hand die 72 Marmorstufen hinab in das Labyrinth unterirdischer Gänge, Kammern und Höhlen, aus denen das Rauschen der Wasser, das Brausen der Wasserräder uns geheimnißvoll entgegentönt, zur Tiefe des Hauptschachtes, wo die „heiligen Quellen“, 54 Fuß tief unter der Erdoberfläche, aus dem Erdinnern hervorbrechen. Hier werden sie sogleich von steinernen Kanälen in Empfang genommen, durch das Innere der Berge geleitet und mittels der in regelmäßiger Abgemessenheit mit Rädern und Kolbenstangen arbeitenden Druck- und Pumpwerke in die Sammelbecken gehoben.

Vier der Salzquellen sind so reichhaltig, daß ihre Soole — ebenso wie die von Berchtesgaden hergeleitete Soole (vergl. weiter unten) — sogleich versotten werden kann. Diese wird von den Sammelbecken aus theils durch eigenes Gefälle, theils durch Maschinenkraft in die vier Sudhäuser Reichenhalls, sowie nach Traunstein und Rosenheim geleitet. In den Sudhäusern wird die Soole in eisernen Pfannen gefangen, unter denen die Flammen mehrerer „Pultfeuer“ züngeln und sie zwingen, das in ihr aufgelöst enthaltene Kochsalz in Form schöner, weißer Würfelkrystalle abzusetzen. Das ausgezogene und abgetropfte Salz wird auf den Dörrherden völlig getrocknet, darauf magazinirt, verpackt und versandt.

Die übrigen, minder reichhaltigen Salzquellen werden auf das zu Kurzwecken dienende Gradirwerk geführt, um daselbst an den Dornen tropfenweise gespießt und zerstäubt oder durch das heitere Spiel der Fontaine in die Lüfte geschleudert zu werden.

Die Wildwasser werden durch den sogenannten Grabenbach zur Saalach abgeleitet. Letzterer ist ein aus Quadern gewölbter unterirdischer Kanal, welcher im Jahre 1524 von Herzog Wilhelm angelegt wurde und eine halbe Stunde lang unter der Stadt und dem Thale hinweggeht, um unterhalb Reichenhall in die Saalach zu münden. Dem Reisenden gewährt die unterirdische Schifffahrt mit Fackelbeleuchtung auf dem Grabenbach einen ungewohnten Genuß.

Im Ganzen liefern die Salinen von Reichenhall und Berchtesgaden jährlich 500,000 Centner Salz, wovon 200,000 Centner in Reichenhall, 106,000 Centner in Berchtesgaden, der Rest in Traunstein und Rosenheim dargestellt werden.

Bei dem großen Brande (8. November 1834) wurden auch die Salinenwerke in einen Trümmerhaufen verwandelt, aber sie erstanden bald darauf nach den Plänen von Ollmüller, dem Erbauer der Aukirche zu München, und von Gärtner unter der technischen Leitung des Salinendirektors von Schenk verjüngt und schöner aus der Asche. Das große Salinen-Hauptgebäude und die Sudhäuser wurden 1854 vollendet.

Unmittelbar bei Reichenhall liegt das 1846 durch den sächsischen Steuerinspektor C. Rink gegründete Bad Achselmannstein mit Soolbädern und Molke, mit schönen Aussichtspunkten und Parkanlagen. Achselmannstein ist nächst Kissingen jetzt das besuchteste Bad Bayerns. Im Sommer vermag jetzt das freundliche Alpenstädtchen die Zahl der Gäste kaum zu fassen, die aus allen Gegenden des Reiches, besonders aus Norddeutschland, aber auch aus England, Frankreich, Rußland, Ungarn und Italien hier zusammenströmen.

Kirchweih in der Ramsau. Von Reichenhall führt eine wohlgebaute Straße an dem königlichen Brunnenhaus Jettenberg und dem stillen Taubensee vorüber in ein abgeschlossenes Thal, das zwischen den Riesen der Berchtesgadener Alpen, Hochkelter und Watzmann einerseits, Reutalp und Lattengebirge andererseits, in tiefer Einsenkung liegt, auf seinem Grunde die freundlichen Dörfer Ramsau, Hintersee, Illsank u. a. Das erstgenannte Dorf hat seinen Namen dem ganzen Thale gegeben, dessen Schönheit von Julius Grosse in folgenden Versen gepriesen wird:

— — „An den laubigen Halden
Schimmern die Höfe verstreut, weit hingelagert an Hügeln,
Quellenumrauscht und von Wiesen umgrünt und von Ulmen umschattet;
Auf dem geschnitzten Altan blüh'n Maslieb, Lack und Levkojen,
Unter vorspringendem Dache geschützt stehn Körbe der Bienen.
Frei sich tummelt das Füllen im Hain, und von Kindern gehütet
Weiden die Rinder das Wasser entlang an den Stauden der Hasel.
— — Alles so still, wie wenn ein ewiger Sonntag hier waltet;
Denn der Einzelne lebt auf den weiten Weilern ein König,
Und kein Lärmen des Dorfes entweiht die erhabene Ruhe" ....

Man sagt, die Ramsauer, die sich bis vor Kurzem gegen das Hineinheirathen in ihre „Genotschaften" nicht minder wehrten als die Jachenauer, seien Abkömmlinge von Römern, die sich zur Zeit der Völkerwanderung aus dem nahen Juvavum (Salzburg) in das einsame Thal geflüchtet, und ihr Aussehen scheint ihre romanische Abkunft zu bestätigen. Was aber Sitte und Gesinnung anlangt, so sind sie jedenfalls längst gute Deutsche geworden. Davon können wir uns nicht besser überzeugen, als durch einen Besuch der Ramsauer Kirchweih, bei der es lebhafter und bunter zugeht, als sonstwo in den bayerischen Bergen.

Die Blätter des Ahorns und der breitästigen Buche färben sich gelblich und röthlich und verkünden die schönste Zeit in den Bergen. Die Sommerarbeit ist abgethan, das Vieh hier und dort bereits von den Alpen heimgekehrt, und das Dorf bereitet sich vor zu dem ersehnten Feste der Kirchweih. Vom schindelgedeckten Kirchthurme herab flattert das roth und weiße Fähnlein. Die Gemeinde füllt den engen Raum der Kirche bis auf den letzten Platz und erbaut sich an der kernigen Predigt. Nicht ohne Ursache stehen nach alter Sitte Kirche und Wirthshaus so nahe neben einander. Unmittelbar nach der Kirche wandert die fromme Gemeinde aus jener in dieses. Vor der Kirchthüre und an der Kirchhofmauer stehen die „Buben" in ihren dunkelblauen Joppen mit grünen Kragen, Manchesterwesten mit Metallknöpfen, ledernen Kniehosen, weißen Strümpfen und Riemenschuhen, auf dem Kopfe den breitrandigen schwarzen Hut mit echter Goldquaste, deren Schnur durch die Zahl ihrer Windungen einen Maßstab für das Vermögen ihres Besitzers abgiebt, hinter dem Ohre eine blutrothe Nelke. Sie plaudern, betrachten die schönen Sachen, welche in den zwischen Kirche und Wirthshaus aufgeschlagenen Marktständen zur Schau liegen, und wählen vielleicht in Gedanken unter den bunten Seidentüchern, Bändern und Ringen schon die Geschenke aus, mit welchen sie beim

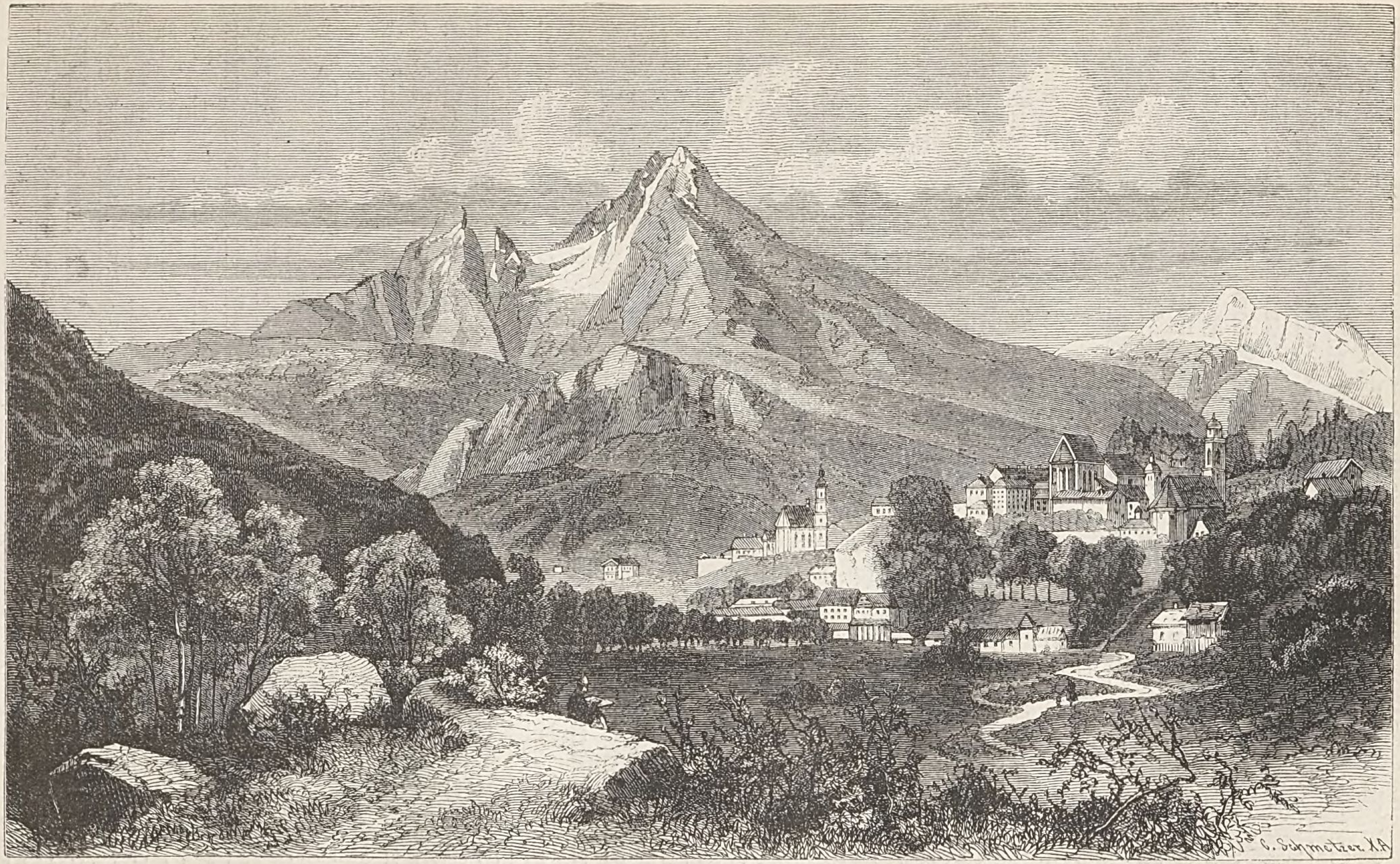
Tanze die Mädchen beglücken wollen, die, soeben nahe an ihnen vorüberpassirend, gleichfalls verstohlene Blicke nach den ausgelegten Herrlichkeiten, mehr noch nach den Buben, die davor stehen, senden. Auch die Dirnen tragen sich gar anmuthig in ihrem Festputze, im schwarzen Mieder ohne Aermel, kurzen, dunklen Rock, der die bildsamen Schnürstiefel und weißen Strümpfe sichtbar läßt, und dem zierlichen Berchtesgadener Hute mit Quaste und Schnur; den Hals schmücken Silberketten, und um die Schulter schlingt sich ein blendend weißes Tuch; die Arme sind durch die gefalteten, vorn geschlossenen weißen Hemdärmel bedeckt.

Unterdessen wird es im Wirthshause lebendig. Die Tanzmusik beginnt, — je lauter und gellender, desto anregender. Und um neue Gäste heranzulocken, schmettern die Trompeten die lustigsten Lieder zum Fenster hinaus; dazwischen quiekt die Klarinette und brummt der Baß.

Vom Garten am Hause kracht ein Böllerschuß, und der Wiederhall rollt mächtig an den Bergwänden hin. Er bezeichnet den Anfang des Scheibenschießens, denn eine Kirchweih ohne ein „fürnehms Schießet“ wäre gleich einem Hochamt ohne Predigt. Der Wirth hat ein Uebriges gethan und in Berchtesgaden drüben ein halbes Dutzend buntseidene Halstücher gekauft; sie flattern heut, an schmucklose Stangen genagelt, als Preisfahnen lustig zu den Fenstern seines Hauses heraus. Auch ein paar neue Mark- und Doppelmarkstücke als Schießprämien, an einem blauseidenen Bande neben einander gereiht, erhöhen den Reiz des Vergnügens.

Die Vorbereitungen sind getroffen, die Schützen eingeschrieben, unter ihnen fehlt der Pfarrer nicht, der auch in der Führung der Büchse der Gemeinde mit löblichem Beispiel vorangeht. Der erste Schuß ist gefallen, und lustig kracht es nun fort, Schuß auf Schuß. Ein alter Jäger mit weißem Schnurrbart, aber jugendlich scharfem Auge, hat nahebei den Punkt getroffen und schwenkt jauchzend seinen Hut wie ein zwanzigjähriger Bursche. Ein Anderer schoß weiß und noch dazu am äußersten Rande der Scheibe, — das hat natürlich der Wind verschuldet, wenn sich auch die breiten Blätter des Ahorn kaum regen. Je schlechter der Schütze, desto besser seine Ausrede! — Dazwischen ertönen lustige Schnadahüpfl und frisches Jodeln aus angefeuchteten Kehlen. Eine Gruppe betrachtet bewundernd die Ehrenscheibe, die man so schön findet, daß man beschließt, nicht darauf zu schießen, sondern die jungfräuliche Scheibe im Flur des Wirthshauses neben ihren älteren Schwestern aufzuhängen.

Nachdem der letzte Schuß gefallen, ruft der Schützenmeister mit feierlicher Stimme die Preisgewinner vor. Mit lustigen Sprüngen und anmuthigem Schwunge überreichen die Zieler die Fahnen und spielen in einem Sprüchlein auf das erwartete Trinkgeld an, während ein schmetternder Tusch die Ueberreichung des Preises begleitet. Zur Nachfeier sitzen Abends die Schützen, ihre Büchsen zwischen den Knieen haltend, wieder um den schweren Schänktisch. Den Siegern wird aus vollem Steinkruge fleißig Bescheid getrunken, und auch die weniger glücklichen Schützen spülen Verdruß und Aerger mit dem beliebten Gebräu hinab.



Berchtesgaden.

Das Berchtesgadener Ländchen; Stollenfahrt in den Salzwerken; Holzschnitzereien. In dem tiefen Thalkessel, der von dem Felsenwalle des Unterberges, des Lattengebirges und der Reutalp, des Hochkelter und Watzmann, der Tauern und des hohen Göll umgürtet wird, liegt in stiller Abgeschiedenheit das reizende Berchtesgadener Ländchen. Schon der Name „Berchtesgaden", d. i. „Berchta's Gaden" (Gemach), die Sagen vom nahen Untersberge mit ihren mythischen Anklängen an die Raben Odin's und an die Esche Yggdrasill scheinen darauf hinzudeuten, daß in grauen Tagen, als noch finsterer Urwald die Thäler bedeckte und als Luchse, Wölfe und Bären im Dickicht hausten, eine heidnische Bevölkerung mit ihren Göttern sich in diese entlegenen Gebirgsthäler flüchtete. Auch in der Sage von den Erdmännlein, welche die Schätze des Untersberges hüten, haben wir vielleicht eine Hindeutung auf jene längst ausgestorbene Urbevölkerung zu erkennen. In der Wildniß entstand im zwölften Jahrhundert eine Kapelle, damit erfüllet würde, was Frau Irmengard, die Erbtochter Kuno's von Rott, gelobt, als ihr Gemahl, Herr Gebhard von Sulzbach, in diesen verrufenen Felsenthälern mit dem Pferde gestürzt war, ohne Schaden zu nehmen. Sie selbst war gestorben und manches Jahr darüber hingegangen, ehe das Gelübde erfüllt ward; denn Frau Irmengard's Tochter, die schöne Adelheid, hatte zu viel mit weltlichen Dingen zu thun, um an die Ausführung Dessen zu denken, was die sterbende Mutter ihr als heilige Pflicht übertragen. Auf dem Todtenbette überkam sie die Reue, und sie ließ sterbend ihren dritten Gemahl, Berengar von Sulzbach, schwören, daß er ihren Leib nicht eher zur Erde bestatten werde, als bis das Gelübde erfüllt sei. Zwölf Jahre hindurch blieb ihr Leib unbestattet, denn die frommen Ordensbrüder, die Berengar herbeirief, trugen kein Verlangen danach, sich in dieser Wildniß niederzulassen. Erst im Jahre 1122 war das Kloster gegründet und mit Chorherren des Augustinerordens besetzt. Nun begann die Axt die Wälder zu lichten, und allmählich machten sich die Segnungen der Kultur bemerkbar. Unter Friedrich dem Rothbart erhielt die junge Propstei fürstliche Rechte, die Salzwerke kamen in Betrieb, und die Bischöfe von Salzburg sahen mit frommem Neide auf den wachsenden Wohlstand der Probstei und maßten sich endlich die Landeshoheit über das Gebiet derselben an. Da war es ein einfacher Kaplan aus dem alten Münchener Geschlechte der Püttrich, der 1627 die Reichsunmittelbarkeit für den kleinen Staat erwirkte. Dieser aber machte der Reichsdeputationshauptschluß im Jahre 1803 ein Ende, indem er das Ländchen an Oesterreich gab, von dem es sieben Jahre später an Bayern kam.

Der Markt Berchtesgaden zählt kaum zweitausend Einwohner. Die niedlichen Häuser gruppiren sich, weit zerstreut umherliegend, an dem sonnigen Abhange des Untersberges, der sie gegen die kalten Nordwinde schützt. Der Ort besteht fast nur aus einer einzigen Gasse, welche, den Windungen der Höhe folgend, sich gegen Norden in das Thal hinabsenkt. Durch die anmuthigen Hauptthäler des Ländchens führen die Straßen über Schellendorf nach Salzburg, über Hallthurm und Wachterl nach Reichenhall und über den Hirschbühl in das Pinzgau. Unter dem südlichen Theile der Vorstadt liegen die berühmten Salzwerke im Thale der Ache.

Im Zechenhause, dem Stollenmundloch gegenüber, legen wir Knappengewänder an und wandern dann mit Grubenlichtern in das geheimnißvolle Reich. Ein Nachen trägt uns über den unterirdischen See hinweg, der als Becken zur Ansammlung der Wildwasser dient. Dann geht es den schiefen Stollen oder „Schurf" hinab. Zwei glatte Baumstämme liegen auf seiner Sohle gestreckt, zwischen denselben ist ein starkes Seil ausgespannt, und der führende Bergknappe zeigt uns, wozu Beides dient, indem er sich, die Laterne in der Linken, das Seil mit der von einem derben Handschuh geschützten Rechten umfassend, das Rutschleder wohl unter den Sitz gelegt, uns voran rittlings auf den glatten Baumstämmen in die Tiefe hinabgleiten läßt. Auf diese — übrigens durchaus gefahrlose — Weise gelangen wir in einen weiten Felsensaal hinab, dessen nächtliches Dunkel die vielen Flämmchen an den nackten, feuchten, von Krystallen glitzernden Felsenwänden kaum zu durchdringen vermögen und in welchem die Fackeln der Bergknappen irrlichtgleich hin- und herschwimmen. Mittels Rutschbäumen gelangen wir weiter auf die Sohle der Höhe hinab und auf Wurstwagen, die von Knechten auf Eisenbahnschienen gezogen werden, fahren wir wieder zum Tageslicht empor.

Die Leitung, mittels welcher die Soole von Berchtesgaden über Reichenhall nach Rosenheim geleitet wird, gehört zu den merkwürdigsten und großartigsten Wasserleitungen der Neuzeit. Nahezu achtundzwanzig Stunden weit schafft sie die Soole über steile Berge und tiefe Gräben, bald an schroffen Felsenwänden aufgehängt, bald unter dem Boden fortgeführt. Der älteste Theil der Leitung, der von Reichenhall nach Traunstein, ward 1618 von dem Münchener Brunnenmeister Reichenstuhl angelegt, weil der allmählich eintretende Holzmangel um Reichenhall die vollständige Ausnutzung aller Salzquellen nicht mehr gestattete. Die Fortsetzung der Linie nach Rosenheim ward 1810 ausgeführt; die Linie Berchtesgaden-Reichenhall endlich ist das Werk des genialen Georg von Reichenbach, der sie 1816 begann und binnen zwanzig Monaten vollendete. Das großartigste Werk dieser Soolenleitung ist die Wassersäulen-Maschine zu Illsank, welche die Soole in 4½zölligen Röhren mit einem Drucke 1218 Fuß hoch zum Földenköpfel in die Höhe hebt, von wo sie durch eigenes Gefälle in der Senkung über die Schwarzbachwacht nach Reichenhall läuft. Ihre Anlage beruht auf dem Prinzip einer künstlichen Vervielfältigung der von den Quellen ausgeübten Druckkraft. Bereits seit einem halben Jahrhundert ist das Riesenwerk Tag und Nacht hindurch in unausgesetzter Arbeit und befördert täglich 12,000 Kubikfuß (circa 7000 Centner) auf jene Höhe. Infolge dieser Leitungen ist es möglich geworden, auf den vier Salinen Berchtesgaden, Reichenhall, Traunstein und Rosenheim gegen 2200 Arbeiter zu beschäftigen.

Nächst den Salzwerken bildet die Holzschnitzerei einen Haupterwerbszweig der Bewohner des Berchtesgadener Ländchens. Von den Berchtesgadener Schnitzarbeiten gilt dasselbe Wort wie vom „Nürnberger Tand", — sie „gehn durch alle Land'!" Die feinen Arbeiten werden nicht blos aus Bein, sondern auch aus Holz hergestellt. Da sieht man allerlei zierliche Wunderwerke, z. B. fünfzig hölzerne Becher, so zart und dünn wie Baumblätter, in allmählich abnehmender Größe einen in den anderen geschlossen, alle zusammen keinen

größeren Umfang als den eines halben Hühnereies einnehmend; ferner elfenbeinerne Monstranzen, deren Theile stellenweise kaum die Dicke eines Menschenhaares erreichen, Kruzifixe in Taubenfederspulen u. s. w. Ehedem herrschte in der Holzschnitzerei ein ausgebildeter Kastengeist, demzufolge der Sohn des Schachtelmachers, Rösselschnitzers oder Herrgottsschnitzers wieder Schachtelmacher, Rösselschnitzer oder Herrgottsschnitzer werden mußte. Mit der fortschreitenden Bildung, insbesondere seit der Einführung der Gewerbefreiheit und der Errichtung einer königlichen Schnitzschule, ähnlich derjenigen zu Partenkirchen und Oberammergau, hat sich auch diese Industrie bedeutend gehoben und darf sich jetzt mit der Schweizer Kunst auf die gleiche Stufe stellen.

Der Königssee; Wild und Wildschützen im Berchtesgadener Lande. Die Perle des Berchtesgadener Ländchens ist der Königssee, der, ringsum von steil aufragenden Kalkfelsen umschlossen, ein Thal von zwei Stunden Länge und einer Viertelstunde Breite füllt, bei einer Tiefe von etwa 230 m. und einer Meereshöhe von 604,2 m. Auf dem klaren, smaragdgrünen Spiegel gleitet unser Nachen, von kräftigen Armen gerudert, über die nördliche Einbuchtung des Sees an der kleinen Insel Sankt Johann mit ihrer Kapelle und zierlichen Gartenanlage, auch an der senkrecht abfallenden Falkensteinwand vorüber. Hier erst, bei der Biegung, öffnet sich uns die Aussicht auf den ganzen See, über dem der blaue, vom Sonnenglanze durchzogene Duft des Morgens „wie ein zweiter See von Aether“ hin und her wallt, und auf seine gewaltige Umrahmung dort die im fernen Hintergrunde steil aufsteigende Sagereckwand, hier die scharf gezeichneten Gestalten des Funtenseetauern, die stolze Schönfeldspitze und der wilde Hachelkopf. Das kleine Jagdschloß sammt dem weißblinkenden Kirchlein Sankt Bartholomä, — dort, wo der Eisbach in tiefer Schlucht aus dem Felsenschoße des Watzmann hervorbricht, an seiner Mündung eine kleine Halbinsel bildend, scheint auf den Wellen zu schwimmen. Links drüben wirft sich in weitem Schwunge der Königsbach über die rothe Felswand rauschend in den See hinab, daß Schaum und Gischt weithin spritzen. Weiter südlich, Sankt Bartholomä schräg gegenüber, liegt das sogenannte Kuchler Loch, das nach Ansicht der Umwohner die Wasser des Königssees in unterirdischen Gängen dem berühmten Schwarzbachthal bei Golling jenseits der Berge zuführt, — eine Annahme, welche sich auf die Thatsache stützt, daß die Wasser des Schwarzbaches vollständig versiegten, als im Winter von 1823 und in jenem von 1867 der Seespiegel um drei Fuß fiel und damit unter die Oeffnung des Kuchler Loches herabsank.

Unvergleichlich ist der Blick von der Mitte des Sees in jene Felsenschluchten, den eigentlichen Kern des Hochgebirges, hinein, wo sich Mauer auf Mauer, Felsen auf Felsen thürmen. Kein Laut dringt von den Bergeshöhen bis an unser Ohr herab; gleich einem Traume umgiebt uns das Leben der Alpenwelt droben, wo in luftigem Horste der Königsadler thront, im Felsengeklippe flüchtige Gemsen sich tummeln und der Wildschütz auf schwindelndem Pfade seinem gefährlichen Gewerbe nachgeht.

Die Ufer des Königsees sind von alter Zeit her ein ergiebiges Jagdrevier und es hat sich in ihm außer der Gemse der in der Ebene draußen gar selten

gewordene Edelhirsch noch in starker Anzahl erhalten. Am großartigsten ward die Jagd des Edelhirsches unter König Maximilian Josef betrieben.



Der Königssee.

Sein Enkel Maximilian II. zog es vor, „den flüchtigen Gemsbock zu jagen", und stellte sogar Treibjagden auf Gemsen an.

Es liegt ein unwiderstehlicher Reiz in der gefahrvollen Gemsjagd. Sie führt am höchsten hinauf in die stille, gewaltige Welt der Berge, sie erfordert kecken Muth und die größte körperliche Gewandtheit, um die Hindernisse der

Gebirgsnatur zu überwinden, die sicherste Hand, um das vor dem Jäger im Fluge von Klippe zu Klippe dahineilende Thier mit der Kugel zu erreichen, und oft führt der Weg zwischen thurmhohen Felsen und tiefen Schluchten dahin und nahe dem Tode vorüber.

Seit Jahrhunderten war die Jagd ein Gegenstand des Kampfes zwischen Hohen und Niederen, zwischen Armen und Reichen. Schon in den zwölf Artikeln, welche die Bauern im großen Bauernkriege 1525 verfochten, war die Freiheit der Jagd als eine der wichtigsten Forderungen gestellt, und im Jahre 1848 war es dieselbe Frage, welche in Bayern die Gemüther des Volkes besonders erregte. Die freie, übermüthige Gemsjagd ist es, die im Volksliede tausendfach verherrlicht wird; denn: „Wenn i nit birschen und jagen soll, is mir auf der ganzen Welt nit wohl.“

Weit verbreitet sind im bayrischen Hochlande die Geschichten vom „Hiesel“, dem kecken Anführer der gefürchteten Wildschützenbande (eigentlich Matthias Klostermaier, Sohn des Bildschnitzers zu Kissingen, geboren 1738, der schließlich mit sammt seiner Bande gefangen genommen und als „Erzbösewicht“ nach dem Urtheil der „hochfürstlichen augsburgischen Regierung“ 1771 zu Dillingen „dem Scharfrichter zu Handen und Banden übergeben, zur Richtstatt geschleift, daselbst mit dem Rade, durch Zerstoßung seiner Glieder von oben herab, vom Leben zum Tode gerichtet“ ward, worauf man seinen Kopf auf den Galgen steckte, den Rumpf aber in vier Stücke zerhieb und an den Landstraßen aufhing.“ Ein Volkslied im Hochlande schließt mit den Versen:

„Und kommt die letzte Stunde
Und mach' ich d' Augen zu,
Soldaten, Schergen und Jaga,
Erst dann habt's vor mir Ruh!

Da wird si's Wild vermehren
Und springen kreuzwohlauf,
Und d' Bauern wer'n oft rufen:
Geh, Hiesel, steh' wieder auf!“ —

Auch jetzt, wo das, was der bayrische Hiesel gewollt, — die freie Jagd, — längst erreicht und, was seiner Zeit ein Verbrechen war, zu einem auf Gesetz und Recht beruhenden festen Zustande geworden, kommen Verletzungen des Jagdrechtes und Jagdfrevel noch oft genug im bayrischen Hochlande vor. Die Förster in den Bergen wissen recht wohl, daß nicht Jeder, der jagt, die vorgeschriebene Jagdkarte gelöst hat. Zur Pflicht gesellt sich die Leidenschaft und führt nicht selten zu blutigen Zusammenstößen zwischen Förster und Wildschütz.

Schon in tiefer Nacht bricht der Wildschütz vom Lager auf und geht beim ungewissen Licht der Sterne seinen verborgenen Wegen nach, oft auf Händen und Füßen kletternd, bis er die Stellen erreicht, an denen das Wild bei Tagesanbruch wechselt. Nur mit List gelingt es ihm, ein Rudel Gemsen auf der Weide zu beschleichen; denn die klugen Thiere sichern sich durch eine auf einem Felsvorsprung wachthaltende „Vorgais“. Hat der Schütze sein Ziel erreicht, so schleppt er die Beute ins Dickicht, um sie kunstgerecht aufzubrechen und im Rucksack zu verbergen. Mit einer Last von mehr als einem halben Centner auf dem Rücken ist der Rückweg nicht leicht. Oft trägt den Schwerbelasteten nur ein gewagter Sprung von Felsblock zu Felsblock. Mit aller Kraft klammert sich der Fuß an das felsige Erdreich.



Wildschützen und Schmuggler.

Wie Zangen greifen die scharfkantigen Nägel der Bergschuhe in den Fels und der hohe Bergstock biegt sich unter der Last des wuchtigen Mannes. Endlich ist die Hütte erreicht, und mit trutzigem Stolze wirft der Heimgekehrte die Jagdbeute am Herde nieder. Das Fleisch kommt an einem der nächsten Tage in der Mittagsschüssel vor; das Fell wird theuer verkauft, um zu Hosen- und Handschuhleder verarbeitet zu werden, und aus dem Krickel (Horn) werden Stockgriffe gedrechselt.

Trifft aber der heimkehrende Wildschütz auf einsamem Pfade mit dem Förster zusammen, dann kommt es nicht selten zu einem Kampf auf Leben und Tod. Heftig ringen die beiden gewaltigen Gestalten; Jeder sucht den Anderen zu überlisten, im äußersten Falle auch dem unerbittlichen Gegner ins Herz zu stoßen. Der Ueberlebende mit der blutigen Hand zieht still seines Weges. Einige Tage darauf findet ein Holzhacker die Leiche, — den Thäter wird man schwerlich entdecken.



Inneres einer Sennhütte.



Ein Bauernhof im Bayrischen Gebirge.

Volksleben in den Bayerischen Bergen.

Das Wohnhaus. — Das Volk. — Mundart und Tracht. — Sagen und Gebräuche. — Haberfeldtreiben. — Auf der Alm. — Hochzeit in Oberaudorf.

Das Wohnhaus. Schon ein Blick aus der Ferne auf das Profil der Alpenkette zeigt im Nordzuge vom Hochvogel im Algäu zur Zugspitze hinüber eine Lücke und eine damit verbundene große Einsenkung von West nach Ost, welche nicht wenig dazu beiträgt, die Erscheinung der Zugspitze noch bedeutender zu machen, in welcher die bayerische Alpenkette, von Osten her ansteigend, schließlich ihren Höhepunkt erreicht. Diese Lücke scheidet auch das schwäbische von dem bajuvarischen Elemente.

Der Unterschied zwischen beiden tritt uns zunächst im Wohnhause vor die Augen. Wie überall im Hochlande begegnen wir auch in den Bayerischen und Salzburger Alpen zumeist vereinzelten Bauerhöfen und Alphütten. Dörfer, Weiler und Marktflecken sind seltener als draußen in der Ebene, und Städte fehlen ganz. Das Dorf des bayerischen Hochgebirges besteht in der Regel aus zerstreuten, von Garten und Grasplatz umgebenen Häusern, welche deshalb von ihren Eigenthümlichkeiten keine abzulegen brauchen. Anders sind die Verhältnisse in den Marktflecken, welche selbst im Innern des Gebirges zum Mindesten in ihrem Kern eine geschlossene Häuserreihe aufweisen.

In ihrer ältesten Form sind die Gebirgshäuser in echt deutscher Weise ganz von Holz mit ausgehauenen Balken erbaut, die nach innen vertäfelt werden. In anderen Häusern ist der untere Theil gemauert und der obere „Gaden" oder doch wenigstens die Frucht- und Heueinlage von Holz aufgerichtet. Als dritte Art sehen wir dann das ganz gemauerte Haus, an dem doch immer noch die „Laube" (Söller oder Altan) und einige andere Theile von Holz sind. Der Anblick des bayerischen Gebirgshauses ist ein freundlicher. Weiße Tünche deckt die Wand, soweit sie gemauert; Thüren, Kreuzstöcke und Fensterläden sind mit dem kräftigsten Grün angestrichen.

Den Grundplan des Hauses bildet ein längliches Rechteck. Die eine schmälere Seite stellt die eigentliche Schauseite oder Façade dar. Am Giebel oder über der Thür an der Langseite prangt ein heiliger Florian, Leonhard oder sonstiger Schutzheiliger, darunter ein alter Kernspruch, dessen Orthographie bisweilen mit der Kunst des Malers auf gleicher Stufe bleibt. Die kleinen, kaum zwei Fuß im Geviert haltenden Fenster würden nicht genug Licht in die geräumige Stube lassen, hätte man deren nicht eine größere Anzahl angebracht, meist zwei in jeder Wand des Zimmers gegen das Freie, was nicht wenig dazu beiträgt, die Freundlichkeit des Eindruckes zu erhöhen.

Ueber dem Erdgeschoß erhebt sich fast ausnahmslos ein oberes Stockwerk. Um dasselbe läuft die an dem bayerischen Gebirgshause charakteristische Laube mit ihrem zierlich geschnitzten Geländer, soweit das gemauerte Wohnhaus reicht, dasselbe auf drei Seiten umfassend. An der Giebelseite springt zuweilen noch ein zweiter, in einzelnen Fällen auch noch ein dritter derartiger Balkon vor; über alle wirft das weit vorstehende, aus Legschindeln gebaute und — damit es nicht vom Sturme fortgerissen werde — mit mächtigen Steinblöcken beschwerte flache Dach seinen gemüthlichen Schatten. Wuchernde Nelken, Rosmarin- und Gelbveigelstöcke stehen in schmucklosen Töpfen das Gesims der Laube entlang. Neuerlich hat sich dort und im schmucken Hausgärtlein an der Giebelseite auch das farbenprächtige Geranium eingebürgert, dessen auch der Aermste nicht entbehren mag und aus dem sich die schmucken Dirnen des Hauses den Strauß binden, der beim sonntäglichen Kirchgang oder im Hochzeitszuge ihr Mieder schmückt.

Mit dem Wohnhause steht die hölzerne Tenne und die Stallung für Pferde und Rinder in innerer Verbindung. Ein Aufwurf von Rasen führt von dem Flur zum Thor der Tenne hinauf und fordert die Kraft der Zugthiere heraus, wenn diese schwere Wagen mit Getreide und Futter hinaufziehen.

Die Schauseite ist allezeit mit besonderer Sorgfalt weiß getüncht. Einen Hauptschmuck derselben bilden die an ihren Enden zierlich geschnitzten Tragebalken des vorspringenden Daches sammt den kräftig bemalten Stirnbretern, die am Giebel oben, wo sie sich begegnen, bald in Schlangen- und Drachenköpfe von gar wundersamen Formen, bald in Pferdeköpfe auslaufen, in allen Fällen aber ein hölzernes Kreuzlein tragen. Die zum Hausflur führende Thüre steht allezeit gastlich offen, und das niedere hölzerne Gitter, der „Gadern" (Gatter) genannt, dient theils zur Zierde, theils um das im Hofraume herumspazierende Federvieh abzuhalten.

Hat das Besitzthum einen größeren Umfang, so daß die menschliche Stimme nicht bis an die Marken desselben reicht, so trägt die Firste des Hauses ein leichtes hölzernes Thürmchen mit einer Glocke, deren weithin getragener Klang zu drei verschiedenen Tageszeiten das draußen arbeitende Gesinde zum Mahle ruft.

Die innere Einrichtung des Hauses zeigt im Erdgeschoß die große Wohnstube, daneben die geräumige Küche und hie und da ein einfensteriges Nebenstübchen, im oberen Stockwerke das Schlaf- und Hauptgemach des Hausvaters und seines Weibes, sowie die Nebenkammern für Kinder und Gesinde. Die Wohnstube ist in der Regel ganz, ausnahmsweise auch nur bis zur Hälfte der Wandhöhe, getäfelt. Auch die Decke zeigt einfaches Fachwerk. Rings um die Wände der Stube und um drei Seiten des weit in dieselbe hineinragenden mächtigen Kachelofens laufen Holzbänke. In die der Thüre gegenüberliegende Ecke der Stube ist der Tisch mit starker Ahorn- oder Eichenplatte gerückt. Ueber ihm baut die fromme Gesinnung der Hausgenossen mit zahlreichen Bildern, Täfelchen, Blumenbüscheln und allerlei heiligem Zierrath, der sich um ein Kruzifix zusammendrängt, den Hausaltar. Am Kruzifix fehlt nicht der am Sonntag vor Ostern in der Kirche geweihte Palmzweig, d. h. ein Bündel Weidenruthen mit silberglänzenden Blütenkätzchen; er schützt das Haus vor dem Blitzschlag. Nicht selten schwebt über dem Tische an einem Faden ein „heiliger Geist", d. h. eine aus weißem Papier gefaltete Taube, deren ausgebreitete Flügel von einer zackigen Aureole aus Rauschegold überstrahlt werden. Neben der Thüre zum Flur hängt der Weihbrunnkessel, in den jeder Eintretende und Fortgehende den Finger taucht, um sich die Stirn zu benetzen und dann zu bekreuzigen; dabei oft ein geweihter Salzstein, krankem Vieh als Heilmittel ins Getränk zu legen. Ueber allen Thüren sieht man mit Kreide angeschrieben die Anfangsbuchstaben zu den Namen der heiligen drei Könige: C † M † B †, Caspar, Melchior, Balthasar, welche bei den altbayerischen Bauern besonders hoch in heiligen Ehren stehen. Darunter läuft, über eine Rolle gespannt, das lange Handtuch zu Jedermanns Gebrauch. Neben dem mit Trockenstangen umgebenen Ofen fehlt nur selten die „Ofenbruck", ein sehr urzuständliches Lotterbett für Kranke zur Winterszeit und für Gäste niederen Ranges.

In der „Kammer" — so heißt das Schlaf- und Prunkgemach des Hausvaters und der Hausfrau — verwahrt die Letztere das Kostbarste und Schönste, was sie an Schmuck und Hausrath besitzt. Das Hauptmöbel der Kammer bildet die Doppelbettlade des häuslichen Ehepaars, der darüber gespannte „Himmel" ist mit frommen Malereien geschmückt.

Vor dem Hause, der Hausthüre zunächst und somit auch dem Stalle nicht fern, springt in weitem Bogen ein krystallheller Wasserstrahl aus schmucklosem Brunnenrohr in einen ausgehöhlten Baumstamm. Eben so wenig als dieser einfachste aller Brunnen fehlt im Gärtchen der Hollunderstrauch mit seinen weithin duftenden Blütenbüscheln; Haselbüsche und wilde Rosen grenzen häufig als lebendige Zäune, von hohen Tannenbäumen oder breitästigem Ahorn, dem Hauptschmuck der Thäler, unterbrochen, den Grund und Boden des Besitzers von dem des Nachbarn ab.

Das Volk. Wir haben den Charakter des Altbayern im Vergleiche mit seinen Nachbarn, dem Franken und Schwaben, schon in der allgemeinen Einleitung zu schildern versucht. Treuherzig und gutmüthig, fest beharrend am Alten, der Priesterschaft ergeben, fromm bis zum Abergläubischen, handfest und derb im Handel und Wandel, — dies ist in großen Zügen das Bild des bayerischen Gebirgsbewohners, welches auch durch den großen Zustrom von Fremden in manchen Orten — Partenkirchen, Garmisch, Tegernsee, Schliersee, Miesbach, Reichenhall und Berchtesgaden — nicht viel von seinen Eigenthümlichkeiten verloren hat.

Knochenfest, muskelstark und kräftig, mit hoher Brust und breitem Rücken, entwickelt sich der Oberländer oft zu einer herkulischen Gestalt mit nicht selten schönen und edlen, immer aber mit kräftig ausgeprägten Zügen und Formen. Als nothwendige, ja unerläßliche Zier — nicht nur der jungen Burschen, sondern auch der bejahrten Männer — gilt ein tüchtiger Schnurrbart, durch den ihr mannhaftes Aussehen noch mehr gehoben wird. Auch die Frauensleute verleugnen den kraftvollen Schlag nicht. Ihre Gesichtszüge und Formen sind im Allgemeinen zu stark, um schön gefunden werden zu können; aber die gesunden, breiten Gestalten können wol dem Städter Respekt einflößen. Sie verstehen es eben so gut, auf einen wohlgemeinten Scherz mit schelmischer Naivetät einzugehen, als den Zudringlichen mit derbem Worte „abzuschnalzen"; und wer ihnen mit Ungebühr zu nahe treten wollte, der möge auch die derben Hände in Betracht ziehen, die sie wohl zu gebrauchen wissen, so zur Arbeit als im Nothfall auch zur Selbstwehr.

Daß der Bayer sein — wirkliches oder vermeintes — Recht gern selbst mit der Faust vertritt, liegt im Bewußtsein seiner Kraft begründet. Ja, viele Gemeinden haben einen besonderen, tüchtigen Raufer aufzuweisen, der „Hagenaier" genannt wird und die bedenkliche Aufgabe hat, die Bursche seines Dorfes in allen einschlägigen Angelegenheiten zu vertreten, und dessen Ruf weit über die Flur seiner Heimatsgemeinde hinausreicht. An Uebung fehlt es ihm nicht; die vielen Sonn- und Festtage, Kirchweihen, Hochzeiten u. s. w. bieten Gelegenheit genug dazu. Aber man muß den Oberländern zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie nur höchst selten zum Messer greifen. Der schwere eiserne Schlagring am kleinen Finger der rechten Hand, hie und da in stumpfe Ansätze auslaufend, der steinerne Maßkrug und das Stuhlbein am Schänktisch wettern so wuchtig auf die harten Köpfe herab, daß man wohl andere Waffen entbehren kann.

Zum Raufen bedarf es keiner Herausforderung; schon ein Trutzlied bleibt selten ohne Wirkung. Nur das „Fingerhakeln" ist ein unblutiger Zweikampf, dem nothwendig eine unmittelbare Herausforderung vorangehen muß. So verlangt es Sitte und Brauch in den Bergen. Die Kampfregeln sind einfach: die Gegner haken sich gegenseitig mit dem Zeige- oder Mittelfinger zusammen und beginnen nun aus Leibeskräften zu ziehen, um Einer den Andern zum Wanken zu bringen oder zu Boden zu reißen. Da kommt es wol vor, daß der zwischen Beiden stehende schwere Ahorntisch mit Allem, was darauf steht und liegt, mit in den Sturz gerissen wird. Auch giebt es stämmige Burschen, die es

mit zwei Gegnern zugleich aufnehmen und beide mit einem Finger herüberziehen. Am beliebtesten ist das Hakeln in den Thälern zwischen Isar und Inn. Da treiben es schon die kleinen Jungen mit einander, und wenn der Gaisbub oben keinen Kameraden findet, da fordert er wol die Gaisen heraus und hakelt mit den Hörnern des Gaisbocks.

Auch in dem Wildstande an Gemsen, Hirschen und Rehen und der ausgesprochenen Lust des Oberländers am Weidwerke und Schützenwesen liegt eine schwer zu überwindende Versuchung, sich über die bestehenden Gesetze hinwegzusetzen, sodaß es an Beispielen arger Zusammenstöße mit den Hütern des Gesetzes nicht fehlt, die oft genug blutig enden. An anderem Orte mehr davon!

Mundart und Tracht. Der Grundzug des bayerischen Wesens, „das Trotzige und Protzige", wie Götzinger ihn bezeichnet, tritt schon in der Mundart des Oberbayern hervor. Das Charakteristische derselben liegt — wie schon anderweitig angedeutet — in dem nachlässigen Aussprechen der Vokale, wodurch der Mittelvokal a der vorherrschende wird, in einem nur halben Aussprechen der Konsonanten l, n und r und in dem häufigen Verschlucken von Lauten, besonders in den Endungen el, en und er. Zu diesen Eigenthümlichkeiten kommt das häufige Anklingen der selbstgebildeten Doppelvokale oa, ea, ua, ia. Der Altbayer spricht noch heute „kloan" für „klein", „Oamer" für „Eimer", „Deandl" (beinahe wie Diendl) für „Dirne", „Bluat", „Guat" und „Muath" für „Blut", „Gut" und „Muth". Der Bauernjunge ruft seiner Mutter zu: „Muata, geh gschwind hea!" (heim), und wer über den Fluß oder den See setzen will, ruft dem Fährmann: „Ueba fian!" (Ueberführen.) An die Stelle des Konsonanten l tritt ein geschleiftes i und so wird aus „Geld" — „Geid", aus „Gold" — „Goid", aus „Bild" — „Biid". Das Verschlucken von Lauten macht die „Nudel" zur „Nul". Daß durch eine solche Sprechweise der Vorwurf der Härte, welchen man der Umgangssprache wegen der Anhäufung von Konsonanten öfters macht, vielfach beseitigt wird, liegt auf der Hand.

Einige Volkssprüchwörter lauten: „In kloane Hait stöcka oft große Leit", — „bössa a Laus aum Kraut, als gar koan Fleisch", — „Got valaßt koa Deitsche, hungat's n nöt, so dürschts'n", — „Umsunst ist da Tod, aber a kost'ts Löbm" — u. s. w.

Das Naive und Neckische des bayerischen Wesens drückt sich am natürlichsten in den beliebten Schnadahüpfl'n aus, jenen aus dem Stegreif gedichteten, von naturfrischen Kehlen gesungenen und gejodelten Scherzliedchen, welche nicht selten in ihrem Schlusse eine epigrammatische Spitze verbergen oder auch wol zum scharfen Pfeil des „Trutzg'sangl" sich zuspitzen, mit dem zwei feindliche Parteien so lange auf einander zielen, bis ihnen der Trutz aus dem Liede in die Faust fährt.

Die eigentliche Heimat der Schnadahüpfl sind die Almen. Horch! da schmeichelt der lebfrische Bua der schmucken Sennerin:

„I woas a schö's Glöckerl,
Des hat an schö'n Klang,
Und i woas a schö's Deandl,
Des hat an schö'n Gang.

Des Deandl des möcht' i,
Des hätt i so gern,
Des hat a paar Aeugerln
Als wie a paar Stern'.

Das „Deandl“ aber wendet den Kopf und antwortet schelmisch:

Wol warst a schö's Bübl,
Hast wol a schö's Gwand,
Aber dei Stroach (Streich) der is größer,
Als' Salzburger Land.

Sie meint es indessen nicht schlimm, denn bald darauf singt sie weiter:

Die Sunna scheint gulda,
Geht feuerroth auf,
Und i lieb di von Herzen,
So lang als i schnauf.

Ein anderes Mal halten sich Beide scherzend ihre Untreue vor:

Er.

Dei Lieb, wann a Buach waar,
Des leset i glei,
Und wie viel wur denn drin steh,
Was moast (meinst) von der Treu? —

Sie.

Und dei Lieb, wann a Farb' hätt,
So bild' i mir ei,
Schau, weil d'gar so viel gern hast,
Ganz gscheckket müßt s' sei.

Zuweilen hält auch wol das „Deandl“ ihrem Buben eine Strafpredigt, aber er vertheidigt sich:

Von mei Lump'n, mei Pump'n
Wird gar so viel gered't;
Redt's alleweil vom Sauffa,
Vom Durst red't ma net.

Den Schluß macht aber allemal die Versöhnung und dann singen wol Bube und Sennerin zusammen:

A Bix ohni Ho (Hahn)
Und a Deandl ohni Mo (Mann)
Und a Jaager ohni Schneid,
Da is's allemal gfeit.

Und i will grad a Bläami,
I will ja koan Strauß,
Grad a bißl a Bußl,
Dees bitt i mir aus.

Was dann noch folgt, kann der Leser sich vorstellen.

In der Tracht des Hochlandsbayern hat in den letzten Jahrzehnten die allgemein getragene dickwollene Joppe und der spitze grüne Filzhut mit dem Alpenzeichen die früher in den verschiedenen Thälern üblichen Landestrachten verdrängt. Wo sich die letzteren ausnahmsweise erhalten haben, wie in der Jachenau und im Berchtesgadener Lande, haben wir ihrer besonders gedacht. Zu den genannten Kleidungsstücken kommt die kurze Lederhose, welche das Knie frei läßt, mit gesticktem Gurt und Hosenträgern, der Wadenstrumpf und die schweren Bergschuhe. Auch die Frauen tragen den Spitzhut, der bald mit Bändern umschlungen, bald mit Goldschnur und Quasten geschmückt ist und ein wenig kokett auf die Seite gerückt wird. Mit den bunten Farben des Halstuchs und der Schnürbrust steht die schwarze Farbe des reichgefalteten Rockes in eigenthümlichem Gegensatze. Im Alpenvorlande sieht man die zur Sonntagskirche gehenden Mädchen statt des Spitzhuts mit dem silbernen Riegelhäubchen geschmückt, das kühn aufgesetzt in Form eines Schwalbenschwanzes kaum auf ihren Haaren haften zu können scheint, das dunkle Mieder vorne mit Silberketten geschnürt und mit prangenden Schaumünzen verziert.

Sagen und Gebräuche. Auch die Sagen, welche sich in der Ueberlieferung des Volkes gebildet und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben, enthalten bedeutsame Züge für den Volkscharakter. Durch die im Oberlande besonders verbreiteten christlichen Sagen geht eine eigenthümliche Mischung von naiv-gläubiger Frömmigkeit und Ironie. Bei aller Hingebung an die Heiligen der Kirche und bei allem Glauben an ihre Wunderthätigkeit sucht das Volk ihnen doch schwache menschliche Seiten abzugewinnen, und je mehr Ehrfurcht und Demuth man ihnen in der Kirche bezeigt, desto schlechter kommen sie — insbesondere der heilige Petrus — in der Volkssage davon, gleichsam als fürchte man sich sie zu beleidigen, aber als traue man ihnen dennoch nicht ganz.



Sennerin und Holzknecht.

Dem Aberglauben ist noch ein freies Feld gelassen; er beruht großentheils auf einer Verquickung der christlichen Legende mit altheidnischer Ueberlieferung.

Der Glaube an „Truden“, d. h. Weiber, welche nächtlicher Weile Menschen und Thiere schädigen, ist in den Bergen noch vielfach verbreitet; gegen sie hilft der „Trudenfuß“ auf der Schwelle, jenes Pentagramm mit fünf ausspringenden spitzen Winkeln, und ein Stall-Fensterladen, nur in einer Angel hangend, schützt das Vieh drinnen vor ihrer Bosheit. Die Hexen machen Wind und Wetter gegen die Gesetze der Natur, sie machen Menschen und Vieh krank und haben ihren Hexensabbath. Dagegen giebt es auch eine „weiße Kunst“, welche mancherlei Gegenmittel gegen Hexen, Truden und andere Schwarzkünstler angiebt.

Im „Nachtgegaid“ hat sich die Erinnerung an Gott Wuotan erhalten.

Frau Bercht, Perchta, die lichtglänzende Göttin, überwacht die Arbeit der Spinnerinnen und die Reinlichkeit des Hauses. Mit dem Glauben an sie hängt das „Berchtengehen" am Dreikönigsabende zusammen, indem drei Arme, die sonst nicht betteln, vermummt und mit Ketten rasselnd an die Thüren treten und Birnbrot und Nudeln erhalten. An die Riesen des nordischen Heidenthums reiht sich der „Viehschelm" der Sage in der Riß, ein schwarzes Ungethüm, vorn ein zottiger Stier, hinten ein todtes Vieh; immer deutet sein Erscheinen auf ein großes Viehsterben. Die „Erdmännlein" und die „Erdweiblein" sind gewöhnlich grün gekleidet; sie erscheinen auch bei Tage und helfen bei mancherlei Verrichtungen im Felde, treiben aber bei aller Gutmüthigkeit auch gerne Schabernack.

Wilderer und Jäger verstehen sich schußfest zu machen oder auch das Wild zum Schusse zu bannen. Andere können mittels des Erdspiegels verborgene Schätze und unbekannte Verbrecher entdecken. Sagen von vergrabenen Schätzen kehren häufig wieder. Am Wetterstein bezeichnet ein während des Gebetläutens erscheinendes helles Licht die Stelle, wo der Schatz liegt. Andere Sagen knüpfen an die wunderbaren Eigenschaften der Naturgegenstände an.

Fast an jeden der vielen Festtage knüpft der fromme Aberglaube einen besondern Gebrauch. Der altbayerische Bauer fängt sein Jahr mit dem Dreikönigstage (6. Januar) an. Schon am Vorabend des Tages werden in der Kirche Wasser, Salz und Kreide geweiht, aus denen man den erwähnten Salzstein bereitet. Am heiligen Dreikönigstage schreibt der Hausvater an alle Thüren mit der geweihten Kreide sein C † M † B †, d. i. die Anfangsbuchstaben der drei Heiligen, und räuchert Haus und Stall gegen die bösen Geister mit Weihrauch und zu Pulver geriebenen heiligen Kräutern. Mit den heiligen drei Königen verträgt sich aber die mythische Frau Bercht ganz wohl, die gerade in den — ehemals ihr geweihten — heiligen Nächten (zwischen Weihnachten und Dreikönigstag) ihren Umzug durch die Wohnungen der Menschen hält, in die Fenster der Spinnstuben hineinschaut und den Mägden, die sie spinnend findet, den Flachs verwirrt.

Zu Mariä Lichtmeß kauft sich der Bauer eine geweihte Wachskerze, die in keinem Hause fehlen darf, so wenig als die Osterkerze, die bei nächtlichen Gewittern auf der Alm angezündet wird. Am Aschermittwoch streut er geweihte Asche aufs Feld, das davon fruchtbar wird. Der Palmsonntag bringt den geweihten Palmbüschel, von dem bei heraufziehendem Gewitter ein Theil auf dem Herde verbrannt wird, um den Blitz fern zu halten. Die rothen Ostereier weisen auf die Ehre hin, die man einst bei der Osterfeier dem Gotte Donar erwies, dem die rothe Farbe heilig war. Am ersten Mai stellt jedes Dorf im Oberlande seinen Maibaum auf, und die Buben des Dorfes setzen einem schönen, sittigen Mädchen wol auch einen kleinen Tannenbusch mit farbigen Bändern, mit Kränzlein und rothen Aepfeln vor das Kammerfenster oder aufs Dach. Gleiche Ehre widerfährt auf dem linken Innufer einem neuvermählten Ehepaar. Am Sankt Johannisabend leuchten die Sonnenwendfeuer von allen Höhen, wie es einst zu Ehren des Lichtgottes geschehen. Wenn das Gebetläuten im Thale verklungen, dann beginnen oben die Flammen zu knistern



Sonnenwendfeuer.

und es sprühen die Funken durch die klare Sternennacht. Um die Scheiterhaufen wird es lebendig. Von den nahen Almen steigen schmucke Sennerinnen herauf und treffen dort ihre Bekannten, denen sie Manches zu vertrauen haben. Früher nahm wol Jeglicher vom Sonnenwendfeuer ein Stück angebranntes Holz mit sich heim und steckte dasselbe in seinen Acker, denn solches schützte vor Hagel und machte fruchtbar. Man sprang auch über die Lohe und sprach während des Sprunges einen Wunsch aus, der sicher Erfüllung finden mußte. Jetzt hat sich noch das „Scheibentreiben" erhalten; ein altes Wagenrad oder der Durchschnitt einer Brunnenröhre wird reichlich mit Pech bestrichen, an eine hohe Stange gesteckt, am Sonnenwendfeuer angezündet, mit mächtigem Schwunge im Kreise herumgedreht und im leuchtenden Bogen durch die Lüfte geschleudert, wozu der „Scheibentreiber" einen Vers spricht, der einen Wunsch und eine Art Widmung enthält. —

Auch bei der Fronleichnamsprozession ist der Aberglaube mit im Zuge; denn die ungeheuer hohen, oben mit einem Fähnlein geschmückten Tannenstangen, welche von kräftigen Burschen getragen werden, sollen das ganze Jahr hindurch Hagel- und Blitzschlag von der Flur fern halten. Im August feiert jeder Bauernhof das Fest der „Sichelhenk" oder der glücklichen Einbringung der Ernte und im September jedes Dorf seine Kirchweih. Am Allerseelentage werden die Grabhügel gesäubert und geebnet und Todtenkranz und Weihwasser daneben gestellt. Am 6. November wird der heilige Leonhard, der Schutzheilige der Pferde und Rinder, durch große Wallfahrten zu Pferde geehrt, wie wir dies oben in Fischhausen am Schliersee kennen gelernt haben.

Gerade einen Monat später kommt der heilige Nikolaus, um die braven Kinder mit Aepfeln und Nüssen zu beschenken, und in der Sankt Thomasnacht (18. Dezember) bitten die Mädchen den Heiligen vor dem Schlafengehen, indem sie entkleidet auf den Bettschemel treten, ihnen den Herzallerliebsten zu zeigen, und der Heilige ist so gefällig, ihnen denselben im Traume erscheinen zu lassen, falls Letzteren nicht die Neugier getrieben, schon vorher durch das Fenster zu gucken.

Haberfeldtreiben. Zu den bösen Gebräuchen im Bayerischen Gebirge gehört das sogenannte Haberfeldtreiben, welches sich trotz strenger Verbote und trotz der Wachsamkeit der Polizei in manchen Gegenden des Hochlandes, insbesondere in den Thälern der Isar bei Länggries, der Mangfall, Schlierach, Aurach und Leizach, immer noch erhalten hat. Es ist eine Art von volksthümlichem Rügegerichte über Solche, die sich durch ihre Handlungen gegen die nach Ueberlieferung und Herkommen im Volke herrschenden Sittenbegriffe vergangen haben und durch welches der Uebelthäter auch dann gebrandmarkt und der Schande preisgegeben werden soll, wenn er vor dem Gesetze straflos erscheint. Betrug, Wucher, Geiz, Gaunerei und Schlemmerei werden am häufigsten auf diese Weise geahndet. Dabei werden vorzugsweise Reiche und Angesehene heimgesucht und auch die Geistlichen nicht verschont. Der Name „Haberfeldtreiben" wird auf die in vielen Gegenden Bayerns ehedem herrschende Sitte zurückgeführt, daß leichtsinnigen Dirnen von den Burschen des Dorfes Abends auf-

gelauert und sie unter Geißelhieben und Verhöhnung über das Feld nach Hause getrieben wurden. Viele wollen in dem Haberfeldtreiben noch Spuren von den einst durch Karl den Großen in den Grafschaften eingesetzten Rügegerichten sehen; doch läßt sich dann schwer begreifen, warum es sich in ganz Deutschland nur zwischen Inn und Isar erhalten hat. Thatsache ist es übrigens, daß der Name Karl's des Großen, wie beim Vehmgerichte in Westfalen, so auch beim Haberfeldtreiben, allezeit eine große Rolle spielte. Er ward beim Verlesen der Theilnehmer am Gerichte zuerst genannt und zum Schlusse ausdrücklich zum Unterschreiben des Protokolls aufgerufen:

„Kaiser Karl muß noch kommen und 's Protokoll unterschreiben,
Daß wir das nächste Mal in Attel und Altenhochenau Haberfeld treiben."

Eben so wenig, wie über die Entstehung, ist über die Organisation dieses heimlichen Gerichtes mit Sicherheit zu erfahren, da die Wissenden ein hartnäckiges Schweigen beobachten. Die deshalb eingeleiteten Untersuchungen ergaben ganze Berge von Akten; aber sie brachten weder den Kern der Sache noch Namen von Schuldigen zu Tage, so daß man wol glauben darf, die Theilnehmer seien durch feierliche Eide zum Schweigen verpflichtet. Nur Wenige wurden auf frischer That ergriffen und verfielen dem Gesetze. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab es in dem Lande zwischen Isar und Inn zwölf Haberfeldmeister, deren jeder nur diejenigen Mitglieder des Bundes kannte, die in seinem Bezirke wohnten. Die Ausführung ward ausschließlich jungen ledigen Burschen aus dem Bauernstande übertragen.

Gewöhnlich wird der Sünder durch in Reimen verfaßte Drohbriefe vorher gewarnt und ihm eine Frist zur Besserung gegeben. Geht diese ungenützt vorüber, so verfällt er dem Gerichte. Die Zeit der Ausführung bleibt geheim. Ahnungslos hat der Bedrohte sein Lager gesucht; da wird er um Mitternacht von lautem Halloh, dem Geräusche von zahllosen, mißtönenden Lärmwerkzeugen, von Trommelwirbel und Büchsenknallen geweckt. Hunderte von vermummten, rußgeschwärzten und bewaffneten Unholden scheinen plötzlich aus dem Erdboden zu wachsen und schließen ein Viereck um das Haus des Uebelthäters.

Die Bewohner des Ortes sind geweckt worden, um Zeugen des Strafgerichts zu sein; aber jeder Unberufene wird von den ausgestellten Wachen, nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen, zurückgewiesen. Nun wird der Missethäter herausgerufen und erscheint nicht selten im Hemde, da an Zögern oder Widerstand nicht zu denken war. Das Gesinde und die übrigen Bewohner des Hauses haben sich furchtsam verkrochen und überlassen den Schuldigen seinem Schicksal. Ist allen Vorsichtsmaßregeln genügt, so beginnt das Vorlesen der Richter und Treiber, und zwar sämmtlich unter falschen Namen und Würden. Nächst Kaiser Karl werden der Prinz N. und Graf X., der bayerische Hiesel, der Landrichter von M. und der Pfarrer von G. aufgerufen, und Alle antworten mit einem kräftigen „Hier!" Fehlt nur ein Einziger der Aufgerufenen, so geht Alles unverrichteter Dinge auseinander. Ist das Vorlesen erfolgt, so tritt einer der Meister in die Mitte des Vierecks und verliest ein in Knüttelreimen verfaßtes Sündenregister des Verurtheilten, wobei ihm ein anderer mit der Laterne leuchtet. Die Menge begleitet die Vorlesung mit gräßlichem Geheul

und brüllt die Endreime kräftig nach, wobei sie mit den mitgebrachten Handmühlen, Kuhschellen, Ketten, Knarren und Trommeln einen fürchterlichen Lärm macht. Dabei bleibt der Uebelthäter wilden Drohungen ausgesetzt, die oft in Thätlichkeiten übergehen. Nach Verlesung des fatalen Registers ertönt ein greller Pfiff des Anführers, und der ganze Schwarm verschwindet, wie er gekommen.

Der Ruf des von einem solchen Gerichte Betroffenen ist für immer dahin und das Haberfeldtreiben daher mehr gefürchtet als das öffentliche Gericht. Der den Unbetheiligten dabei verursachte Schaden wird ihnen auf geheimnißvolle Weise gewissenhaft vergütet. Auch ward zur Verhütung größeren Unheils der Beginn des Haberfeldtreibens in der betreffenden Ortschaft laut angekündigt, und die Bewohner wurden dadurch veranlaßt, das Vieh in den Ställen rechtzeitig von den Ketten abzulösen, damit es nicht, durch den tollen, mehrere Stunden weit vernehmbaren Lärm geängstet, an ihnen erwürge.

Nach Einigen soll der Haberfeldbund auch eine politische Seite haben; von ihnen wird der große Bauernaufstand im Jahre 1705 und sogar der Bauernkrieg von 1525 mit demselben in Verbindung gebracht.

Auf der Alm. Mit besonderen Reizen muthet den Städter das Leben auf der Alm an. Es ist nicht leicht, in das Innere einer Sennhütte einzudringen, denn die Hütte ist verschlossen und die Sennerin weilt den Tag über bei ihrer Herde. Aber ein frischer Jodler verräth den Platz, wo sie im Schatten eines Ahornstrauchs auf bemoostem Steine sich niedergelassen und die weidende Herde, wie von einem Throne aus, überschaut. Auf unsere Bitte ist sie gerne bereit, uns das Heiligthum ihrer Sennhütte zu erschließen. Rüstigen Fußes schreitet sie uns voran, langt den Schlüssel zur Hütte unter einem flachen Steine hervor und öffnet mit den herkömmlichen bescheidenen Worten, es werde wol nicht schön ausschauen drinnen, denn sie habe viel mit dem Vieh zu thun, und da bleibe keine Zeit zur Hoffart.

Das Innere der Hütte theilt sich in den größeren Raum (etwa vier Fünftel) für das Vieh und in den kleineren für die Sennerin. Ueber der Thüre hängt der Weihbrunnkessel und ein buntgemalter Holzschnitt des heiligen Leonhard, des hülfreichen Schutzheiligen der Herden. Den Mittelpunkt des Wohnraums bildet der offene Herd mit flackerndem Feuer, darüber der rußige Kessel, und auf dem Gestell an der Wand steht der bescheidene Hausrath, während ein anderer Theil desselben seinen ständigen Platz auf dem Holzstoße draußen nächst der Thüre hat, so namentlich die in langen Reihen aufgestellten, gelb oder braun glasirten Milchschüsseln (Weidlinge). Die eigentlichen Schätze der Sennhütte, d. h. Milch, Schmalz und Käse, werden im Keller aufbewahrt. Neben dem Raume, wo der Herd steht, befindet sich eine kleine Kammer, der Sennerin Wohn- und Schlafgemach oder, wie unsere Weltdamen es nennen würden, ihr „Boudoir“. In der Ecke prangt ein kleiner Altar mit Bildern in Glasrahmen, und an der inneren Langseite erhebt sich der thurmhohe „Kreister“, das Bettlager der Sennerin. Auch eine Bibliothek findet sich hier, freilich nicht mit Romanen und lyrischen Gedichten in Miniaturbänden mit Goldschnitt gefüllt, — aber doch ein vergriffenes Gebetbuch, eine Geschichte von der schönen Melusine und ein Buch, das Mittel gegen Viehkrankheiten angiebt.

Die Sennerin ist Königin auf ihrer Alm und nicht unempfänglich für Schmeichelworte. Sie hört es gern, wenn Du die Sauberkeit ihrer Haushaltung lobst, und belohnt Dich mit einem schönen, fett gebräunten „Schmarren"; aber sie erlebt auch trübe Tage auf der Alm. Wenn ein Unglück über das ihr anvertraute Milchvieh hereinbricht, dann sehen die bleichen Sterne, die zu den Fenstern der Sennhütte hineinblinken, sie auf dem einsamen Lager wol manche Thräne weinen; und wenn die rauschende Tanne den Athem anhält, dann klingt wol ein tiefer Seufzer aus der Hütte herüber.

Furchtbar rasen die Wetter zuweilen über die Höhe hin; und wenn auch nach einer alten Sage der Blitz nie in eine Sennhütte schlägt, so bebt doch die menschliche Natur hier nicht weniger bang in dem Sturme der Elemente. Dann zündet die Sennerin vor ihrem kleinen Altar eine geweihte Wachskerze an und betet, bis das Ungewitter vorüber ist.

Meistens stehen einige — zwei bis drei, selten auch vier — Sennhütten nahe bei einander, und die Sennerinnen stehen fest zusammen in Freud und Leid, halten wol auch des Abends einen gemeinsamen „Plausch" vor den Hütten.

Schön ist der Abend auf der Alm und trefflich mundet das einfache Mahl von Milch, Butter und Gaiskäse oder Heidelbeermus, welches die freundliche Sennerin uns vorsetzt. Von allen Seiten umklingt uns liebliches Schellengeläute, und von den Felswänden widerhallen die kräftigen Jauchzer und lustigen Schnadahüpfl der lebensfrohen Sennerinnen; wenn sie dann leiser klingen und verstummen, dann tauchen die Sterne droben auf, einer nach dem anderen, und wer noch oben auf der Alm weilt, dem däucht wol, er sei ihnen näher gerückt und es erschlössen sich ihm die verborgene Pracht und die Wunder der Schöpfung. Wenn er mit dem Nachtlager auf duftenden Heublumen in der Sennhütte fürlieb nimmt, dann bietet sich ihm am anderen Morgen vielleicht das unvergleichliche Schauspiel eines Sonnenaufgangs in den Alpen.

Zu Michaeli, wenn der erste Schnee fällt, dann winden die Sennerinnen aus den letzten Herbstblumen bunte Kränze, schmücken ihre Lieblinge damit und ziehen mit den Herden zu Thale. Ein letzter Blick nach den Bergen hinauf zeigt ihnen die einsame Hütte, um die bald Rehe und Gemsen äsen. Daheim aber harrt Alles freudig der Rückkehr, und wenn das Schellengeläute die nahende Herde verkündet, an deren Spitze der Großmeister Stier mit dem Milchkübel zwischen den Hörnern bedächtig schreitet, dann öffnen sich Thür und Thor des Hauses zum frohen Empfang der Genossen.

Hochzeit in Oberaudorf. Wir dürfen von den Bayerischen Bergen nicht scheiden, ohne dort des „Lebens schönster Feier", einer Hochzeit, beigewohnt zu haben. Das Glockenläuten drüben in Oberaudorf, dessen weißgetünchter Kirchthurm mit grüner Kuppel im Innthal nahe der Grenze zwischen mächtigen Bergriesen sichtbar wird, kündet uns an, daß dort soeben Hochzeit gefeiert wird.

Bei der Brautwerbung ist es, wie wir unterwegs erfahren, ziemlich materiell zugegangen; denn bei dem praktischen Gebirgsbayer gilt der Grundsatz, daß ein wohleingerichteter, gesicherter Hausstand die Grundlage alles ehelichen Glückes bilden müsse. Der Heirathslustige erklärte kurzweg dem Heirathsmacher, er brauche ein Mädchen mit einer Aussteuer von drei- bis viertausend Gulden,

und einige Zeit darauf erschien der Letztere mit dem Vater des von ihm für passend befundenen Mädchens in der Behausung seines Auftraggebers, um die eingehendste „B'schau" vorzunehmen. Vielleicht fehlte nicht viel, so wäre der Handel an einer verweigerten Kuh oder an einem Minder von funfzig Gulden am Heirathsgute gescheitert. Was geht's uns an! Kurz, nach einigen Tagen begab sich der Freier ins Haus des Brautvaters, zahlte das abgemachte Angeld und aß mit der Braut den aus Eiern, Mehl und Butter gebackenen „Ja-Schmarren". Dann machte sich der Hochzeitlader mit dem Rosmarinzweig am Hute und dem rothen Seidenband im Knopfloch des Rockes auf den Weg, um mit einem herkömmlichen Spruche die Gäste einzuladen. Nach seiner Rückkehr wurden die nöthigen Geschäfte auf dem Amte und beim Pfarrer abgethan.

Am Sonnabend vor der Hochzeit bringt der Kammerwagen, von vier oder sechs stattlichen Rossen bespannt, die prunkvoll zur Schau aufgehäufte Aussteuer der Braut nach dem Wohnhause des Bräutigams. Fehlt es an Pferden, so ziehen auch glatthaarige Rinder den Wagen. Ueber Alles ragt das zierliche Spinnrad mit reich geschmücktem Rocken. Auch die Milchkuh fehlt nicht im Zuge. Den Schluß des Ganzen bildet das zweischläfrige Ehebett und dicht dahinter — die Schaukelwiege. Gewöhnlich sitzt die Braut selbst auf den Betten, manchmal geht sie auch, ein schönes Milchfaß tragend, nebenher. Schlag zwölf Uhr hält der Zug vor dem Hause des Bräutigams. Dieser erwartet die Braut an der Thüre und bietet ihr einen Trunk aus dem vollen Maßkrug. Sie aber reicht ihm ein selbstgesponnenes Hemd, ein Paar Schuhe und den Schlüssel zu den auf dem Kammerwagen mitgebrachten Schätzen. Ist Alles abgeladen und ins Haus gebracht, der Strohsack vom Bräutigam selber, so kommt der Pfarrer und weiht den Hausrath. Drei Tage darauf, am Dienstag, wird die Hochzeit gefeiert, weil dieser Tag gegen Zauberei und Hexenkünste, gegen böse Wünsche und schlimme Neider Sicherheit gewährt. Nach der „Morgensuppe" wird die Braut „ausgedankt"; der Hochzeitlader nimmt Namens der Braut Abschied vom elterlichen Hause und dankt den Eltern für alle ihr erwiesenen Wohlthaten. Unter Böllerschüssen wird sie im Hochzeitsdorfe empfangen. Nun geht es unter dem Vortritt schmetternder Musik zur Kirche, die Männer mit Rosmarin und roth und weißen Bandschleifen geschmückt vorauf, unter ihnen der Hochzeiter, hinterdrein die Frauen, an ihrer Spitze die Braut mit Kranzjungfern, Ehrenmüttern und Verwandten. Nach der Trauung setzt sich der Zug nach dem Wirthshaus in Bewegung, und wir kommen beim Hofwirth gerade in dem Augenblicke an, da die junge Frau die Schwelle überschreitet und von der Köchin zum „Suppensalzen" eingeladen wird, damit sie, nun Vorsteherin des häuslichen Herdes und zuständige Richterin in Küchenangelegenheiten, zum ersten Male die Würde ihres Amtes übe.

Groß ist die Zahl der geladenen Gäste, denn die Hochzeit ist eine „gute", während die Zahl bei einer „mittleren" und „kleinen" Hochzeit wol von hundert bis vierzig Personen schwankt. Die Speisen sind ebenso verschieden als reichlich, und was der Gast nicht verzehren kann oder mag, das nimmt er als „Bescheidessen" mit nach Hause. Nur „Wildbret und Fisch" werden nicht aufgetragen; denn „die sind für des Edelmanns Tisch". Uebrigens geht das Schmausen nicht

vom ersten bis zum letzten Gange ohne Unterbrechung fort, sondern es wird durch häufige Pausen unterbrochen, in welchen sich die Tanzlust des jungen Volkes regt. Die Tanzweise ist der Ländler, der mit Pfeifen und Stampfen, Jauchzen und Singen so laut begleitet wird, daß selbst die gellenden Klarinetten und die schmetternden Trompeten übertönt werden.

Zu Ehren der Braut, die aus der Miesbacher Gegend ist, wird auch der sonst seltene „Schuhplattler", eine besondere Art des Ländlers, getanzt. Bei Beginn der Musik bewegen sich die Paare mit großer Gelassenheit; aber plötzlich entschlüpfen die Mädchen ihren Burschen, indem sie sich unter dem erhobenen Arme des Tänzers durchwinden. Während darauf die Mädchen sich sittig um sich selber drehen, springen die Burschen leidenschaftlich mitten in den Saal und bilden dort einen Kreis. Die Musik nimmt an Kraft zu. Nun fangen die Tänzer an, zu stampfen und mit den flachen Händen klatschend auf Schenkel und Sohlen zu schlagen, daß der Boden dröhnt und die Decke zittert. Mitten im tollen Gewühle schlägt Einer jauchzend ein Rad, ohne auch nur Jemand zu streifen. Dann geht die Musik in ein Piano über, und die Burschen suchen die Mädchen zu haschen, die ihnen in ununterbrochenen Kreisen zu entschlüpfen bemüht sind. Aber umsonst, sie werden gefangen und festgehalten, und der Tanz ist zu Ende. Jeder Tänzer führt sein Mädchen nicht an ihren Platz zurück, sondern dahin, wo sein steinerner Maßkrug steht, und läßt sie daraus trinken. Das ist der herkömmliche Dank.

Unterdessen ist es Abend geworden. Der Prokurator — wie der Hochzeitlader im Innthale genannt wird — thut seinen zierlichen Abdankspruch und fordert die Gäste, indem er jeden mit seinem vollen Titel aufruft, zum Schenken auf. Ein schmetternder Tusch geleitet jeden der Gerufenen an den Tisch, wo er sein Geldgeschenk in eine zinnerne Schüssel legt und dafür den Ehrentrunk sowie einen dankbaren Händedruck des Hochzeitpaares empfängt.

Auch wir wünschen dem jungen Oberaudorfer Paare „Gute Nacht" und „Glück auf dem Lebensweg!" Möchten sie mit Kindern beglückt werden, die in Kraft, Zucht und guter Sitte den Vorfahren gleichen!



Mädchen aus Oberbayern.

Zweite Abtheilung.



Bilder aus dem Alpenvorlande

und aus der bayerischen Hauptstadt.

Die Wasserbahn steht offen,
Die Kampenwand glänzt blau
Und badet ihre Schroffen
In klarem Morgenthau.

Und ob der Inselwaldung
Schaut weiß der Wendelstein
Als Jubelgreis mit Eisbart
Ins farbige Bild hinein.

Kein Mensch kann das uns geben,
Die Minne selber nicht,
Das sonnenwarme Leben,
Das hier zur Seele spricht.

Victor Scheffel.



Dorf im Schnee.

Die Natur des Alpenvorlands.

Bodengestaltung des Alpenvorlands während der Diluvial-Periode, Eis- und Gletscherzeit; Wanderfelsen. — Moore und Filze auf der Hochfläche. — Fische und Fischfang.


Bodengestaltung des Alpenvorlands während der Diluvialperiode, der Eis- und Gletscherzeit; Wanderfelsen. Es ist bekannt, daß in der letzten der geologischen Epochen, welche wir vom Anbeginn der Existenz unseres Erdballs an zählen, in der quartären oder Diluvialepoche, beträchtliche Umwälzungen in der Gestaltung des europäischen Festlandes und, als mehr oder minder unmittelbare Folgen derselben, gewaltige Ueberflutungen stattgefunden haben. Freilich tragen dieselben trotz der großen Ausdehnung ihrer Gebiete doch allerwärts einen entschieden lokalen Charakter, wie er sich in den vielen verbreiteten Ueberlieferungen, in der Bibel und in zahlreichen Mythen ausspricht und durch unsere anderweitig begründete Kenntniß von einer zu eben jener Zeit lebenden Generation von eigenartiger Rasse und von tiefer Stufe der Gesittung und Kunstfertigkeit Bestätigung findet. In das Ende der Tertiär-

epoche fällt die letzte und die weitaus bedeutendste Erhebung des Alpengebietes. Von einer aus dem Centrum des Alpensystems ausgehenden, von seiner Längenachse aus im Sinne der Breitenausdehnung wirkenden Gewalt getrieben und gedrängt, wurden die Ablagerungen der Trias, des Jura, der Kreide und der zuletzt abgesetzten Tertiärschichten selbst zu hohen Gebirgszügen emporgefaltet, und ihre Gipfel beherrschen nun die Ebene, welche einst Meer- und Seespiegel war, dem sie zum niedrigen Küstensaume dienten.

Noch weit entfernt vom Fuße der Alpen sind an den tertiären Höhenzügen, welche im Flachlande auftreten, die Ueberschiebungen und Faltungen ihrer Schichten deutlich wahrzunehmen. Den weitaus größten Theil des flachen Vorlands aber deckt Schutt und Gerölle, mehr oder minder tief, lagenweise geordnet und untermischt mit Gesteinen, welche nicht aus den Gebirgen stammen, die heutzutage ihre Gewässer in jene Ebenen senden. Die Ablagerung dieser Schuttmassen erfolgte allem Anscheine nach in einem ausgedehnten Wasserbecken, welches das Alpenvorland überdeckte und an die Stelle des einstigen Kontinents getreten war, der das mitteldeutsche vom alpinen Meere so scharf getrennt gehalten hatte. Von ihrer Mächtigkeit empfangen wir eine Vorstellung, wenn wir von München das Isarthal aufwärts wandern, über dessen aus Schutt und Konglomeratbänken aufgebauten Steilrändern die Hesseloher Eisenbahnbrücke 34 m. hoch den Strom überspannt und in dessen Nagelfluhefelsen bei Grunwald und Schäftlarn ausgedehnte Steinbrüche angelegt sind, oder wenn wir der alten bayerischen Stadt Wasserburg einen Besuch abstatten, welche auf schmaler, langgestreckter Halbinsel in den Inn hineinragt, der fast in geschlossenem Kreise sie umfließt und an den blendend weißen, senkrecht in die Höhe strebenden Uferfelsen brandet; man glaubt sich in eine Alpenlandschaft versetzt und doch sind jene kühnen, durchspaltenen Wände nichts Anderes als zusammengebackener Schutt, auf welchem endlos weit die bayerische Hochebene sich ausbreitet.

Ebenso wohlbegründet wie die geologische Erscheinung der Alpenerhebung am Ende der Tertiärzeit und diejenige der späteren großen Ueberflutungen ist auch die Thatsache, daß in einer nachfolgenden Epoche in der Entwickelungsgeschichte unseres Erdtheils die mittlere Jahrestemperatur auf diejenige des heutigen Grönland und Spitzbergen herabgedrückt ward, — einer Epoche, in welcher ein ungeheueres Meer das ganze norddeutsche und russische Tiefland bedeckte, die von den Gletschern Schwedens und Finnlands abgelösten Eisberge gegen Süden trieb und sie ihre aus dem Norden mitgebrachten Gesteinslasten auf seinem Grunde abladen ließ, während andererseits auch die von den Alpen herabkommenden Eisströme sich nach beiden Seiten ausbreiteten und weit in die Flachländer an ihrem Fuße ihre Zungen vorstreckten. Die Forschungen der Neuzeit haben den Unterschied zwischen dem alten, vom Wasser fortgeführten und geschichteten Diluvialgerölle und dem Gletscherschutte — zwischen dem ehemaligen, nun trockenen Seeboden und dem Moränengebiete, — einleuchtend dargethan. Wandert man von München oder sonst einem Punkte der bayerischen Hochebene gegen Süden, so hat man zuerst eine weite Fläche vor sich, so platt wie ein Tisch; die Flußthäler, welche bald als enge Runsen, bald als

KARTE DER DEUTSCHEN VORALPEN.



Östlich 29 v. Ferro

0 5 10 15 20 25 30 Kilometer

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

breite, immer aber scharf abgegrenzte, von einer oder mehreren Uferterrassen eingesäumte Thäler sie durchschneiden, bringen fast den einzigen Wechsel in ihr gleichförmiges Niveau. Anders gestaltet sich das Bild, wenn man dem Fuße des Gebirges auf zwei bis drei Meilen nahe gerückt ist; da kommt Leben in die vorher so eintönige Fläche, da drängen die Hügelwellen sich aneinander, verzweigen und kreuzen sich die Thälchen, und doch ist all dieser Wechsel, all diese Unebenheit des Bodens eine so vielseitige und kleinliche, entbehrt so sehr jeden durchgreifenden Charakterzuges, daß er diesen Gegenden das Gepräge einer Hügellandschaft nicht zu verleihen vermag. Anziehend, ja manchmal geradezu schön in seinen Einzelnbildern, deren malerischer Hintergrund stets durch die nahen Alpenketten gebildet wird, bleibt das Alpenvorland doch im Ganzen Das, was es einige Stunden weiter nördlich war, — eine große Ebene.

Die Regellosigkeit in dem Baue ihrer einzelnen Theile giebt sich besonders in den hydrographischen Verhältnissen zu erkennen. Ueberall finden sich abgeschlossene Becken, welche bald einen See beherbergen, der ihrer Umrandung zur anmuthigen Zierde gereicht, bald traurig öde Sumpf- und Moorlandschaften dem Auge bieten. Hier verfolgt ein Bächlein seinen hundertfach gewundenen Lauf träge zwischen bewaldeten Höhen hin; dort durchschneidet die letzteren geradezu ein tiefes Thal mit steilen Seitengehängen, dessen Sohle nicht einen Tropfen Wasser führt. An einem anderen Orte wieder fließt ein Bach stundenweit von Norden gegen Süden, dem Gebirge entgegen, von dem seine Wasser kamen.

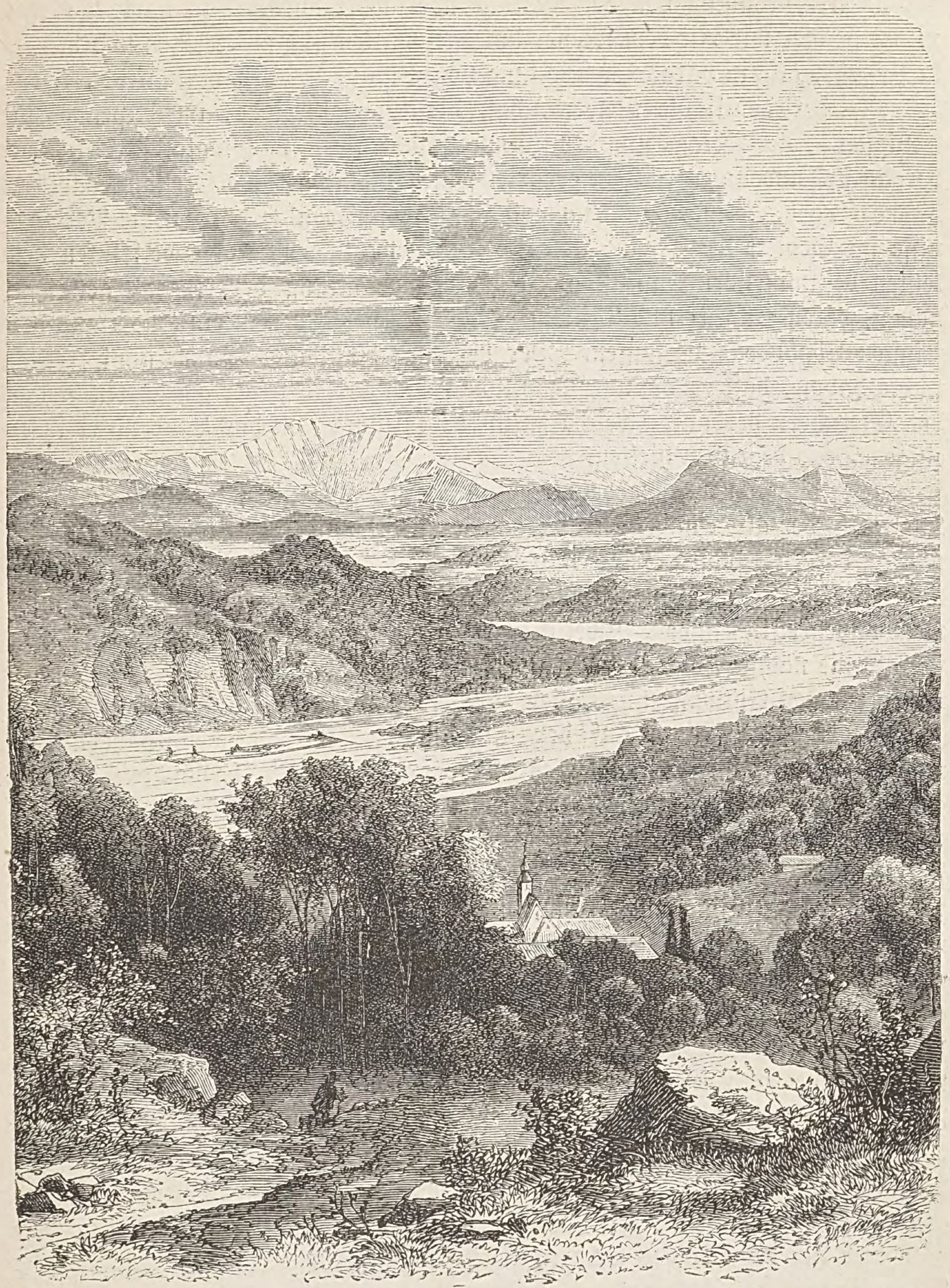
Demjenigen, der prüfenden Blickes den Boden und die mit ihm zusammenhängenden Verhältnisse betrachtet, wird auch eine andere Eigenthümlichkeit nicht entgehen. Mächtige Blöcke liegen hier und dort zerstreut, im Walde, auf den Wiesen und Feldern. Sie bestehen, wie fast jeder Rollstein, den man vom Boden auflіest, aus den Felsenmassen von Gebirgen, in welche heutzutage nur wenige Flüsse des Alpenvorlands — Inn, Achen und Salzach — mit ihren Quelladern hinaufreichen; und wie konnten diese sie in die Isar- und Lechgegenden, wie konnten sie in ihren eigenen Flußgebieten sie auf Höhen emporheben, die 40 bis 50 Meter hoch über ihren Thalsohlen liegen? — In manchen Gegenden, so namentlich in jenen von Rosenheim und Wasserburg, sind diese Irrblöcke bereits selten geworden; man muß nicht auf freiem Felde, sondern an den Fundamenten der Häuser, an Weg-, Damm- und Brückenbauten sie suchen; mancher stattliche Bauernhof ist vom Keller bis zum Dachraum aus mächtigen Gneisblöcken aufgemauert, — sein Eigenthümer hat sich das Baumaterial sicherlich nicht aus dem Zillerthale und aus den Tauern herbeigefahren. Hier haben wir die Spuren der alten Gletscherströme vor uns, welche ehedem von den Centralalpen Tirols durch die nördlichen Kalkalpen ins Flachland hinaus sich ergossen und dort in gleicher Weise hausten, wie sie es noch heutigen Tages in den Thälern der Hochgebirge thun. Sie warfen den Felsenschutt, den sie von ihren Heimatstätten mitgeführt, als mächtige Wälle, als Seiten- und Stirnmoränen an ihrem Saume auf; sie trugen haushohe Blöcke auf ihrem Rücken hinaus in die Ebene und schleiften den hinabgestürzten Grus und das eingeschwemmte Gerölle zermalmend unter ihrem eisigen Fuße fort. Die Gletscherbäche, welche aus ihren Thoren hervorbrachen und hinausstürmten ins

flache Land, rissen sich ihre Wege durch die aufgeschichteten Geröllmassen des alten Diluviums und bahnten sich ihre Thäler, wie heute noch Lech, Isar, Inn und Salzach es thun; aber für jene Ströme der Urzeit ist die Quelle versiegt, ihre Betten liegen trocken und der Volksglaube knüpft daran seine wunderlichen Sagen, wie wir solche bei Erwähnung des „Teufelsgrabens" zwischen Isar und Mangfall kennen gelernt (vergl. S. 174).

Auch die Gebirge selbst, insbesondere unsere nördlichen Kalkalpen, welche heute nur noch die geringen Reste von Gletschern bergen, weisen uns noch in Ueberzahl und in den auffälligsten Erscheinungen die Spuren der ehemaligen Eisstraßen. Bis in hohe Thäler hinauf, rings umstanden von Kalk und Dolomitwänden, finden sich die seltsamen, fremdartigen, durch ihre meist grüne Farbe so scharf in die Augen stechenden Gerölle, die auf entlegene Ursprungsstätten, auf unermeßlich weit hinter uns liegende Zeiträume zurückweisen. Die nördlichen Kalkalpen müssen zur Eiszeit ihre heutige Gestalt und Gliederung im Großen und Ganzen bereits besessen haben; denn so unerwartet und verwunderlich auch die erratischen Geschiebe und Wanderblöcke in ihrer Mitte auftreten, so ist es doch unverkennbar, daß sie gerade auf solchen Linien am häufigsten sich finden, welche noch heutigen Tages die niedrigsten Pässe, die breitesten Einsenkungen im Gürtel der Kalkalpen darstellen, wogegen sie von denjenigen Kalkalpengruppen ausgeschlossen bleiben, welche einen wirklich ununterbrochenen Wall gegen die Centralalpen bilden. Im Karwendelgebirge, im Thale des Königssee's, wird man vergeblich nach erratischem Gerölle suchen; im Algäu findet es sich nur im westlichen Theile, wo die niedrigen Höhenzüge des Bregenzer Waldes den Gletschern Vorarlbergs den Uebertritt gestatteten. Dagegen sind die Vorgebirgsgruppen an den Ausbruchspforten des Inn, der Mangfall, der Isar, der Loisach und Ammer von krystallinischen Geröllen überschwemmt; sie decken den Bergsattel zwischen dem Vorderen und dem Wilden Kaiser; sie finden sich im engen Thale von Fallepp, wo wir uns ihr Vorkommen erklären können, wenn wir uns erinnern, daß die Thalspalte von Brandenberg und der verhältnißmäßig niedrige Paß des Spitzingsee's dem Eise eben so gut wie heute den Menschen zur geradesten Uebergangslinie dienen konnte.

Die Spur des Gletschers im Flachlande zu erkennen ist nicht schwer. Wie erwähnt wurde, ist schon der landschaftliche Charakter ein wesentlich veränderter, sobald man das Moränengebiet betritt. Wir besitzen aber noch andere, sicher leitende Wahrzeichen, als die blos topographischen Momente. Wir wissen aus der Beobachtung der heute noch existirenden Gletscher, daß ein solcher, in steter langsamer Bewegung begriffene Eisstrom alles lose Gestein, welches in seinen Bereich geräth, mit sich fortführt und theils an seinen Seiten und an seinem Ende anhäuft, theils auf seinem Grunde schleift, zermalmt oder doch mit deutlichen Merkzeichen der widerfahrenen unsanften Behandlung versieht. Die gekritzten und geschrannten Gerölle dienen gleicherweise zur Erkennung und Bestätigung der Moräne im Alpenvorlande. Hier sind es namentlich die weicheren, grauen Kalksteine, welche die Erscheinung der tief eingerissenen Furchen und Rillen am deutlichsten zeigen. Wem zum ersten Male ein solches Probestück vorgezeigt wird, der mag wol glauben, es sei von der Straße

aufgelesen, wo Rad und Hemmschuh darüber hinweggegangen, bis man ihn an die Fundstelle führt und aus dem frisch angebrochenen Lehmboden ebenso scharf gekritzte Rollstücke zu Dutzenden ihm hervorsucht.



Kloster Schäftlarn.

Auch dem harten Untergrunde selbst haben diese gewaltigen Eisströme ihre Fußspuren eingeprägt und Gletscherschliffe hinterlassen, so schön wie sie in den Thälern Tirols und der Schweiz wahrzunehmen sind. Solche Spuren

wurden bereits auf dem Scheitel von tertiären Hügeln nahe dem Fuße der Alpen beobachtet. Die ausgezeichnetste Stelle aber findet sich bei Schäftlarn, fünf Stunden oberhalb München, wo hoch über der Isar das Nagelfluhegestein des alten Diluviums von der Moräne überlagert wird. Das harte Konglomerat ist hier wie mit dem Messer durchgeschnitten und mit Kritzen und Rillen in Unzahl, alle in paralleler Richtung von Süd nach Nord verlaufend, überdeckt; — der deutlichste Beweis, daß die Glacialperiode, im Alpengebiete wenigstens, der Ablagerung der Diluvialschichten erst nachfolgte, ja daß diese bereits stellenweise zu Gestein erhärtet sein mußten, als die Gletscher darüber hinweggingen. Minder deutlich und scharf geschieden zeigen sich die Verhältnisse im Gebiete des Inn. Hier scheinen gewaltige nachfolgende Fluten den letzten bestimmenden Einfluß auf die Bodengestaltung der Gegend geübt zu haben, deren Schutt- und Trümmerwälle gegen Norden in ein Hügelland des feinsten Lößbodens verlaufen. Der behäbige Innthaler Bauer ahnt freilich nichts davon, daß er die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner gesegneten Aecker den Gletschern verdankt, welche zu unvordenklicher Zeit das Land unter ihrer eisigen Decke begraben hielten.

Wer einmal ein ausgedehntes Hochkar in den Centralalpen betreten, das Labyrinth der alten und neuen Moränen eines heutigen Gletschers überstiegen und an der Seite eines Geologen betrachtet hat, der wird die scheinbare Regellosigkeit, die in der Topographie des Alpenlandes sich geltend macht, nicht mehr unbegreiflich finden. Zwei charakteristische Erscheinungen desselben stellen sich als die nächste Folge dieses eigenthümlichen Aufbaues und des Mangels an naturgemäßen Entwässerungslinien dar: die Moore und die Seen.

Moore und Filze auf der Hochfläche. Im südlichen Bayern sind nahezu zwanzig Quadratmeilen mit Moor bedeckt. Wir beobachten daselbst zwei Arten von Mooren, welche sich, unabhängig von den Bedingungen ihres Entstehens, wesentlich durch den Charakter der Vegetation von einander unterscheiden und zwar in so auffallender Weise, daß man es z. B. auf der Fahrt zwischen München und Augsburg vom Eisenbahnwagen aus wahrnehmen kann. Das Wiesenmoor, näher an München, erscheint als weit ausgedehnte Fläche nasser Wiesen, reich an sogenannten saueren Gräsern, dazwischen auf rasenartigen Flächen oder an den Rändern Gruppen von Waldkiefern, Birken oder Wachholder. Das Hochmoor, in der Volkssprache „Filz“, dagegen zeigt, wo nicht die zahlreichen Torfstiche die ursprüngliche Vegetation beseitigten, Flächen von röthlichbrauner Farbe und kleine Wälder von Krummkiefern, hier „Filzkoppen“ genannt; es sind nahe Verwandte der Alpenföhre, ihr botanischer Name Pinus pumilio. Die rothe Farbe des Bodens rührt von dem Torfmoos (Sphagnum) her, welches das Wasser aus der Tiefe ansaugt und festhält.

Die Art des Mooses wird in erster Linie bedingt durch die mineralische Beschaffenheit des Untergrundes. Liegen undurchlässige Thon- oder Mergelschichten ihm zu Grunde, wie sie besonders in den mittleren und oberen Schichten der alpinischen Tertiärformation sich finden, und wird es von dem über solche Schichten abgelaufenen, sogenannten weichen (keinen kohlensauren Kalk in Lösung haltenden) Wasser gespeist, so entsteht ein Hochmoor oder Filz mit Knie-

holz und Sphagnum. Auf den kalkreichen und infolge dessen schlammbedeckten Kieslagern, wie sie vorzugsweise das alte Diluvium der bayerisch-schwäbischen Hochfläche bietet, bilden sich die Moore mit Halbgräsern (Cyperaceen), d. i. die Wiesenmoore. Darum reagiren die Hochmoorwasser sauer, die Wiesenmoorwasser alkalisch.

Uebrigens treten die eben geschilderten Gegensätze nicht überall gleich scharf auf. Wir begegnen vielmehr verschiedenartigen Uebergängen und bei Königsdorf finden wir sogar ein Moor, das halb Wiesen- und halb Hochmoor ist. Dieser sogenannte Königsdorfer Filz ist zwischen den beiden Flüssen Isar und Loisach gelegen. Die letztere hat bei ihrem Austritte aus dem Gebirge auf ziemlich weite Strecken die Thonlager der braunkohlenführenden Molasse durchschnitten oder ist wenigstens über einen von jenen unterlagerten Grund geflossen; ihr Wasser ist weich und schmeckt fade, während die Isar, welche von der Riß und Länggries herab über Tölz und ins Flachland hinaus nur die Schuttmassen des Diluviums und ihrer eigenen Anschwemmungen überströmte, frisches, klares und hartes Wasser führt. Die tertiären Thonlager erstrecken sich nun auch unter den Königsdorfer Filz hinein, und soweit dies der Fall ist, trägt derselbe den Charakter des Hochmoors; dort aber, wo die kalkigen Kieslager des Isargebietes herübergreifen und ihrerseits den Untergrund des Moores bilden, beginnt das Wiesenmoor. Hier sehen wir zugleich, daß hartes Wasser das Hochmoor zerstört; die Ufer des Röhrenbaches bilden mitten durch das Hochmoor hindurch eine sanfte, von fruchtbaren Wiesen überkleidete Thaleinsenkung.

Die Moore verbreiten sich von den Alpen bis zur Donau. Das größte von allen ist das Erdinger oder Freisinger Moos im Nordosten von München, rechts von der Isar, 6 Meilen lang, $1^1/_4$ Meile breit, mit einem Flächenraum von mehr als 3 Quadratmeilen. Rechts von der Ammer liegt das Dachauer Moos, südlich von Neuburg das Donaumoos. Wir nennen ferner das Bachhauser Filz bei Wolfrathshausen, das Haspelmoos u. a. Uebrigens finden sich Moore nicht blos in der Ebene, sondern noch hoch in den Bergen. So breitet sich am Joche Winden an den Gottesackerwänden im Algäu noch 1412 m. über dem Meere ein Hochmoor aus. Das niedrigste Hochmoor liegt 470 m. über dem Meere bei Wasserburg. Nicht so hoch wie die Torfmoore reichen die Wiesenmoore hinan; die höchsten steigen nicht über 600 m. Meereshöhe, während die tiefsten auf 400 m. liegen.

Die Moore sind keineswegs unnutzbares Land, wie man auf den ersten Blick glauben möchte; sie erzeugen — und zwar in ihren beiden Gestaltungen — Torf, dessen Werth mit jedem Jahre steigt und in der Nähe von Städten in den letzten Jahren sich verdreifachte.

Der Entstehungsprozeß des Torfes läßt sich in der Kürze, wie folgt, darstellen. Auf dem stagnirenden seichten Wasser des Moores erscheint ein grüner, aus Kryptogamen, Konferven und Algen bestehender Schlamm. Die Pflanzen sterben ab und bilden die erste Moderlage, der alsbald eine zweite aus zerfallenen größeren Wasserpflanzen folgt. Dann wuchern Moose auf der Moderdecke, namentlich das schon genannte Sphagnum und zahlreiche andere Arten

von Laubmoosen. Weiterhin folgen andere Pflanzen, die sich im Boden festsetzen und hervorragende Inseln bilden. Das Erdreich verdichtet sich und trägt bald auch Sträucher und Bäume. Aus den Resten der absterbenden Pflanzen aber bildet sich mit der Zeit Torf. Der in Südbayern zur Verwendung kommende Torf ist einfach an der Luft getrocknet und enthält immer noch 25 Prozent Wasser. Vom Pressen des Torfes ist man wieder abgekommen, da es sich keineswegs bewährte, und zum Dörren hat man sich noch nicht entschlossen. Andererseits macht die Kultur der Moorgründe seit den letzten Jahren beachtenswerthe Fortschritte, die sich bei der allgemeinen Höhe des Werthes von Grund und Boden um so mehr lohnen, als der Torf in den meisten Fällen den an sich fruchtbarsten Boden deckt.

Daß viele der Sümpfe und Moore, namentlich solche, welche am Fuße der Alpen und im Moränengebiete liegen, als ausgetrocknete oder von Torfschlamm aufgefüllte Seebecken zu betrachten sind, unterliegt wol kaum einem Zweifel. So sehen wir im Illerthale bei Rauhenzell, am Ausbruchsthore des Lech nach dem Flachlande, wo heute noch der Weißen-, Hopfen- und Bannwaldsee als kleine Reste des ehemaligen ausgedehnten Wasserbeckens sich finden, im Eschenloher Moose bei Murnau, in der ungeheueren Moorfläche zwischen Weil und Benediktbeuren, deren südlichster Flügel, der sogenannte Rohrsee, den Kochelsee mehr und mehr einengt, ferner in den Innmösern bei Rosenheim, in der großen Salzburger Ebene am Fuße des Unterberges die Spuren früherer großer Seen im Alpenvorlande. Die heutigen Seen des oberbayerischen Hügellandes hingegen sind in ihrem Bestande und in ihrem Umfange, wenngleich letzterer im Laufe der Zeit manche Veränderungen erfahren haben mag, doch wesentlich bedingt durch die Bodenplastik, wie die Gletscherperiode in diesen Gegenden sie geschaffen hat.

Fische und Fischfang in den bayerischen Gewässern. Mannichfaltig sind die Arten der stummen Bewohner unserer Alpengewässer. Man zählt im Ganzen sechzig Arten, welche sich zum großen Theil auch in den Hochlandsseen finden und sämmtlich genießbar sind. Von diesen gehören nur drei zur Ordnung der Knorpelfische, und zwar zu den Rundmäulern (Cyklostomen), welche sich in der Donau und in den meisten ihrer Zuflüsse — jedoch nirgends häufig — finden. Alle übrigen sind Grätenfische (Teleostier).

Unter den Barschen nimmt der namentlich im Kochel- und Ammersee stark vertretene Schill oder Amaul (Lucioperca Sandra) eine hervorragende Stelle ein; gewöhnlich nur ½ m. lang, kann er viel größer und gegen 10 Kg. schwer werden und gehört zu den edelsten Fischen des südlichen Donaugebietes. Der gemeine Karpfe (Cyprinus carpio) findet sich so ziemlich in allen Hochlandsseen. Weniger geachtet ist die Karausche (Carassius vulgaris) im Kochelsee und im Oster- und Frechensee. Der Kochel-, Rieg- und Staffelsee haben die Barbe (Cyprinus barbus), einen dem Hechte ähnlichen Fisch mit schmackhaftem Fleische, und die noch schmackhaftere Schleihe (Tinca chrysitis), die sich außerdem auch im Chiemsee findet. Im Chiem- und Ammersee fängt man 5 bis 6 Kg. schwere Schied oder Rapfen (Aspius rapax) und den Perlfisch (Lenciseus grislagine).

Von der Familie der Lachse bewohnt die beliebte Lachsforelle (Fario Marsilii), die ein Gewicht von 15 bis 20 Kg. erreicht, den Würm-, Walchen-, Tegern-, Chiem- und Königssee, auch den Kochel-, Staffel- und Riegsee, und neben ihr findet sich fast überall der Huchen (Salmo hucho). Der vielgerühmte Salbling (Salmo salvelinus) findet sich nur in den eigentlichen Gebirgsseen und wiegt von $1/_4$ bis 5 Kg. Um Berchtesgaden wird der geräucherte Salbling, „Schwarzreiter“ genannt, von fremden Gastronomen sehr geschätzt. Im Würm-, Ammer-, Staffel-, Kochel-, Walchen-, Eib-, Tegern- und Chiemsee lebt der schmackhafte Renken (Coregonus Wartmanni), und im Würmsee wird der Sandfelchen (Coregonus fera) „Bodenrenke“ genannt, weil er in der Tiefe von einigen Klaftern auf dem Grunde laicht. Beide erreichen meist nur ein Gewicht von $3/_4$ Kg. Hechte und Welse finden sich in allen Hochlandsseen, und erreicht der Wels Waller (Silurus glanis) nicht selten die Länge eines erwachsenen Mannes.

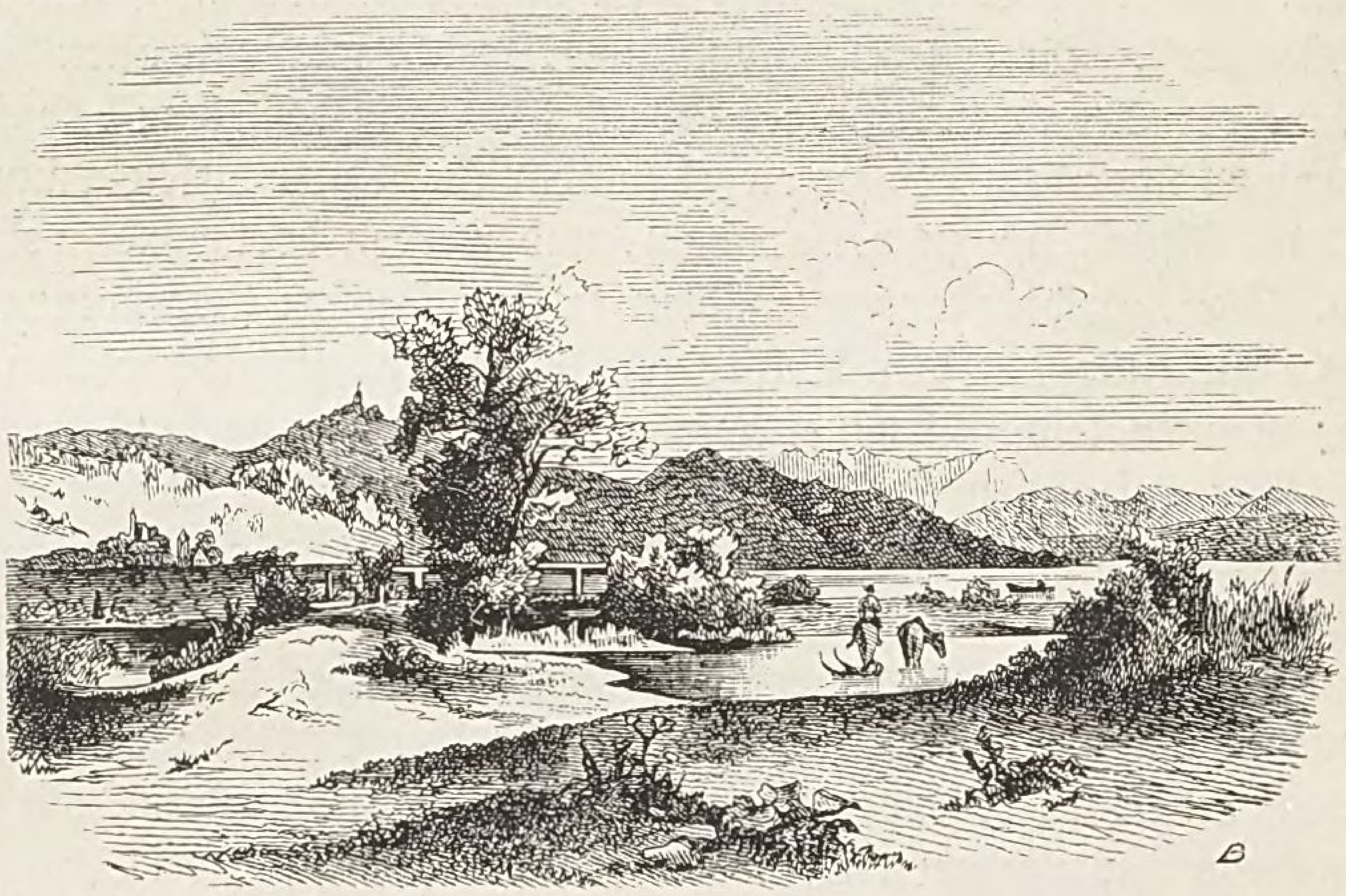
Fast auf allen Seen gelten bestimmte Vorschriften für den Fischfang, am ausgedehntesten für den Würmsee. Man bedient sich dazu vorwiegend großer Netze, aber auch der Reußen und Legangeln, letzterer namentlich für größere Raubfische. Auf dem Würmsee sieht man außerdem noch „Fischbaizen“ und „Hechtenstangen“. Die ersteren sind Bäume, welche man mit allen Aesten an Stellen, wo der See einen lehmigen Grund hat, so in denselben befestigt, daß nur der Gipfel über dem Wasserspiegel sichtbar ist. Unter diesen Bäumen nun lieben es die Fische, sich zu versammeln, und werden dort ohne große Mühe gefangen. Die „Hechtenstangen“ zählen zu den ältesten Vorrichtungen beim Fischfang. An einer auf dem Wasser schwimmenden, ziemlich starken Stange wird eine zu einem leichten Knäuel aufgewickelte Schnur festgebunden, die unten in einer leicht aufzulösenden Schleife endet. Die Schleife ist mit einer oder mehreren großen Angeln versehen, an denen die Köder befestigt sind und die ziemlich weit unter das Wasser hinabreichen. Hat sich ein Hecht gefangen und fühlt er die Wunde, so schießt er mit rasender Geschwindigkeit in die Tiefe hinab, wohin ihm der Faden willig folgt. An den Bewegungen der Stange erkennt man die letzten Lebensregungen des Gefangenen, der demnächst langsam nach dem Kahn emporgezogen wird. Zuweilen werden auch zwei Stangen durch eine Schnur mit einander verbunden, von der die Angeln hinabhängen.

Das gewöhnliche Fahrzeug des Fischers ist der sogenannte „Einbaum“. Wie das Kanoe der Indianer aus einem ausgehöhlten Baumstamme gebildet, weist der Einbaum auf eine uralte Kulturstufe zurück. Der Baum, der das Holz dazu liefert, ist ausschließlich die Eiche. Alle Einbäume haben das gleiche Maß, $6^1/_3$ bis 7 m. in der Länge und etwa $1^1/_2$ m. in der Breite. Vorn etwas aufgebogen und in eine stumpfe Spitze auslaufend, sind sie am hinteren Ende rechtwinklig abgeschnitten. Trotz ihrer ziemlich starken Wände sind sie sehr leicht und können durch eine einzige Person gelenkt werden. Der Schiffer sitzt entweder dem Ziele abgekehrt und führt dann zwei Ruder, die er an sich zieht, oder er bewegt, am hinteren Ende des Schiffes und dem Ziele zugewandt sitzend, den Kahn mittels eines Ruders fort. Auf den Flüssen und Seen der Bayerischen Alpen ist die erstbezeichnete Ruderweise die fast allein übliche,

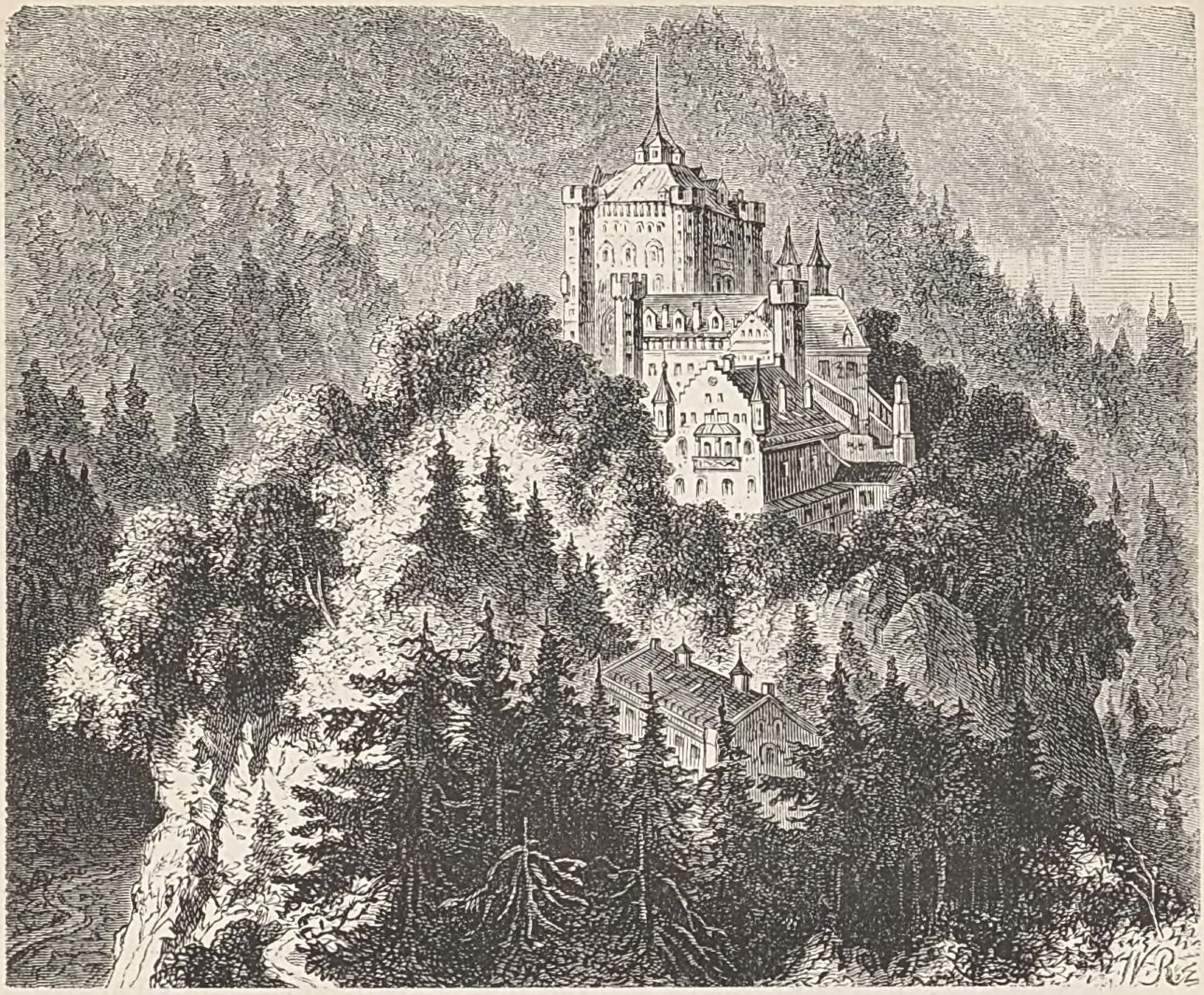
während wir der zweiten auf den Seen der Salzburger Alpen allgemein begegnen. Hier steht auch der Schiffer zuweilen im Hintertheil des Kahns und stößt denselben mit zwei Rudern vor sich hin, wie die Gondoliere Venedigs. In einzelnen Fällen zieht auch wol Einer das Ruder, während ein Anderer steuert. Da der Boden der Einbäume ganz flach ist, so schlagen sie leicht um und dürfen daher nicht überladen werden, wie dies bei Lustfahrten wol vorkommt. Sechs Personen sind genug. Seit die Zahl der städtischen Gäste an den Ufern der Hochlandsseen sich vermehrt hat, baut man indessen auch Kähne, welche zehn und mehr Personen ohne Gefahr aufzunehmen im Stande sind.

Segelbooten begegnen wir nur auf dem Starnberger See. Auch diese sind das Eigenthum von Städtern, welche die Sommermonate am See zubringen. Die meisten sind in Hamburg gebaut.

Wir wenden uns in den nachfolgenden Bildern zu den Gestaden der beiden bedeutendsten Seen im Vorlande der Bayerischen Alpen, des Ammersees und des Starnberger oder Würmsees.



Der Ammersee.



Hohenschwangau.

Im Ammergau und Ampergebiet.

Hohenschwangau und Neu-Schwanstein. — Das Graswangthal und Linderhof. — Kloster Ettal; ein geistlicher Ritterorden in Oberbayern. — Oberammergau und die Passionsspiele. — Klöster als Kulturstätten; das Wessobrunner Gebet. — Der Ammersee und seine Ufer; eine verschwundene Stadt; Andechs und Dießen. — Kloster Fürstenfeld; zwei verhängnißvolle Episoden aus der Geschichte des bayerischen Fürstenhauses. — Das Dachauer Moos; wendische Reste in Bayern.

Hohenschwangau und Neu-Schwanstein. In dem nördlichen Vorlande der deutschen Alpen wird das Gebiet der Amper oder Ammer volksthümlich als Ammergau bezeichnet, wol noch eine Erinnerung an die Gaugrafschaften des Mittelalters, in welchem dieser Gau als Vallis Etichonis aufgeführt wird und sich über Ettal, den Pleißenberg und Raitenbuch erstreckte. Die Grenzen desselben wurden gebildet im Westen durch den Lech von Hohenschwangau bis Schongau, im Osten durch die Wasserscheide zwischen der Loisach und dem Quellgebiet der Ammer, im Süden durch den Oberinnthalgau und im Norden durch den Ammersee. Im weiteren Sinne dürfen wir jedoch das ganze Gebiet der Ammer bis in die Gegend von Fürstenfeldbruck, wo sie in die große Ebene tritt, zum Ammergau rechnen.

Da, wo der Lech aus den Bergen tritt, liegen ihm auf altbayerischem Gebiete drei Seen zur Seite, der Schwansee, der Alpsee und der Bannwaldsee. Die Wasser der beiden ersteren bespülen den Fuß des Felsenrückens, dessen nordöstliche Spitze die Burg Hohenschwangau, die hervorragendste unter allen Burgen Bayerns, trägt, und zeigen mit ihrer tiefen, klaren, blaugrünen Flut, darin sich die Häupter der nahen Waldberge und Felsengipfel spiegeln, noch ganz den Charakter ächter Hochgebirgsseen.

Dicht an der natürlichen Grenze von Schwaben und Bayern gelegen, bildet Hohenschwangau einen der reizvollsten Punkte der nördlichen Alpen. Von Füßen, dessen stattliche Burg die Gegend weithin beherrscht, führt die Fahrstraße in einer halben Stunde dorthin. Das Schloß verbirgt sich längere Zeit für uns hinter einem bewaldeten Hügel, dem Kienberg. Nachdem wir denselben umgangen, erschließt sich den Blicken ein unvergleichlich schönes Landschaftsbild. Eine waldige Höhe trägt die malerischen alten Burgtrümmer, an ihren Fuß lehnt sich eine Gruppe blendend weißer Häuser mit grünen Fensterläden. Vom einfachen Gasthause führt ein Parkweg, mit flimmerndem Sande bestreut, nach dem Schlosse, und wir blicken abwechselnd zu seinen stolzen Zinnen empor und auf die dunkelgrüne Fläche des Alpsees, welche von hell leuchtenden Streifen durchzogen und von langsam schwimmenden, schneeweißen Schwänen leise gefurcht wird. Rings um den See, zwischen ihm und der an seinen Ufern ansteigenden Waldung zieht sich ein schmaler Pfad, stellenweise von mächtigen Felsblöcken begrenzt.

In sanfter Steigung geht die Straße vom Seeufer zum Schlosse hinauf, die in weniger als einer halben Stunde erreicht wird. Links und rechts verlieren sich schmalere Seitenpfade labyrinthisch ins Waldesdunkel, um bald darauf einen hellen Blick auf die grünen Berghöhen zu gestatten. Neben lustig rieselnden Quellen laden schattige Ruheplätze zu stiller Beschauung ein.

Wir nahen dem äußeren Schloßthor, über dem der Löwe und die blauweißen Rauten prangen. Eine leichte Wendung führt uns zum inneren Thore. Zwei geharnischte Ritter, flatternde Banner in den Händen, halten Wacht davor. Von der Terrasse des Schlosses leuchtet uns die bunte Farbenpracht reichster Blumenbeete entgegen. Zwischen ihnen auf einem Vorsprung wirft ein kräftiger Springquell seinen Strahl hoch in die Luft, und eine riesige, von Löwen getragene Steinschale fängt die zurückfallenden Wassergarben auf. Nicht weit davon unter einem Muttergottesbilde spendet der „Schwanenbrunnen“ seine Wasserquellen.

Beim Eintritt ins Schloß empfängt uns eine mit reichem Waffenschmucke ausgestattete Säulenhalle, welche durch gemalte Fenster ein zauberhaft wirkendes Licht erhält. Ein Gitter trennt diesen Langraum von der Schloßkapelle. Die inneren Wände der Säle sind mit Freskengemälden aus der Geschichte der Welfen, Hohenstaufen, Schyren und Wittelsbacher und aus der deutschen Sage, insbesondere aus der Sage vom Schwanenritter, geschmückt.

Die Geschichte des Schwangau reicht weit in vergangene Jahrhunderte zurück. Bereits im zwölften Jahrhundert stand hier eine Burg der Welfen und gegen das Ende desselben ging die Burg, damals „der Schwanstein“

geheißen, aus den Händen dieser Fürsten in diejenigen der Herzöge von Schwaben hohenstaufischen Stammes über. Hier nahm der funfzehnjährige Jüngling Konradin, der letzte Hohenstaufe, von seiner Mutter Elisabeth Abschied (1267), um sein von Karl von Anjou ihm vorenthaltenes väterliches Erbe Neapel und Sizilien zurückzuerobern, in der That aber auf dem Blutgerüste zu sterben. Später kam der Schwanstein in den Besitz der Schyren, des tapferen Urgeschlechts der Wittelsbacher und des jetzigen bayerischen Königshauses. Seit dem funfzehnten Jahrhundert werden neben dem alten Schwanstein noch drei andere Burgen mit den Namen Hohenschwangau, Hinterschwangau und Frauenstein unterschieden. Am 20. Oktober 1518 hielt Luther — so nimmt man wenigstens an — auf dem Schwanstein seine Nachtrast, als er nach der Disputation mit dem Kardinal Cajetan von Augsburg heimlich flüchtete, von den Knechten des Kardinal-Legaten dicht verfolgt. (Er selbst schreibt über jene Flucht: „Doktor Staupitz hatte mir ein Pferd verschafft und gab mir den Rath, einen alten Ausreuter zu nehmen, der die Wege wußte, und half mir Langemantel (ein Augsburger Rathsherr) des Nachts durch ein klein Pförtlein aus der Stadt; da eilte ich ohne Hosen, Stiefel, Sporn und Schwert davon. Den ersten Tag ritte ich acht Meilen, und wie ich des Abends in die Herberge kam, war ich so müde, stieg im Stalle ab, konnte nicht stehen, fiel stracks in die Streue"...)

Schon in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts war das Ansehen der Edlen vom Schwangau im Erbleichen und ihre Schulden häuften sich so, daß den Letzten des Geschlechtes 1535 nichts mehr übrig blieb, als der Verkauf ihrer Besitzungen. Ein Augsburger Patrizier und kaiserlicher Rath, Johann von Paumgarten, erwarb dieselben, baute den Schwanstein vollständig um und stattete die neue Burg mit fürstlichem Glanze aus, wobei ihm wälsche Baumeister und Bildhauer Dienste leisteten. Die maßlose Verschwendung seiner Söhne zog 1561 die Verpfändung der Burgen für ein Darlehn von 120,000 Gulden an Georg Friedrich von Brandenburg nach sich, der weder Zinsen noch Kapital wiedererhielt und das Besitzthum schließlich an Herzog Albrecht V. von Bayern abtrat.

Als die Schweden während des Dreißigjährigen Krieges bis ins bayerische Oberland vordrangen und sogar in Oberstdorf erschienen, wurden auch die Burgen des Schwangau stark bedrängt. Der spanische und der österreichische Erbfolgekrieg brachten neue Gefahren und während des Tiroler Krieges 1809 wurden sie noch härter mitgenommen. Der Fürst von Oettingen-Wallerstein kaufte die Besitzung und bewahrte die Burgen vor vollständigem Ruin. Durch dritte Hand kam der Schwangau 1832 an den Kronprinzen (nachmaligen König) Maximilian von Bayern, der mit Hülfe der Baukunst und Malerei nach den Entwürfen des Malers Domenico Quaglio hier ein neues Schloß im Geiste des romantischen Mittelalters aufrichten ließ und ihm den Namen der etwas höher gelegenen alten Burg „Hohenschwangau" verlieh.

Vor wenigen Jahren sah man noch von der Marienbrücke, die sich wie ein schmales Band hoch über den schäumenden Fall der Pöllat spannt, auf die fast unzugänglichen Trümmerhaufen der alten Burgen herab. Jetzt erhebt sich hoch über denselben bereits ein neuer gewaltiger Bau; eine bequeme Fahrstraße

hat Feld und Wald durchbrochen und schwingt sich in leichten Bogen zu der Höhe hinauf, auf der die Mauern der umfangreichen Burg Neu-Schwanstein rasch emporsteigen, die an Glanz und Pracht den alten Schwanstein weit hinter sich lassen soll. Ein großartigerer Gegensatz als derjenige, den die Aussichten von den Fenstern und Zinnen des neuen Königsschlosses nach Südost und Nordwest einst bieten werden, läßt sich kaum denken. Berlepsch schildert denselben wie folgt: „Die Südostseite des Bergkegels wird von einem mächtigen Felsenkessel eingeschlossen, der an großartig öder Wildheit, in den tausendfachen Spuren der Zerstörung durch entfesselte Naturkräfte die kühnsten Phantasiegebilde übertrifft; der Blick in diese trümmererfüllte Mündung der dahinter sich öffnenden Schlucht ist ein wahrhaft beängstigender, ungeheuerlicher. Dem klaffenden Felsenrisse entwindet sich in grünschäumendem Falle die Pöllat, ein frischer Gebirgsstrom, und in schwindelnder Höhe, 100 m. über dem Abgrunde, schwebt wie ein Spinngewebe die aus Eisengitterwerk zierlich gebaute Marienbrücke. Wendet man dann den Blick gegen Norden und Westen hinaus, so hat das Auge Raum, Weite, Friede, Ruhe, — es überschweift das vielgestaltige Hügelland, welches der Lech, seine Gebirgsheimat verlassend, in breit versandetem Bette durchirrt. Links, im tiefbewaldeten Vordergrunde, liegt der Schwan- und Alpsee und zwischen beiden auf tannbewachsener Felsenzunge Schloß Hohenschwangau.“

Das Graswangthal und Linderhof. Von Hohenschwangau führt ein bequemer Reitweg ins nahe Graswang- und Ammerthal. Kaum eine Menschenseele begegnet uns auf dem Wege, uns umfängt die ganze Poesie der Waldeinsamkeit. Ein krystallhelles Bächlein fließt uns entgegen; wir überschreiten die Wasserscheide, und die Wasser eines anderen tanzen vor und neben uns in lustigen Sprüngen zwischen Fels und Busch ins Thal hinab. Das ist die Graswang und das stille, abgeschiedene Thal, in dem wir uns befinden, ist das Graswangthal. Alles ist enge und begrenzt; man meint, es führe kein Weg hinaus aus dieser träumerischen Einsamkeit, und doch ist's wunderbar schön in dieser Weltvergessenheit.

In einer kleinen Weitung des Thales, in das die Klammspitzen und der Hennenkopf ernst hineinschauen, steht ein Schlößchen in der Bauweise, welche vom Hofe Ludwig's XIV. über ganz Europa Verbreitung fand. Es ist Linderhof, ein Lieblingsschloß König Ludwig's II. Von der Pracht der inneren Räume, welche den Fremden unzugänglich sind, von der goldglänzenden Einrichtung im Stile Ludwig's XIV. und von den prächtigen Gemälden, welche die Zimmer schmücken, Scenen aus dem Leben dieses Königs darstellend, wird Vieles — Wahres und Uebertriebenes — erzählt. Jedenfalls kommen auch in diesem einsamen Schlosse die Prachtliebe und der Geschmack des jetzigen Königs von Bayern in überraschender Weise zum Ausdruck.

Um das Schlößchen liegt ein Garten von bescheidenem Umfange; aber die kleine Fontaine, die duftenden Rasen und die wohlgepflegten Wege verleihen ihm einen eigenthümlichen Reiz. Man erwartet in dieser Abgeschiedenheit nichts weniger als ein solches Kabinetsstück der Schloßarchitektur und Gartenkunst. Einen eigenthümlichen Gegensatz zu diesen kunstvollen Anlagen

bietet die umgebende einfache und friedlich stille Natur: hier die mächtige alte Linde, die in deutschen Gauen ihres Gleichen sucht, dort die thaufrische Wiese und darüber am Bergeshange aufsteigend der breitkronige Buchenwald.

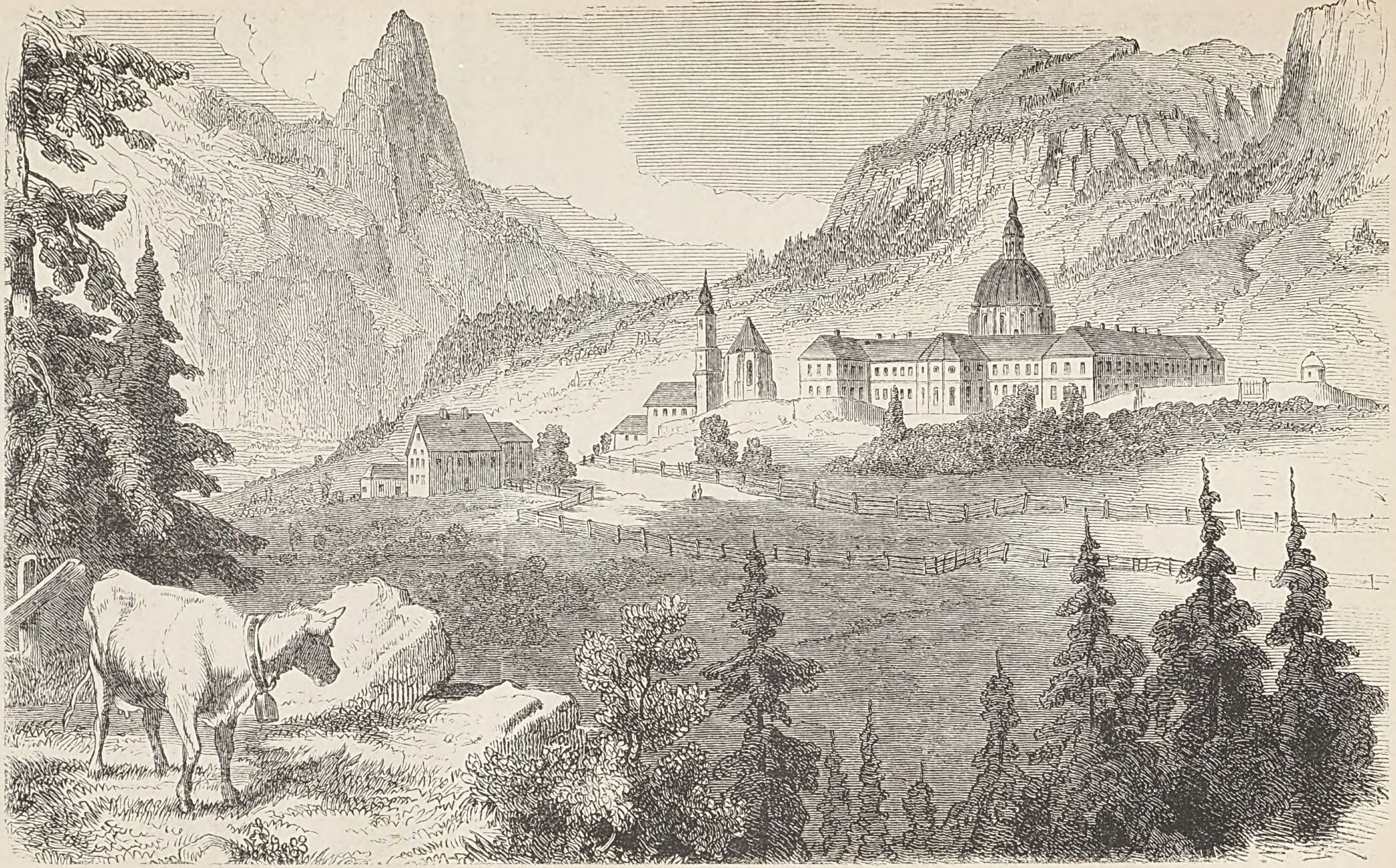
Im Thale der Graswang fortschreitend, erreichen wir den gleichnamigen Hauptort des Thales, einen einsamen Weiler. Neben dem Pfade fließt die junge Ammer; hier erst gelingt es ihr, sich aus dem mächtigen Kiesbett — hier „Gries" genannt — zu befreien, das sie von der Quelle an beengte und ihre Lebenskraft hemmte. Durch das mit grünen Wiesen bekleidete, nicht großartige, aber freundliche Thal, das duftige Fichtenwälder umsäumen, streckt sich das Gries breit hin. Der lange Steg, der über das trockene Gerölle führt, sagt uns, daß es auch weniger friedliche Tage hier giebt, solche, an denen die von den Hängen herabstürzenden Wildbäche das Gries überfluten, die mächtigsten Stämme wie Strohhalme knicken und mit sich fortreißen. Dort liegt eine solche Baumleiche mitten im Kies; schon ist ein Theil derselben in Moder gesunken und frische Blumen sprießen lustig daraus empor. Der Anblick bereitet uns auf den Eindruck jener alten Klostergebäude vor, deren mächtige Kuppel in dieser Gebirgseinsamkeit vor uns aufsteigt.

Kloster Ettal; ein geistlicher Ritterorden in Oberbayern. Die älteste Geschichte des Klosters Ettal löst sich in Sagen auf. Der Name deutet auf den Welfen Ethico hin, dessen Schwester, die schöne Jutta oder Judith, die Gemahlin Kaiser Ludwig's des Frommen war. Der stolze Ethico wollte nicht eines Karolingers Lehnsträger sein und zog sich in das öde Thal am Ursprung der Ammer zurück, wo er sich in tiefster Wildniß eine Zelle baute und die enge Mündung des Thales am schroffen Kessel durch einen Verhau abschloß. Ein halbes Jahrtausend später kehrte Ludwig der Bayer, nachdem er sich in Pavia die eiserne Krone der Lombarden und in Rom die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt (1314), über die Alpen in seine Heimat zurück. Er führte ein liebliches Marienbild aus milchfarbigem Stein bei sich, das ihm nach der Legende ein Engel im Gewande der Benediktiner-Ordensbrüder übergeben, und dem er ein Kirchlein und ein Kloster zu bauen gelobt hatte. Als er den Ettaler Berg hinanritt, ward das Bild in seinem Arme so schwer, daß er es nicht weiter zu tragen vermochte. Er sah dies als einen Wink des Himmels an, daß er hier sein Gelübde lösen solle, ließ die Wildniß der Ampferang, in der einst der stolze Welfe als Klausner gelebt hatte, ausreuten und legte — nach der Klosterchronik am 18. April 1330 — den Grundstein zum Bau. Obgleich der päpstliche Bann auf dem Haupte des Kaisers lastete, führte er doch das Werk zu Ende, und binnen zwei Jahren war der Bau vollendet. Freilich blieb die Kirche vor der Hand noch unausgeweiht, aber zwanzig Mönche lasen trotzdem täglich die Messe darin. Ludwig beschenkte das neue Kloster reichlich; neben großen Gütern und stattlichen Burgen verlieh er ihm auch sein vormaliges Wohnhaus an der Ecke der Kaufinger und Fürstenfelder Gasse in München, das nunmehr sogenannte „Ettaler Haus".

Ettal erhielt zugleich die Bestimmung, der Sitz eines neuen Ordens zu werden. Der Kaiser hatte Wolfram von Eschenbach's große Dichtungen „Parzival" und „Titurel" gelesen und war von den mystischen Aufgaben der Ritter

des heiligen Gral so erfüllt, daß er einen ähnlichen geistlichen Ritterorden zu stiften beschloß. Dreizehn edelbürtige Ritter mit ihren Frauen, dann noch sechs Wittwen tapferer adeliger Kämpfer erhielten zu Ettal Wohnung und Unterhalt in ehrenvoller Muße. Ludwig selbst entwarf ihre Hausordnung. Die Männer kleideten sich grau und blau und durften goldene Gürtel und Sporen tragen; die Tracht der Frauen war in einfachem Blau. Tanz, Würfeln und alles Spiel um Geld war beiden Geschlechtern verboten, Armbrustschießen, Jagd und Beize dagegen den Rittern gestattet. Täglich hatten sie der Mette und den Tagzeiten beizuwohnen, jährlich fünfmal zum Tische des Herrn zu gehen und die kirchlichen Festtage zu halten. War ein Ritter in Urlaub, so mußte seine Frau bei der Meisterin bleiben. Bei Tische hatten Ritter und Frauen das klösterliche Schweigen zu beobachten. Verstöße gegen die Satzungen wurden durch Beschränkung der Kost auf Wasser und Brot, Bodensitzen in der Eßstube, öffentliche Buße in der Kirche, Einkerkerung, Entziehung der Pfründe und Verstoßung geahndet. Zur Bedienung waren jedem Ritter und seiner Frau ein Knecht, eine Magd und ein Heizer, sämmtlichen Wittwen zwei Mägde beigegeben. Der „Meister", d. h. der Vorstand aus der Zahl der Ritter, hatte für sich vier Pferde, zwei Junker, einen Schreiber, einen Koch, einen Jäger mit zwölf Hunden und einen Falkner mit zwei Laufknechten. Den übrigen Rittern wurden zusammen acht Pferde zum eigenen Gebrauche und vier für die Knechte gehalten. Wittwer durften sich im Kloster wieder vermählen und darin geborene Kinder drei Jahre daselbst verbleiben. Andere Kinder aber durften die Ritter nicht bei sich haben.

Trotz seiner kostspieligen Einrichtung war der Stand des Ritterstiftes, so lange der Kaiser lebte, ein blühender, aber bald nach seinem Ableben löste es sich auf. Es hatte nur sechzehn Jahre bestanden. Des Kaisers eigene Söhne waren es, welche die meisten Güter des Stiftes wieder einzogen. Das Kloster behauptete sich nach dem Eingehen des Stiftes anfangs nur mit Mühe, hob sich indessen allmählich wieder und gewann neue Fundationszuflüsse. Zudem zog der Ruf des wunderthätigen Marienbildes in Ettal viele Wallfahrer aus Nah und Fern herbei zum Vortheil des Klosters. So stand es Jahrhunderte hindurch in Ehren und Wohlstand und erlangte im 18. Jahrhundert neue Berühmtheit durch eine treffliche Lehr- und Erziehungsanstalt für junge Adelige, welche der Abt Placidus II. (Feiz) gründete. Kurfürst Karl Albert (als deutscher Kaiser Karl VII.) erhob dieselbe zur Ritterakademie, und es kamen fast aus allen deutschen Gauen adelige Jünglinge nach Ettal, um daselbst in den freien Künsten und Wissenschaften standesmäßig unterrichtet zu werden. In dem Verzeichniß der Schüler lesen wir die Namen der angesehensten Geschlechter, wie Auersperg, Colloredo, Fugger, Hamilton, Hatzfeld, Hohenzollern, Kaunitz, Königsegg, Lobkowitz, Metternich u. a. Im Jahre 1744 fuhr ein zündender Blitzstrahl ins Kloster. Es brannte mit Ausnahme des Flügels, in dem ehedem Kaiser Ludwig der Bayer Herberge zu nehmen pflegte, völlig nieder; auch die reiche Büchersammlung ward ein Raub der Flammen. Zwar erhob sich das Kloster wieder aus der Asche, aber die Ritterakademie ward nicht wieder ins Leben gerufen.



Kloster Ettal.

Der letzte Abt des Klosters vollendete im Wesentlichen den von seinen Vorgängern begonnenen und fortgesetzten Bau der Kirche; doch waren die Nebenthüren und das Portal noch nicht ganz ausgebaut, als die allgemeine Maßregel der Klosteraufhebung auch Ettal traf (1803). Das Vermögen des Klosters ward zur Staatskasse eingezogen, die Kirche aber blieb Pfarrkirche, während die Klostergebäude sammt Zubehör in Privatbesitz übergingen und zum Theil niedergelegt wurden.

Der Bestimmung des Stiftes entsprach auch die Eigenthümlichkeit des Baues und der ganzen Einrichtung. Die Kirche gehört zu den merkwürdigsten Bauten in Bayern. Inmitten der Klostergebäude erhebt sich eine prächtige Rotunde, die auf zwölf Chöre berechnet war, und über ihr eine hohe und mächtige Kuppel, deren Gesammthöhe einschließlich des Kreuzes 251 Fuß beträgt und unter deren Mittelpunkt ein zwölffaches Echo sich vernehmen läßt. Auch die Orgel ist eine der schönsten in Bayern. Das Wunderbild der heiligen Jungfrau in weißem orientalischen Porphyr, der „weißen Lilie dieses öden Thales", wird noch heute in der Kirche aufbewahrt. In Wirklichkeit erweist es sich als das Werk eines derzeitigen italienischen Meisters aus der Schule des Meisters Andrea Pisano.

Waldige Berghöhen umschließen das Thal, in welchem Ettal liegt. Nördlich erhebt sich das Ettaler Mannl (Männchen) — 1641 Meter hoch — ein Berg mit nackter Felsenspitze, welche wie eine Säule aufrecht steht, weit hinaus im Lande gesehen wird und aus der Ferne das undeutliche Bild eines Mannes auf der Bergkuppe giebt. Südwestlich bildet der Kofel, ein hoher kegelförmiger Felsberg mit herrlicher Aussicht, den Abschluß. An seinem Fuße führt zwischen hoch sich thürmenden Felsengruppen an einer alten Bärenhöhle, die sich weit in das rothe Marmorgestein hineinzieht, vorüber der romantisch schöne Weg nach dem eine Stunde weiter entfernten, oft genannten, durch seine Schnitzwaaren sowie durch seine alle zehn Jahre wiederkehrenden Passionsspiele bekannt, ja berühmt gewordenen Dorfe Oberammergau.

Oberammergau und die Passionsspiele. Das Dorf Oberammergau dehnt sich längs der Ammer hin. Die Wohnhäuser des Ortes sind nur von dürftigen Wirthschaftsgebäuden umgeben; denn die Umgegend ist weder dem Getreidebau noch reichlicher Viehzucht günstig. Auf der Südseite erheben sich die höchsten Bergspitzen der Voralpen, die, obgleich sie noch nicht in die Schneeregion hineinragen, dennoch schroff und wild und in ihrer Art recht ansehnlich sind. Nördlich gegen das Flachland hin öffnet sich das Thal weiter und weiter und geht in das lechrainische Hügelland über, aus dem die stattliche Kuppe des Peißenbergs emporsteigt. Allerdings umgiebt uns hier nicht die erhabene Schönheit der Alpenthäler, wie im Algäu, den Bayerischen und Salzburger Alpen, aber auch diese mildere Gebirgsnatur muthet uns heimatlich an.

Noch sind die Häuser nach der im Hochlande üblichen Art gebaut; die flachen, steinbeschwerten Dächer springen weit über die Grundmauern vor, und es fehlen auch nicht die Köpfe der Wuotansrosse als Giebelzier; doch sind die schmucken Lauben bereits seltener. Die Häuser sind sämmtlich mit frommen Darstellungen aus der Bibel und aus der Geschichte der Heiligen bemalt.

Auf dem Ehrenplatze an der Giebelseite sieht man fast überall das Bild der gnadenreichen Mutter von Ettal.

Die Unergiebigkeit des Bodens trieb die Ammergauer dazu, sich anderweiten Erwerb zu suchen; sie fanden ihn in der Schnitzerei und Glasmalerei von Heiligenbildern, die freilich recht fromm gemeint waren und auch hinreichenden Absatz fanden, in Bezug auf Kunstwerth aber Manches zu wünschen übrig ließen. Nach den Pfarrbüchern gab es schon 1630 im Oberammergau Bildschnitzer; und wer heute die lange Dorfgasse hinabwandert, der sieht durch die hellen Fenster Jung und Alt an den schmalen Werktischen schnitzen.



Oberammergau.

Dort liegen die Heiligen mit Mohrenkönigen, Gemsenjägern, Elefanten, Kameelen und Eseln bunt durcheinander. Vor den Thüren aber im Sonnenschein legen Kinder und alte Mütterchen, mit Pinsel und Farbentopf gerüstet, die letzte Hand an die Erzeugnisse der heimatlichen Kunst.

Uebrigens fehlt es auch nicht an Schnitzwerken von wirklichem Kunstwerthe, besonders seitdem die Regierung neben der schon längere Zeit bestehenden Zeichnenschule eine Schnitzschule errichtet hat. In der ersten Zeit mag der Hauptmarkt für die Muttergottesbilder, Kruzifixe und Heiligenfiguren in Ettal gewesen sein, wo die zahlreichen Wallfahrer ebenso viel Käufer waren. Jetzt machen die in Oberammergau errichteten Handelshäuser, insbesondere diejenigen von Lang und Zwink, Geschäfte nach allen Erdtheilen, und ein Besuch in ihren Magazinen führt uns alle Freuden der Kinderzeit vor Augen.

Puppen, Hanswürste, Soldaten und Steckenpferde stehen und hängen dort in endlosen Reihen vor unseren farbengeblendeten Augen; dazwischen Dinge, die auch das Herz der Alten erfreuen, Haus- und Küchengeräthe, Bilder- und Spiegelrahmen, Gefäße, Bierkrüge, Salatbestecke, Lesepulte, Falzbeine u. s. w., theils aus weißem, theils aus farbigem Holze. Die Anzahl der eigentlichen Bildschnitzer mag sich auf etwa 120 Arbeiter beziffern, und eine beträchtliche Anzahl von Hausirern trägt die Erzeugnisse der Oberammergauer Kunst weit in die Welt hinaus.

Diese die Phantasie anregende Beschäftigung mag auch die Entwicklung des dramatischen Talentes bei den Oberammergauern begünstigt haben, welche bei den Aufführungen der Passionsspiele bedeutsam hervortritt. Dieselben sind ihrem Ursprunge nach religiöser Natur. Es ist bekannt, wie außerordentlich beliebt im Mittelalter die geistlichen Schauspiele waren und wie sorgsam sie gepflegt wurden. Sie waren ein Ausfluß der gottesdienstlichen Feier und beruhten auf einer dramatischen Darstellung des Evangelientextes, wobei man sich jedoch mancherlei Abkürzungen, Erweiterungen und Ausschmückungen gestattete. Schon die Nonne Hruodswintha oder Roswitha im Benediktinerkloster zu Gandersheim im Braunschweigischen († ca. 1000) wird als talentvolle Bearbeiterin geistlicher Stoffe genannt. Die Aufführungen fanden in der Kirche und zwar fast ausschließlich durch Geistliche statt; die Sprache dabei war vorherrschend die lateinische. Diese Vorstellungen bildeten in der Regel zusammen einen Cyklus, der mit der Adventszeit begann und mit dem Pfingstfeste seinen Abschluß fand. Zu ihrem Mittelpunkte gestaltete sich das österliche Passionsspiel. Der Name „Mysterien", weil sie die Geheimnisse der christlichen Religion zur Anschauung bringen sollten, ward ihnen von den Völkern romanischer Sprache beigelegt. Noch im Jahre 1322 machte das „Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen", von Predigermönchen im Thiergarten zu Eisenach aufgeführt, einen solchen Eindruck auf den zuschauenden Landgrafen Friedrich von Thüringen, daß er vom Schlage gerührt ward, als er sah, wie die Fürbitte der Jungfrau Maria und der Heiligen ohne die wahre Reue der Jungfrauen nicht zureiche, um diesen den Himmel zu öffnen. Mit dem vierzehnten Jahrhundert begann jedoch eine Umwandlung in diesen Spielen einzutreten. Es wurden deutsche Zwischenspiele eingelegt, später ganz deutsche Spiele aufgeführt und komische Scenen eingeflochten, die zu der heiligen Handlung in grellem Gegensatze standen. Der gewinnsüchtige Judas, der sich den Verrath des Herrn in blanken Silberlingen bezahlen läßt, der aufschneidende Krämer, bei dem die nach dem Grabe Christi gehenden Weiber ihre Spezereien kaufen, wurden zu komischen Figuren. Mehr noch bot der Teufel und seine Höllenschar Stoff zu dieser niederen Komik, die sich in Schimpf- und Spottreden, Geberden, Sprüngen, Possen und Prügeleien äußerte. Infolge dessen wurden die Spiele aus den Kirchen verwiesen, auf den Vorhof und weiter ins Freie verlegt, und die Geistlichen zogen sich ganz von den Aufführungen zurück. Seit den Tagen der Reformation verschwanden diese Vorstellungen mehr und mehr, und es finden sich nur noch einige Spuren davon in den Krippenvorstellungen in den katholischen Kirchen.

Daß diese alte Sitte sich in Oberammergau bis auf unsere Tage erhalten hat, ist die Folge eines von der Gemeinde abgelegten Gelübdes. Im Jahre 1633 wüthete die Pest in Oberammergau. Noch heute bezeichnen drei Kreuze am Wege nach Unterammergau die Stelle, wo die Pesthütte stand, in welcher die Pestkranken untergebracht wurden, und daneben zeigt man den „Pestfreithof“. Damals gelobten die geängstigten Ammergauer, von jeher ein frommes Volk, wenn Gott sie von der schrecklichen Krankheit befreien und den Rest der Bevölkerung am Leben lassen wolle, zum Danke dafür alljährlich die Leidens- und Todesgeschichte Jesu als öffentliches G'spiel zur Erbauung alles Volkes in der Umgegend aufzuführen. Das Gebet der Oberammergauer um Erlösung von der Pest fand Erhörung, und das Gelübde ward von ihnen durch 46 Jahre (bis 1680) treulich erfüllt. Von dieser Zeit an aber ward die Aufführung — wol der damit verbundenen Kosten wegen — auf alle zehn Jahre beschränkt und zwar auf alle Jahre, deren letzte Ziffer eine Null ist. Bis dahin hatte sich der Staat um diese Aufführungen nicht bekümmert; im Jahre 1780 aber fanden es die Oberammergauer doch gerathen, sich beim Kurfürsten Karl Theodor um ein eigenes Privilegium deshalb zu bewerben. Dasselbe ward ihnen ertheilt und zehn Jahre später unter Einschärfung des Verbotes für alle anderen Gemeinden erneuert. Nicht ohne Mühe erhielt die Gemeinde im Jahre 1810 die gleiche Erlaubniß, und nun übernahm der frühere Benediktiner Ottmar Weis in Ettal eine zeitgemäße Bearbeitung des Textes, welcher der Aufführung zu Grunde gelegt und seitdem mit geringen Aenderungen beibehalten ward. Die Musik dazu komponirte der Lehrer Dedler aus Oberammergau. Der Grundgedanke, von dem Weis ausging, war, die Darstellung der Leidensgeschichte ausschließlich auf die Evangelien zu gründen und jeder einzelnen Handlung die darauf bezüglichen „Vorbilder“ aus dem Alten Testamente in mimischen Darstellungen vorausgehen zu lassen, den Zusammenhang beider aber durch das gesprochene oder gesungene Wort der Chöre von Genien zu vermitteln, welche bei jedem neuen Auftritte die Zuschauer auf das Beherzigenswerthe hinweisen. Die Vorstellungen fanden früher auf dem Friedhofe statt, und wurden seit 1830 auf eine große Wiese am Ende des Dorfes verlegt.

Bald nahm auch die Tagespresse davon Kenntniß, und der Naturforscher Lorenz von Oken († 1851 in Zürich), zur Zeit Professor an der Münchener Universität, war der Erste, der die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese interessante Ueberlieferung aus alter Zeit hinlenkte. Seitdem wuchs der Andrang von Fremden mit jeder Aufführung, und mit ihm hielt die Ausstattung des Spiels gleichen Schritt. Die letzten Vorstellungen (1860 und 1870) wurden von mehr als 60,000 Personen besucht, und die Gesammteinnahme betrug jedes Mal 54,000 Gulden. Die Einnahmen werden nach Abzug der Kosten zum Besten der Gemeinde verwandt und nur zum dritten Theil an die Mitwirkenden und Beschäftigten vertheilt, um sie für die versäumte Arbeitszeit zu entschädigen, da sie nicht nur bei den vielen Proben zugegen sein müssen, sondern auch meist Jahre vorher eingeschult werden.

Die Gesammtzahl der Mitwirkenden beim Passionsspiele beträgt über 500 Personen, also etwa die Hälfte der Bevölkerung Oberammergau's.

Auch Greise und Kinder werden dazu herangezogen. Diejenigen, welche nicht mitspielen, helfen im Orchester, welches der Schulmeister leitet, oder beim Malen der Dekorationen, der Anfertigung der Kostüme und der Theaterbedienung. Die Vertheilung der Hauptrollen erfolgt nach abgehaltenem Gottesdienste; es wird dabei nicht allein auf die Befähigung zur dramatischen Darstellung, sondern auch auf die sittliche Führung gesehen, und es gilt als besondere Ehre, mit einer Hauptrolle betraut zu werden.

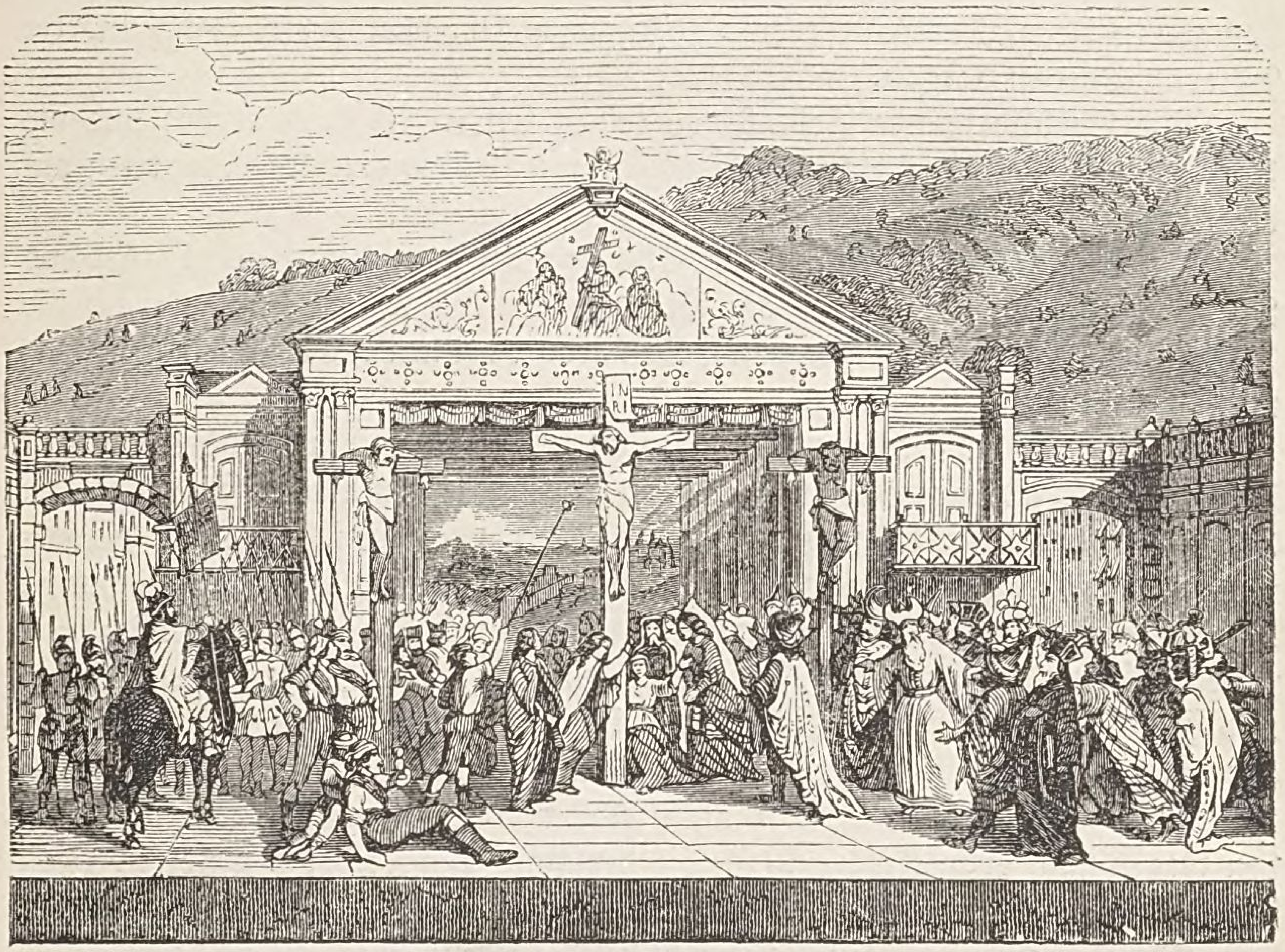
Die Vorstellungen finden im Hochsommer (Juni, Juli, August) an mehreren aufeinander folgenden Sonntagen statt. Wenn der Zudrang an einem der Sonntage so groß ist, daß nicht alle Schaulustigen Platz finden, so wird die Vorstellung am folgenden Tage wiederholt. Sie beginnt gewöhnlich des Morgens um 8 Uhr, endet gegen 5 Uhr Nachmittags und wird nur um Mittag durch eine einstündige Pause unterbrochen.

Ein Oberammergauer Zimmermann schlägt das Theater auf und ein Oberammergauer Maler führt die Dekorationen und Scenerien aus. Der Zuschauerraum, ein amphitheatralisch ansteigendes Parterre und drei Logen, hat eine Tiefe von 49 und eine Breite von 34 Metern, bedeckt also einen Flächenraum von 1666 Quadratmetern, auf dem 6000 Personen Platz finden.

Die Bühne zerfällt in fünf verschiedene Theile. Die eigentliche Mittelbühne ist durch einen Vorhang geschlossen, oben gedeckt, und hat gleich anderen Theatern wandelbare Dekorationen. Auf ihr spielen alle Scenen, bei denen der Wechsel des Schauplatzes durch die Veränderung der Dekoration vergegenwärtigt wird. Dieser Mittelbühne schließen sich rechts und links schmale Häuser mit Balkonen an, links das Haus des Pilatus, rechts das des Hohenpriesters Annas. Auch vor ihnen spielt ein Theil der Handlung. Neben diesen Gebäuden gewähren zwei offene Thorbogen den Blick in die Straßen der Stadt Jerusalem. Vor dem Ganzen befindet sich die vorn offene Vorderbühne mit einer Breite von 23 Metern und einer Tiefe von 5 Metern. Dieselbe ist zunächst für den Chor und für diejenigen Vorstellungen bestimmt, welche einen größeren Raum erfordern. Da der Vorhang der Mittelbühne eine Straße zeigt, so stellt das Ganze bei herabgelassenem Vorhange die Stadt Jerusalem vor. Bei aufgezogenem Vorhang aber bilden wirkliche Berge mit Wald und Wiesen den Hintergrund. Die Morgensonne sendet goldene Streiflichter in die Straßen der heiligen Stadt; die Lerchen wirbeln über ihr, und aus der Ferne klingen die Glocken der Herden und schallt das Brüllen der Rinder. Dies Alles aber stört weder die Darsteller noch den Verlauf der Handlung.

Das gesammte „G'spiel" besteht aus vier Hauptabtheilungen. Die erste beginnt mit dem feierlichen Einzuge des Heilands in Jerusalem und erstreckt sich bis zu seiner Gefangennehmung. Die zweite umfaßt die Geschichte von da bis zum Verhör Jesu vor Annas. Die dritte endet mit dem Tode Jesu und die vierte zeigt die Auferstehung des Herrn. Jede dieser Hauptabtheilungen umfaßt wieder mehrere Handlungen und Scenen aus dem Leiden Christi, die durch „Vorbilder" aus dem Alten Testamente eingeleitet werden. Die einzelnen Gruppen werden durch den Chor nach dem Vortrage des Chorführers in mannichfachen Gesängen vorbereitet und durch die Begleitung der Musik auf das Wirksamste gehoben.

Wiederholte Böllerschüsse verkünden den Beginn des Schauspiels. Nach einer Ouverture, welche die Dorfmusikanten aufführen, erscheint ein Chor von vierzehn Personen, dessen Gesang auf die lebenden Bilder aufmerksam macht, die hinter dem jetzt aufgehenden Vorhange sichtbar werden: zuerst rechts die Austreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese, und links der gehorsame Abraham, vom Engel am Opfer seines Sohnes verhindert; dann, nachdem der Vorhang gefallen und wieder sich gehoben, das Kreuz und vor ihm vier betende Gestalten. Darauf fällt der Vorhang abermals und der Chor verläßt nach einer Aufforderung an die Zuschauer, dem Kampfe des Versöhners für die Welt aufmerksam zu folgen, die Bühne.



Bühne in Oberammergau.

Nun beginnt das eigentliche Drama mit dem Einzuge Christi in Jerusalem. Im Hintergrunde der Mittelbühne erscheinen in dichten Massen Männer, Frauen und Kinder, mit Palmzweigen in der Hand und mit lautem Hosiannarufen den Heiland begrüßend, der endlich selbst erscheint, inmitten seiner Jünger auf einem Esel reitend. In ein blaßviolettes Gewand und einen karmoisinrothen Mantel gekleidet, sitzt er quer auf seinem Thiere und steigt ab, sobald er auf der Vorderbühne angelangt ist. Die Rolle wird vortrefflich gespielt; alle Bewegungen sind ungesucht und natürlich, die ganze Haltung im frömmsten Stile.

Nachdem auf der Mittelbühne der Vorhang gefallen und wieder aufgezogen ist, erblickt man den Vorhof des Tempels und in demselben die Krämer und Wechsler mit ihren Tischen, ihren Lämmern und Tauben. Christus tritt unter sie, droht ihnen, stürzt ihre Tische um und ergreift endlich, nachdem die Handels-

leute, unterstützt von den Schriftgelehrten, lange und heftig mit ihm und dem Volke, das für ihn Partei nimmt, gestritten, ein Seil, macht eine Geißel daraus und treibt die Krämer hinaus, während die befreiten Tauben davonfliegen.

Das nächste lebende Bild zeigt die Söhne Jakob's, wie sie über das Verderben ihres Bruders Joseph rathschlagen; die folgende Scene die Priester und Schriftgelehrten, welche sich über die Tödtung Jesu besprechen. Sie sitzen auf kleinen Sesseln längs der Coulissen, hinten auf erhöhten Sitzen Annas und Kaiphas, der Erstere weiß, der Andere roth gekleidet, beide mit hohen, goldenen, breitgespaltenen Priestermützen. Alle, Oberpriester und Pharisäer, Krämer und Römer, Heilige und Engel, sprechen in oberbayerischer Mundart und spielen so frisch drauf los, als sei es das Natürlichste von der Welt, daß es damals in Jerusalem ganz ebenso zugegangen sei, wie so viel Jahrhunderte später in Oberammergau.

Die Vorbilder, wie Tobias von seinen Eltern Abschied nimmt und die Braut des Hohenliedes über den Verlust ihres Bräutigams klagt, bereiten auf die Scene vor, in der Christus von den Seinen scheidet.

Die fünfte Gruppe enthält das Bild, wie der Herr dem Volke Israel das Manna und die Weintrauben des Gelobten Landes spendet, und darauf die Abendmahlsscene, welche ganz nach Leonardo da Vinci's Gemälde dargestellt wird, nebst der Fußwaschung.

In der sechsten Scene empfängt Judas seine Silberlinge. In der siebenten sieht man erst Adam im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen und dann Jesum im Gebet am Oelberg blutigen Schweiß vergießen. Es folgt die Gefangennehmung, das Verhör Christi vor den Balkonen, Petri Verleugnung, die Verzweiflung und der Selbstmord des Judas und die äußerst lebendig dargestellte Scene des Aufruhrs, den die Priester im Volke erregen, als Pilatus und Herodes Christum wegschicken. Alle Scenen werden mit einer ins Einzelne gehenden Genauigkeit und mit einer Natürlichkeit durchgespielt, welche komisch wirken müßte, wenn die Spieler nicht selbst von der frömmsten Hingebung an den Gegenstand erfüllt wären. Selbst der Hahnenschrei bei der Verleugnung des Petrus wird von einem der Mitspieler täuschend nachgeahmt.

Eine der ergreifendsten Scenen bildet die Kreuzigung. Man hört bereits hinter dem Vorhange der Mittelbühne das Klopfen der Hämmer, welche den grausamen Akt vollziehen, und wenn der Vorhang steigt, erblickt man die Schädelstätte mit Soldaten, Priestern und Volk angefüllt, die beiden Schächer an ihren Kreuzen und Christum, wie er eben auf das Kreuz genagelt wird, an das man die von Pilatus gesandte Inschrift angeheftet hat. Die Henkersknechte, von Kopf bis zu Füßen roth gekleidet, richten das dritte Kreuz empor.

Nicht weniger schriftgetreu werden die Kreuzabnahme und Grablegung Christi dargestellt. Darauf erscheint der Chor wieder und verkündigt die Auferstehung. Es folgen die Scene am Grabe und Christi Wiedererscheinen im Garten, sowie eine symbolische Verherrlichung des Auferstandenen. —

Von Kulturhistorikern und Kunstrichtern ist viel über das Oberammergauer Passionsspiel geschrieben worden, und das Urtheil der Letzteren lautet in hohem Grade anerkennend. Wir führen hier nur an, was Eduard Devrient

darüber sagt: „Man kann von diesem merkwürdigen Passionsspiel nicht genug reden und schreiben, damit die Aufmerksamkeit recht allgemein darauf gerichtet und eine möglichst lebendige und vollständige Anschauung davon verbreitet werde. Bis zum Wiedererwachen eines fruchtbaren, seiner selbst frohen Nationalgeistes bewahre die sinnige Dorfgemeinde diese kostbare Reliquie des alten Deutschlands mit frommem, einträchtigem und bescheidenem Sinne, hüte sie mit der Kraft des Gemeingeistes, wie sie bisher gethan, damit, wenn über zehn Jahre der heilige Schrein den Beschauern wieder geöffnet wird, der schöne Ueberrest in seiner kindlichen Frische und einfachen Herrlichkeit wieder hervorleuchten und an die ungenutzten Schätze des deutschen Volksgeistes, an den verkannten hohen Beruf der Schauspielkunst mahnen möge!" —

Klöster als Kulturstätten; das Wessobrunner Gebet. In dem Vorlande nördlich der Alpen bildeten zahlreiche Klöster eben so viele Kulturstätten. Sie befanden sich fast sämmtlich in den Händen des für jene Zeit so bedeutenden Ordens vom heiligen Benedikt, und ihre Bedeutung für Oberbayern war zu ihrer Zeit um so größer, als sie nicht, wie in anderen Gegenden, an die Reste römischer Bildungsstätten sich anlehnten. Da war das prächtige Prämonstratenserkloster Steingaden, ursprünglich nur ein „Haus von Stein" mit einem einzigen „Gaden" (Stockwerk), von Welf VI., dem mächtigen Herzoge von Spoleto, Grafen vom Lechram und im oberen Ammerthale, erbaut, ehe er von seiner Burg Peiting ins Gelobte Land zog, oft durch Kriegsverwüstungen heimgesucht und immer wieder neuerbaut; da war Raitenbuch oder Rottenbuch mit seinem reichen Bücherschatze, darunter die erste lateinische oder sogenannte Mazarinische Bibel von Guttenberg und Fust, 1450—1455 in Mainz gedruckt; da waren Andechs und Dießen am oberen Ammersee, und endlich in dem Hügellande nördlich vom Peißenberg, dem „bayerischen Rigi", der sich zwischen Schongau und Weilheim als ein kolossaler Felskegel von Molasse hineinschiebt, das uralte Wessobrunn.

Die Sage führt die Gründung des Wessobrunner Klosters auf Herzog Thassilo von Bayern zurück, der einst mit seinem Knechte Wesso in dieser Wildniß jagte. Während einer Schlummerrast sah er Engel an Himmelsleitern auf- und niedersteigen und aus einem Brunnen Wasser zum Trunke schöpfen. Als er erwachte, reichte Wesso ihm einen frischen Trunk aus einem Quell, der in diesem Walde entsprang. Zum Gedächtniß dieser Stunde gründete Thassilo das Kloster Wessobrunn, dessen Alter danach bis zum Jahre 758 hinaufreicht.

Als die Ungarn oder — wie das Volk sie nannte — die Hunnen von der Donau herauf Süddeutschland durchstreiften, verwüsteten sie auch Wessobrunn und ermordeten den Abt und viele Mönche; sie mögen es wol auch gewesen sein, welche den alten steinernen Heiligen, die der jetzige Besitzer von Wessobrunn, der hochgelehrte Professor Sepp, ausgrub und dem bayerischen Nationalmuseum verehrte, die Köpfe abschlugen. Im 12. Jahrhundert begegnen wir in Wessobrunn der Nonne Diemuod, deren Thätigkeit im Abschreiben von Handschriften gerühmt wird. Ein Jahrhundert später finden wir die Mönche von Wessobrunn bereits mit dem eifrigen Studium der alten Klassiker beschäftigt, insbesondere mit Cicero, Cato, Sallust, Terenz, Virgil, Horaz, Statius,

Juvenal, Persius, Aratus und selbst mit Homer und Aristoteles, und die Schätze der Bibliothek mehrten sich beträchtlich. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts lehrte Ubiserus aus Glogau, ein gekrönter Dichter, daselbst, und bei der Klosteraufhebung 1803 rühmte noch der gelehrte kurfürstliche Kommissar die musterhafte Einrichtung der Klosterschule.

Aus der ersten Zeit nach der Gründung des Klosters Wessobrunn ist noch ein berühmtes Schriftenfragment, zugleich eines der ältesten Denkmäler der christlichen Poesie, aufbewahrt worden. Es ist das in alliterirenden Versen geschriebene sogenannte Wessobrunner Gebet. Dasselbe stammt etwa aus dem Jahre 800, also aus einer Zeit, zu welcher noch heidnische und christliche Vorstellungen im Glauben unserer Vorfahren sich mischten, wie dies auch im Inhalte des Gebetes, insbesondere in der Veranschaulichung der Welt mittels ihrer Bestandtheile — Erde, Himmel, Baum, Berg u. s. w. — gemäß der Darstellung des germanischen Schöpfungsmythus der Edda, und in der Bezeichnung Gottes als des „mildesten der Männer", sich zeigt. Das merkwürdige Bruchstück befindet sich gegenwärtig in der Münchener Staatsbibliothek. Der ursprüngliche Text lautet:

„Dat gafregin ih mit firahim
firiuuizzô meistâ,
dat ero ni uuas
noh ûf himil,
noh paum noh heinig
noh pereg ni uuas,
ni . . . noh sunnâ ni scein,
noh mâno ni liuhta
noh der mâreo seo,
dô dâr ni uuiht ni uuas
enteô ni uuenteô,
enti dô uuas der eino
almahtîco cot,
manno miltisto,
enti dâr uuarûn auh manake
mit inan cootlîhhe geistâ,

enti cot heilac, cot almahtico, du himil enti erda gauuorathôs, enti dû mannun sô manac coot forgâpi, forgip mir in dînô ganâdâ rehta galaupa enti côtan uuilleon, uuistôm enti spahida, enti craft tiuflun za uuidarstantanne enti arc za piuuîsanne enti dinanu uilleon za gauurchanne."

In der Uebertragung: „Dies erfrug ich unter den Menschen als der Weisheiten größte: Da die Erde nicht war, noch der Himmel oben, noch Baum, noch Wald, noch Berg nicht war, noch die Sonne nicht schien, noch der Mond nicht leuchtete, noch der Meersee, als noch nichts war von Ende und Grenzen, da war der eine, allmächtige Gott, der Männer mildester, und da war mit ihm auch die Menge der göttlichen Geister. — Heiliger Gott, allmächtiger Gott, der Du Himmel und Erde gewirkt hast und der Du den Menschen so manches Gut gabest, gieb mir in Deiner Gnade auch den rechten Glauben und guten Willen, Weisheit, Klugheit und Kraft, den Teufeln zu widerstehen, das Arge abzuweisen und Deinen Willen zu wirken."

Der Ammersee und seine Ufer; eine verschwundene Stadt; Andechs und Dießen. Von Wessobrunn den aus dem Lellsee hervorkommenden Rottbach entlang wandernd, überschauen wir von den Raistinger Höhen die Erdfläche bis zum südlichen Ufer des Ammersee's, welche, heute naß und sumpfig, in alten Tagen eine Stadt getragen haben soll, die von Raisting bis Pähl sich erstreckte und von der Ammer durchflossen wurde. Bei Kulturarbeiten zu Anfang dieses Jahrhunderts fand man daselbst unter ausgegrabenen Eichstöcken Panzer von schwerem Eisenblech, Schwerter, Lanzen und Sporen, auch eine Menge kleiner Hufeisen, welche auf die ungarischen Rößlein hinweisen dürften. Von Pähl aber, dem stattlichen Dorfe, dessen „Hochschloß" einen prächtigen Blick in die Berge gewährt, wissen wir mit Bestimmtheit, daß es einst der Knotenpunkt mehrerer wichtiger Römerstraßen war, darunter die von Salzburg nach Augsburg und aus dem Süden nach Weihenstephan. Nach der Sage lag auch an der Stelle des Ammersee's einst ein Moos, das von drei Jungfrauen kultivirt wurde. Da ihnen aber das Wasser die Arbeit erschwerte, so verwünschten sie alles Land ringsum in einen See.

Der Ammersee hat von seinem früheren Umfange viel eingebüßt. Er mag sich seiner Zeit wol bis Polling und an den Peißenberg und abwärts bis hinab ins Moosthal von Alting, Kothgaisering und Wildenroth ausgedehnt haben und mit dem Seefelder See in unmittelbarem Zusammenhange gestanden haben; hieß doch die Wallfahrtskirche Grafrath ursprünglich Wörth in der Amper. Der Ammersee liegt 536 m. über dem Meeresspiegel. Seine größte Länge beträgt etwas mehr als fünf Stunden, seine größte Breite anderthalb und sein Umfang zehn Stunden, seine größte Tiefe 76 m.

Es ist wahr, der Ammersee steht seinem Nachbar, dem Starnberger See, an landschaftlichen Reizen nach. Seine Ufer sind nicht durch so zahlreiche schmucke Dörfer, noch weniger durch zierliche Landhäuser belebt. Ernst und ruhig breitet sich sein weiter Wasserspiegel zwischen dunkel bewaldeten Uferhöhen aus. Wer vom nördlichen Ufer, an das die München-Buchlo'er Bahn mit der Station Türkenfeld nahe herantritt, den See hinauffährt, dem winken jenseits der grünen Uferhöhen die blauen Berge der Alpen in ewiger Schönheit. Da ragt der Gebirgsstock der Wettersteinwände mit seinem gewaltigen Abschluß, der Zugspitze; da leuchten die Schroffen des Karwendel; da schmiegen sich die wunderbar harmonischen Linien der Jöcher Alm hinauf und hinab. An dem südlichen Ende des See's aber liegt zur Rechten das alte Dießen mit seinen weißen Häusern, zur Linken Kirche und Kloster Andechs, einst der Sitz mächtiger Gaugrafen, über dessen weithin leuchtendem weißen Thurme sich der breite Rücken der Benediktenwand erhebt.

Andechs übt eine große Anziehungskraft auf die Bewohner der Umgegend aus. Als Gründer der Burg Andechs und als Stammvater der Grafen dieses Namens gilt Ratbod oder Rasso, der natürliche Sohn des 899 verstorbenen Königs Arnulf. Die Andechser wurden ein mächtiges Geschlecht; sie herrschten nicht allein an der Ammer und Isar, am Würm- und Staffelsee, sondern hatten auch ausgedehnte Besitzungen in Franken und Burgund, in Tirol, Istrien, Kroatien und Dalmatien. Mit den bayerischen Herzogen standen sie nicht

allezeit zum Besten. Ludwig der Kelheimer zerstörte die Burg Andechs, weil ein Andechser, Markgraf Heinrich von Istrien, als Begleiter des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach an der Ermordung des Kaisers Philipp zu Bamberg (1208) theilgenommen haben sollte.

Des genannten Ratbod gleichnamiger Sohn wallfahrtete mit Jutta, der Gemahlin des Bayernherzogs Heinrich, 949 nach Jerusalem und brachte viele Reliquien mit, denen zu Ehren er die Grafrather Kirche erbaute. Beim Einbruch der Ungarn flüchteten die Mönche die Reliquien nach Andechs, wo sich der Schatz derselben bald ansehnlich mehrte, auch bei der erwähnten Zerstörung der Burg und Kapelle (1209) gerettet und vergraben ward. Im Jahre 1388 kam derselbe wieder zum Vorschein. Die Legende erzählt, daß ein weißes Mäuschen den Altar hinaufgeklettert sei und dem Priester einen Zettel auf das Evangelienbuch gelegt habe, der genau Ort und Stelle der vergrabenen Reliquien angab. Nun begann die glänzende Zeit für Andechs. Bald war die Kapelle auf dem „heiligen Berge", die Ludwig der Strenge (1277) dort neu gebaut, für die zuströmenden Pilger zu enge. Herzog Stephan ließ deshalb die Heiligthümer für einen Theil des Jahres nach München bringen und in der St. Jakobskirche im alten Hof ausstellen, und Papst Bonifacius IX. verband mit der Verehrung derselben einen Ablaß (1392), dem der Münchener Jahrmarkt, die sogenannte „Jakobidult", ihre Entstehung verdankt. Damals kamen innerhalb fünf Monaten wöchentlich 50—60,000 Wallfahrer nach München, und das von ihnen gespendete Opfer betrug täglich eine Metze Regensburger Pfennige. Noch heute ist die Kirche von Andechs das Ziel für Tausende von Wallfahrern aus dem katholischen Süddeutschland, und die dort aufbewahrten Heiligthümer scheinen die Bedeutung des „Heiligen Berges" für die Bevölkerung Bayerns zu rechtfertigen. In seinem Inneren ruhen die Gebeine vieler Heiligen, und unter den Reliquien befinden sich die merkwürdigsten Dinge z. B. Holzsplitter aus dem Kreuze und Zweige aus der Dornenkrone Christi, einige von den Silberlingen, um die Judas den Heiland verrathen, eine Haarlocke der heiligen Anna u. s. w.

Dießen oder Bayerdießen, am westlichen Ufer des See's und an der Landstraße von Landsberg (Buchloe) nach Pähl gelegen, darf sich zwar nicht solcher Schätze, aber eines höheren Alters rühmen als Andechs; war es doch schon den Römern bekannt und später mit Andechs abwechselnd Hauptort der Grafschaft.

Auch im Norden des Ammersee's finden sich Spuren altrömischer Kultur, und die Bewohner des Dorfes Schöngeising rühmen von ihrer Heimat noch heute, daß sie ehedem eine ansehnliche Stadt gewesen. In der That findet man auf der Amperinsel daselbst uraltes Gemäuer und schönes Pflaster. Vor dem Kirchplatze zeigt man die Stelle eines alten römischen Bades, welches durch zwei von der Amper abfließende Kanäle sein Wasser erhielt. Um das Dorf herum erhoben sich ehedem fünf Säulen, welche die Thore der Stadt, die den Namen Ad Ambras führte (An der Amper), bezeichneten; jetzt stehen nur noch zwei von jenen Säulen. Nahe bei Schöngeising flußaufwärts sieht man auch die Spuren eines alten Kastells, auf dessen Trümmern Graf Friedrich von Dießen, Sohn Ratbod's von Andechs, eine Burg erbaut haben soll.

Kloster Fürstenfeld; zwei verhängnißvolle Episoden aus der Geschichte des bayerischen Fürstenhauses. Wir folgen den grünen Wellen der Amper, die lustig neben uns rauschen, und sehen einen stattlichen Bau aus dem waldumkränzten Thale aufsteigen. Es ist das ehemalige Cisterzienserkloster Fürstenfeld, dessen Gründung ein blutiges Blatt in der bayerischen Fürstengeschichte bildet.

Ludwig II., Sohn Otto des Erlauchten, Herzog von Oberbayern und Pfalzgraf bei Rhein (1253—1294), war mit der schönen Maria von Brabant vermählt. Während er in seinem Rheinlande die aufrührerischen Edelleute bekämpfte und ihre Raubschlösser brach, weilte Maria im Schlosse zu Donauwörth bei seiner Schwester Elisabeth, der Wittwe des deutschen Kaisers Konrad IV. aus dem Hause Hohenstaufen und Mutter des unglücklichen Konradin, welchem Herzog Ludwig als Vormund gesetzt war. Da trieb Marien die Sehnsucht, ihren Gemahl durch ein zärtliches Briefchen zur endlichen Heimkehr zu mahnen. Zugleich schrieb sie auch an des Herzogs Feldhauptmann, daß er ihre Bitte unterstützen möge, und verhieß ihm dafür die Gewährung einer von ihm längst erbetenen Gunst. Diese bestand nämlich in der nach damaliger Sitte nicht unschicklichen Anrede mit Du, mit welcher Fürstinnen wol vornehme Edle ihres Gefolges zu ehren pflegten. Der Bote, welcher beide Briefe zu überbringen hatte, verwechselte sie jedoch trotz der verschiedenen Farbe der Siegel, und der sechsundzwanzigjährige Herzog entbrannte in rasender Eifersucht. Als erstes Opfer seiner blinden Leidenschaft fiel der ungeschickte Bote unter seinem Dolche. Zurückkehrend nach Donauwörth und eintretend in den Burghof, stieß er den ihm zur Begrüßung entgegeneilenden Vogt nieder, weil er seine Ehre so schlecht behütet habe. Er tödtete auch das Ehrenfräulein der Herzogin, Helika von Brennberg, die er der Mitwissenschaft an der von ihm vermutheten geheimen Liebschaft seiner Gemahlin beschuldigte, und ließ die Oberhofmeisterin auf denselben Verdacht hin vom Thurme hinabstürzen. Seine junge unschuldige Gemahlin ließ der Verblendete zum Tode verurtheilen und mit dem Schwerte hinrichten. Dies geschah am 18. Dezember 1256. Bald nach der blutigen That erwies sich die Unschuld der Hingeopferten. Den Herzog überkamen Gewissensqualen und Reue und bleichten in einer Nacht sein Haar. Er pilgerte nach Rom, und der Papst sprach ihn von der Blutschuld unter der Bedingung los, daß er ein Kloster gründe. In Erfüllung des Bußgelübdes stiftete Ludwig, seitdem genannt „der Strenge“, (1258) ein Kloster im Dorfe Thal, welches er später erweiterte und nach Fürstenfeld versetzte (1263).

Ludwig's des Strengen Sohn und Nachfolger war jener Ludwig der Bayer, welcher (1314) zum deutschen Kaiser erwählt ward. Dieser wollte der Stiftung wohl, beschenkte sie reichlich und stattete den Mönchen manchen Besuch ab, wenn er in der Umgebung des Klosters dem edlen Weidwerke oblag. Dafür waren es auch die Mönche von Fürstenfeld, welche kurz vor der Schlacht bei Mühldorf (1322) die Boten seines Gegenkönigs Friedrich's des Schönen an dessen Bruder Leopold auffingen und dadurch mittelbar zu dem für ihn siegreichen Ausgange der Schlacht beitrugen (vergl. „Geschichtsbilder ꝛc.“, S. 302). Aber die Umgegend des von dem Vater gegründeten Stiftes sollte dem Sohne

verhängnißvoll werden. Kaiser Ludwig liebte es, auf den waldigen Höhen des Ammerthales Hirsch und Reh, noch mehr den grimmen Bären zu jagen. Frohen Muthes ritt er am 11. Oktober 1347 nach jenen Gegenden zur Bärenjagd aus. Als er Angesichts des Klosters bei dem Dörflein Buch über einen Anger trabte, wankte er plötzlich im Sattel und sank vom Rosse. Ein herbeieilender Landmann unterstützte ihn mit seinen Armen und suchte ihn aufzurichten. Mit den Worten: „Vergieb mir, Allmächtiger, was ich gesündigt; ich habe viel gefehlt, aber Treue Dir gehalten im Herzen und Glauben!" hauchte der edle Fürst sein Leben aus.

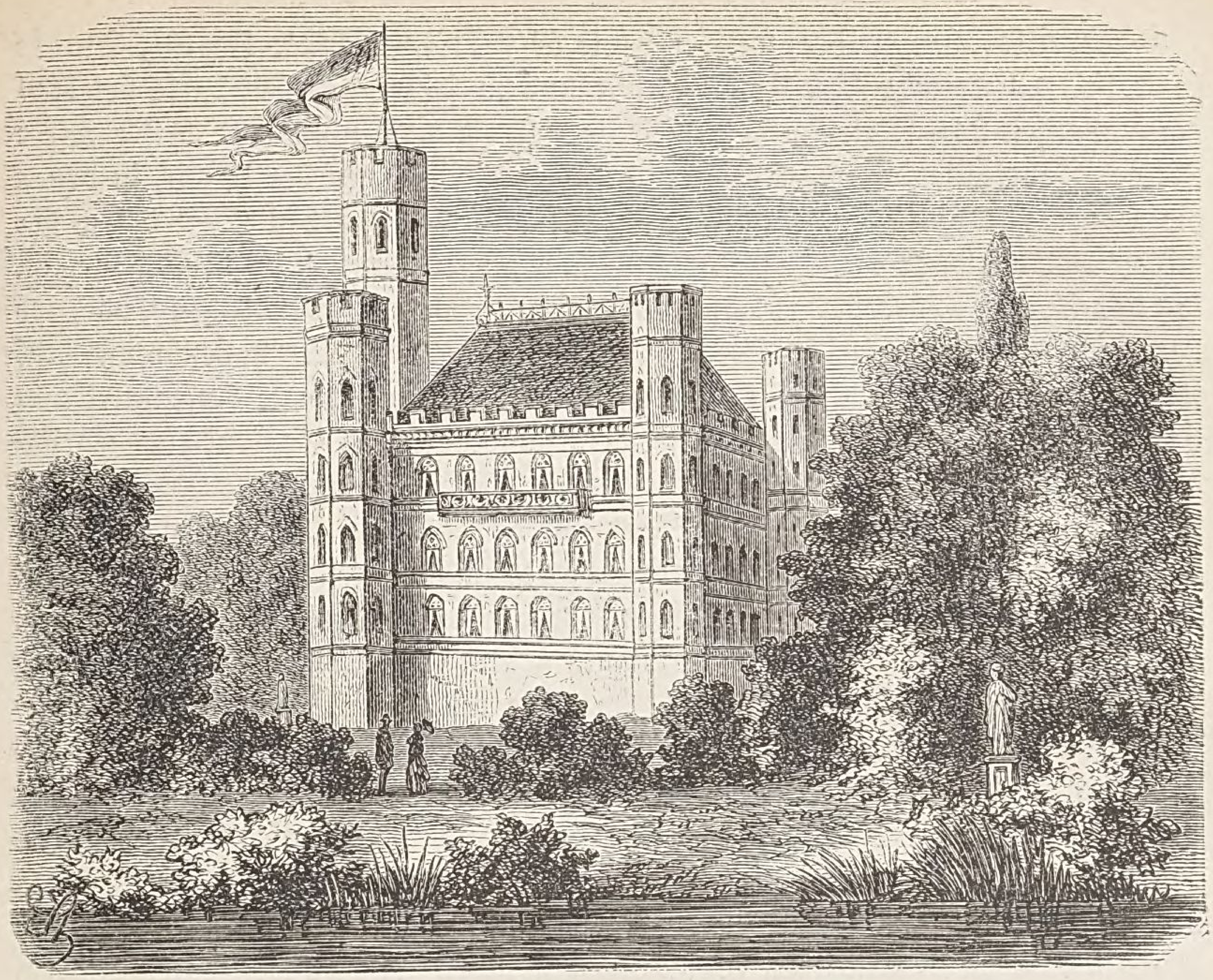
Obgleich der Kaiser im Banne starb, ward sein Leichnam in der alten Frauenkirche zu München beigesetzt und später in die neue übergeführt. Man nennt den Anger, wo er verschied, den „Kaiseranger". Eine einfache Pyramide von Ettaler Marmor bezeichnet die Stätte, sie trägt die Inschrift: „Dem frommen Andenken des seligen Ludwig des Bayern, Römischen Kaisers, Vertheidigers der deutschen Freiheit, Bayerns Gesetzgebers, des tapferen und standhaften Mannes, setzte dieses Ehrendenkmal Maximilian, König von Bayern, 1808."

Das Dachauer Moos; wendische Reste in Bayern. Nordöstlich von Fürstenfeldbruck, am rechten Ufer der Ammer, erstreckt sich das Dachauer Moos, eine fünf Meilen lange und eine Meile breite Sumpfebene, 478 m. über dem Meere, eine reiche Lagerstätte von Brennmaterial, die in volkswirthschaftlicher Beziehung immer mehr an Bedeutung gewinnen wird, je mehr die Kultivirung und Verarbeitung in Torfstichen fortschreitet.

Die Wanderung durch die Fläche zwischen Bruck und Dachau bietet keine landschaftlichen Reize, wol aber Interesse für Freunde der Völkerkunde. Mitten in der bajuvarischen Bevölkerung des Landes finden sich hier wendische Elemente eingesprengt, welche ihre Stammeseigenthümlichkeiten in Haus und Tracht bis auf unsere Tage treu bewahrt haben. Der Bajuvare verschmäht den Leinenkittel des Wenden; dafür fallen die Dachauer Bauernfrauen durch ihre absonderliche Tracht auf: das bunt gemusterte, kurze und enge Mieder, welches die Brust zusammenschnürt, den nur bis über die Kniee reichenden, schweren und faltenreichen Rock oder „Bollenkittel" und die Strümpfe, in welche farbige Verzierungen reichlich eingestickt sind; über die Stirne herab fällt die Spitzenhaube, und an Festtagen wird ein goldenes Nest kunstreich ins Haar eingebaut.

Von den hart an den Fluß tretenden Höhen schaut das Schloß Dachau weit ins Land hinein, und doch liegt sein erstes Stockwerk auf gleicher Höhe mit dem Pflaster der Neuhauser Gasse in dem vier bis fünf Stunden entfernt in südwestlicher Richtung liegenden München; so bedeutend fällt das Land zwischen beiden Orten ab. In der Burg hauste in alter Zeit das Dynastengeschlecht der Grafen von Dachau, von denen es 1183 Otto von Wittelsbach, Herzog von Bayern, käuflich erwarb. Nun ist ein großer Theil des Schlosses niedergelegt, und seine reichen Schätze an Wand- und Deckengetäfel befinden sich im Nationalmuseum zu München.

Wir sind, dem Laufe der Amper folgend, bereits an der bayerischen Hauptstadt vorübergeschritten und wenden uns nun wieder nach Süden zurück, zu dem östlichen Nachbar des Ammersee's, dem Würm- oder Starnberger See.



Schloß Berg.

Der Starnberger See und seine Umgebungen.

Der See. — Aus Starnbergs glänzendster Zeit; der „Bucentaur". — Schloß Berg und die Roseninsel. — Pfahlbauten im Starnberger See. — Possenhofen und Tutzing. — Künstlerfest auf der Rottmannshöhe. — Die Reismühle und die Sage von der Geburt Karl's des Großen; Spuren des germanischen Mythus.

Der See. Unter allen Seen, welche das Vorland der bayerischen Gebirge zieren, ist wol der Starnberger oder Würmsee der lieblichste und reizvollste. Zwischen Hügelgeländen hingebettet, von deren Höhen freundliche Dörfer in seinen Spiegel hinabschauen, breit genug, um durch die Ausdehnung der wogenden Fläche eindrucksvoll auf das Auge zu wirken, und doch nicht so breit, daß die landschaftlichen Züge seiner Ufer, ihr Schmuck an Ortschaften und zierlichen Landhäusern völlig sich verwischte, an seinem oberen Ende dann in eine weite Ebene auslaufend, welche die mächtigsten der bayerisch-tirolischen Kalkalpenkämme — Karwendel und Wettersteingebirge — wie unmittelbar aus seinen Fluten aufsteigend erscheinen läßt: vereinigt er alle Vorzüge eines harmonisch in Vorder-, Mittel- und Hintergrund getheilten, wahrhaft schönen Landschaftsbildes. Seine Reize haben schon manche Dichter und Maler begeistert und seine Ufer sind der vielgepriesene Lieblingsaufenthalt der Münchener Sommerfrischler. Sein Charakter trägt nicht den Zug des Großartigen aber an Lieblichkeit und Anmuth übertrifft er alle seine Brüder an den Abhängen der nördlichen Kalkalpen.

Der Starnberger See, welcher heute $5\frac{1}{2}$ Stunden lang, $1-1\frac{1}{2}$ Stnude breit ist, 13 Stunden im Umfange hat und in seiner größten Tiefe bei Altmannshausen 245 Meter mißt, erstreckte sich ehemals über eine weit größere Fläche. Jahrtausende liegen zwischen heute und den Tagen der Urzeit, in denen die Höhenzüge von Obergeismering, Pähl und Andechs den Eisströmen der Alpen als Uferwälle dienten; Jahrtausende mögen dann noch verflossen sein, bis der See, der ehedem das ganze weite Becken an seinem südlichen Ende, wo heute nur zerstreute kleine Seen und Teiche liegen, erfüllt haben muß, auf seinen heutigen Umfang zurückgedrängt wurde; da, wo jetzt die Roseninsel aus den blauen Wellen auftaucht, gleich einem schwimmenden Garten, erhoben sich damals merkwürdige Pfahlbauten mitten aus dem See, auf denen die Bewohner jener Gegenden Obdach und Schutz vor den Thieren der Wildniß suchten; und wieder Jahrtausende liegen zwischen jener und der geschichtlichen Zeit, dem Erscheinen der Römer an seinen Ufern, von denen die Reste ihrer Kunststraßen, Schanzen und Wachtthürme noch Zeugniß geben. Damals trug der Karlsberg bei Leutstetten ein größeres Kastell, das See und Fluß beherrschte, und unmittelbar am Seeufer bestanden römische Niederlassungen. Und wer heute die Ufer des See's umwandelt, welches andere Bild wieder bietet sich Dem! Ein fleißiger Besucher des Alpenlandes und Naturfreund, Heinrich Noë, schildert den Eindruck des östlichen Ufers: „Dieses Ufer sieht aus wie das Fenster eines Oberammergauer Spielwaarenhändlers. Wie aus Cigarrenkistchen zusammengeschnitzt, stehen die winzigen Wohnungen zwischen farbig angestreuten Wegen, Moos, künstlich gezogenen Bäumchen und den unvermeidlichen Kapellen und Einsiedeleien“ .... Am Fuße der Uferhöhen wechseln einsame und ärmliche Fischerhütten mit freundlichen Villen, bald vereinzelt, bald zu malerischen Gruppen vereint, aus Wald und Busch hervorschauend. Dazwischen erheben sich stattliche Schlösser mit zinnengekrönten Mauern und Thürmen, und von den obersten Uferhöhen glänzen weiße Kirchen im Sonnenscheine weit ins Land hinaus. Bis unmittelbar an das Ufer ziehen sich die lieblichen Gärten, und über den See hin, dessen breite blaue Fläche im Morgendufte liegt, tönt friedliches Glockengeläute. Ueberall Anmuth, Heiterkeit und Frieden! —

Die Eisenbahn führt in einer halben Stunde von München nach der nördlichen Spitze des See's, wo die alte Burg der Starnberger auf die zahlreichen Sommerfrischen zu ihren Füßen herabschaut und der unmittelbar am See gelegene Bahnhof einen Ueberblick über die ganze breite Wasserfläche gestattet. Die Bahn zieht sich am ganzen östlichen Ufer entlang über Possenhofen, Tutzing, Bernried nach der Südspitze des See's bei Seeshaupt, von da weiter nach Pensberg in den Vorbergen der Alpen oder schon von Tutzing über Weilheim nach Peißenberg, den Endpunkten der Linie. Zur Rechten am östlichen Ufer liegt die Villa des Prinzen Karl von Bayern und eine Reihe schmucker Landhäuser von reichen Münchenern, für welche der Volkswitz den Namen „Protzenhausen“ erfunden hat, während der amtliche Name Nieder-Pöcking ist. Dort liegt Schloß Possenhofen, der Sommersitz des Herzogs Max in Bayern und die Geburtsstätte von zweien seiner Töchter (Prinzessin Marie — geb. 1841 — später Gemahlin des Königs Franz II.

beider Sizilien, und Prinzessin Mathilde — geb. 1843 — später Gemahlin des Prinzen Ludwig, Grafen von Trani, Prinzen beider Sizilien); dort taucht die Roseninsel zwischen den Wellen auf, deren dichte blühende Pracht ein reizendes Landhaus in pompejanischem Stile zur Hälfte verbirgt. Zur Linken am westlichen Ufer erhebt sich das verschwiegene Schloß Berg, die Sommerzuflucht König Ludwig's II. von Bayern, dort das Dörfchen Leoni; und jener Stein auf der Rottmannshöhe erinnert an den Lieblingsplatz eines berühmten Münchener Landschaftsmalers. Wol lohnt es der Mühe, jede dieser Stätten einzeln aufzusuchen, und die historischen Erinnerungen, welche die Ufer des See's wachrufen, an uns vorüberziehen zu lassen.

Aus Starnbergs glänzendster Zeit; der „Bucentaur“. Von den vielen Uferorten des See's ist Starnberg der bedeutendste. Der Ort wird von einem alten schwerfälligen Schlosse beherrscht, das ehedem dreifache Gräben umgaben. Von seiner alten Pracht ist keine Spur mehr zu finden. Das Schloß ist jetzt Sitz des Landgerichts und Rentamts, und das Sommerhaus der Herzöge und Kurfürsten hat seine Steine zu einer Kirche hergegeben. Auch das Geschlecht der Starnberg ist längst ausgestorben.

So glänzende Tage sah wol Starnberg nie wieder, wie diejenigen unter dem Kurfürsten Ferdinand Maria (1651—1679) und seiner kunst- und prachtliebenden Gemahlin Henriette Adelheid von Savoyen. Damals reihten sich hier Feste an Feste, zu denen der einheimische Adel und die fremden Gesandten geladen wurden. Besondere Vorliebe hatte das kurfürstliche Paar für prachtvolle Fahrten auf dem See. Ueber seine Fläche zog mit vollen Segeln das Abbild des venetianischen Bucentoro hin, — jenes Prachtschiffes, welches der Doge betrat, wenn er den goldenen Ring in die Fluten der Adria warf, um seine Vermählung mit dem Meere sinnbildlich anzudeuten, — genannt wie er und (1662) von venetianischen Meistern erbaut. Einhundert Fuß lang, fünfundzwanzig breit und siebzehn hoch, war er geräumig genug, den Hof mit seinem Gefolge aufzunehmen. Er hatte drei Verdecke für den Hof, die Musiker und die Ruderer. Bilder und Statuen schmückten die Schiffswände innen und außen und hoben sich von dem blau und rothen, reich vergoldeten Grunde ab. Vergoldet waren auch die Reihen der zierlich geschnitzten Ruder, die von 150 Schiffsleuten bewegt wurden. Gleich über dem Wasserspiegel führten Meergötter ihren Reigen; die Statuen Neptun's und Minervens zierten das Vorder- und das Hintertheil des Schiffes. Gedrehte Säulen und Fischleiber umgaben in zierlichem Geländer das Deck. Unter demselben empfing bei ungünstigem Wetter ein reich dekorirter Saal von 15 m. Länge und 9 Fuß Höhe die Gäste; daneben lag ein Vorgemach mit zwei Kabineten. Vor dem Eingange sprudelte ein künstlicher Brunnen. Erschien der Bucentaur auf dem See, so war er allezeit von einer Menge anderer Schiffe und Barken umgeben, von Galeeren und Gondeln, Kammer- und Schlummerschiffen, von dem Kellerschiffe, drei Küchenschiffen und verschiedenen Kähnen. Die ganze Lustflotille faßte gegen zweitausend Personen.

Die Feste begannen mit einer Hirschjagd, wobei die Hirsche von den Uferhöhen in den See getrieben und oft während des Sprunges vom Schiffe aus

erlegt wurden. Auch das Schwimmen spielte eine große Rolle, denn der Kurfürst selbst war ein geübter Schwimmer. Außerdem erlustigte man sich an Schifferstechen und Schiffrennen, sowie an Brillantfeuerwerken. Zu Ehren des Bischofs Gandolf von Salzburg wurde 1671 sogar eine Lustseeschlacht mit Wasser- und Leuchtkugeln geliefert.

Einen düsteren Hintergrund zu diesen glanzvollen Festen bildete nur die traurige Zeit; denn noch blutete das Land aus den Wunden, die der Dreißigjährige Krieg ihm geschlagen; noch lagen Hunderte von Dörfern, die der Schwede verbrannt, in Schutt und Asche; noch fielen Wölfe, die während der Kriegszeit sich wieder zu Rudeln vermehrt, in die Herden des Landmanns und machten selbst die nächste Umgebung der Hauptstadt unsicher, und Gemeinden wie Einzelne seufzten unter dem Drucke der Abgaben.

Als 1759 der Boden des „Bucentaur" schadhaft geworden, scheute Kurfürst Maximilian Josef III. (1747—1777) die Kosten einer so durchgreifenden Reparatur; er ließ das Prachtschiff aus dem Wasser ziehen und zerlegen. Die Festklänge waren verstummt, um nie wieder geweckt zu werden.

Schloß Berg und die Roseninsel. König Ludwig I. (1825—1848) zog den Aufenthalt im Schlosse Berg dem Starnberger vor, sein Nachfolger Maximilian II. (1848—1864) that das Gleiche, und König Ludwig II. hält einen großen Theil des Jahres daselbst Hoflager, nachdem er umfassende bauliche Veränderungen im Schlosse hat durchführen lassen und demselben eine reiche künstlerische Ausstattung gegeben. Der reizende Park verdankt seine Anlage bereits dem ersten Könige Max Josef I. (1806—1825; als Kurfürst 1799—1806), der die sogenannten „Bergleiten" zu anmuthigen englischen Anlagen umwandeln ließ.

Auch die alte Insel Wörth, jetzt Roseninsel genannt, ist königliches Eigenthum. In frühesten Zeiten soll daselbst ein heidnischer Tempel das kleine Eiland geschmückt haben, an dessen Stelle später eine christliche Wallfahrtskirche trat. Die halb in Trümmer gesunkene Kirche und daneben ein einsames Fischerhaus standen noch bis zum Jahre 1850. Um diese Zeit brachte König Maximilian II. die Insel durch Kauf an sich und ließ sie in einen reizenden Garten verwandeln, in welchem die seltensten und schönsten Rosenarten gepflegt werden. Mitten aus den Rosen aber erhebt sich ein im pompejanischen Stile gehaltenes kleines Landhaus, von dessen Balkon früher der Blick weithin über die Berge flog. Jetzt ist der zierliche Bau von den Bäumen am Ufer überragt und von den emporgewachsenen Rosen fast umschlossen. Wenn König Ludwig II. in Schloß Berg Hof hält, so pflegt er auch sich in die liebliche Einsamkeit der Roseninsel zurückzuziehen.

Pfahlbauten im Starnberger See. Die Umgebung der Roseninsel hat als Fundort von Pfahlbauresten ihr besonderes Interesse für den Kulturhistoriker. Um die ganze Insel herum ziehen sich Pfähle; die äußersten derselben sind gegen West und Nordwest bis 60 Fuß, gegen Nordost 30, gegen Ost bis 200 Fuß von ihrem Ufer entfernt. Alle sind rund, von schwarzer Farbe, und stehen 5 bis 18 Fuß unter dem Wasser. Südlich von der Insel entdeckte man schon 1865, einen halben Fuß unter dem Boden des See's, einen hölzernen

Rost, 8 m. lang, 7 m. breit, aus Rundhölzern bestehend, die mittels hölzerner Nägel zusammengefügt waren. Später wurden noch drei solcher Roste auf dem Seegrunde liegend sichtbar, vielleicht die Unterbaue für hölzerne Gebäude.

Noch interessantere Ergebnisse lieferten die zu Anfang des Jahres 1873 vom königlichen Landrichter von Schab zu Starnberg vorgenommenen Ausgrabungen. Sie führten im Westen der Insel in geringer Tiefe unter dem jetzigen Seeboden auf zwei mit zerspaltenen Knochen und künstlichen Geräthen erfüllte Kulturschichten, jede gegen ½ m. mächtig und von der anderen durch eine fußdicke, leere Schlammschicht getrennt. Die obere Schicht enthielt vorwiegend Bronzegegenstände, darunter zahlreiche Schmucksachen, zierlich geformte Nadeln für Frauenhaar wie zur Befestigung von Gewändern, auch Nähnadeln. Zeichnung und Arbeit lassen auf einen bereits entwickelten Schönheitssinn schließen; übrigens stimmen sie auffallend mit ähnlichen Funden aus den Pfahlbauten des Neuenburger und Bieler See's überein. Spärlicher sind die aufgefundenen Steingeräthe, unter ihnen eine kleine polirte Axt aus Serpentin, eine roh gearbeitete Lanzenspitze aus bläulichem Feuerstein und ein langes, schmales dreieckiges Instrument zum Sägen oder Schneiden. Ferner fanden sich Gegenstände, wie sie bereits in der Nähe von anderen Pfahlbauten ausgegraben wurden, darunter ganze Reihen von flachen, durchbohrten Thonscheiben, Kornquetscher, Schleifsteine u. s. w.

Charakteristischer als alles Vorgenannte erscheint für den Pfahlbau im Starnberger See der Reichthum an Geräthen aus Hirschhorn, nämlich mehr als hundert Geweihstücke vom Edelhirsch, meistens von ungewöhnlicher Größe und zu Hämmern, Feldharken und Beilen verarbeitet. An animalischen Resten wurden 7 Centner Thierknochen ausgegraben, die meisten von Torfschwein und Torfkuh, andere vom Hirsch, Pferd, Wildschwein, Hund, Bär, Biber, Fuchs und von der Gais. Auch ein überaus dickes menschliches Stirnbein und schön erhaltene Scheitelbeine wurden aufgefunden.

Alle diese Ausgrabungen weisen auf eine vorgeschichtliche Zeit zurück, in der undurchdringliche Waldungen und Sümpfe das Land bedeckten. Jene auszuroden war der damaligen Generation, die nur Stein- und Bronzegeräthe, aber kein Eisen kannte, nicht möglich; auch mußte man wol die Wälder des Wildes halber, welches die Hauptnahrung bot, schonen. Die Sümpfe aber waren zu tiefgrundig, um die Errichtung von Gebäuden zuzulassen, und eigneten sich auch aus Gesundheitsrücksichten nicht dazu. So kam der Erfindungsgeist jener Generation darauf, den Grund der flacheren Seen zu benutzen, um hier die Pfähle und Roste einzurammen, auf denen sie ihre Wohnstätten errichteten und wo sie zugleich Schutz vor den wilden Thieren fanden. Besonders eigneten sich Seen von geringerer Tiefe zu solchen Pfahlbauten; war doch die Luft auf ihnen gesund und bot doch das Wasser gute Gelegenheit zum Fischfang.

Dies ist wenigstens die Annahme von Schab, der die Pfahlbauten der Roseninsel zum Gegenstande eingehender Forschungen machte. Derselbe glaubt übrigens nicht, daß die Insel selbst zur Zeit der Pfahlbau-Niederlassungen bewohnt gewesen oder Feuerstätten enthalten habe, sondern vermuthet, daß sie dem Kultus gewidmet war oder auch als Begräbnißstätte gedient haben möchte. —

Possenhofen und Tutzing. Wer auf einem der beiden zierlichen Dampfboote, welche den Starnberger See befahren, oder auf einem Kahne den See hinauffährt, der schaut zur Rechten eine langgestreckte, zinnengekrönte Mauer, von stattlichen Buchen und Eichen überragt; es ist die Ringmauer des Parkes von Schloß Possenhofen, dem Eigenthume des Herzogs Max in Bayern, in dessen Räumen die nachmalige Kaiserin Elisabeth von Oesterreich (geb. 1837 zu München) und die Königin Marie von Neapel, seine Töchter, die Tage glücklicher Jugend verlebten.

Die volle Schönheit der Landschaft erschließt sich uns erst bei Tutzing, wo der See im Karpfenwinkel seine größte Breite (1½ Stunde) erreicht. Der blaue Schleier, der die Einzellandschaften des Gebirges bisher noch umhüllte, wird dünner und dünner; ihre riesigen Gebilde treten körperhafter vor. Selbst das unbewaffnete Auge vermag die Wälder der Vorberge bei Tölz, Benediktbeuren und Kochel, die Almen und Weiden, die scharf abgegrenzten Felsenwürfel des Kirchsteins und die kahlen Schroffen der Benediktenwand und sogar des Karwendel zu unterscheiden. Ebenso wie das nahe Garatshausen, wo das liebliche Waldschlößchen des Herzogs Ludwig in Bayern nahe dem Ufer sich zeigt, ward auch Tutzing schon zu Zeiten der Agilolfinger als Besitzthum des reichen Klosters Benediktbeuren erwähnt, und später nannte sich ein edles Geschlecht nach dem Schlosse. Nach mehrfach stattgefundenem Besitzwechsel kam es an die Grafen von Vieregg. In neuerer Zeit ward es von dem Stuttgarter Verlagsbuchhändler Eduard Hallberger erworben und umgebaut, und das Landhaus des Stuttgarter Bürgers tritt hier ebenbürtig in die Reihe der stattlichen Schlösser und Villen, welche wie ein Band von Perlen den schimmernden See umsäumen.

Künstlerfest auf der Rottmannshöhe. Wol noch niemals trug der Starnberger See eine so fröhliche Flottille wie diejenige, welche sich am Morgen des 23. September 1858 auf seinen Wellen wiegte. Dieses Jahr bezeichnet nämlich einen wichtigen Abschnitt in dem Künstlerleben der bayerischen Hauptstadt. Die weiten Räume des Glaspalastes hatten das Bedeutendste aufgenommen, was deutsche Kunst seit Beginn des Jahrhunderts geschaffen, und boten so ein übersichtliches Bild der Entwickelung und des Fortschrittes derselben von den Tagen ihres Wiedererwachens bis auf die unsrigen in streng historischer Ordnung. Alle, an die der Ruf des Geistes ergangen, waren vertreten, die Lebenden und die Todten, diese wenigstens durch ihre Werke, und das merkwürdige Bild einer geistigen Familie rollte sich vor den Blicken auf. An diese deutsche historische Kunstausstellung reihte sich die dritte allgemeine Versammlung deutscher Künstler. Die Stadt hatte den Gästen in den Räumen des Pschorrkellers eines jener Feste gegeben, deren Eigenart es unmöglich macht, sie mit anderen zu vergleichen. Aber auch die Künstler thaten das Ihrige zur Freude und zum Entzücken der Münchener. Hatten sie schon zum Gelingen des Kellerfestes das Ihrige beigetragen, so ward die von ihnen veranstaltete Fahrt nach der Rottmannshöhe am Starnberger See zu einem wahren Volksfeste.

Zu dem Platze, der des (1851) verstorbenen Meisters, des berühmten Landschaftsmalers Rottmann Namen führt, wo dieser manche Stunde im

kühlen Schatten geweilt, in die heitere, wunderbar schöne Landschaft hinausgeblickt hatte, ihre Stimmungen auf sich wirken gelassen und sich des blauen Himmels und der herabziehenden Wolken gefreut, die er abwechselnd über seine Bilder spannte: zu diesem Platze, den seit seinem Todesjahre ein einfaches Denkmal schmückt, wallfahrteten die deutschen Künstler in Begleitung ihrer Münchener Gäste.



Roseninsel im Starnberger See.

Am frühen Morgen führte ein langer Wagenzug etwa tausend Gäste nach dem lieblichen Starnberg. Kein Wölkchen trübte den Himmel, dessen tiefes Blau an den nahen Süden mahnte. Was an Schiffen, Kähnen und Barken an dem weiten See aufzutreiben, war zusammengeholt worden und lag dem Bahnhofe gegenüber am Ufer. Unter den Klängen zweier trefflicher Musikchöre ging die Einschiffung von Statten, und langsam setzte sich die Flottille in Bewegung.

Wir folgen auszugsweise der lebendigen und anziehenden Schilderung des bekannten Novellisten Friedrich Hackländer, welcher von seiner lieblichen, mit der württembergischen Fahne geschmückten „Villa Haidhaus", nahe bei Leoni am Ufer des See's, wol selbst die Flotte heranschwimmen sah und später unter die fröhlichen Scharen sich mischte.

„Es mochten wol zwanzig verschiedene Fahrzeuge sein", — so erzählt Hackländer in seinem Roman „Der Tannhäuser" (Stuttgart 1860), — „alle von kräftigen Schiffern gerudert, eines von dem anderen in gewissen Entfernungen

daherkommend und so eine große Fläche bedeckend. Aber wenn man auch noch so scharf hinblickte, so bemerkte man nichts, was an die Form gewöhnlicher Schiffe erinnert: was da unten schwamm, waren bunte Bilder, in Gold und Silber eingehüllt, so reich und schön gestaltet, wie sie Phantasie und Poesie nur erfinden konnten. Alle anderen Schiffe an Größe und Pracht der Ausstattung überragend, schaute mitten aus ihnen der Bucentaur der Flottille hervor, ein ziemlich treues Nachbild des venetianischen Musters. Hier wie dort Gold auf allen Seiten, welches die Sonnenstrahlen ins Unendliche reflektirten; Purpurschmuck und vergoldete Schnitzereien deckten seine Wände; bunte Decken und langgefrans'te Teppiche, von den Seiten und im Hintertheile herabhängend, schleppten stolz im Wasser nach. Fahnen und Wimpel aller Art flatterten vom Mast und wehten vom goldenen Baldachin, der über dem Schiffe ausgespannt war. Und in welch reicher Gestaltung umgaben die anderen Fahrzeuge in ehrfurchtsvoller Entfernung dies Hauptschiff der königlichen Künstler! Wie war auch an ihnen von der früheren Form nichts mehr zu entdecken, Alles in blühenden und bunten Schmuck verwandelt! Guirlanden schlangen sich als Takelage um die in Blumenstäbe verwandelten Maste; von deren Spitzen flatterten lange, herabwallende Bänder; am Steuer wehten die Fahnen fast aller Länder; über den kleinen Flaggen oben wiegten sich stolz die Banner der Künstler und Sängerzünfte. Dort war ein Blumenschloß auf das Wasser gezaubert; zierliches Holzgeflechte bildete seine Mauern, hundertfarbige Blüten schlangen sich durch die Gitter; hier stand ein Weihnachtsbaum in einem Schiffe, der Mast war eine schlanke, hohe Tanne, Blumenkränze schwebten, unten immer zierlicher gestaltet, von ihm nieder; da schwankte auf einem anderen Maste ein riesiger Blumenkorb, dort hatte wieder ein anderer Kahn sich ein Dach von lauter Flaggen und Fahnen zusammengesetzt.

„So kam die Flottille in einem weiten Bogen daher, glänzend in ihren Formen, in ihrem Schmuck von Gold und Farben, strahlend im hellsten Sonnenlichte und belebt durch die malerisch gruppirten Gestalten, welche ihren Raum erfüllten und worunter besonders hervorleuchteten die hellen Gewänder der Frauen und Mädchen. Aber nicht blos das Auge konnte sich ergötzen an diesen herrlichen Gebilden, sondern auch das Ohr lauschte entzückt den Klängen heiterer Lieder, die, von Instrumenten und menschlichen Stimmen ausgeführt, so klar und deutlich über das Wasser herüberflogen. Wie schienen aber auch die Ufer aufzuhorchen! Wie standen sie mit Grün und Fahnen festlich geschmückt da, die reizenden Uferlandschaften; wie hatten sie sich in bunte Farben gehüllt, alle die Villen und Dörfer ringsumher, wie oft und lustig sandten sie krachende Böllerschüsse zu den geschmückten Schiffen hinüber! —

„Nun schwieg die Musik auf den Fahrzeugen; man hörte nicht mehr das Rauschen der Ruder, denn diese waren mit einem Male eingezogen worden, und alle Schiffe lagen still, Alles in denselben war schweigend und erwartungsvoll. — «Das ist der Tag des Herrn!» stimmte der Sängerchor an. Und in richtiger Stimmung schienen die Wellen zu lauschen, schien der Himmel andächtig herabzublicken, standen rings in der Weite die geschmückten Häuser und Villen wie fromme Zuhörer in der ungeheuern Kirche, die ringsumher aufgebaut war.

„Das ist der Tag des Herrn,
Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn."

„Bei Leoni, das am Fuße reizender Uferhöhen im Waldesgrün fast versteckt liegt, näherten sich die goldenen Schiffe unter den feierlichen Klängen des Walhallaliedes dem Ufer, legten sich an die Landungsbrücken, und die lustige Künstlerschar, die heiteren Gäste, schöne Frauen und Mädchen, Alles durcheinander, hoch überflattert von den bunten Fahnen und Wimpeln, die vorangetragen wurden, in der prächtigsten Farbenmischung, betraten das Land und bewegten sich von da in einem langen, feierlichen Zuge zur Waldeshöhe hinauf. Lange noch sah man sie vom Ufer aus durch den grünen Wald hinaufziehen; lange noch bemerkte man die leuchtenden und flatternden Fahnen, die hellen Gewänder; lange noch hörte man die Klänge der Musik, lustiges Plaudern und Lachen.

„Und wie war droben Alles zu ihrem Empfang eingerichtet! Wie schimmerte dort unter dem Baumdickicht hervor das weißliche Holz der Buden, der langen Tische und Bänke, die auf dem Moosteppiche aufgeschlagen waren; wie flatterten auch hier von den Bäumen, sowie von aufgerichteten hohen Stangen, Fahnen aller Farben; wie sinnreich war auf einer Lichtung, die mit Riesenstämmen umgeben war, der Tanzplatz errichtet, wo sich die Jugend in lustigem Reigen drehen sollte. Er war eingefaßt mit aufgesteckten Tafeln, auf denen sinnige Sprüche standen, sowie mit den verschiedenen Künstlerwappen, welche bald hier, bald da an den Bäumen angebracht waren und mit ihren brillanten Farben so hell und angenehm von dem grünlichen Grau der alten Stämme abstachen.

„Und welch ein lustiges Leben zog wie ein frischer Luftzug über die unvergleichliche Rottmannshöhe! Wie wurde geplaudert und gelacht, gejubelt und gesungen, getanzt und gesprungen! Wie freudig erklang das Klappern der zinnernen Krugdeckel nach einem Toast, der hier und da ausgebracht wurde! Wie hörte man ein fröhliches Lied aus dem Dickicht erschallen, um plötzlich wieder überstimmt zu werden durch einen vollen Chorus oder zerrissen durch die plötzlich einsetzende Tanzmusik. Da fanden sich Bekannte zu Bekannten, die vielleicht zusammen nach München gekommen, sich dann in dem Strudel des gewaltigen Lebens verloren und heute erst wiedersahen; da traf man auf Freunde, die man hundert Meilen entfernt glaubte, und tauschte einen herzlichen Händedruck, ein lustiges «Grüß Gott!» mit Genossen früherer Zeiten, die man Jahre lang nicht gesehen und die uns nach diesem Zusammenstoß auch jetzt wieder auf ihrer eigenthümlichen Bahn auf Jahre verschwinden werden....

„Dort sehe ich lustige Gesichter, die mich schon von Weitem mit hoch erhobenen Händen freundlich grüßten. — Auch Du hier? — Versteht sich, wie Du siehst. — Und dieser und jener? — Auch, den findest Du dort vorn an der Rednerbühne. — Ein Arm schiebt sich in den unsrigen, und wir ziehen nach dem schönsten Platze der Rottmannshöhe, wo am Abhange, am Rande der dichten Baumkronen, da, wo auch des großen Landschafters Denkmal steht, die

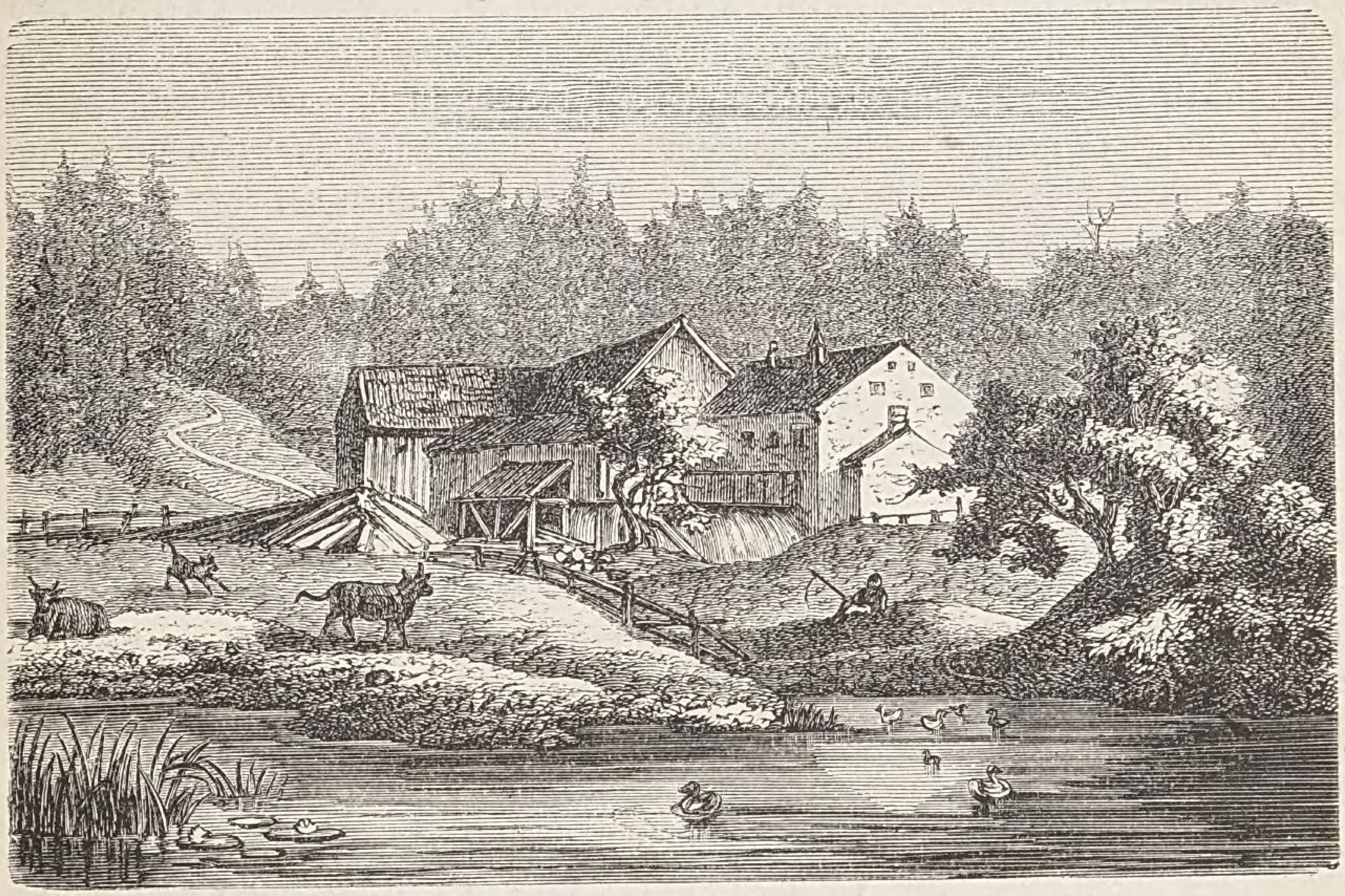
Rednerbühne errichtet ist. Eine Rednerbühne darf natürlicherweise nicht fehlen bei einer Versammlung deutscher Künstler. Hier hatte sie sich einen wunderbaren Platz ausgesucht. Im Rücken geschützt durch den dichten Wald, vor sich tief hinab einen grünen Vordergrund, der sich in Wiesen und Felder verlief bis zu dem grünlich schimmernden herrlichen See, hinter welchem sich die Alpen wieder hoch und stolz erhoben in immer neuer ergreifender und überwältigender Pracht und Herrlichkeit. Es war das ein Platz, von dem aus man hätte der weiten Landschaft predigen können, die sich in so malerischer Schönheit wie aufmerksam und aufhorchend umher gruppirte.

„Wenn es zwischen den dichten Bäumen an den langen Tafeln, auf dem Tanzplatze lustig herging und sich dort überall ein frisches Treiben kundgab, so war der Abhang vor und neben der Rednerbühne nicht weniger malerisch belebt. Dort lagerten Männer, Frauen und Mädchen in größeren und kleineren Gruppen und Gesellschaften, hier wurde ebenfalls geplaudert und gelacht, hier erklangen wie im schattigen Dunkel des Waldes Lieder und Toaste; hier hatten sich Bekannte und Freunde zusammengethan, und jeder Kreis, mochte er auch aus den verschiedenartigsten Elementen bestehen, war heute wie eine einzige Familie.“ ...

So mancher Redner that sich in Scherz und Ernst hervor, aus Bayern und Schwaben, von der Küste Holsteins und von den Bergen der Schweiz. Maler Julius Köckert sprach die Festrede. Nicht allein das belebende Sonnenlicht — sagte er — und der erquickende Blick in die Ferne, nicht allein der blühende Zauberkreis holdseliger Frauen sei es, der dem Feste eine besondere Weihe gebe, sondern das Bewußtsein von der Bedeutung und Würde der deutschen Kunst. Den Männern aus den deutschen Landen, die mit ihren Gottesgaben die deutsche Künstlerschaft vertreten, sei dieser Tag geweiht, damit sie eingedenk bleiben: „So weit die deutsche Zunge klingt, umschlingt uns Alle ein geistiges Band, vereinigt uns zu Brüdern und kennzeichnet uns als ein Volk, dessen eine große blühende Zukunft wartet.“ —

Gegen Abend stiegen im Westen dunkele Wolken auf, und ihre Schatten zogen wechselnd mit dem bleichen Lichte des aufgehenden Mondes über den stillen Spiegel des See's. „Darauf kamen die munteren Scharen, die droben getagt, mit Sang und Klang wieder hinab nach dem Ufer; bald hatten sich die Schiffe wieder gefüllt, und mit einbrechender Dunkelheit schwamm die bunte Flotte wieder auf den jetzt tiefblauen Wellen. Zwischen den Blumen und Blüten des Takelwerks erglühten an den Schiffen buntfarbige Lampen, Ballons entzündeten sich, Fackeln loderten auf; von den Uferhöhen leuchteten Feuer, einzelne Landhäuser strahlten in bengalischem Lichte, und am Himmel stritten das tiefdunkel verglühende Abendroth, das Wetterleuchten des immer näher ziehenden Gewitters und der die Wolken durchbrechende volle Schein des Mondes um die Herrschaft des Lichtes in der einbrechenden Nacht. Wieder zogen die Klänge der Musik, die Lieder der Sänger über das Wasser hin; aber nicht mehr so ruhig wie am Morgen trugen die Wellen die Schiffe; in immer lebendigerem Tanze schaukelten sie auf dem Wasser. Der See fühlte schon den Kampf der Nacht.“ —

Die Reismühle und die Sage von der Geburt Karl's des Großen; Spuren des germanischen Mythus. Wie sieben Städte Griechenlands um die Wiege Homer's, so streiten auch viele Länder und Ortschaften um den Vorzug, die Geburtsstätte des mächtigen Frankenkaisers Karl's des Großen zu sein: so Aachen, Ingelheim, Worms, Heristal, Lüttich und selbst Paris. Auch die Reismühle, welche im grünen Thale der Würm an einem rauschenden Wehre am Fuße des Karlsbergs versteckt liegt, rühmt sich dieser Ehre, und unter dem Schatten ihrer breitästigen Buchen sitzend, hören wir gern, was die Sage berichtet.



Reismühle bei Gauting.

König Pipin, klein an Gestalt, aber groß an geistiger und körperlicher Kraft, weilte oft in der Gegend des heutigen Weihenstephan bei Freising und fröhnte in den dortigen Wäldern der Jagdlust. Von hier sandte der König einst seinen Marschall aus, um seine erwählte Braut Bertha, die Tochter eines mächtigen Fürsten im Osten Europa's, heimzugeleiten. Dieser aber trug den Schelm im Herzen und beschloß, anstatt der Fürstin seine eigene Tochter, jener an Gestalt und Schönheit ähnlich, unterzuschieben. Er beauftragte zwei Knechte, die Fürstin in der Wildniß zu tödten, um die Entdeckung des Betruges zu verhüten. Aber der Jungfrau heißes Flehen erweichte die Diener, und sie ließen ihr das Leben. Nun irrte sie einsam durch die pfadlosen Wälder und ward endlich von einem mitleidigen Köhler aufgefunden, der sie zur Reismühle bei Gauting geleitete. Der Müller gab ihr Obdach, und durch fleißiges Spinnen erwarb sie sich ihren Unterhalt.

Sieben Jahre später begab es sich, daß König Pipin von Weihenstephan her ins Mühlthal zur Jagd auf Urstier und Elenn ritt. Im Waldesdickicht

kam er von seinem Gefolge ab, nur von seinem sternkundigen Arzte und einem Knechte begleitet. Bei sinkender Nacht führte ihn ein aus der Ferne her winkendes Licht zur Reismühle. Hier sah Pipin die liebliche Spinnerin und entbrannte alsbald in zärtlichster Liebe für sie. Der weise Arzt aber hatte schon vorher in den Sternen gelesen, in dieser Nacht werde König Pipin sein rechtmäßiges Gemahl finden und mit ihr einen Sohn zeugen, welchem die Christen- und Heidenkönige sich neigen würden. Der erste Theil dieses Ausspruchs fand seine Bestätigung in dem goldenen Fingerring, den Bertha trug und den Pipin als den echten Verlobungsring erkannte. Nun ordnete der König Untersuchung und strenges Gericht an, welchem die Entdeckung des schändlichen Betruges, die blutige Bestrafung des Verräthers und die Verstoßung der unechten Gemahlin folgten. Frau Bertha aber blieb unterdessen noch in ihrem Verstecke in der Reismühle und genas hier in folgendem Jahre eines Knäbleins, das durch seine Kraft und Schönheit von der Geburt an Alles in Staunen versetzte und später als Carolus Magnus die Welt mit seinem Ruhme erfüllte. Als Geburtstag wird der 2. April, das Geburtsjahr aber schwankend 742, 743 und 747 angegeben.

Ob der Name der Mutter: Bertha oder Berchta, d. i. „die Leuchtende" — bekanntlich auch der Name einer weiblichen Gottheit, die in Mittel- und Süddeutschland im Volksglauben noch immer eine bedeutsame Rolle spielt — nicht zugleich auf einen überirdischen Ursprung Karl's des Großen hinweisen soll, mag dahingestellt bleiben; aber auch in anderer Gestalt begegnen uns Sage und Mythe in den Gegenden des Starnberger See's; so auf dem Karlsberge, der in der heiligen Nacht leuchtet, und von dem alsdann der Gesang der drei verzauberten Jungfrauen ins Mühlthal herabtönt.

In nächster Nähe des Dorfes Seeshaupt, am südlichen Ende des See's, zeigen sich unverkennbare Spuren, daß dieser einst weiter gegen die Vorberge hinaufreichte, und noch heute liegen hier zahlreiche Seen und Teiche zwischen buschigen Ufern. Darunter befinden sich der Oster- und der Frechensee, und man irrt wol nicht, wenn man ihre Namen auf Ostara, die Göttin des Frühlings, und auf Frigga, die Gemahlin Wuotan's, die oberste der Asinnen, wahrscheinlich Göttin des Lebens und der Erde, zurückführt, die eines Jeden Schicksal wußte und die allein von allen nordischen Gottheiten unter die Sterne versetzt ward, woselbst das Bild des Orion als ihr Spinnrocken leuchtet. Ihr Kultus war weit verbreitet, und ihre Persönlichkeit fließt in der Göttersage mit jener der Hertha (Erde) zusammen, die zumeist am Ufer von Seen verehrt ward. Wie die Feier der Ostara in den Frühlingsmonat fiel, so erschien Hertha unter den sie verehrenden Völkern zur Zeit der längsten Nacht auf ihrem geweihten Wagen, von Kühen gezogen, denen die Wahl des Weges überlassen blieb. Dann hörte aller Krieg und Hader auf, und man zündete der Göttin zu Ehren Lichter und Feuer an, um sie würdig zu empfangen. Wer gedächte dabei nicht unseres christlichen Oster- und Weihnachtsfestes, an denen himmlische Boten in die Hütten der Menschen treten, um der Menschheit Frieden zu verkünden! —



Bayern vor Paris im Jahre 1870—1871.

Kriegsbilder und Schlachtfelder von Oberbayern.

Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oesterreich; die Schlacht bei Mühldorf (28. Septbr. 1322). — Bayern während der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges; Gustav Adolf in Bayern. — Bayern während der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges; Johann von Werth. — Bayern während des Spanischen Erbfolgekrieges; die Sendlinger Bauernschlacht. — Bayern während der Napoleonischen Kriege; die Königskrone.

Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oesterreich; die Schlacht bei Mühldorf (**28. Sept. 1322**). Die Lande zwischen Alpen und Donau oder die alten römischen Provinzen Rhätien, Vindelicien und Noricum bildeten ehedem das deutsche Stammherzogthum Bayern. Unter dem Fürstenhause der Welfen ward auch Sachsen mit diesem Staate vereinigt, dessen weites Gebiet sich somit von den Alpen bis zur Ostsee erstreckte. Was Wunder, wenn die Fürsten des Welfenhauses ihre Macht der kaiserlichen gleich achteten und fast ein Jahrhundert lang den Hohenstaufischen Kaisern Reich und Herrschaft streitig zu machen wagten! — Auch nachdem die Macht der Welfen gebrochen, das Land zwischen Inn und Enns von Bayern abgetrennt und zum Herzogthum Oesterreich geschlagen, Bayern aber an das Haus Wittelsbach-Scheyern gekommen war (1180), blieb dieser Staat noch einer der ersten des Reichs.

Der Kampf der Welfen und Staufen fand einhundertunddreißig Jahre später einen Nachhall in dem Kampfe der beiden Häuser Wittelsbach und Habsburg, der Herzöge von Bayern und Oesterreich, um die Kaiserkrone. Die Wahl in Frankfurt (Oktober 1314) war zwiespältig ausgefallen. Die Mehrzahl der Fürsten hatte sich für Ludwig von Bayern erklärt, welcher ein Freund der Bürger war und in den Städten Bayerns, am Mittel- und Niederrhein vielen Anhang hatte. Die andere Partei blieb bei Friedrich von Oesterreich, dem der Adel in Oesterreich, Schwaben und dem Elsaß zugethan war, und der an seinem Bruder, dem feurigen und kriegslustigen Leopold, eine mächtige Stütze besaß. Beide Fürsten waren von Jugend auf durch die Bande innigster Herzensfreundschaft verbunden; sie waren hochsinnig und edel, tapfer und geehrt. Jetzt sollte der Streit um die Kaiserkrone sie in zwei feindliche Lager einander gegenüber führen; denn Keiner wollte dem Anderen weichen, Keiner freiwillig auf den höchsten Schmuck des deutschen Hauptes verzichten.

Acht Jahre währte bereits der unheilvolle Streit und hatte Trübsal und Elend über einen großen Theil von Deutschland gebracht. Da beschlossen die Brüder Friedrich und Leopold dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen. Friedrich wollte von Oesterreich her über den Inn, Leopold von Schwaben her über den Lech in Bayern eindringen, um mit vereinten Kräften Ludwig in seinen Erbstaaten zu bekriegen, ihn womöglich in ihre Gewalt zu bringen und zum Verzicht auf die Krone zu nöthigen.

Friedrich hatte aus Oesterreich und Ungarn ein stattliches Heer um sich gesammelt, sogar heidnisches Reitervolk darunter, die Jazygen und Kumänen aus den ungarischen Pußten, die mit Geschick zu Rosse den Bogen führten. Er hoffte, seine Gegner noch ungerüstet zu treffen. Als er aber den Inn überschritten, sah er zu seiner Verwunderung in der weiten Ebene zwischen dem Inn und Isen bei Mühldorf und Ampfing vor sich das Lager Ludwig's des Bayern, der zu kräftigem Widerstand bereit war.

Viele angesehene Grafen und Ritter hatten sich unter das Reichsbanner König Ludwig's geschart, unter ihnen der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, voll klugen Rathes und tapferen Muthes, die Grafen von Henneberg und von Hohenlohe, zwei Grafen von Oettingen, — den wackeren Feldhauptmann Schweppermann aus Nürnberg nicht zu vergessen. Dennoch wäre sein Heer bei weitem das schwächere gewesen, hätte Ludwig nicht zur rechten Stunde eine Aufforderung an seine getreuen Städte an der Isar und Donau erlassen. Die braven Bürger von München, Landshut, Freising und Ingolstadt sahen in dem Glanze ihres Fürstenhauses ihren eigenen Ruhm. Sie hängten den Schurz an den Nagel, schnallten den Harnisch an und zogen mit Morgensternen und Hellebarden, unter ihren Stadtbannern geschart, in das Feldlager des Bayern.

Als die Anführer in Friedrich's Heere die Stärke der Gegner sahen, da riethen viele, von dem Angriffe abzustehen, bis auch Leopold zu ihm gestoßen sein würde; aber der stolze Habsburger wollte nicht, daß man drüben im bayerischen Lager spotten könne, er habe aus Furcht vor den Zünften sein ritterliches Schwert in die Scheide zurückgeführt, und brannte vor Begierde, sich

mit einem würdigen Nebenbuhler im Kampfe um das höchste Pfand deutscher Macht und Ehre zu messen.

Am frühen Morgen (28. Sept. 1322) begann die Schlacht. Friedrich ritt in goldglänzender Rüstung mit gekröntem Helme; zu seinen Häupten rauschte das Reichsbanner, welches der Ritter von Geroldseck an seiner Seite trug. Ludwig hielt unter einer Schar von Rittern beim Mitteltreffen seines Heeres im unscheinbaren blauen, mit weißen Kreuzen besäeten Waffenrock, neben ihm der Graf von Schlüsselburg mit dem Reichsbanner.

Weit voran stürmte Friedrich in der Hitze des Kampfes; viele Todte bedeckten das Gefild, wo er kämpfte; an fünfhundert fränkische und bayerische Ritter waren gefangen, — er suchte einen, der ihm mehr werth war als sie alle. Schon waren die Kräfte der Seinigen erschöpft; im bayerischen Heere bliesen die Trompeten zu neuem Angriff. Da tauchte aus dem Waldesgrunde zur Rechten der österreichischen Schlachtordnung unerwartet das Banner von Oesterreich empor.

Jubel verbreitete sich unter den Kriegsscharen Friedrich's; denn sie wähnten nichts Anderes, als daß es Leopold, Friedrich's Bruder wäre, der zur guten Stunde auf dem Schlachtfeld erschiene. Mit neuem Muthe drangen sie gegen die Bayern vor. Zu spät erkannten sie die Täuschung durch Kriegslist. Nicht Leopold war es, sondern der Burggraf Friedrich von Hohenzollern, welcher unter jenem Banner eine Schar schwerbewaffneter Ritter durch die Fuhrt des Isen geführt hatte und jetzt plötzlich aus dem Hinterhalt im Rücken der Oesterreicher vorbrach. Da wandelte sich ihr Siegesjubel in jähen Schrecken; das Banner Oesterreichs sank in den Staub.

Noch kämpfte Friedrich wie ein Verzweifelter. Sein Schild war zerhauen, sein Helmband gelöst, sein Roß brach zusammen unter den Streichen der ihn umringenden Feinde. Einer der fränkischen Edelknechte aus dem Gefolge des Burggrafen von Nürnberg, mit Namen K o n r a d R i n d s m a u l, drängte sich nahe an ihn heran und forderte ihn auf, sich zu ergeben; aber erst dem herbeigerufenen Burggrafen selbst übergab er sein Schwert. Um die Vesperzeit riefen die Bayern Viktoria zum Könige Ludwig.

Auf dem Schlachtfelde theilte Ludwig der Bayer Auszeichnungen und Belohnungen aus. Manchen Knappen schlug er zum Ritter, manchem Ritter verlieh er Land und Würden. Den Münchener Sauerbäckern, die durch ihre rechtzeitige Ankunft zum glücklichen Ausgange beigetragen hatten, setzte er den Reichsadler in ihr Zunftbanner und ließ ihnen ein neues Zunfthaus bauen.

Als er darauf mit den Seinigen das Nachtmahl einnehmen wollte, da zeigte sich's, daß in der ausgezehrten Gegend keine anderen Lebensmittel mehr zu haben waren, als Eier; auch gab es nur e i n Ei mehr in der Schüssel als Gäste an der königlichen Tafel. Da fiel ein dankbarer Blick des Königs auf seinen wackeren Feldhauptmann Seiffried Schweppermann, der ihm in der Schlacht mit gutem Rathe zur Seite gestanden und eine tüchtige Klinge geschlagen hatte. Ihm reichte König Ludwig die Schüssel und sprach: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei." — So erzählt wenigstens die Sage in Uebereinstimmung mit der dieselben Worte wiedergebenden Inschrift

auf dem Grabsteine Schweppermann's zu Kastel bei Amberg. Die neuere Geschichtsforschung hat indessen nicht allein den eben erzählten Vorgang, sondern die Betheiligung Schweppermann's an der Schlacht bei Mühldorf überhaupt in Zweifel gezogen. Die Grabschrift mag erst in späterer Zeit hinzugefügt sein, als bereits die Sage sich jenes Gegenstandes bemächtigt hatte.

Als der gefangene Herzog Friedrich vor den Sieger geführt ward, wehrlos und gebeugt, mit zerhauenem Schildrande, da gedachte Ludwig der alten Freundschaft, die trotz des achtjährigen Streites in seinem Herzen nicht erstorben war. Er ging ihm entgegen, bot ihm die Rechte und sprach mit tröstlichem Gruße: „Wir sehen Euch gern wieder, lieber Vetter!“ —

Wenige Tage nach der Schlacht trat Friedrich seinen Weg nach dem Gefängniß an, wozu ihm die Burg Trausnitz an der Isar bestimmt war. Als er das Thal hinaufritt und droben über dem Städtchen Landshut die starren Mauern und Thürme der Burgfeste ragen sah, in der er seinen Traum von der Wiederaufrichtung eines Weltreichs in der Herrlichkeit der Hohenstaufenzeit begraben sollte, sagte er zu seinen Begleitern, die ihm den Namen der Burg nannten: „Ihr Name paßt zu meinem Schicksal; hätte ich doch dem falschen Glücke nit getraut, so wäre ich nit hierher geführt worden.“

Mit der Besiegung und Gefangennehmung Friedrich's war der Kampf noch nicht beendigt. Herzog Leopold, der seinem Bruder nicht zu Hülfe gekommen, weil die Mönche des Klosters Fürstenfeld alle Boten, die Friedrich an ihn entsandt, aufgefangen hatten, erhielt am Lech die Kunde von der Schlacht bei Mühldorf und setzte mit Erbitterung den Kampf fort. Er schloß sogar insgeheim einen Bund mit König Karl IV. von Frankreich, um Ludwig die Krone zu entreißen, und Papst Johannes XXII., der in Abhängigkeit von Frankreich zu Avignon Hof hielt, forderte Ludwig auf, sich vor seinem Richterstuhle zu stellen und seinem Schiedsspruche zu unterwerfen, und als dieser sich dessen weigerte, sprach er über ihn und alle seine Anhänger den Bann.

So war Ludwig's Lage trotz des Mühldorfer Sieges eine äußerst bedrängte. Die Hülfsquellen seines kleinen Bayerlandes waren erschöpft, die Fortsetzung des Krieges ward für ihn immer schwieriger, und aus der Einmischung der Fremden und des Papstes drohte dem Reiche schwere Schädigung. Von vielen Seiten ward Ludwig bestürmt, das Haupt seines Gegenkönigs zu opfern und dadurch die Feinde zu schrecken. Er aber wog Edleres im Sinne.

Mit wenigen Begleitern brach Ludwig von seiner Hofburg in München nach der Trausnitz auf (März 1325), um seinen Gefangenen zu besuchen; und indem er an ihre alte Jugendfreundschaft erinnerte, überredete er Friedrich, selbst in das Lager Leopold's zu gehen, um ihn zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Falls ihm dies nicht gelingen sollte, versprach Friedrich, in die Gefangenschaft zurückzukehren.

Wol trat Friedrich die Versuchung nahe, daß er seine Freiheit benutze, um sich von Neuem an die Spitze der Gegner Ludwig's zu stellen. Aus allen Burgen des Heimatlandes zogen ihm Ritter und Edle entgegen, um ihn als König zu begrüßen und ihm ihre Dienste anzubieten. Leopold wollte von einer Unterwerfung unter Ludwig nichts hören und pochte auf die Entscheidung der Waffen.



Friedrich von Oesterreich übergiebt sich Ludwig von Bayern als Gefangenen.

Der Papst sprach Friedrich von dem Gelübde der Rückkehr in die Gefangenschaft frei, weil er einem Gebannten nicht Wort zu halten brauche. Friedrich aber sprach: „Manneswort ist Manneswort; ich will mein Gelübde heilig halten, damit man nicht sagen möge, ich habe es als Deutscher an der deutschen Treue fehlen lassen.“

Solche Treue rührte das Herz des ritterlichen Königs. Er nahm den zurückkehrenden Vetter nicht mehr in das Gefängniß auf, sondern er bat ihn, fortan sein Genosse auf dem Throne zu werden.

Die wiederhergestellte Eintracht der beiden Fürsten machte auch im Lande die Zwietracht erlöschen und ließ alle Pläne der Feinde des Reiches zu Schanden werden. Leopold's Kräfte zehrten sich in fortwährendem Kampfe auf; ein hitziges Fieber befiel ihn und raffte ihn in seinem Hasse dahin (28. Febr. 1326). Nach und nach unterwarfen sich die anderen Gegner Ludwig's in Deutschland. König Karl von Frankreich, der wol selbst nach der Kaiserkrone Gelüste getragen, sah sich durch Leopold's Tod seiner Hauptstütze beraubt und wagte allein nichts gegen Ludwig zu unternehmen. König Ludwig rüstete einen Römerzug; er ließ den noch immer in Avignon weilenden Papst für abgesetzt erklären und sich von dem Gegenpapste in Rom zum Kaiser krönen.

Während Ludwig in Italien beschäftigt war, waltete Friedrich als Reichsverweser in Deutschland. Sein Tod rief Ludwig aus Italien zurück (1330). Ludwig regierte noch bis 1347. Er war ein kräftiger Schirmer des Reichs gegen wälsche und päpstliche Anmaßung und ein treuer, fürsorglicher Regent seines Bayerlandes. Von seinem Tode angesichts des Klosters Fürstenfeld haben wir bereits an anderer Stelle berichtet (vergl. S. 284).

Bayern während der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges; Gustav Adolf in Bayern. Beim Beginn des blutigen Krieges, welcher dreißig Jahre hindurch in Deutschland wüthete, spielten zwei Häupter des Hauses Wittelsbach in den beiden feindlichen Lagern sehr verschiedene Rollen. Auf der einen Seite stand Kurfürst Friedrich von der Pfalz aus der älteren Linie der Wittelsbacher, das Haupt der Evangelischen Union, auf der anderen Herzog Maximilian I. von Bayern (1598—1651), aus der jüngeren Linie der Wittelsbacher, das Haupt der katholischen Liga; — jener landflüchtig und geächtet, mit dem Spottnamen des „Winterkönigs“ belegt, weil er wenige Wintermonate hindurch die böhmische Königskrone auf seinem schwachen Haupte getragen; dieser siegreich und gefürchtet, stolz auf die Dienste, welche er dem Kaiser und der katholischen Religion durch die Besiegung seines Vetters in der Schlacht auf dem Weißen Berge bei Prag (7. Nov. 1620) geleistet, und nicht geringe Ansprüche auf die Dankbarkeit des Kaisers erhebend. Die Uebertragung der Kurwürde von der pfälzischen an die bayerische Linie des Hauses Wittelsbach war der Preis, welchen der Letztere sich vom Kaiser für die Unterwerfung der rebellischen Ketzer in Böhmen und Oesterreich ausbedungen hatte, und nachdem der Kurhut ihm trotz des Widerspruchs der protestantischen Fürsten vom Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg (6. März 1623) zugesprochen war, behielt Maximilian noch Oberösterreich als Pfand für die ihm zu leistende Kriegskostenentschädigung in Händen.

Drückend empfand Kaiser Ferdinand II. (1619—1637) seine Abhängigkeit von dem Bayerfürsten und der Liga, und es war ihm hochwillkommen, als er in Albrecht von Wallenstein den Mann fand, der auf eigene Hand ein Heer für ihn warb, ihn von jenen Fesseln befreite und in kurzer Zeit ganz Norddeutschland unter seine Herrschaft zurückführte. Kurfürst Max wurde mit den seinem Vetter entrissenen Ländern, der Oberpfalz und dem rechtsrheinischen Theil der Unterpfalz, für die Kosten und Opfer des böhmischen Krieges entschädigt (März 1628) und gab dafür an Ferdinand dessen verpfändete Erbländer heraus.

Durch das Auftreten und die glänzenden Erfolge Wallenstein's, welcher deutsche Fürsten — wie die Herzoge von Mecklenburg — aus eigener Machtvollkommenheit absetzte und an der Spitze eines ihm blind ergebenen, unbesieglichen Heeres sich in kurzer Zeit zu einer Machtstellung emporgeschwungen hatte, welche diejenige der Reichsfürsten überragte, sah Maximilian seine alten Verdienste in den Schatten gedrängt und seinen Einfluß im Reiche geschädigt. Mit Groll und Unwillen blickte er auf den gefährlichen Nebenbuhler, welcher selbst geäußert hatte, man solle doch den deutschen Fürsten das Gasthütel herunterziehen, man brauche keine mehr; wie es in Frankreich und Spanien nur einen König gebe, solle auch in Deutschland nur ein Kaiser gebieten; insbesondere die Kurfürsten müsse der Kaiser mores lehren und ihnen zeigen, daß nicht er von ihnen abhänge, sondern die Kurfürsten vom Kaiser.

Auf dem Fürstentage zu Regensburg (Juni 1630) liefen von allen Seiten Klagen und Beschwerden über Wallenstein ein, und Maximilian von Bayern forderte im Namen der Fürsten mit Nachdruck die „Absetzung des Diktators von Deutschland", der „an aller Trübsal, an allen Schanden und Lastern, an allen greulichen und unerhörten Kriegsbedrückungen" schuld sei. Dem Drängen der Fürsten nachgebend, sprach der Kaiser in verhängnißvoller Stunde die Absetzung Wallenstein's aus. Hätte Maximilian geahnt, wie dringend er selbst bald der Hülfe Wallenstein's gegen einen neuen Feind bedürfen würde, er würde auf dem Fürstentage zu Regensburg solche Sprache nicht geführt haben; denn zu derselben Zeit, als Kaiser Ferdinand seine mächtigste Stütze dem Neide der Gegner opferte und als das berüchtigte „Restitutionsedikt" soeben einen neuen Brand in ganz Deutschland entzündete, setzte bereits der Mann den Fuß auf deutschen Boden, welcher dem Kriege eine ganz andere Wendung geben sollte.

Am 24. Juni 1630 landete Gustav Adolf, König von Schweden, mit Heeresmacht an den Küsten Pommerns, um seinen bedrängten Glaubensgenossen gegen den Kaiser beizustehen, mit dem er ohnehin noch ältere Streitigkeiten auszugleichen hatte. Er öffnete sich den Weg durch die Städte und Länder der unschlüssigen protestantischen Fürsten Pommerns, Brandenburgs und Sachsens, zwang dieselben zum Bündnisse, drang bis in das mittlere Deutschland vor und schlug die Heerscharen der Liga unter dem bis dahin unbesiegten Tilly auf dem Breiten Felde bei Leipzig (7. Sept. 1631) auf's Haupt. Jetzt, da er die Wahl hatte, in das Herz der österreichischen Erbstaaten einzudringen oder die Fürsten der Liga in ihren Ländern zu bekämpfen und so

den Kaiser ihres Beistandes zu berauben, entschied er sich vorsichtigerweise für das Letztere, wandte sich über den Thüringer Wald nach Franken, durchzog die sogenannte „große Pfaffengasse", — so nannte man den Strich der geistlichen Staaten am Main, Bamberg, Würzburg, Mainz, — befreite die Pfalz am Rhein und nahm den geächteten Kurfürsten Friedrich in sein Hauptquartier auf. Im nächstfolgenden Frühjahr (1632) rückte er über Nürnberg, wo er mit Jubel empfangen ward, herab zur Donau, eroberte Donauwörth und schickte sich an, den Krieg nach Bayern zu tragen.

Bis dahin hatte Kurfürst Maximilian sich nicht beeilt, dem Kaiser gegen den neuen Feind Beistand zu leisten, sondern vielmehr versucht, durch die Vermittelung Frankreichs seinem Lande Neutralität zu erwirken. Jetzt, da er sich in dieser Hoffnung getäuscht und die Grenzen Bayerns bereits von den Schweden bedroht sah, eilte er mit allen Truppen, die er zu werben vermocht, an den Lech, vereinigte sich mit den von Tilly herbeigeführten Scharen der Liga und verschanzte sich bei dem Städtchen Rain auf der Sehne des Lechbogens (April 1632).

Die Stellung bei Rain war ungemein stark, und der durch heftige Regengüsse und die Schneeschmelze im Hochgebirge angeschwollene Lech bot ein größeres Hinderniß als gewöhnlich. Den Generalen, welche auf das Gefahrvolle eines Angriffs auf diese Stellung aufmerksam machten und zur Vorsicht riethen, antwortete Gustav Adolf: „Wie, haben wir deshalb über die Ostsee gesetzt und so viele große Ströme Deutschlands überschritten, um vor einem Bache, wie dieser Lech hier, stehen zu bleiben?" — Unter einer heftigen Kanonade erzwang er den Uebergang. Dem greisen Tilly zerschmetterte eine Falkonetkugel den rechten Schenkel hart über dem Knie; er ward nach Ingolstadt gebracht und gab dort vierzehn Tage später den Geist auf (20. April). Das Land südlich der Donau stand den Schweden offen.

Bayern, dessen gesegnete Fluren seit Jahrhunderten von allen Kriegsgreueln verschont geblieben waren, ward jetzt von den Kriegsscharen eines fremden Volkes überzogen, dessen nordische Heimat man hier bisher kaum dem Namen nach gekannt hatte. Die zur äußersten Religionswuth angestachelte Landbevölkerung überfiel die vereinzelten schwedischen Abtheilungen, wo sie sich zeigten, und forderte dadurch gleiche Gewaltthätigkeiten seitens der Gegner heraus. Die Greuel jener Kriegszeit sind dem bayerischen Landvolke bis auf den heutigen Tag in lebhafter Erinnerung geblieben.

Nachdem Gustav Adolf in Augsburg die Huldigung der Bürger empfangen, das feste Ingolstadt aber vergeblich bestürmt hatte, wandte er sich den Isarufern zu und näherte sich Landshut.

„Gesammte Geistlichkeit, Adel und Rath der Stadt gingen dem Sieger vor der Judenpforte entgegen. Fußfällig, den greisen Burgemeister Spielsberger an ihrer Spitze, flehten sie seine Gnade an. „Stehet auf, betet Gott an; ist besser!" rief Gustav finster und ritt weiter. Neben seinem Rosse gehend, setzte der Burgemeister das Flehen für die Stadt fort. „Wenn ich der Greuel gedenke", sagte der König, „die Ihr meinen Soldaten angethan, weiß ich schier nicht, ob Ihr Menschen oder reißende Thiere seid. Ihr schneidet ihnen Nase

und Ohren ab, verstümmelt ihnen Arme und Beine. Wie möget ihr Barmherzigkeit verlangen!" — Spielsberger erwiederte: „Doch ist Landshut an diesen Greueln ohne Schuld und hat keinem Schweden je Uebles gethan." — Darauf der König abermals: „Das ist nicht Euerem guten Willen, sondern unserem Glücke zu danken. Wenn ich schon den Steinhaufen Euerer Stadt erhalte, was wird mir dafür?" — Der Burgemeister wiederholte: „Was Böses ergangen, ist nicht Landshuts Schuld." — Gustav versetzte: „Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi!" und redete nicht mehr. Die Bürgerschaft



Schwedische Artillerie in Deutschland.

folgte zitternd dem Könige, der, ernsten Antlitzes und meistens die Augen aufwärts gerichtet, zur Stadt einritt und vor dem herzoglichen Schlosse, dem neuen Bau, abstieg.

„Es war der 10. Mai, derselbe Tag, an welchem ein Jahr vorher Magdeburgs grausenhafte Zerstörung geschehen war. Vielleicht beschlich den König einen Augenblick lang der schwarze Gedanke, auf bayerischer Erde das Vergeltungsopfer anzuzünden. Als er aber, zur hohen Burg hinaufgestiegen, vom Erkersaale herab über die Stadt sah, zu seinen Füßen die menschenvollen, geräumigen Gassen; vor sich, riesenhaft, höher als Fels und Burg, den Thurm der Martinskirche, und weit herum die blühende Ebene, freundlich von Hügeln

und Dörfern umfangen, ward sein Herz erschüttert. Ihn jammerte der freundlichen Stadt. Doch mußte sie hunderttausend Thaler Lösegeld erlegen, die Hälfte sogleich, Geisel für das Uebrige stellen." (Zschokke, Bayerische Geschichten.)

Längs den Hügeln und Isarufern zog das Schwedenvolk durch grüne Auen und Saaten auf Freising. Hier empfing Gustav Adolf die Abgesandten der von Kurfürst und Truppen verlassenen Hauptstadt, welche ihm ihre Thorschlüssel zu Füßen legten und ihn um Schonung baten. Der König dachte menschlich genug, um ihren Bitten Gehör zu geben.

Am Sonntag den 17. Mai hielt Gustav Adolf mit kriegerischem Gepränge durch das Isarthor seinen Einzug in München, an seiner Seite der geächtete Kurfürst Friedrich von der Pfalz, den sein Vetter um Land und Kurhut gebracht. Nie seit Erbauung der Stadt war ein fremdes Heer feindselig in ihren Ringmauern erblickt worden. Mit Staunen und Schaudern sahen die Bewohner den endlosen Zug der berühmten nordischen Krieger, die in mancherlei Waffen, Tracht und Sprache daherschritten. Gustav Adolf bezog mit Friedrich von der Pfalz das von Maximilian verlassene Schloß, während dieser als Flüchtling am Hofe des Bischofs von Salzburg weilte. So wechselvoll gestalteten sich die Schicksale der Fürsten und Staaten im Verlaufe dieses verhängnißvollen Krieges! —

Die schwedischen Truppen hielten strenge Mannszucht in der Stadt; nur eine Kriegsschätzung ward derselben auferlegt. Auf den Wällen fand man 17 Geschütze und im Zeughause nur leere Laffeten; aber die frisch gelegten Breter im Fußboden verriethen den Ort, wo die Röhre vergraben lagen. Gustav Adolf ließ die Dielen aufreißen und entdeckte 119 Geschützröhre. „Stehet auf von den Todten und kommet ans Gericht!" rief der König, ließ die Röhre ausgraben und als Kriegsbeute nach Augsburg abführen. Es befanden sich darunter die sogenannten „zwölf Apostel", welche ihrer Schwere wegen in Augsburg blieben. Ein anderes Rohr, genannt „das Schwein", fand sich mit 30,000 Goldgulden angefüllt.

Der König von Schweden stand auf der Höhe seiner Macht. Von den Ostseeküsten war er bis an den Main und Rhein, vom Main bis zur Donau und über die Donau vorgedrungen und hatte ganz Bayern bis auf einen einzigen festen Platz (Ingolstadt) besetzt. Die Eroberung Deutschlands bis auf die österreichischen Erblande war vollendet. Es waren nicht die beiden Häupter des Wittelsbacher Hauses allein, deren Schicksal jetzt von seinem Schiedsspruche abzuhängen schien. Die mächtigsten Fürsten Norddeutschlands hatten Bündnisse mit ihm geschlossen, die Reichsstädte ihm jubelnd ihre Thore geöffnet, und Gustav Adolf durfte davon träumen, mit Zustimmung der Mehrzahl der deutschen Fürsten und des Volkes, dessen Herzen er durch sein mildes, bürgerfreundliches Wesen, seine aufrichtige Frömmigkeit und seine großen Eigenschaften als Fürst und Feldherr gewonnen hatte, sich die Kaiserkrone auf's Haupt zu setzen. Möglich, daß er sich in solchen Gedanken wiegte! Sein Auftreten in Oberdeutschland, wo er sich an verschiedenen Orten als Lehnsherr huldigen ließ, die Aufnahme deutscher Fürsten in seine Kriegsdienste gegen das Haus Oesterreich, sein Zögern, den geächteten Kurfürsten von der Pfalz in sein

Land wieder einzusetzen, — dieses Alles deutete darauf hin, daß er, von dem Glanze seines Glückes geblendet, von vielen Stimmen in Deutschland selbst aufgefordert, sich mit Entwürfen trug, die über seine weltgeschichtliche Aufgabe hinausgingen; nannte er doch selbst in einer Anrede an die Nürnberger die Reichsverfassung ein „altes Gemäuer, gut genug für Ratten und Mäuse, aber nicht bewohnbar für Menschen!“

Zu spät erkannte Kaiser Ferdinand die Gefahr, die ihm von dieser Seite drohte; der anfangs verspottete nordische „Schneekönig“, den — wie man sagte — „die Sonne der kaiserlichen Macht bald zum Schmelzen bringen“ würde, stand jetzt mächtig und gefürchtet an der Grenze der österreichischen Erbstaaten; Böhmen war von den Sachsen erobert und besetzt, und der Augenblick schien nicht fern, da man von der Hofburg aus die schwedischen Fahnen erblicken würde. Vergeblich sah sich der Kaiser nach Hülfe um; die Macht der Liga war gebrochen, Kurfürst Maximilian von Bayern flüchtig und seines Landes beraubt, und der Einzige, der vielleicht fähig war, ihm in dieser Noth beizustehen, der in seiner Ehre tief gekränkte Wallenstein, saß grollend auf seinen Gütern in Böhmen.

Schon bei Gustav Adolf's siegreichem Vorrücken in Oberdeutschland hatte der Kaiser Verhandlungen mit Wallenstein über die Ausrüstung eines Heeres und die Uebernahme des Oberbefehls anknüpfen lassen. Aber das Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Feldherrn war jetzt ein anderes als früher. Jetzt war es der Kaiser, der als Bittender kam, und als Wallenstein nach langem Zögern seinen Bitten Gehör gab, da war er es, welcher die Bedingungen vorschrieb, — Bedingungen, die unerhört in der Geschichte, verbürgt durch einen Vertrag zwischen dem Kaiser und seinem Unterthanen, durch welchen dem Letzteren mehr Rechte und größere Macht übertragen, als dem Ersteren gelassen wurde (Vertrag zu Znaym, April 1632). Für Wallenstein war das Heer nicht das Werkzeug, um dem Kaiser gegen seine Feinde beizustehen, sondern das Mittel, um erlittene Unbill am Kaiser zu rächen und ihm mit der Sättigung seines Ehrgeizes zugleich Genugthuung für die früher erfahrenen Demüthigungen zu bieten. Sein Streben ging darauf hinaus, sich die böhmische Königskrone auf's Haupt zu setzen und sich zum Schiedsrichter zwischen dem Kaiser und seinen Feinden aufzuwerfen. Soweit hatten politische und dynastische Interessen neben persönlichem Ehrgeiz die eigentlichen Ziele des Krieges bereits verdunkelt, daß von dem Waffenglücke und dem Willen des Einen oder des Anderen — des fremden Königs oder des emporgekommenen Edelmanns — das Schicksal von Kaiser und Reich abzuhängen schien. Aber die waltende Vorsehung setzte dem Streben Beider eine Marke, ehe ihre Pläne zur Ausführung reif waren. Auf blutigem Siegesfelde fiel der Eine zur guten Stunde für seinen Namen und Ruf in der Blüte seines Ruhmes und seiner Siege als König und Held; durch Meuchelmord der Andere, als er soeben im Begriffe stand, das von ihm längst geplante Verbrechen des offenen Abfalls vom Kaiser in Ausführung zu bringen. —

Seinen geheimnißvoll vor der Welt verborgenen Plänen entsprach die Kriegführung Wallenstein's. Nicht dem bedrängten Bayern zog er zu Hülfe, sondern er begnügte sich, zunächst die Sachsen aus Böhmen zurückzudrängen.

Er zögerte lange, den Bitten des Kurfürsten Max, seines alten Nebenbuhlers, Gehör zu geben, dem er sein Auftreten auf dem Regensburger Fürstentage nie verzieh. Erst nachdem Maximilian sich bereit erklärt, seine Truppen unter Wallenstein's Oberbefehl zu stellen, fand eine Zusammenkunft und eine scheinbare Versöhnung zwischen Beiden zu Eger statt. Vor seinen Schlachthaufen her ritt in wahrhaft königlichem Prunke der Herzog von Friedland. Er war ein langer, starkknochiger, magerer Mann, röthlichen Haares. Die starren, finsteren Züge seines bleichgelben Antlitzes belebte nur der Feuerblick seiner kleinen Augen. Er, wie der Kurfürst, als sie sich erblickten, stiegen vom Rosse. Beide umarmten sich im Angesicht der Heere, Maximilian mit verbissenem Schmerz, Wallenstein mit befriedigtem Stolze.

Bald darauf brach Wallenstein gegen Bayern auf. Gustav Adolf aber ging wieder nach Franken und sammelte all' sein Kriegsvolk im festen Lager bei Nürnberg. Monate lang standen hier Beider Heere in verschanzten Stellungen einander gegenüber, als zögerten Beide vor der bedeutungsvollen Entscheidung. Die Gegend im meilenweiten Umkreise ward ausgezehrt und verwüstet, und in beiden Lagern nahmen Hunger und Elend überhand. Endlich entschloß sich Gustav Adolf zum Angriff auf das feindliche Lager, mußte aber nach schweren Opfern den Sturm einstellen (24. August). Bald darauf hob er das Lager auf (8. Sept.) und wandte sich wieder nach Bayern, in der Hoffnung, Wallenstein nach sich zu ziehen und ihn auf freier Ebene zur Feldschlacht zu nöthigen. Dieser aber brach gleichfalls auf, ließ das Lager in Flammen aufgehen und wandte sich nach Sachsen, den Kurfürsten Maximilian und sein Land wieder ihrem Schicksal überlassend. Dieser trennte sich zu Bamberg von Wallenstein. Wenige Monate darauf kämpften Gustav Adolf und Wallenstein die Entscheidungsschlacht auf der Lützener Ebene, wo Jener den Sieg mit seinem Leben erkaufte (16. Nov. 1632).

Unterdessen hatte das Bayerland schwer unter dem Drucke der daselbst zurückgebliebenen schwedischen Heeresabtheilungen zu leiden. In vielen Städten vertheidigten sich die Bürger tapfer gegen die Feinde. Die Bürger von Landsberg am Lech schlugen viele Angriffe des schwedischen Generals Torstenson zurück, und als sie endlich der Uebermacht erliegen mußten und dem letzten, hoffnungslosen Kampf entgegengingen, tröstete Einer vom Rathe die Gemeinde mit den Worten: „Unser Schwert ist gebrochen, die Ehre gerettet!" —

Nach der Schlacht bei Lützen zog Herzog Bernhard von Weimar mit den Schweden die Donau abwärts, um „das Bollwerk des Bayerlandes", Regensburg, zu berennen; und obgleich der Kurfürst sieben Eilboten an Wallenstein absandte, ihn um Hülfe anzurufen, that Wallenstein nichts zum Entsatze der Festung. So fiel Regensburg nach zehntägiger Belagerung in schwedische Gewalt (14. Nov. 1633). Auch andere Plätze an der Donau, Straubing, Deggendorf, gingen an die Schweden verloren; erst bei Vilshofen trafen sie unerwartet auf den tapferen Widerstand des bayerischen Reiterführers Johann von Werth.

Um diese Zeit erhob sich an vielen Orten Bayerns das durch Einlagerungen und Erpressungen zu Grunde gerichtete, von Freund und Feind mißhandelte

Landvolk zur Nothwehr. Aus den Gerichten von Traunstein, Miesbach, der Umgegend von Wasserburg und an anderen Orten sammelten sich bei 15,000 Bauern, bildeten Schlachthaufen, Scharen, Heerbanden, wählten Anführer, besetzten die festen Stellungen, Uebergänge, Anhöhen, Wälder, und schwuren, keinem Soldaten, keinem Heere, nicht feindlichem noch freundlichem, in ihren Gemeinden Durchzug oder Winterlager zu erlauben. Binnen zwei Tagen mitten im Winter war unter dem Geheule der Sturmglocken ganz Oberbayern in Gährung und Aufstand. Vereinzelte Abtheilungen kaiserlichen und schwedischen Volkes wurden angegriffen, geschlagen, versprengt. In manchen Gegenden ließen sich die Bauern durch gütliches Zureden zur Heimkehr in ihre Dörfer bewegen, in anderen wehrten sie sich gegen die abgesandten Heerhaufen wie Verzweifelte bis zur Vernichtung. Solches war die Lage des bayerischen Volkes, noch ehe das funfzehnte der dreißig Kriegsjahre abgelaufen war.

Bayern während der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges; Johann von Werth. Nachdem die beiden großen Heerführer Gustav Adolf und Wallenstein vom Schauplatze abgetreten, jener bei Lützen gefallen, dieser zu Eger ermordet (25. Febr. 1634), lassen sich in der Fortsetzung des Krieges ein bewußter Plan und bestimmte Ziele kaum noch erkennen. Die einzigen Anzeichen eines zweckbewußten Strebens, die in diesem Strudel entfesselter Leidenschaften hervortreten, sind der Bekehrungseifer des Wiener Hofes und die ränkevolle Politik Frankreichs, welches das Unglück und die Zerrissenheit Deutschlands zu benutzen sucht, um Erwerbungen für sich zu machen.

An den Feldherren, welche in dieser Epoche auftreten, suchen wir vergebens die Spuren sittlicher Größe. Es sind nicht die Empfindungen für Vaterland, Glauben und Recht, welche ihnen den Degen in die Faust geben, sondern sie führen den Krieg um des Krieges willen, um in dem allgemeinen Elend lustige Jahre zu durchjubeln, Beute zu machen und Land zu erobern. Zu den kriegerischen Abenteurern dieser Zeit, welche uns ein gewisses Interesse einzuflößen vermögen, gehört der tapfere bayerische Reiterführer Johann von Werth, der wilde Jäger des Dreißigjährigen Krieges. Unstet und wild, wie die Irrlichtflamme, sehen wir ihn bald auf diesem, bald auf jenem Flecke der weit ausgedehnten Kriegsbühne mit seinen gefürchteten Reiterscharen auftauchen; wir sehen ihn bald an der Donau und am Oberrhein mit seinem Hauptgegner Bernhard von Weimar um den Siegespreis ringen, bald auf kühnem Streifzuge bis Paris vordringen und in der übermüthigen französischen Nation den Namen des deutschen Kriegers gefürchtet machen, bald wieder seinem Landesfürsten gegen die in Bayern einfallenden Heerscharen der Franzosen und Schweden zu Hülfe eilen. Ein kurzer Blick auf die kriegerische Laufbahn dieses Anführers möge uns zugleich die Schicksale Bayerns während der letzten Periode des Dreißigjährigen Krieges vergegenwärtigen.

Ueber die Herkunft Johann's von Werth schwebt Dunkel. Wie es scheint, wurde derselbe im Anfange des 17. Jahrhunderts hinter Köln an der niederländischen Grenze geboren. Das Jahr kennt man nicht, eben so wenig weiß man von seinen Eltern; ja, sein Familienname war und blieb ihm selber unbekannt. Man taufte ihn daher nach dem muthmaßlichen Orte seiner Geburt,

dem Städtchen oder Dorfe Werth, mit Namen Johann von Werth. Er wuchs in Armuth und Wildheit auf. Wie er bei seiner vernachlässigten Erziehung und seinem späteren tollen Kriegsleben es dahin bringen konnte, nicht blos eine schöne Hand, sondern auch einen guten und bündigen Stil zu schreiben, ist schwer zu ergründen; daß dem aber so gewesen, wird versichert. Als Knecht trat er in die Dienste eines kölnischen Bauers. Verschmähte Liebe zur Magd desselben soll ihn zu dem Entschlusse geführt haben, das niedrige ländliche Werkzeug mit der Kriegswaffe zu vertauschen. Er nahm als etwa zwanzigjähriger Bursche Dienste bei einem Regiment wallonischer Kürassiere, welche uns als Kerntruppe in „Wallenstein's Lager" durch Schiller bekannt sind, und zeichnete sich hier so aus, daß er in kurzer Zeit zum Offizier und Rittmeister befördert wurde. Im Jahre der Schlacht bei Lützen finden wir ihn als Obersten — das Avancement ging in jener Zeit schnell — im Dienste des Kurfürsten Max von Bayern. Bei Nördlingen, in der ersten größeren Schlacht, welche nach Wallenstein's Ermordung die Kaiserlichen den Schweden lieferten (6. Sept. 1634), trug Johann von Werth durch seine ungestümen Reiterangriffe das Meiste zum Siege bei und brachte den schwedischen General Horn, der neben Bernhard von Weimar befehligte, in seine Gefangenschaft.

Im Jahre 1636 unternahm Johann von Werth, dem kaiserlichen Hauptheere weit vorauseilend, den kühnen Zug von den Niederlanden aus geraden Weges nach Paris. Furchtbar hausten seine Reiter und machten den Namen „Jean de Werth" unter den Bewohnern des Landes zu einem Schreckensruf, mit dem die Mütter unartige Kinder zur Ruhe scheuchten. Er drang bis Compiègne und ließ St. Denis brandschatzen. König Ludwig XIII. zagte, zitternd flüchteten die Pariser; aber der kaiserliche Obergeneral zögerte, die wehrlose Hauptstadt einzunehmen, wie Werth gerathen hatte, und so gewannen die Franzosen Zeit, eine allgemeine Landesbewaffnung ins Werk zu setzen. Die Deutschen sahen sich zur Umkehr genöthigt, und so kecke Reiterstückchen auch Werth auf dem Rückzuge vollführte, Frankreich ward der schlimmen Gäste ledig. Lange aber lebte noch in Aller Munde der Name „Jean de Werth".

Zur Vertheidigung des Oberrhein berufen, hatte Johann von Werth in den nächstfolgenden Jahren harte Kämpfe gegen Bernhard von Weimar zu bestehen, ward aber in der für die Kaiserlichen unglücklichen Schlacht bei Rheinfelden (3. März 1638) geschlagen und gefangen genommen. Er nannte diesen Tag den unglücklichsten seines Lebens, an dem er dem gehaßtesten seiner Feinde in die Gewalt fiel. Der eitle Ludwig XIII. wollte sich und seinen Parisern die Freude bereiten, ihn in der Hauptstadt Frankreichs als Gefangenen zu sehen. Die Furcht vor ihm schlug, als man ihn nicht mehr zu fürchten brauchte, bei der leicht erregbaren Nation schnell in Bewunderung um. Seine Reise glich einem Triumphzuge, und in Paris ward seine Wohnung nicht leer von Besuchern, die den „deutschen Bären" anzustaunen kamen. Dem thatendurstigen Reitersmann wurden indessen die vier Jahre seiner „goldenen Gefangenschaft" zu einer Ewigkeit, und jubelnd kehrte er, nachdem er gegen den schwedischen General Horn ausgewechselt worden (im Herbst 1642), an die Spitze seiner Kürassiere zurück.

Zum Oberbefehlshaber der Reiterei bei der Reichsarmee ernannt, machte er schon im folgenden Jahre den bayerischen Kriegsnamen auf den Schlachtfeldern von Neuem berühmt. Die Franzosen rasteten in ihren Winterquartieren in der Gegend von Tuttlingen an der oberen Donau in Schwaben. Da ward von den Kaiserlichen und Bayern der Plan gemacht, „ihnen die Quartiere aufzuschlagen", d. h. mit dem Kunstausdrucke jener Zeit, sie unvermuthet zu überfallen. Johann von Werth, ein Meister in dieser Art von Kriegsunternehmungen, führte den Ueberfall unter Benutzung des seine Annäherung verbergenden Schneewetters mit glänzendem Erfolge aus (24. Nov. 1643), und die klägliche Flucht der aus tiefster Ruhe aufgescheuchten Franzosen erregte das Gespött in ganz Deutschland bei Freund und Feind. Daß im folgenden Jahre bei Freiburg den Franzosen ein gleiches Kriegsstück gegen die Kaiserlichen nicht gelang, war vorzüglich Werth's Verdienst; denn er war es, der hier, trotz entsetzlicher Verluste, mit fast übermenschlicher Anstrengung der Bayern die Schanzen gegen Condé und Turenne hielt, obgleich diese sich alle Mühe gaben, die Schmach von Tuttlingen zu rächen (24. August 1644).

Auch in der Schlacht bei Allersheim unweit Nördlingen (3. August 1645), durch welche die Franzosen sich den Weg nach Bayern öffneten, war Johann von Werth auf seinem Flügel vom Glücke begünstigt. Er nahm dem Feinde siebzig Fahnen ab und machte den Marschall Grammont zu seinem Gefangenen. Aber die Kriegskunst Turenne's trug den Sieg davon, und die Kaiserlichen, deren Oberbefehlshaber, General Mercy, hier den Tod fand, mußten das Feld räumen.

Während dieser ganzen Zeit hatte der Krieg die Grenzen Bayerns nicht unmittelbar berührt. Jetzt, in den letzten Stadien des Krieges, sollte das Bayerland nochmals zu seinem blutigen Schauplatz werden. Schweden und Franzosen, jene unter Wrangel, diese unter Turenne, drangen vereinigt über die Donau und durchstreiften Oberbayern, während Johann von Werth in der Oberpfalz neue Streitkräfte sammelte und sich über die Langsamkeit der kaiserlichen Unterstützung beklagte. Kurfürst Maximilian, dessen Standhaftigkeit durch achtundzwanzig Kriegsjahre manche Probe bestanden hatte, schloß jetzt zu Ulm einen Waffenstillstand mit den feindlichen Feldherren (14. März 1647), um die Kriegsleiden von seinem Lande abzuwenden. Dadurch sah sich Kaiser Ferdinand III. (seit 1637) allen Beistandes beraubt und konnte den vereinigten Waffen der beiden Mächte kaum noch ein kriegsfertiges Heer zum Schutze seiner Erbstaaten entgegenstellen. Sein Unwille über den „Abfall" des Kurfürsten war groß; er erklärte ihn öffentlich für einen Treubrüchigen und erließ an seine Kriegsvölker Schreiben, in denen er sie von dem Gehorsam gegen den Fürsten entband.

Johann von Werth, der außer dem bayerischen auch ein kaiserliches Generalspatent führte, empfand das Mißliche dieser Doppelstellung. Die Thatenlosigkeit, zu der er sich inmitten des Kriegsgetümmels verurtheilt sah, war ihm unerträglich. Er entwarf den Anschlag, die ganze Armee des Kurfürsten dem Kaiser zuzuführen. Während dieser ihn in solchem Vorhaben ermunterte und seinen Gehorsam gegen das Reichsoberhaupt lobte, ließ der

Kurfürst von den Kanzeln herunter ihn für einen meineidigen Verräther erklären, befahl, seine Güter in Bayern niederzubrennen, und setzte einen Preis von 10,000 Thalern auf seinen Kopf. So verworren waren die Begriffe von Recht und Unrecht zu jener Zeit, daß die Pflichten gegen den Landesfürsten mit denjenigen gegen das Reichsoberhaupt in Widerstreit geriethen. Von seinen Zeitgenossen ward ihm eben so wenig jener Abfall zum Verbrechen angerechnet, als die Wildheit und Grausamkeit, mit der er Feindes und Freundes Land heimzusuchen gewohnt war.

Der Anschlag sollte übrigens nicht zur Ausführung kommen. Schon nahe an der böhmischen Grenze angelangt, weigerten sich die Soldaten, aufgereizt durch Abgesandte des Kurfürsten, ihm weiter zu folgen, und lehnten sich gegen ihren Führer auf. Johann von Werth mußte, um nur sein Leben zu retten, zum Kaiser flüchten, der ihn mit Achtung aufnahm und zum Oberbefehlshaber der Reiterei ernannte. Als bald darauf Maximilian, durch die Fortschritte der Schweden in Böhmen für seine eigenen Lande besorgt gemacht, den Waffenstillstand wieder kündigte (14. Okt. 1647), forderte er als Preis seiner Versöhnung mit dem Kaiser die Entfernung Werth's.

Lange sollte indessen die Verbannung nicht dauern, da der Kurfürst seiner Dienste bald wieder bedurfte. Nach der Kündigung des Waffenstillstands waren Turenne und Wrangel wieder in Bayern eingefallen, um das Land für den „Treubruch" des Fürsten mit schrecklichen Verheerungen heimzusuchen. Ihre Kriegsscharen breiteten sich bis zur Isar und zum Inn aus. Aus Städten und Dörfern flüchtete abermals alles Volk mit Herden und beweglicher Habe: Auf den Landstraßen vernahm man das Jammergeschrei der Weiber und Kinder. Viele Menschen suchten im Tiefsten der undurchdringlichen Wälder Rettung, andere hinter der Isar, andere jenseit des Innstroms. Der Kurfürst mit seinem Hofe verließ München, lebte unstet zu Wasserburg, zu Braunau und flüchtete zuletzt nach Salzburg. In der Noth entschloß er sich, den geächteten Johann von Werth wieder in Amt und Ehren einzusetzen, und mit ihm kehrte das Waffenglück zu den Bayern zurück. Wie in Böhmen Königsmarck, so war es in Bayern Johann von Werth vergönnt, den letzten Schwertschlag in diesem Kriege zu thun. Bei Dachau unweit der Hauptstadt überfiel er eine schwedische Abtheilung unter Wrangel (Okt. 1648) so unerwartet, daß dieser durch Sumpf und Moor flüchtete, um der Gefangenschaft zu entrinnen.

Der um dieselbe Zeit (24. Okt. 1648) abgeschlossene Westfälische Friede machte der Kriegsthätigkeit des kühnen Reiterdegens ein Ende. Johann von Werth überlebte den Friedensschluß nur wenige Jahre; er starb am 16. September 1652 auf seinem böhmischen Schlosse Benatek. Seit dem Jahre 1635 bereits vom Kaiser in den Grafenstand erhoben, war er der Erste und Letzte seines gräflichen Stammes.

Durch den Westfälischen Frieden wurde Bayern der Besitz der Oberpfalz und Kurwürde bestätigt. Für die Unterpfalz, welche der Sohn des (19. Nov. 1632 verstorbenen) Winterkönigs, Karl Ludwig, zurückerhielt, wurde eine neue, die achte Kurwürde gestiftet, so daß das Haus Wittelsbach nun zwei Kurstimmen im Reiche führte.

Furchtbar waren die Verheerungen, welche Schwert und Brand, Hunger und Pest während eines Menschenalters in Bayern angerichtet hatten. Noch waren kaum zwei Drittel der ehemaligen Bevölkerung vorhanden. Diesseit und jenseit der Donau lagen Gewerbe und Handel todt, die Ortschaften verödet, große Höfe unbewohnt, die Aecker mit wildem Gesträuch überwuchert, die Wälder voll reißender Thiere, die Städte voller Brandstätten. Auch München hatte die Hälfte seines Wohlstandes eingebüßt. Wohl, die Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen, verharschten mit der Zeit, aber die Ruhe des folgenden halben Jahrhunderts genügte nicht, um Groll und Mißtrauen aus den Gemüthern schwinden zu machen und dem Volke das frohe Bewußtsein seiner Kraft und Unabhängigkeit wieder zu geben.

Bayern während des Spanischen Erbfolgekrieges; die Sendlinger Bauernschlacht (25. Dezember 1705). Die Leiden des Dreißigjährigen Krieges sollten sich ein halbes Jahrhundert später für das Land erneuern. Kurfürst Max Emanuel von Bayern (1679—1726) war ein tapferer, freigebiger und prachtliebender Fürst, begierig nach Ruhm und nach Vergnügen, ebenso übermüthig im Glücke als niedergeschlagen im Unglück. Mochte ihm im Rathe der Feldherren Unschlüssigkeit, in Grundsätzen und Neigungen Wankelsinn oder eine maßlose und verschwenderische Liebe zu Freuden vorgeworfen werden, — auf dem Schlachtfelde, im dichtesten Kugelregen fand man allezeit wieder das unerschrockene wittelsbachische Heldenherz. Von seinem hohen Kriegsmuthe hatte er vor den Mauern Wiens, an der Seite des tapferen Polenkönigs Sobiesky wider die Türken kämpfend (1683), sowie auf manchem Feldzuge in Ungarn, Italien, in der Pfalz und den Niederlanden glänzendes Zeugniß abgelegt. Bayern freute sich an dem Ruhme seines Fürsten, aber es bezahlte seine Kriege mit schwerem Gelde und mit dem Blute seiner Söhne.

In dem großen Kriege, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts um das spanische Erbe ausbrach, hoffte Max Emanuel seinem Hause neue Ehren zu gewinnen. Er war vermählt mit Marie Antonie, — der Tochter des Kaisers Leopold und der Margaretha Theresia, jüngeren Schwester König Karl's II., des letzten, kinderlosen Bourbon auf dem spanischen Throne. Beider Sohn, der Kurprinz Josef Ferdinand (geb. 1692), war der Stolz und die Hoffnung des Vaters. Um den Theilungsplänen der beiden mächtigsten Erbansprecher, des Königs Ludwig XIV. von Frankreich, — des Gemahls der Maria Theresia, älteren Schwester Karl's II., und zugleich von mütterlicher Seite her Enkels König Philipp's III. von Spanien, — einerseits und des Kaisers Leopold andererseits zuvorzukommen, setzte Karl II. in seinem Testamente den Kurprinzen Josef Ferdinand von Bayern, seinen Großneffen, zu seinem alleinigen Erben ein. Die stolze Hoffnung des Wittelsbachers, seinen Sohn mit der Krone Spaniens und beider Indien geschmückt zu sehen, erlosch jedoch mit dem frühen Tode des jungen Prinzen (6. Febr. 1699).

Dennoch gab der Kurfürst seine Ansprüche auf Theile des spanischen Erbes nicht auf. Von König Karl II. (bereits seit 1692) mit der Statthalterwürde in den spanischen Niederlanden betraut, wünschte er wenigstens diese für sein Haus zu erwerben, und vertraute in seinem Streben nach diesem Ziele mehr

auf das Kriegsglück und die gleißnerischen Versprechungen Ludwig's XIV., als auf den guten Willen des Kaisers Leopold. Als daher nach dem Tode Karl's II. (Nov. 1700) der Krieg zwischen diesen beiden mächtigen Nebenbuhlern ausbrach und Oesterreich seine Bundesgenossen an England, Holland, Preußen und dem Reiche fand, trat Max Emanuel, trotz der Abmahnungen des Kaisers und trotz der Bitten seiner Stände, auf die Seite Frankreichs.

Des Kaisers Zorn über diese Parteiergreifung seines Schwiegersohns war groß. Er erließ Befehle an des Reichs getreue Stände und Unterthanen, dem Kurfürsten keinen Beistand zu leisten, so lange er gegen Kaiser und Reich in Ungehorsam und Auflehnung verharre, und er entband die Unterthanen des Kurfürsten von Eid, Pflicht, Gehorsam und Abgaben. Das getreue Volk Bayerns sah einer trüben Zukunft entgegen, aber es verachtete Leopold's Aufforderungen, seinen Fürsten zu verlassen.

Max Emanuel sammelte sein Heer bei München und eröffnete den Krieg mit der Einnahme der freien Städte Ulm, Memmingen und Neuburg an der Donau. Unterstützt durch ein französisches Heer unter Marschall Villars, drang er im Jahre 1703 in Tirol ein, erstürmte Kufstein, besetzte Innsbruck und suchte sich mit dem aus Italien über den Brenner heranrückenden französischen Heere des Marschall Vendome zu vereinigen. Aber der Plan scheiterte an dem Aufstande der treuen Tiroler, die sich unter kühnen Anführern, wie Martin Sterzinger, in seinem Rücken erhoben, die festen Plätze des Landes in ihre Gewalt brachten und seine Verbindungen bedrohten. Unter großen Verlusten mußte der Kurfürst das Bergland räumen und zog sich nach Bayern zurück. Von verschiedenen Seiten rückten jetzt feindliche Heere in Bayern ein; aber noch verließ das Kriegsglück den Kurfürsten nicht ganz, und nachdem er den kaiserlichen General Styrum bei Hochstädt (20. September 1703) geschlagen, bemächtigte er sich noch desselben Jahres der Plätze Regensburg, Augsburg und Passau.

Im folgenden Jahre (1704) schienen sich alle feindlichen Hauptkräfte gegen Max Emanuel vereinigen zu wollen. Von Schwaben her kam Markgraf Ludwig von Baden mit den Reichsvölkern, vom Rhein und der Mosel herauf Herzog Marlborough mit 30,000 Briten, Holländern, Preußen und Hessen. Ihnen folgte Prinz Eugen von Savoyen mit den kaiserlichen Kriegsvölkern. Andere Heerhaufen streiften von Tirol und von Schwaben her bis gegen die Donau.

Nach der Schlacht bei Donauwörth (22. Juli 1704), wo Marlborough's und des Markgrafen Ludwig von Baden Truppen die bayerischen Verschanzungen auf dem Schellenberg erstürmten, wurde die Lage des Kurfürsten noch bedrängter. Die Landfahnen Bayerns standen überall zu schwach gegen die feindlichen Streifscharen. Viele Städte öffneten ihnen freilich ihre Thore. Nur der Muth der Bürger von Rosenheim schirmte männlich ihre Innbrücke und von dieser Seite alles Land bis zur Isar. Aber über Lech und Donau breitete sich beutelüsternes Kriegsvolk auf bayerischem Boden aus mit Sengen und Brennen.

Vergebens ließ Kaiser Leopold den Kurfürsten durch seinen Bevollmächtigten auffordern, sich von seinem Verbündeten zu trennen; vergebens erschien

die Kurfürstin Theresia — Max Emanuel hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit der schönen Tochter Sobiesky's vermählt — im Lager von Augsburg und flehte ihn weinend an, daß er sein Haus und sein Herzogthum nicht der unglückseligen Treue für Frankreich hinopfere; die Stimme seiner französischen Rathgeber überwog die anderen, und den Ausschlag gab endlich das Erscheinen des Marschalls Tallard mit einem neuen französischen Hülfsheer bei Augsburg, welches dieser dem Kurfürsten mit den Worten zuführte: „Ich habe die Ehre, Ew. Durchlaucht die unüberwindlichsten Scharen des Erdballs vorzustellen."

Auf gegnerischer Seite vereinigten sich die beiden berühmtesten Feldherren ihrer Zeit, Prinz Eugen und Marlborough, auf der schwäbischen Kriegsbühne zu dem entscheidenden Schlage, der (13. August 1704) bei Hochstädt oder Blindheim fiel. Die französisch-bayerische Armee wurde vollständig aufs Haupt geschlagen, Marschall Tallard selbst gefangen genommen. Das ganze Lager, alle Vorräthe an Geld und Lebensmitteln fielen in die Hände der Sieger. Ringsum loderten die Dörfer über den Leichen des Blutfeldes zum Himmel empor. — Maximilian, der die Trümmer seiner Armee bei Ulm sammelte, sah keine Wahl mehr, als sich der Gnade und Ungnade des Kaisers Leopold schweigend zu unterwerfen oder mit den Resten des französischen Heeres über den Rhein zu flüchten. Er wählte das Letztere und überließ die Staatsführung seiner in München zurückbleibenden Gemahlin Theresia, hoffend, Leopold werde der Tochter des großen Sobiesky, der ihm Wien rettete, nicht verweigern, was er dem überwundenen Gegner versagen könne. Er selbst begab sich nach Brüssel, dem Sitze seiner niederländischen Statthalterschaft.

Leopold kannte jedoch keine Großmuth gegen den Besiegten, eben so wenig sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Josef I. (seit 1705), und das unglückliche Bayernvolk mußte für die Schuld seines Fürsten schwer büßen. Alle Städte und festen Plätze wurden den Kaiserlichen überantwortet, auch München trotz eines vorangegangenen Vertrages auf das Gerücht von einer Verschwörung unter seiner Bevölkerung hin von ihnen besetzt und ein österreichischer Statthalter bestellt. Kaiser Josef ließ sich allenthalben als alleiniger und rechtmäßiger Landesherr verkünden und forderte als solcher die Huldigung. Die kränkelnde Kurfürstin hatte sich vor dem Anrücken der Kaiserlichen nach Venedig begeben und ihre Kinder unter der Pflege treuer Diener in München zurückgelassen. Als sie auf die Nachricht von den Drangsalen des Volkes nach der Hauptstadt zurückkehren wollte und das Herz des Kaisers durch ihre Bitten zu erweichen hoffte, ward sie an der Grenze ihres Landes mit dem kaiserlichen Befehle zurückgewiesen, daß sie bayerischen Boden nicht wieder betreten dürfe. Sie mußte umkehren, ohne ihre Kinder gesehen zu haben. Ein Schreiben des achtjährigen Prinzen Karl Albrecht, welcher den Kaiser in rührenden Worten um die Erlaubniß zur Rückkehr für seine Mutter bat, blieb unbeachtet.

Der Hohn, mit welchem jeder Regung des bayerischen Stolzes und Ehrgefühls begegnet ward, die Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Soldaten und der schwere Druck der Abgaben und Kriegssteuern, die mit grausamer Härte eingetrieben wurden, steigerten den finsteren Trutz des Bauernvolkes.

Das Volk Bayerns hatte die Theilnahme des Kurfürsten am Kriege auf Seiten Frankreichs ungern gesehen. Jetzt, da es von seinem Fürsten verlassen und der schonungslosen Willkür des Siegers preisgegeben war, regte sich mit dem altbayerischen Stolze die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus und der Wunsch nach Selbsthülfe. Auf Befehl des Kaisers sollten 12,000 Bayern ausgehoben und auf die Schlachtfelder Italiens und Ungarn gesandt werden. Als die jungen Leute nicht auf den Musterplätzen erschienen, wurden sie nächtlich in den Betten überfallen und, fast unbekleidet, trotz herbstlicher Kälte, gefesselt auf Wagen nach Tirol geschleppt. Diese grausame Behandlung brachte die Gährung zum offenen Ausbruch. Durch das ganze Land ging die Losung: „Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben!“

Die Erhebung ging von der Oberpfalz aus. Dem Beispiele von fünfhundert Bauern aus der Gegend von Rötz und Neuburg vor dem Wald folgten die Bauern vom Inn und der Isar. Junge Männer von Bildung traten an die Spitze der kühnen Bürger und Landleute, so Georg Sebastian Plinganser, ein kräftiger, feuriger Jüngling, Student von der Ingolstadter Hochschule. In seiner Heimat Pfarrkirchen von seinen Landsleuten zum Hauptmann der Reichenberger Landfahnen erkoren, sammelte er in wenig Wochen an beiden Ufern des Inn ein Heer von 30,000 „Landesvertheidigern“, schlecht bewaffnet mit Stangen, Sensen oder anderen aus ländlichen Werkzeugen schnell hergerichteten Waffen, aber alle entschlossen, das Vaterland aus Schmach und Noth zu befreien. Mit diesen brach er auf gegen Burghausen, nahm den Platz mit Gewalt, lieferte, vereinigt mit seinem Freunde Meindel, dem österreichischen General Wendt ein glückliches Treffen und bemächtigte sich Braunau's und der Schärding.

Mit jedem Tage wuchs die Zahl der Landesvertheidiger. Vom Inn und der Isar verbreitete sich der Aufstand bis an die Donau. Auch im Oberlande rotteten sich die Bauern zusammen. Obgleich in Städten und Dörfern kund gemacht ward, daß jeder Anführer geächtet und vogelfrei sein, jeder in Waffen Ergriffene mit Galgen und Henkersschwert gestraft, sein Weib und Kind Landes verwiesen, sein Hab und Gut den Friedfertigen und Gehorsamen vertheilt werden solle, wollte doch Keiner zurückbleiben. Es galt für Fürst und Vaterland!

Tölz an der Isar war einer der Hauptsammelplätze. Von hier zogen mitten im Winter 5000 Landesvertheidiger unter einem französischen Hauptmann Gauthier, ohne den Zuzug der Uebrigen abzuwarten, vorschnell gegen München, um die Hauptstadt zu befreien und die jungen kurfürstlichen Prinzen den Händen der Kaiserlichen zu entreißen. Nur fünfhundert waren mit Schießgewehren bewaffnet, die übrigen mit ländlichen Waffen. Zu den ersteren gehörten die „furiosen“ Tölzer Schützen unter ihrem Burgemeister, dem Weinwirth Johann Jäger. Wo der Zug durchkam, schloß sich das Volk an, aus der Ebene und vom Gebirge. Bei Schäftlarn ward der ganze Haufe gemustert; dann brach er den Abend vor der Christnacht gen München auf.

Mit den Münchener Bürgern war Einverständniß angeknüpft, daß sie den Angriff auf die Thore durch einen Aufstand in den Straßen unterstützen und den Angreifern ein verborgenes Pförtchen am Kostthore öffnen sollten.



Kampf der bayerischen Gebirgsbewohner bei Sendling.

Auch war bekannt, daß Plinganser mit der Hauptmacht der Landesvertheidiger vom Inn her im Anrücken sei und am Christtage vor München lagern wolle. So näherten sich die Söhne der Berge der Hauptstadt des Landes, voll Ver-

trauens in den guten Ausgang ihrer Sache und nicht ahnend, daß bereits aus ihren Reihen der Verräther hervorgegangen sei.

Das war nämlich der Pfleger zu Starnberg, Ettlinger mit Namen, der nur gezwungen dem Zuge sich angeschlossen hatte, dann aber nach München entkommen war und dort dem kaiserlichen Statthalter den Anzug der Bauern und ihren Angriffsplan kundmachte. Alsbald ward auf allen Straßen und Märkten der Stadt unter Trommelschlag ausgerufen, daß bei Todesstrafe jeder Einwohner sogleich seine Waffen an die Kommandantschaft abgeben, daß Abends nach 6 Uhr alle Häuser geschlossen sein sollten und Niemand mehr auf der Straße sich sehen lassen dürfe. Die Christmette, welche sonst um 12 Uhr Nachts stattfand, ward abbestellt.

Mitternacht kam heran. Der Donner der von den Landesvertheidigern mitgeführten Feldstücke vor der Südseite der Stadt verkündete ihren geängsteten Bewohnern die Ankunft der Bauern; aber vergebens warteten diese auf das verabredete Zeichen, die Rakete vom Petersthurm, und auch die Pforte blieb verschlossen. Dennoch griffen sie tapfer die österreichischen Vorposten an, drängten sie in blutigem Gefechte bis an die Isarbrücke zurück und erstürmten den rothen Thurm an der Brücke. Bei Morgengrauen drangen die ersten Haufen der Bauern in die Stadt ein; da verbreitete sich plötzlich unter ihnen das Gerücht, daß der Feind in ihrem Rücken stehe. Der im Osten der Stadt bei Anzing mit einer Heeresabtheilung stehende General Kriechbaum war infolge der verrätherischen Angaben Ettlinger's während der Nacht schleunig herbeigerufen worden. Während sein Fußvolk den Thurm an der Isarbrücke bestürmte und wiedereroberte, durchschwammen seine Reiter den Fluß.

Von vorn und im Rücken angegriffen, von den Münchenern ohne die gehoffte Unterstützung gelassen, geriethen die Landesvertheidiger in Furcht und Verwirrung und ergriffen die Flucht gen Sendling hin. Hier, eine Stunde von der Hauptstadt, stellten sie sich noch einmal. Der hochgelegene Kirchhof über der Isar ward ihre Feste, die Mauer ihre Brustwehr. Andere fochten hinter Hägen und Hütten versteckt. Es war 9 Uhr Morgens und Christtag. Der Feind, an Zahl, Waffen und Kriegskunst überlegen, umzingelte das Dorf und drang in den Kirchhof ein. Gauthier, der Bauernanführer, fand den Tod durch eine Kugel. Das steigerte die Verwirrung unter ihnen. Einige fielen, zur Gegenwehr unfähig, auf der Flucht unter den Schwertstreichen der verfolgenden Reiter. Andere setzten den ungleichen Kampf mit Verzweiflung fort, den Tod für Bayern und sein Fürstenhaus rühmlicher achtend, als das Leben unter fremder Gewaltherrschaft. Sie sanken fechtend, Mann an Mann, in blutigen Reihen, wie Heldenbrüder fallen sollen, späten Enkeln zu leuchtendem Vorbilde. Hier sank der riesengroße „Schmiedbalthes" (Balthasar Mayer) von Kochel, von einer Lanze durchbohrt und noch im Sterben das Löwenbanner schwingend, hier auch seine beiden Söhne und sein Vetter Riesenstahl. Weit umher lagen Felder und Wiesen von Todten und Verwundeten bedeckt; man zählte deren über zweitausend. Sechshundert Verwundete wurden in die Stadt geschleppt und hier erbarmungs- und hülflos auf dem Straßenpflaster liegen gelassen, den Bürgern zum schreckenden Schauspiel. Die Führer wurden mit dem

Schwerte hingerichtet und geviertheilt und die Gefangenen an die Bäume aufgeknüpft. Das war die Mordweihnacht von Sendling.

Die Hauptmacht der Landesvertheidiger, die am Christtage unter Plinganser vom Inn her gegen München anrückte, hatte, noch ehe sie Anzing erreicht, durch Flüchtlinge und Versprengte das Schicksal ihrer Genossen erfahren und darauf den Rückzug angetreten.

Uneinigkeit unter den Anführern verschuldete bald darauf die zweite schwere Niederlage der Landesvertheidiger bei Aidenbach oder Vilshofen (8. Januar 1706). Dennoch blieb der Trutz der Bauern ungebrochen. Die dem Schwert entronnen, sammelten sich stets von Neuem und erhielten Zuzug durch frische Streithaufen. Als nun aber von verschiedenen Seiten gleichzeitig kaiserliche, württembergische, pfälzische, fränkische und andere Kriegsvölker in Bayern einrückten, als die Scharen der Landesvertheidiger, überall bedrängt und übermannt, Stadt um Stadt fallen sahen, da sank ihnen die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Viele Scharen löſten sich freiwillig auf, andere wurden nach hartnäckigem Widerstande auseinander getrieben. Plinganser und Meindel behaupteten, bei Wasserburg in einem Walde verschanzt, mit den Letzten das Feld. Als sie Alles verloren sahen, zerbrachen sie ihre Schwerter und flohen ihr unglückliches Vaterland.

Blutige Strafen, Einkerkerungen und Hinrichtungen folgten der Unterdrückung des Aufstandes. Um Geiseln für die künftige Ruhe Bayerns zu haben, ließ Kaiser Josef die vier älteren Söhne Max Emanuel's von München unter strenger Bewachung nach Klagenfurt abführen', wo sie nicht als Prinzen, sondern als Grafen von Wittelsbach behandelt wurden; seine Tochter ward in ein Kloster geschickt. Der Kurfürst selbst ward in die Acht erklärt, sein Land unter seine Gegner vertheilt. Nicht allein zu Wien, sondern in seiner eigenen Hauptstadt ward die Acht durch kaiserliche Herolde ausgerufen, Maximilian Emanuel aller seiner Ehren und Würden, Lande und Leute auf ewige Zeiten verlustig erklärt, von deutscher Erde verbannt und Jeglichem frei gegeben, ihn ungestraft zu ermorden.

So tiefgebeugt lag nie das altherrliche Geschlecht der Schyren, seit es den Thron von Bayern bestiegen. Der Herzog lebte, ein Flüchtling ohne Land, in der Fremde zu Brabant, um eines fremden Königs Sold dienend; seine Gemahlin in hundert Meilen weiter Ferne von ihm zu Venedig, verstoßen aus ihrem Hause, die Mutter von ihren Kindern gerissen; seine Söhne ihrer Abkunft unwürdig behandelt, als Gefangene in feindlichem Gewahrsam, seines Stammes wohlerworbenes Erbe höhnisch verschleudert.

Aus Brüssel durch die Fortschritte der Alliirten vertrieben, nahm Max Emanuel seine Zuflucht in Paris und fühlte hier das Peinliche seiner Abhängigkeit von eines stolzen Hofes Gnade um so schmerzlicher, je weniger ihm verhehlt werden mochte, daß unglückliche Bundesgenossen lästige Freunde sind. Von Jahr zu Jahr hoffte er auf einen Umschwung des Kriegsglücks und auf eine Besserung seiner Lage, bis der Tod seines Hauptfeindes, des Kaisers Josef (17. April 1711) und die Thronbesteigung Karl's VI. — desselben, welchem bereits die spanische Krone zugedacht war, — plötzlich eine solche herbeiführte.

Es lag nicht im Interesse der übrigen Mächte, eine Macht, wie Karl V. sie besessen, unter dem Scepter eines seiner Nachkommen wieder erneuert zu sehen; eher wollten sie die Herrschaft einer Seitenlinie des Hauses Bourbon in Spanien, d. h. die Thronbesteigung Philipp's von Anjou, des Enkels Ludwig's XIV., zulassen. Diese Erwägungen führten eine Annäherung zwischen England und Frankreich und in der Folge den Frieden zu Utrecht herbei (11. April 1713). Karl VI., von seinen Verbündeten verlassen und vom Kriegsglücke nicht mehr begünstigt, trat nun gleichfalls in Unterhandlungen mit Frankreich, welche zu den Friedensschlüssen von Rastatt (7. März) und Baden (7. Septbr. 1714) führten. Karl VI. verzichtete auf die spanische Krone und begnügte sich mit den spanischen Niederlanden und den Nebenlanden in Italien. Zu den Friedensbedingungen gehörte die Wiedereinsetzung Maximilian Emanuel's in Land und Würden.

Die Heimkehr des Kurfürsten ward von dem getreuen bayerischen Volke mit Dank und Jubel begrüßt. Max Emanuel aber widmete den Rest seiner Regierungszeit der Fürsorge für die Wiederherstellung des Landes von dem schweren Elend, in das es durch seine unkluge Staatskunst gefallen war.

Bayern während der Napoleonischen Kriege; die Königskrone. Bayern hatte wohl Ursache, auf der Hut zu sein vor dem mächtigen Nachbar im Osten, der oft seine Hand nach den schönen Ländern am Inn und der Donau ausstreckte und die Wittelsbacher Fürsten in die Netze der habsburgisch-österreichischen Staatskunst zu locken suchte. Das Deutsche Reich, in der Schwäche und Zerfahrenheit, die seit dem Dreißigjährigen Kriege sein trauriges Erbtheil war, vermochte ihm keinen Schutz gegen die Anmaßungen Oesterreichs zu bieten. Wol aber fand es diesen bei der in kräftiger Entwickelung begriffenen norddeutschen Großmacht.

Schon beim Aussterben der jüngeren Linie des Hauses Wittelsbach mit Maximilian Josef I. und dem Regierungsantritt Karl Theodor's von Pfalz-Sulzbach aus der älteren Linie der Wittelsbacher (1777) erhob Oesterreich Ansprüche auf Niederbayern. Es ließ Truppen einrücken und forderte zu Straubing die Huldigung der Stände. Da war es König Friedrich II. von Preußen, welcher in der Hofburg seine Vorstellungen gegen die Zerstückelung eines großen deutschen Kurfürstenthums erhob und, als diese fruchtlos blieben, sein Schwert zu Gunsten Bayerns in die Wagschale warf. Den kurzen Bayerischen Erbfolgekrieg (1778—1779) endete der Friede zu Teschen, in welchem Oesterreich die von ihm besetzten bayerischen Lande herausgab und sich mit dem sogenannten „Innviertel", d. h. den Landestheilen zwischen Donau, Inn und Salzach, begnügte. Als einige Jahre später Oesterreich seine Pläne auf Bayern in anderer Gestalt wieder aufnahm und dem schwachen, kinderlosen Kurfürsten Karl Theodor die österreichischen Niederlande unter dem lockenden Titel eines „Königreichs Burgund" zum Tausche gegen sein bayerisches Herzogthum anbot, da war es abermals Friedrich, welcher die Pläne Oesterreichs kreuzte und die Unabhängigkeit Bayerns kräftiger schirmte als der eigene Landesfürst. Auf seinen Beistand gestützt, versagten die beiden nächstberechtigten Erben, Karl August und Maximilian Josef von Pfalz-

Zweibrücken, standhaft ihre Einwilligung zu dem unwürdigen Länderhandel. Friedrich aber vereinigte seine deutschen Mitfürsten zu einem Bunde, welcher den Schutz der Freiheit und Sicherheit aller Reichsglieder und die gemeinsame Abwehr aller Unbill und Kränkungen zum Ziele nahm (1785).

Als im Jahre 1793 die Hauptmächte Europa's sich zur Bekämpfung der Französischen Republik verbanden und der deutsche Kaiser Franz II. den Reichskrieg an Frankreich erklärte (22. März), stellte auch Bayern seinen Antheil zum Reichsheere. Bekanntlich entsprachen die Waffenerfolge den kühnen Erwartungen der Verbündeten nicht, und der Bund, welcher einen Kreuzzug für Thron und Altar angekündigt hatte, löste sich auf und die einzelnen Staaten kämpften für ihre Sonderinteressen. Nachdem Preußen sich durch den Separatfrieden von Basel (5. April 1795) vom Bunde losgesagt, Baden, Württemberg und der ganze schwäbische Kreis Waffenstillstände geschlossen und das französische Hauptheer unter Moreau bereits über den Lech bis nahe der Isar vorgedrungen war, rief Karl Theodor seine Truppen vom Reichsheere zurück und trat in Unterhandlungen mit dem Feinde, die zum Abschluß des Vertrages von Pfaffenhofen (7. Okt. 1796) führten. Bayern mußte die pfälzischen Lande auf dem linken Rheinufer an Frankreich überlassen und sollte dafür durch Mediatisirung von früher reichsunmittelbaren Gebieten und durch säkularisirte Kirchengüter in Deutschland entschädigt werden.

Auch Oesterreich stimmte ein Jahr später im Frieden zu Campoformio (17. Okt. 1797) der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich bei. Auf dem (im Dez. 1797 eröffneten) Kongreß zu Rastatt sollte der Reichsfriede vermittelt und das Entschädigungswerk betrieben werden. Ehe indessen ein Resultat erreicht war, standen bereits wieder die Hauptmächte Europa's — dieses Mal jedoch mit Ausnahme Preußens — unter den Waffen gegen Frankreich (1799). Abermals vereinigte Bayern seine Waffen mit den österreichischen, obgleich die bekannt gewordenen, bereits dem Frieden von Campoformio vorausgegangenen geheimen Unterhandlungen Oesterreichs mit Frankreich über die Abtretung bayerischer Gebietstheile an Oesterreich das Mißtrauen Bayerns gegen seinen Bundesgenossen rechtfertigten. Nur kurze Zeit begünstigte das Kriegsglück die Verbündeten. Während Napoleon Bonaparte bei Marengo (14. Juni 1800) Lorbern brach, drang der zweite Feldherr der Französischen Republik, Moreau, abermals in Bayern ein und entschied durch den Sieg bei Hohenlinden, zwischen München und Mühldorf (2. Dez. 1800), über den Erzherzog Johann von Oesterreich den Feldzug in Deutschland. Der unglückliche Friede zu Luneville (9. Febr. 1801), von Oesterreich im Namen des Reichs mit Frankreich abgeschlossen, bestätigte die Abtretung des linken Rheinufers.

Ueberzeugt, daß er vom Reiche keinen Schutz, von Oesterreich nur Schaden zu erwarten habe, trennte der neue Kurfürst Maximilian Josef II. (seit 1799) von jetzt an seine und Bayerns Interessen von denjenigen des Reichs und suchte, im engen Anschluß an das mächtige Frankreich, die Sonderinteressen seines Hauses und seines Staates sicher zu stellen. Dem Bündnisse mit Frankreich verdankte er die reiche Entschädigung, welche Bayern durch den

Reichsdeputationshauptschluß (28. Febr. 1803) für den Verlust der rheinpfälzischen Lande erhielt, nämlich die geistlichen Fürstenthümer in Franken, Würzburg und Bamberg, die Bisthümer Augsburg, Freising, einen Theil des Hochstifts Passau, eine Anzahl Abteien und Reichsstädte (Rottenburg, Weißenburg, Windsheim, Schweinfurt, Kempten, Kaufbeuren, Memmingen, Nördlingen u. s. w.), — im Ganzen für 255 Quadratmeilen eine Gebietsentschädigung von 290 Quadratmeilen.

Noch glänzender war der Lohn, welchen Bayern für sein Bündniß mit Frankreich und seine Theilnahme am Kriege gegen Oesterreich 1805 im Frieden zu Preßburg (26. Dez.) davon trug. In diesem Frieden vergrößerte Napoleon Bayern durch die von Oesterreich abgetretene Grafschaft Tirol nebst den Fürstenthümern Brixen und Trient und den sieben Herrschaften in Vorarlberg, ferner durch Stadt und Gebiet von Lindau und Augsburg und das preußische Ansbach; hierzu kamen später nach Stiftung des Rheinbundes noch die Reichsstadt und das Gebiet von Nürnberg, sowie einige andere reichsunmittelbare Besitzungen. Außerdem erlangte Maximilian Josef mit Napoleon's Zustimmung für sich und seine Nachfolger den Königstitel und die volle Landeshoheit.

Am Neujahrsmorgen des Jahres 1806 war ganz München in lebhafter Bewegung. Alle Glocken läuteten, die Kanonen donnerten zur Festfeier, hoch vom Schlosse wehte die Königsflagge in Blau und Silber, mit der Krone im Mittelschilde und den beiden goldenen gekrönten Löwen als Schildhaltern, und auf den Straßen wogte das Volk. Zwischen bayerischen Kriegern sah man die bunten Uniformen des ersten Französischen Kaiserreichs und der Leibgarden des Vizekönigs von Italien. Um die zehnte Morgenstunde ritt der Landesherold, Herr Josef von Stürzer, begleitet von einer Abtheilung der prächtig berittenen Bürgerkavallerie, vom Schlosse aus durch die Straßen der Hauptstadt und verkündete unter Pauken- und Trompetenschall dem jauchzenden Volke: „Da durch die Vorsehung Gottes es dahin gediehen ist, daß das Ansehen und die Würde des Herrschers in Bayern seinen alten Glanz und seine vorige Höhe zur Wohlfahrt des Volkes und zum Flor des Landes wieder erreicht hat, so wird der allerdurchlauchtigste und großmächtigste Fürst und Herr, Herr Maximilian Josef, als König von Bayern und allen dazu gehörigen Ländern hiermit feierlich ausgerufen und dieses seinen Völkern allenthalben kund und zu wissen gemacht. Lange und glücklich lebe Maximilian Josef, unser allergnädigster König! Lange und glücklich lebe Karoline, unsere allergnädigste Königin!" — Und mit stürmischem Jubel stimmte alles Volk ein.

An den folgenden Tagen fanden in der bayerischen Hauptstadt rauschende Festlichkeiten statt. Schon am 2. Januar bot sich den Einwohnern von München ein neues Schauspiel. Neunundzwanzig bayerische Kanonen und einundzwanzig Fahnen wurden unter Paradirung des ganzen Bürgermilitärs und Begleitung sämmtlicher Schuljugend feierlich eingeholt und in die Hauptstadt gebracht. Sie waren in früheren Kriegen von den Oesterreichern erobert worden; Napoleon hatte sie aus einer langen Gefangenschaft im Wiener Zeughause befreit und ihrem Vaterlande zurückgegeben.

Kaiser Napoleon selbst weilte auf der Rückkehr aus dem Feldzuge, noch vom Glanze seiner Siegessonne von Austerlitz umstrahlt, als Gast im Schlosse seines Bundesgenossen. Glänzende Hoffeste, Lustbarkeiten und Heerschauen bezeichneten die neue Aera des bayerischen Königreichs. Den Schluß der Festlichkeiten bildete die Hochzeitsfeier des Vizekönigs Eugen von Italien, des Stiefsohns Napoleon's, mit der liebenswürdigen und schönen Prinzessin Augusta Amalia, der Schwester des nunmehrigen Königs Maximilian Josef (14. Jan. 1806). In der bayerischen Staatszeitung las man darüber folgende Schilderung:



Bayerische Truppen am Rhein.

„Bei der königlichen Residenz hatten sich die vier Corps der Bürgermiliz und die kaiserlichen Garden aufgestellt. Um 7 Uhr Abends verkündigte das Geläute aller Glocken und der Donner der Kanonen den Beginn der großen, wichtigen Handlung. Ihre kaiserlichen und königlichen Majestäten hatten sich mit dem hohen Brautpaare in die Hofkapelle begeben. Kaiser Napoleon und König Maximilian, Kaiserin Josephine und Königin Karoline führten das hohe Brautpaar zum Altar, wo der Kurerzkanzler (von Dalberg) unter dem Beistande seiner Metropolitangeistlichkeit den Trauungsakt verrichtete, mit einer Würde, die bis zur höchsten Rührung und Auferbauung begeisterte. Während dieses in der Kirche geschah, wurde in der Stadt die finstere Nacht auf einmal in den hellsten Tag verwandelt. Die Beleuchtung erreichte dieses Mal einen Höhegrad, wie er noch nie gesehen worden. Das landschaftliche

Gebäude brannte im Brillantfeuer, das Rathhaus war ein Feentempel, der St. Petersthurm eine Feuersäule.... Auch Bauern aus Wittelsbach in ihrer Nationaltracht fanden sich ein. Sie hatten die Ehre, allen Festlichkeiten beizuwohnen und durch ihre Anwesenheit das Andenken an den Ursprung des königlich bayerischen Hauses zu erneuern. — Am 15. Januar war große Aufwartung bei Hofe und Gratulation bei dem neuvermählten Königspaar. Nachmittags um 4 Uhr produzirte sich die Metzgerzunft mit dem alljährlich gebräuchlichen Brunnspringen beim Fischbrunnen am Kornmarkt; der Kaiser und alle kaiserlichen und königlichen Herrschaften sahen zu; desgleichen erschienen sie Abends im Theater, wo unter Direktion des in ganz Europa berühmten Abbé Vogler dessen Oper „Castor und Pollux" aufgeführt und mit einem vom geistlichen Rathe Mayer gedichteten und von ihm in Musik gesetzten Hochzeitslied geschlossen wurde"....

Das biedere bayerische Volk nahm den lebhaftesten Antheil an der Erhebung seines Fürstenhauses und glaubte die Thore einer neuen großen Zeit für Bayern aufgehen zu sehen. Der Glanz der Königskrone blendete ihm die Augen, daß es nicht sah, wie gerade in dieser die Versuchung für Bayern lag, sich dem deutschen Mutterlande mehr und mehr zu entfremden und sich seiner edelsten Aufgaben im Reiche und für das Reich zu entschlagen. Das Deutsche Reich ging zu Grabe, und in dem unter Napoleon's Protektorat gestifteten Rheinbunde (12. Juli 1806) diente Bayern nur den Interessen derjenigen Macht, welche seit Jahrhunderten stets am feindseligsten gegen Deutschland gehandelt hatte.

Bei seiner Lage zwischen den beiden mächtigen feindlichen Staaten Frankreich und Oesterreich blieb der Gedanke eines selbständigen Königreichs Bayern ohne jede thatsächliche Begründung. Das Land ward, nach wie vor, von den Durchzügen und Einlagerungen der Heere beider Mächte hart mitgenommen; auf bayerischem Boden erfocht Napoleon im Jahre 1809 seine Siege über die Oesterreicher bei Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg (19. bis 24. April), und der bayerische Soldat kämpfte auf den Schlachtfeldern in Oesterreich, Tirol, Schlesien, in Italien, sowie später in den russischen Steppen, mit gleicher Tapferkeit neben den Soldaten des Französischen Kaiserreichs, ohne von diesen eines gleichen Ruhmes für würdig erachtet zu werden. In dem Bunde des Schwächeren mit dem Mächtigen wußte der Letztere den Löwenantheil an der Siegesbeute stets für sich zu behalten.

Durch den Wiener Frieden (14. Oktober 1809) kamen auch Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel von Oesterreich an Bayern, sowie ein Jahr später die früher preußische Markgrafschaft Bayreuth und Regensburg. Das Königreich Bayern hatte damals „in der Blüte seiner Sünden" — wie Daniel von deutsch-nationalem Standpunkte sagt — ein Gebiet von 1736 Quadratmeilen, welches nach modern-französischem Muster in neun Kreise — den Main-, Rezat-, Regen-, Oberdonau-, Unterdonau-, Iller-, Isar-, Salzach- und Innkreis — getheilt und nach französischen Grundsätzen verwaltet wurde. In Tirol konnte die bayerische Herrschaft unter der dem Erzhause treuergebenen Bevölkerung nie Wurzeln schlagen und sich nur mit Gewalt behaupten.

Im Kriege gegen Rußland und auf dem verhängnißvollen Rückzuge (1812) opferte Bayern das Blut und Leben von Tausenden seiner Söhne für die unsinnigen Pläne eines fremden Herrschers. König Max, der Bayern zu einem selbständigen Staate zu erheben gewünscht hatte, empfand mit Unwillen seine Abhängigkeit von einem übermüthigen Bundesgenossen, den das Glück verlassen hatte, während die preußischen Waffenthaten in den Freiheitskriegen bereits das Nationalgefühl in ganz Deutschland von Neuem erweckten.



Die Bayern vor Paris (19. Sept. 1870).

Er sagte sich noch vor der Völkerschlacht bei Leipzig von Frankreich los und schloß sich durch den Vertrag von Ried (8. Oktbr. 1813) der nationalen Sache Deutschlands an. Noch in demselben Monate warf sich ein bayerisches Heer unter Wrede dem auf dem Rückzuge aus Deutschland begriffenen Napoleon bei Hanau in hartnäckiger Schlacht entgegen (30. und 31. Oktbr. 1813).

Durch die Wiener Kongreßakte (Juni 1815) wurde die neue Ordnung der Dinge in Deutschland festgestellt. Bayern gab die in früheren Friedensschlüssen von Oesterreich abgetretenen Gebiete — insbesondere das österreichische Tirol, das Fürstenthum Salzburg, sowie das Inn- und Hausruckviertel — an Oesterreich zurück, wurde aber dafür mit der Rheinpfalz entschädigt und verblieb im Uebrigen im ungeschmälerten Besitze seiner letzten Erwerbungen.

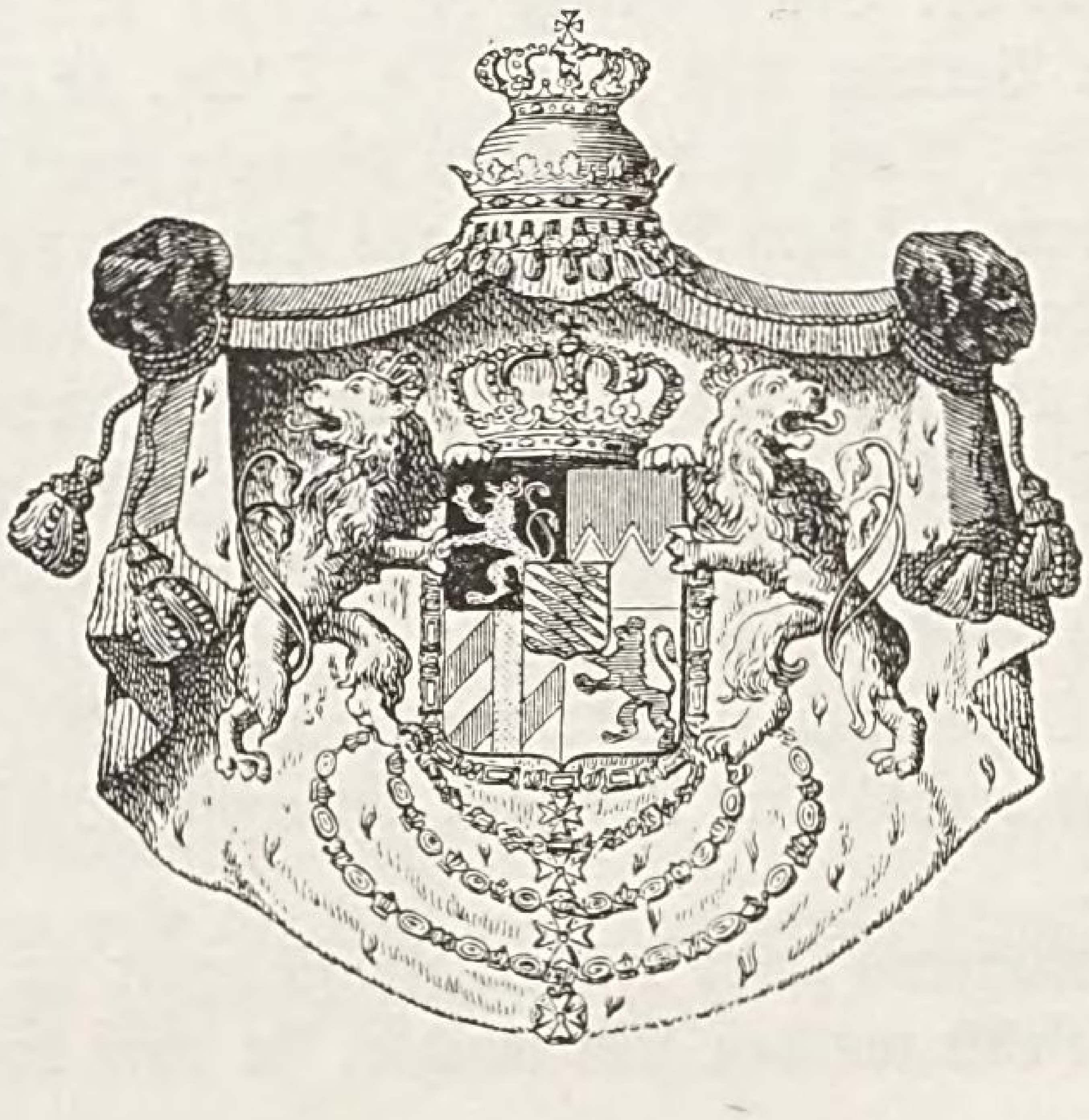
Wie viel auch während jener trüben Zwischenzeit in der Staatsleitung hüben und drüben gefehlt worden sein mochte, so darf doch nicht übersehen

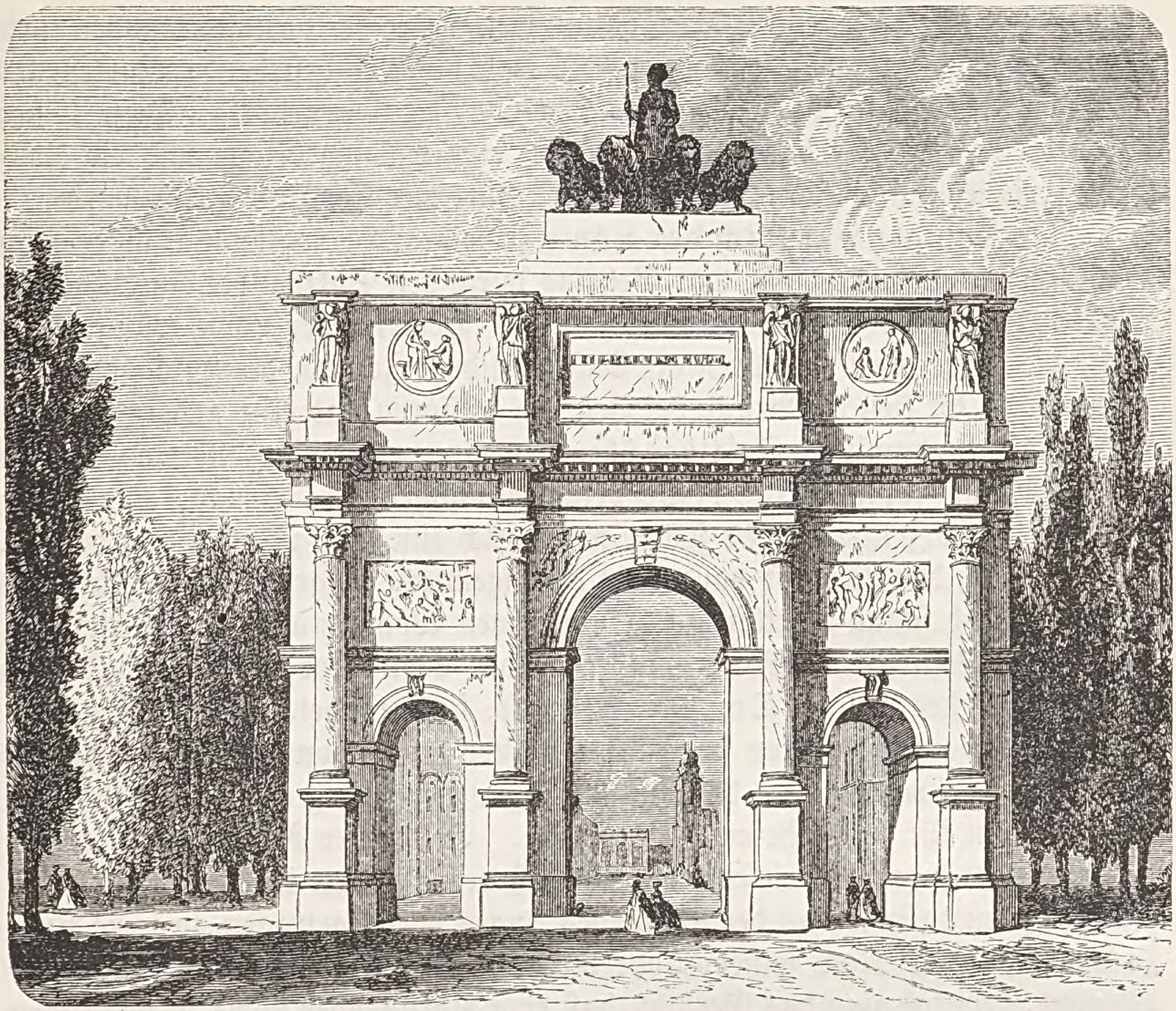
werden, wie das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen auf anderen Gebieten um so kräftiger zum Ausdrucke kam, wie insbesondere in Bayern deutsche Kunst und Wissenschaft stets ihre Pflanz- und Pflegstätten fanden und wie gerade Bayerns Fürsten es waren, welche in der Hauptstadt des Landes der deutschen Kunst eine neue Heimat öffneten. Als es aber in unserer Zeit wieder die Unabhängigkeit und das Recht der gesammten deutschen Nation zu vertheidigen galt, da ließ auch der Stamm der Bajuwaren nicht auf sich warten. Auf den Schlachtfeldern von Wörth und Sedan, vor Paris und Orleans kämpften die bayerischen Krieger 1870 und 1871 für Deutschlands Ehre und Freiheit würdig ihrer Vorfahren, die bei Mühldorf und in der Sendlinger Bauernschlacht für Fürst und Vaterland ihr Blut vergossen.

Die Nachrichten von den Siegen der deutschen Heere in Frankreich fanden ihren Wiederhall auch an den Bergen und in den Thälern der Bayerischen Alpen, und als die Kunde von der Kapitulation der französischen Hauptstadt und von der den Frieden vorbereitenden Waffenruhe nach dem Berchtesgadener Ländchen kam, da bestiegen zwei wackere Männer aus den Bergen mitten im Winter (3. Febr.) den höchsten Gipfel des Reiches, den beschneiten Watzmann, pflanzten auf seiner Spitze das deutsche Banner auf, brachten dem Kaiser und dem Könige von Bayern ein Hoch und entzündeten auf dem Berge ein mächtiges, weithin leuchtendes Feuer. In einem der verschiedenen Transparente, welche an demselben Abend die Fenster des Städtchen Berchtesgaden zierten, las man in großen, leuchtenden Buchstaben den Wunsch:

„Ein Gott, ein Volk! Ein Herz, ein Sinn
Begleite Deutschland immerhin!" —

Noch ist es in unser Aller frischem Gedächtniß, in welcher hervorragenden Weise König Ludwig II. von Bayern zur Wiederherstellung der deutschen Einheit mitgewirkt und wie er durch seine hochherzigen Entschließungen zur rechten Stunde seinen deutschen Mitfürsten vorangegangen. Er erwarb dadurch seinem Bayern nächst der leitenden Großmacht den ersten Ehrenplatz in dem neugegründeten Deutschen Reiche, und daß Bayern denselben auch in Zukunft behaupten wird, dafür bürgt die deutsche Treue und Biederkeit des bayerischen Volkes und der hochherzige Sinn seiner Fürsten.





Das Siegesthor in München.

Aus der bayerischen Hauptstadt.

Die Begründer Münchens. — Umschau und Wanderung in dem heutigen München. — Im Hofbräuhause. — Fortsetzung der Wanderung. — Die königliche Residenz; das St. Georgs-Ritterfest. — Die Stätten der Kunst. — Münchener Industrie und Kunstgewerbe. — Münchener Volksleben; der Metzgersprung und Schäfflertanz. — Das Oktoberfest. — Die Umgebungen Münchens; Nymphenburg; Blicke auf Freising und Ingolstadt.

Die Begründer Münchens. In der Wildniß, welche die alten Rinnsale der Isar, die Gegend der heutigen Hauptstadt Bayerns bedeckte, mögen schon im sechsten oder siebenten Jahrhundert die ersten Ansiedelungen durch Mönche entstanden sein. Die ersten Mönchsgüter sollen zum Kloster Schäftlarn, dem Forum ad Monachos (Gericht der Mönche), gehört haben. So erklärt sich der Name Monachium — in alten Urkunden Muonichum, Munchen, Munigen, Munichen, Minchen, Munichinga, — so auch das im dreizehnten Jahrhundert vorkommende Stadtwappen, eine Mönchsgestalt mit einem Buche — nicht einem Bierseidel, wie Manche wähnen, — im erhobenen Arme. Das Volk liebt es indessen, den Mönch für ein Kind anzusehen und über das „Münchener Kindel" zu scherzen.

Mit dem aufblühenden Monachium wetteiferte der wenige Stunden isarabwärts gelegene, schon seit dem achten Jahrhundert bestehende Marktflecken Vehring oder Veringa, den Bischöfen von Freising gehörig. Diese ließen daselbst eine Brücke erbauen und daneben eine Salzniederlage und ein Zollhaus errichten, in welchem das bayerische Salz mit Abgaben belegt ward.

Zur Zeit, als Heinrich der Löwe zu seinem Herzogthum Sachsen auch Bayern erwarb (um 1156), war Vehring durch den Salzhandel ein blühender Marktplatz, viel bedeutender als Munichen. Heinrich der Löwe wünschte jedoch, die bayerischen Zufuhren an Salz von dem Zoll an die Bischöfe frei zu zu machen. Er ließ die Brücke bei Vehring zerstören und eine andere bei Munichen anlegen, damit die Salzzüge über diese gingen und die Zollerträge seinem Lande zu Gute kämen (1158). So bekam Munichen eine Brücke, eine Salzniederlage, ein Zollhaus, und später ward auch eine Münzstätte hieher verlegt.

Heinrich der Löwe ist daher als der eigentliche Begründer von München anzusehen und schlug daselbst nicht selten seinen Wohnsitz auf. Seine Residenz lag an der Westseite des Marienplatzes an der Stelle, wo jetzt ein Haus, mit dem Bildniß des heiligen Onuphrius bemalt, sich befindet. Der Herzog hatte nämlich auf seinen Fahrten im heiligen Lande soviel von den Wunderthaten dieses Heiligen vernommen, daß er, zu inniger Verehrung entflammt, ihn zum Schutzpatron für seine Heimreise erwählte. Bei seiner Rückkehr zog er mit großem Gepränge, das riesengroße Bildniß des Heiligen in seiner Fahne und die Reliquien desselben an der Spitze des Zuges voraufgetragen, in seine Burg zu München ein. Nach seinem Tode blieb die Burg lange Zeit hindurch unbewohnt; denn es ging das Gerücht, daß er als brüllender Löwe zu nächtlicher Stunde im Schloßhofe umherwandele. Später wurden die Burg und mit ihr auch die Reliquien des Heiligen vom Feuer verzehrt. Das Einzige, was noch als Wahrzeichen auf unsere Zeit gekommen, ist eben das Bildniß jenes Heiligen, welches im Jahre 1496 der Eigenthümer des Hauses malen ließ und das von den Münchenern schlechtweg „Christoph am Eiermarkt" genannt wird. Unter dem Eiermarkt verstand man nämlich früher den westlichen Theil des Marienplatzes.

Der Ort München ward unter Heinrich dem Löwen mit Mauern, Wällen und Graben umzogen, auch dem Grafenbanne entrückt und mit einem eigenen Gerichtsstande belehnt.

Noch kräftiger blühte die junge Stadt empor, seitdem die Herzöge von Bayern aus dem Hause Wittelsbach, insbesondere Otto der Erlauchte (1231—1253) und Ludwig der Strenge (1253—1294), sie zu ihrem Lieblingssitz erkoren. Letzterer erbaute die Ludwigsburg (1253) als erste Residenz der Wittelsbachischen Herzöge in München. Freilich trug München damals noch ein sehr ländliches Aussehen. Zwischen die Häuser und Höfe drängten sich noch Gemüse- und Obstgärten hinein. Die alte Stadt war mit einem Ringwall und Kanal umgeben und besaß nur vier Hauptstraßen, welche zu eben so vielen Thoren führten.

Ludwig der Bayer, seit 1314 mit der deutschen Kaiserkrone geschmückt, vergalt die Dienste, welche die treuen Münchener ihm bei Gammelsdorf und

Mühldorf gegen Friedrich den Schönen von Oesterreich geleistet, durch die Fürsorge, die er ihrer Stadt widmete. Er vermehrte nicht blos ihre Rechte und Freiheiten, sondern er suchte auch die Willkür im Bauen soviel wie möglich durch Gesetze zu beschränken. So verbot er, auf dem Haupt- (jetzt Marien-) Platze, wohin er die Marktfreiheit übertrug, neue Häuser und hölzerne Hütten zu erbauen, „das der Markt dest lustsamer und dest schöner und dest gemachsamer sei, Herren, Burgern, Gästen und allen Läuten"; und als eine Feuersbrunst (14. Febr. 1327) den dritten Theil der Stadt sammt der Burgfeste in Asche gelegt hatte, erließ er eine strenge Bauordnung, durch welche verboten wurde, Häuser ganz aus Holz zu erbauen. Auch die Hofburg ließ der Kaiser neu erbauen. Ein Theil derselben besteht noch heute unter dem Namen „der alte Hof" in derselben Gestalt, welche sie damals erhielt.

Um diese Zeit erweiterten sich die Ansiedelungen, welche sich an die Klöster vor der Stadt anschlossen, zu Vorstädten, die nun gleichfalls in den Bereich der Stadt gezogen und mit einer zweiten Mauer umgeben wurden. Die erweiterte Stadt hatte außer den vier Hauptthoren — dem Neuhauser (jetzt Karls-), Schwabinger, Sendlinger und Isarthor — noch fünf Nebenthore — das Kostthor, das Neuvestthor, den Einlaß, das Anger- und das Maxthor. Die innere und die äußere Stadt lassen sich noch an dem heutigen München deutlich unterscheiden.

Gestalt und Umfang der Stadt änderten sich in den folgenden Jahrhunderten nur wenig, aber die Bevölkerung, der Wohlstand und die Betriebsamkeit blieben im steten Wachsen. Mönche waren einst die Taufpathen der jungen Stadt gewesen und der mönchische Charakter derselben trat im Reformationszeitalter von Neuem hervor. Unter Albrecht V. (1550—1579) ward eine Jesuitenschule in München gegründet und München der Mittelpunkt des Katholizismus in Deutschland, von dem die Gegenreformation ihren Ausgang nahm. Albrecht V. zeigte sich aber auch zugleich als Beschützer der Künste. Er berief Baumeister und Bildhauer, Maler und Erzgießer, Sänger und Musiker — unter letzteren den berühmten Tonsetzer Orlando di Lasso (Roland de Lattre) —, sowie auch Gelehrte an seinen Hof, hatte seine eigene Dichterschule und legte den Grund zu der heutigen großen Hof- und Staatsbibliothek, zur Münzsammlung, dem Antiquarium und den kostbaren Sammlungen in der Schatzkammer und Reichen Kapelle.

Wilhelm V. (1579—1598) ließ den Wilhelmspalast erbauen, der unter seinem Nachfolger Max I. (1598—1651) zur Maxburg umgetauft und noch bis in die neuere Zeit von Mitgliedern des bayerischen Regentenhauses bewohnt wurde. Derselbe Herzog und spätere erste Kurfürst von Bayern erbaute die alte Residenz, an der Nordostseite der Stadt, welche im zweiten Jahre des Dreißigjährigen Krieges (1619) vollendet ward.

In welcher Weise der Dreißigjährige Krieg, die Besetzung Münchens durch die Schweden, die Anwesenheit fremder Kriegsvölker während des Spanischen Erbfolgekrieges hemmend auf die Entwicklung der Stadt einwirkten, ist bereits an anderem Orte erzählt worden. Kurfürst Karl Theodor (1777—1799) ließ die noch aus dem Dreißigjährigen Kriege übriggebliebenen Festungswerke

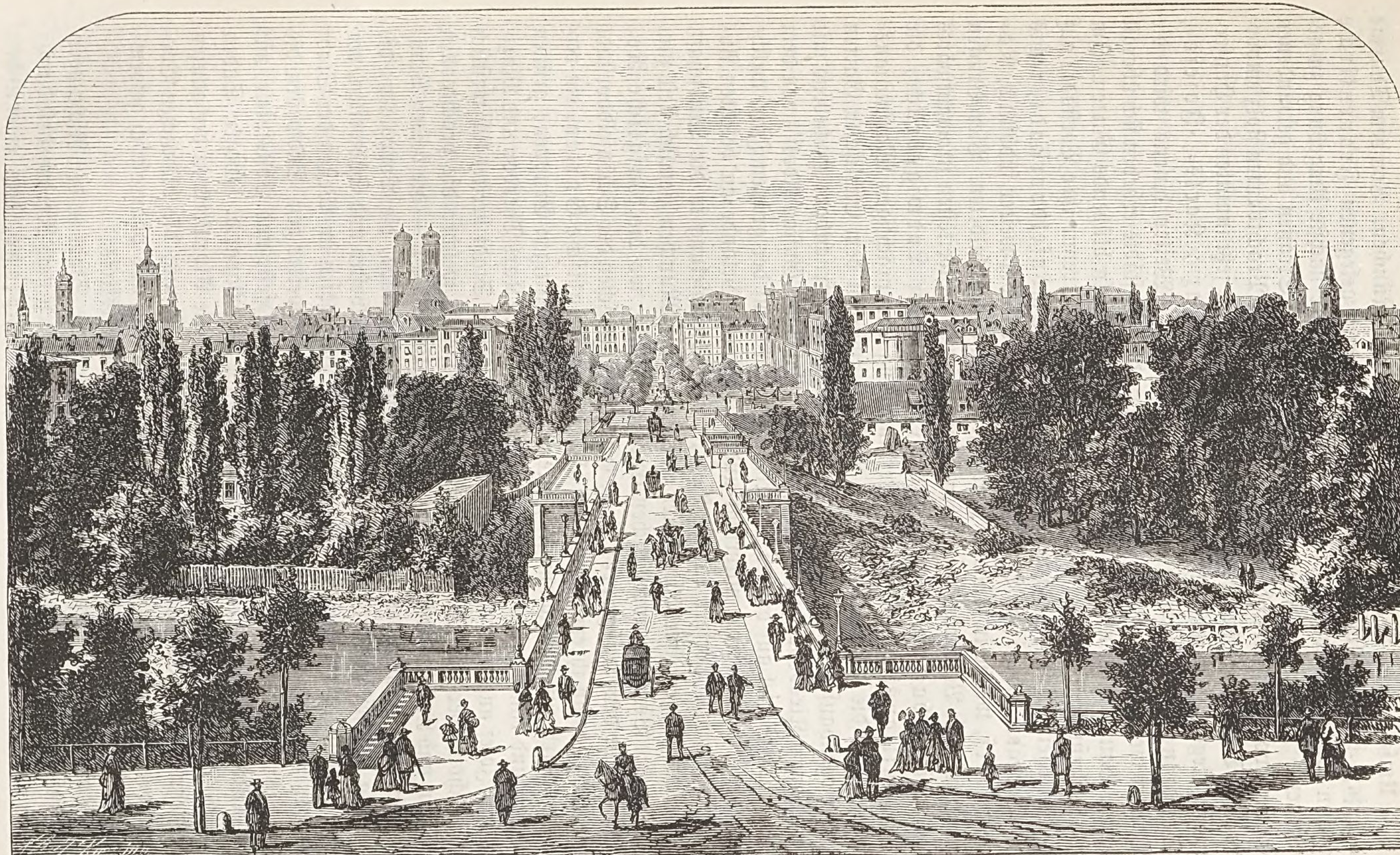
abtragen und verschönerte die Umgebung der Stadt durch die Anlage des „Englischen Gartens". Unter Maximilian Josef I. (1799—1825) gab die Aufhebung der Klöster und die anderweitige Bestimmung, welche ihre Gebäude erhielten, zu manchen baulichen Veränderungen Anlaß.

Eine neue Aera begann für München unter dem kunstsinnigen Könige Ludwig I. (1825—1848). Herzog Heinrich der Löwe hatte dem kleinen Marktflecken Munichen seine erste Bedeutung gegeben, Kaiser Ludwig der Bayer die Stadt erweitert und mit größeren Freiheiten begabt, König Ludwig I. aber erhob sie zu einem Brennpunkte deutschen Kunstlebens und machte zur Wahrheit, was er einst als Kronprinz in Rom verheißen: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Zierde gereichen soll, daß Keiner Deutschland kennen wird, wenn er nicht München gesehen hat."

Fast alle edlen Baustile sind durch die Prachtgebäude, welche König Ludwig entstehen ließ, vertreten. Die meisten derselben erhielten die Bestimmung, ältere und neuere Kunstschätze aufzunehmen und der Förderung der künstlerischen und wissenschaftlichen Ausbildung zu dienen, so die Glyptothek im ionischen, das Kunstausstellungsgebäude im korinthischen Stil, zwischen denen sich das Prachtthor der Propyläen im dorischen Stil erhebt, die alte und die neue Pinakothek im Stile der römischen Renaissance, die königliche Hof- und Staatsbibliothek in florentinisch-byzantinischem Stile. Er erweiterte die Residenz durch die Anlage des neuen Königs- und des Festsaalbau's und erbaute neu den Wittelsbacher Palast, den er selbst von seiner Thronentsagung bis zu seinem Tode († 1868) bewohnte. In den vollendetsten Formen sind die Kirchen gehalten, die König Ludwig erbauen ließ, die Basilika des heiligen Bonifacius, die in gothischem Stile gebaute St. Mariahilfkirche in der Vorstadt Au, mit köstlichen Glasmalereien, die Allerheiligen-Hofkirche und die Ludwigskirche mit Cornelius' berühmtem Deckengemälde, das Jüngste Gericht darstellend, über dem Hochaltar. Unter seiner Regierung entstand ferner die prächtige Ludwigsstraße, an deren beiden Enden die Feldherrenhalle und das Siegesthor sich erheben, endlich auf der Theresienwiese die Ruhmeshalle mit der Bavaria.

München wurde unter König Ludwig I. der Sammelplatz für eine große Zahl ausgezeichneter Künstler, für die Baumeister von Klenze, Gärtner, Ohlmüller, Ziebland, die Bildhauer von Schwanthaler, Zumbusch, die Maler von Cornelius, von Kaulbach, Schnorr, Schwind, Rottmann, von Heß u. A., und durch die Verlegung der Universität von Landshut nach München (1826) nahm unter ihm auch das wissenschaftliche Leben einen neuen Aufschwung.

Die Nachfolger König Ludwig's auf dem Throne, König Maximilian II. (1848—1864) und Ludwig II. (seit 1864), pflegten und förderten in demselben Geiste, wenn auch nach anderen Richtungen, deutsche Kunst und Wissenschaft in der bayerischen Hauptstadt. Das München aber, das die Reisenden jetzt als Vorhalle von Italien und als Vorschule für ihre italienischen Studien zu betrachten und zu benutzen pflegen, weil es ihnen, auf geringem Raum zusammengedrängt, die Kunstformen und Kunststile verschiedener Zeiten und Völker vor Augen führt, dieses München ist die Schöpfung König Ludwig's I.



München, vom Fuße des Maximilianeums aus gesehen.

Umschau und Wanderung in dem heutigen München. Von dem Thurme der fast im Mittelpunkte des heutigen München gelegenen Frauenkirche suchen wir eine Uebersicht über die Stadt und ihre nächste Umgebung zu gewinnen. Zu unseren Füßen liegt ein Gewirr von Straßen und gewundenen Gassen, von Dächern und Giebeln, über denen einige Prachtbauten stolz emporragen. Der eigentliche Kern der Stadt wird durch die jetzt inmitten der Häusermasse liegenden alten Thore — das Isar-, Max-, Karls-, Josefs-, Sendlinger- und Angerthor — bezeichnet. Weiter hinaus wird die Bauart weitläuftiger. Zwischen den Dächern der Vorstädte erheben sich überall grüne Baumkronen und mit den Häuserreihen wechseln blühende Gärten. Im Osten fließt die Isar nahe der Stadt vorüber und trennt ihre Vorstädte auf beiden Ufern, links die Isar-, St. Anna- und Schönfeldvorstadt, rechts die Vorstädte Giesing, Au, Haidhausen und, noch weiter südöstlich, Ramersdorf, welche in früherer Zeit eigene Gemeinden bildeten. Vier Brücken vermitteln die Verbindung zwischen beiden Ufern, am weitesten stromaufwärts die Reichenbacher, dann die große Isar- oder Ludwigsbrücke, die Maximiliansbrücke, in der Verlängerung der prächtigen Maximiliansstraße, und die Bogenhausener Brücke, zwischen dem Englischen Garten und Bogenhausen. Die Umgebung der Stadt ist unfruchtbare Hochebene mit zerrissenem Kiesboden und rechtfertigt das Wahrwort Gustav Adolf's von dem „goldenen Sattel auf dürrer Mähre." Nur der Lauf der grünen Isar, welche den Gruß vom Gebirge mitbringt und in hügligem Gelände an belebten Ansiedelungen und Dörfern vorüberfließt, trägt Abwechselung in die Landschaft. Die rechtsseitigen Uferhöhen fallen noch unterhalb München ziemlich steil zum Flusse ab. Von dem nordöstlichen Ende der Stadt, wo die königliche Residenz mit dem Hofgarten liegt, erstreckt sich zwischen der Schönfeldvorstadt und der Isar an ihrem linken Ufer abwärts der Englische Garten, ein reizender Park mit hochstämmigen, alten Bäumen, schattigen Gruppen, grünen Wiesen und rauschenden Bächen, von den Kurfürsten Karl Theodor und Maximilian Josef angelegt. Im Norden der eigentlichen Stadt breitet sich westlich der Schönfelder die Maximiliansvorstadt aus, welcher die prachtvollen Bauten und Kunstanstalten aus der Zeit König Ludwig's I. — die beiden Pinakotheken, die Glyptothek, das Kunstausstellungsgebäude, die Porpyläen, die Basilika des heiligen Bonifacius — angehören; im Westen und Südwesten, vor dem Sendlinger und Angerthor oder von den Bahnhöfen im Westen der Stadt bis zur Isar, die Ludwigsvorstadt, und noch weiter gen Südwesten die Theresienwiese, der Schauplatz der großen Volksfeste und Volksspiele, mit der Ruhmeshalle und dem kolossalen Erzbilde der Bavaria. Gegen Süden endlich, in der Entfernung von sechs Meilen, tritt die Alpenkette in der ganzen Ausdehnung von Vorarlberg bis über Salzburg hinaus, die bläulichen Vorberge von den mächtigen, schneeglänzenden Häuptern und phantastisch geformten Hörnern überragt, noch einmal in unsern Gesichtskreis.

Zwei Hauptstraßenzüge sind es, welche die Stadt in den Richtungen von Ostsüdost nach Westnordwest und von Südsüdwest nach Nordnordost durchziehen und auf dem Marien- oder Schrannenplatze, dem eigentlichen

Mittelpunkte der alten Stadt, unweit der Frauenkirche, sich kreuzen. Wir durchwandern die Stadt vom Marienplatze aus nach allen vier Hauptrichtungen, um ihre merkwürdigsten Gebäude in Augenschein zu nehmen, und beginnen bei der Frauenkirche, von deren Thürmen wir soeben unsere erste Ueberschau hielten.

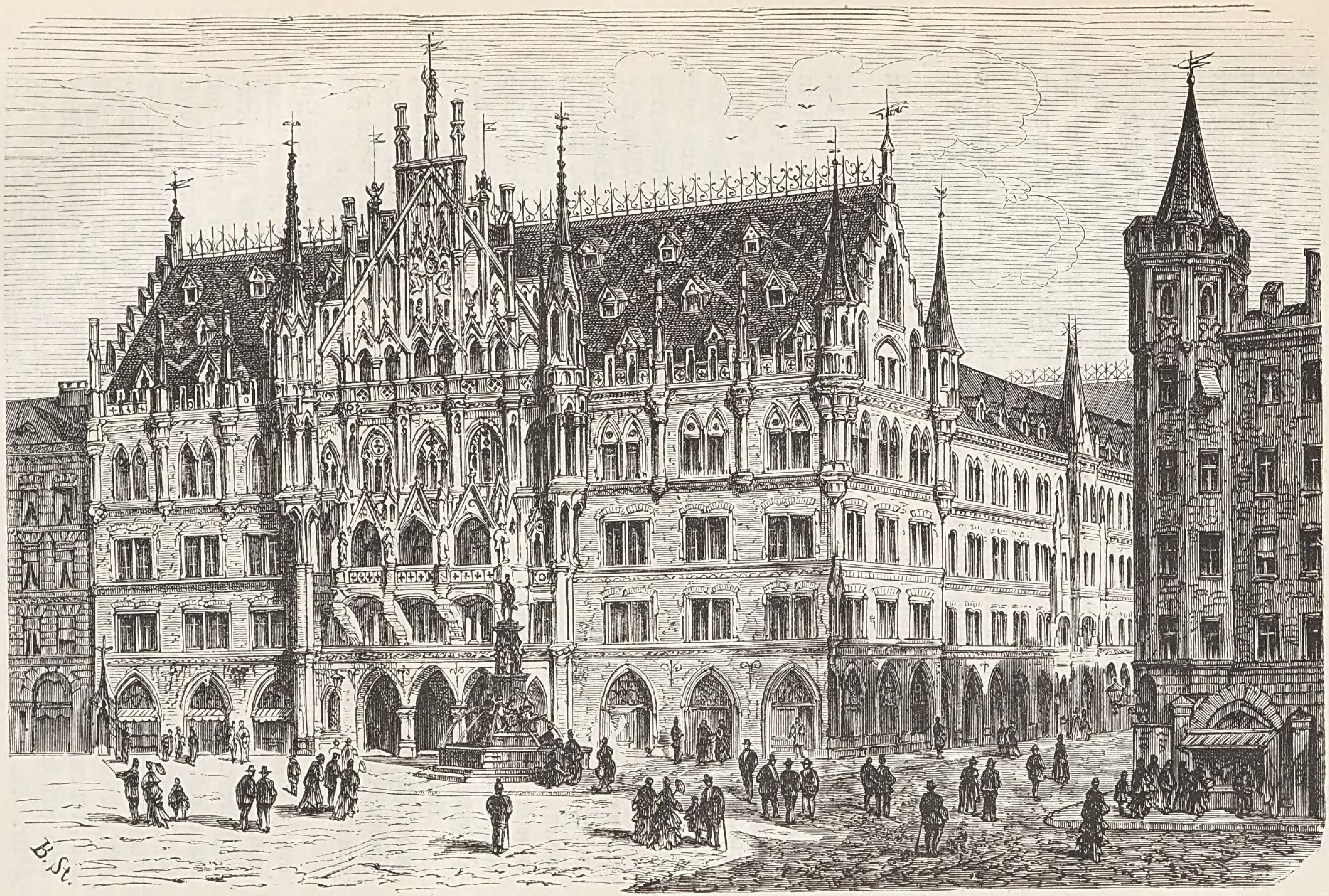
Als München im 12. Jahrhundert unter Heinrich dem Löwen sich zur Stadt erweiterte, befand sich der Platz, auf dem jetzt die Frauenkirche steht, noch außerhalb der Gräben und Mauern der Stadt und wurde „das Haberfeld" genannt. Damals bestand in München als einzige Kirche die Pfarrkirche zu St. Peter (unweit des Marienplatzes, am heutigen Rindermarkt), deren ältester Theil, die „Wieskapelle" (Herrgottskapelle auf der Wiese), nach der Jahreszahl auf dem Altar im Jahre 1176 entstand. Schon gegen das Ende desselben Jahrhunderts wird eine Marienkapelle auf dem Haberfeld erwähnt, welche ein in romanischem Stile aufgeführter Steinbau war. Die Bevölkerung der jungen Stadt wuchs indessen so schnell, daß die Pfarrkirche zu St. Peter nebst der Marienkapelle auf dem Haberfelde die Zahl der Andächtigen nicht mehr fassen konnten; deshalb beschloß Herzog Ludwig der Strenge in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Erbauung einer zweiten Pfarrkirche und wählte dafür den Platz der Marienkapelle. Der Bau wurde im Jahre 1271 vollendet. In dieser Kirche wurden auch die Gebeine des gebannten Kaisers Ludwig († 1345) beigesetzt und aufbewahrt. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts zeigten sich jedoch am Bau so bedeutende Schäden, daß ein Ablaß ausgeschrieben wurde, um die Kosten der Reparaturen zu decken. Diese nahmen kein Ende, und die Stadt hatte sich inzwischen so vergrößert, daß die zweite Kirche wieder in keinem Verhältniß zur Einwohnerzahl stand. Da faßte Herzog Sigmund, Sohn Albrecht's III., den Gedanken, eine Kathedrale zu Unserer lieben Frau zu erbauen, welche sich mit allen Domen Deutschlands sollte messen können, und legte am 9. Februar 1468 den Grund zu dem Gotteshause. Der Bau, von dem Maurermeister Jorg Gangkoffen aus Halspach und einem ungenannten Zimmermeister geleitet, dauerte zwanzig Jahre und gerieth wegen Mangel an Mitteln öfters ins Stocken. Der vereinten Liebe und Ausdauer gelang es jedoch, das Riesenwerk im Jahre 1488 zu vollenden. Die Ausschmückung der Kirche mit Altären, Gemälden, Glasfenstern wurde schon während des Baues durch Uebertragung aus der alten Kirche auf das Eifrigste betrieben; die beiden Thürme hatten mit ihren Glocken beinahe die jetzige Höhe erreicht, sodaß die Einweihung der Kirche am 14. April 1494 stattfinden konnte.

Die Kirche ist ein kolossaler Backsteinbau in spätgothischem Stile. Die beiden unvollendeten, mit schwerfälligen Helmen bedeckten Thürme (98 m. hoch) sind das weithin sichtbare Wahrzeichen der Stadt. Herzog Sigmund errichtete im Chor eine Fürstengruft und sammelte darin die Gebeine seiner Vorfahren seit dem Jahre 1295; er selbst ward hier im Jahre 1501 beigesetzt. Ueber dem Grabstein Kaiser Ludwig's des Bayern erhebt sich das prächtige Mausoleum von Marmor und Erz, welches Kurfürst Maximilian I. demselben (1622) setzen ließ, von Peter Candid entworfen und von dem Erzgießer und

Bildhauer Hans Krumpter in Weilheim ausgeführt. Auf dem Unterbau von schwarzem Marmor liegt ein Kissen von Metall, darauf die Kaiserkrone, daneben die weiblichen Gestalten der Weisheit und Gerechtigkeit, an den vier Ecken Genien mit Wappenschildern.

Ein schmales Gäßchen, vielleicht an derselben Stelle, wo ehedem der Kirchweg zur Marienkapelle ins Gras des Hügels getreten war, führt uns in die Kaufinger Straße; aus dieser gelangen wir mit wenigen Schritten auf den bereits genannten Marien- oder Schrannenplatz. Der letztere Name, aus der Zeit stammend, in welcher hier die Getreidemärkte oder „Schrannen" unter freiem Himmel stattfanden, hat sich auch nach der Errichtung der großen Getreidehalle (siehe unten) im Volksmunde noch erhalten. Aber nicht blos Getreide-, sondern auch Gemüse-, Wein-, Fisch- und Vogelmärkte wurden hier abgehalten. Im Mittelalter wohnte man Turnieren zu Fuß und zu Pferde, Produktionen fahrender Künstler, Sonnenwendfeuern, geistlichen Schauspielen, ja selbst Hinrichtungen auf demselben Platze bei, der jetzt besonders an hohen Festtagen und bei Prozessionen von Andächtigen gefüllt ist. Der Platz, in der Gestalt eines länglichen Vierecks, ist von hohen, alterthümlichen Gebäuden umstanden. In seiner Mitte ragt die Mariensäule, welche Kurfürst Max der heiligen Jungfrau zum Dank für den auf dem Weißen Berge bei Prag (9. Nov. 1620) über Friedrich von der Pfalz errungenen Sieg (1638) errichten ließ. Eine 6 Meter hohe Säule von rothem Marmor trägt die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde aus vergoldetem Erz. An den vier Ecken des Sockels erblickt man vier gleichfalls aus Erz gegossene geharnischte Engel, deren jeder mit blitzender Waffe ein Ungeheuer bewältigt, nämlich einen Löwen, einen Basilisken, einen Drachen und eine Schlange, welche die vier Hauptplagen des Landes, Krieg, Pest, Hungersnoth und Ketzerei, sinnbildlich vorstellen. Der Erzguß ist nach Peter Candid's Entwurf von Hans Krumpter ausgeführt. Die Mariensäule zieht noch jetzt die Verehrung der religiösen Bewohner Münchens auf sich, und selten geht man vorüber, ohne Betende in den sie umgebenden Anlagen vor dem Gitter knieen zu sehen.

Die schmale Ostseite des Platzes schließt das alte Rathhaus mit seiner Giebelfaçade, welche die Standbilder Heinrich's des Löwen und Ludwig's des Bayern in Zinkguß zeigt. In dem Rathhaussaale sind Schwanthaler's Gipsmodelle zu den Standbildern der berühmtesten Wittelsbacher Fürsten, die wir im Thronsaale des Festsaalbaues antreffen werden, aufgestellt. Die Wände sind mit den Wappen vieler angesehener Geschlechter und Städte geziert. In der guten alten Zeit wurde der Rathhaussaal das Stadttanzhaus genannt, weil die Brautleute vornehmer Familien hier ihren Ehrentanz hielten. Für Manchen mochten sich indessen auch peinliche Erinnerungen an das Rathhaus knüpfen; denn dasselbe Gebäude enthielt zugleich viele Gefangenenstuben. Da gab's das Schergen- oder Bürgerstübl, das Schotten- oder Grafenstübl und das Narrenstübl für ausgelassene Ruhestörer. Der eine oder andere Bewohner dieser Stübl hatte wol noch zuvor einige Stunden auf dem Holzesel reiten, an der Schandsäule stehen oder gar in dem „Gewölbe für die Reck", d. h. der Folterkammer, schmachten müssen.



Das neue Rathhaus.

Weit großartiger als das alte ist das in unserer Zeit vollendete neue Rathhaus an der Nordseite des Marienplatzes, ein Backsteinrohbau in gothischem Stile, von Haubenrisser aufgeführt. Nach dem Marienplatze springt ein breiter Erker mit hohem Giebel vor; derselbe ist im zweiten Stockwerke mit vier Standbildern geschmückt, welche die Bürgertugenden Gewerbfleiß, Häuslichkeit, Freimuth und Mildthätigkeit vorstellen. Eine Gedenktafel unter dem Portal nennt die Namen der im Kriege 1870—71 gefallenen Krieger Münchens. Zur Linken des Portals ist die Hauptwache, rechts liegen Kaufläden. Wer sich erquicken will, findet dazu die beste Gelegenheit in dem mit Bildern und Trinksprüchen reich geschmückten Rathskeller, dessen Weinkarte die Namen von 232 Sorten nennt.

Vor dem Rathhause liegt der Fischbrunnen, ein reizendes Bildwerk in Bronce mit Figuren, welche sich auf das alljährlich hier stattfindende Volksfest des Metzgersprunges beziehen, nach dem Modell des Bildhauers Knoll.

Auch an den Häusern der südlichen Langseite des Marienplatzes ziehen sich mittelalterliche Bogengänge mit Verkaufsläden entlang.

Von der Nordostecke des Marienplatzes führt die Burggasse nach dem schon genannten alten Hofe. Wir treten durch den mächtigen Thorbogen in einen stattlichen viereckigen Hof. Die Gebäude der alten Hofburg, welche Kaiser Ludwig nach dem Brande wieder aufrichten ließ, sind nur noch zum kleinen Theil erhalten. Ein Theil der Hoffaçade mit den kleinen unregelmäßigen Fenstern und dem spitzbogigen Erkerbau nebst Thürmchen stammen noch aus jener Zeit. Die Stube des Thorwarts ist bewohnt; unter ihrem in den überwölbten Raum mündenden Fenster erblickt man die Bank, auf welcher die Bittsteller harrten, um ihre Anliegen beim Kaiser vorzubringen. Durch diesen Thorbogen ritt er einst hinaus, gefolgt von dem frommen Schweppermann und anderen Edlen, zu jenem Kampf um die Krone auf der Mühldorfer Ebene; dort oben in seiner Hofburg empfing er die Schöffen seiner lieben Stadt München, welche kamen, ihm in der Noth ihre Treue zu versichern, dort auch den Gesandten des Heiligen Vaters, der ihm mit dem Bannstrahl drohte.

Auch manche artige Sage knüpft sich an den alten Hof. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sah man über dem Bogenthor ein als Münchener Wahrzeichen bekanntes, von der Zeit halb zerstörtes steinernes Bild, einen Affen mit einem Kinde im Arme darstellend. Damit verhielt es sich nämlich so:

„Es war einmal ein bayerischer Herzog. Der hatte einen Affen im Schloß, der so zahm war, daß die Prinzen und Prinzessinnen und die älteren Leute sammt und sonders sich keiner Gefahr versahen. Besagter Affe nun hatte demnach überall freien Zutritt; auch in der Kinderstube hielt er sich oftmalen gar lange auf, denn die Kinder hatten große Freude an seinem Grimassenspiel. So geschah's nun auch, daß die Kindsamme das letztgeborene Söhnlein des Herzogs auf die Arme genommen, ihm auf alle Art schön gethan, es geschwungen und gehoben haben soll, — und stets unter frohem Gesang, — wie das der Frauen Brauch. Solches gefiel dem Affen zu best und er hätte das Kind auch gern herumgetragen und geschwungen, so er nur Gelegenheit hiezu gehabt hätte. Die gab's nun auch einstmals; da hob er demnach das Kind aus der

Wiege und begann so zu thun, wie er es zum Oefteren gesehen hatte. Als nun die Frau mit einem Male ins Gemach trat und voll Schrecken laut aufschrie, dachte der Affe, es setze eine Züchtigung oder wie sonst —, und da gerade das Fenster offen war, machte sich das der Affe zu Nutze, schwang sich hinaus aufs Gesimse, kletterte von da weiter und weiter am Chörlein empor bis höchst hinauf zur Spitze und fing hoch in den Lüften dasselbe Spiel an, wie er es in der Ammenstube gepflogen hatte. Darüber hatte des Herzogs Familie große Angst und allweg fürchtete man, dem Affen möchte das Kind entgleiten, herabstürzen und todt sein. Die Angst war aber umsonst. Weil das Kind zu schreien anhub, nicht aufhörte, auch sich von der strupfigen Amme nicht stillen ließ, trug er es wieder ganz sanft herab, legte es ins Bettlein und entfloh. Das Bild des Affen aber hat der Herzog zum Andenken in Stein meißeln lassen." —

Wir schreiten von der Ostseite des Marienplatzes durch den mächtigen Bogen des Rathhausthurmes, das ehemalige Thalbrucker Thor, in die breite Straße „Im Thale". Zu unserer Rechten liegt die Pfarrkirche zum Heiligen Geist, eine der ältesten Münchens, und nicht weit von dieser, zwischen dem Gemüsemarkt und dem Angerthor, die große Getreidehalle in der Blumenstraße, im Volksmunde „Schranne" genannt, in der Länge von 431 m., die zweckmäßige Schöpfung König Maximilian's II., seit dem 17. September 1853 dem Verkehr übergeben. Sie besteht aus einem massiven dreistöckigen Mittelbau und zwei nur zwei Stock hohen Endpavillons, welche mit dem Mittelbau durch offene, mit Glas überdeckte Säulenhallen verbunden sind. Das gewölbte untere Stockwerk des Mittelbaues dient zur Aufbewahrung des nicht verkauften Getreides, das mittlere zum Lagerplatz und Verkauf des Hopfens, das obere zu anderen Zwecken. Das untere Stockwerk des nördlichen Endpavillons ist zum Verkauf des Lein und Raps bestimmt. In den beiden Endpavillons befinden sich außerdem die Aichanstalten für Trocken- und Flüssigkeitsmaße. In der Getreidehalle finden jeden Sonnabend die belebten Getreidemärkte statt, die früher auf dem Schrannen-(Marien-)Platze und in der Kaufinger Straße abgehalten wurden. Es sind die größten Getreidemärkte Süddeutschlands.

Die Straße „Im Thal" führt uns nach dem schönen, alten Isarthor, das von Kaiser Ludwig (1314) gegründet, von König Ludwig I. (1833) wieder hergestellt wurde. Das große Freskogemälde unter dem Hauptthurme, nach dem Entwurfe von Cornelius ausgeführt von Neher, stellt den Einzug Ludwig's des Bayern in München nach der Schlacht bei Mühldorf vor. Ueber den dem Kaiser folgenden Scharen bewaffneter Bürger ist das wehende Zunftbanner der Sauerbäcken, die in der Schlacht sich auszeichneten, wohl zu erkennen. Die beiden Seitenthürme sind unter den Zinnen mit den Wappen der Adelsgeschlechter und Städte, die für Ludwig kämpften, umgeben. Außerdem erblickt man über den Seitenthoren die Freskobilder der heiligen Maria mit dem Jesuskinde, der Schutzpatronin Bayerns, und des heiligen Benno, des Schutzpatrons der Stadt München.

Wir gelangen durch die Zweibrückenstraße, rechts die Isar-, links die St. Annavorstadt, an die große Isar- oder Ludwigsbrücke und, diese

überschreitend, in die Vorstadt Au, deren berühmte Pfarrkirche Mariahilf unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sie ist in frühgothischem Stil aus rothem Backstein von Ohlmüller und Ziebland gebaut, 1839 vollendet, der Thurm aus grauem Sandstein in durchbrochener Steinmetzarbeit. Das Innere der Kirche ist in gothischem Geschmacke reich ausgestattet, und die 15 Meter hohen Fenster sind mit herrlichen Glasmalereien, die Leiden und Freuden der heiligen Maria darstellend, von Heß, Schraudolph, Ruben, Fischer u. A., geschmückt.

Unser Rückweg führt uns über die Reichenbachbrücke und durch die Reichenbachstraße auf den Gärtnerplatz, wo wir die Standbilder der beiden bedeutendsten Architekten Münchens aus neuerer Zeit, nämlich Friedrich von Gärtner's († 1847) und Leo von Klenze's († 1864), erblicken. Die Reichenbachstraße fortschreitend, kommen wir dann auf den uns bekannten Gemüsemarkt und auf den Marienplatz zurück.

Wir wenden uns nun vom Marienplatz in der — unserer vorhin eingeschlagenen entgegengesetzten — westnordwestlichen Richtung durch die Kaufinger und Neuhauser Straße dem Karlsthor zu.

Zu unserer Rechten liegt in der Neuhauser Straße die Hofkirche St. Michael, früher Jesuitenkirche, in römischem Renaissancestil unter Wilhelm V. 1583 gegründet, 1597 eingeweiht. Beim Eintritt überrascht das großartige, völlig freistehende Deckengewölbe des Schiffes. Unter dem Chor liegt die zweite Fürstengruft. Berühmt ist das Grabmal des Herzogs von Leuchtenberg († 1824), — früheren Vizekönigs von Italien, Eugen Beauharnais, des Stiefsohns Napoleon's und Schwiegersohns König Maximilian Josef's, — im Auftrage der Wittwe Augusta Amalia († 1851) in karrarischem Marmor von Thorwaldsen ausgeführt. An der nach der Neuhauser Straße gelegenen Hauptfaçade der Kirche erblicken wir zwischen den beiden Marmorportalen das Erzbild des heiligen Michael, den Satan niederkämpfend, nach Peter Candid's Zeichnung von Hubert Gerhard modellirt, von Martin Frey gegossen. Die Einweihung der Kirche fand mit großem Gepränge am 6. Juli 1597 statt. Aus weiter Ferne drängten sich Fürsten, Bischöfe und Priester mit glänzendem Gefolge zur Feier des Gottesdienstes. Der Kardinal Philipp, Herzog Wilhelm's Sohn, hielt die Predigt. Darauf wurde ein Gastmahl für Hoch und Niedrig im Kloster abgehalten. Einige Tage darauf wurde auf einer großen Bühne, die zu diesem Zweck auf dem freien Platze vor der Kirche aufgeschlagen war, ein geistliches Festspiel: „Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Lucifer“ gegeben, wozu neue Dekorationen und kostbare Kostüme gefertigt waren. Neunhundert Sänger waren bei der Aufführung beschäftigt. „Die Darstellung war täuschend, der Reichthum blendend, der Gesang betäubend und erschütternd.“ Namentlich wurde der Sturz der Engel in die aufwallenden Flammen des Höllengrundes durch eine sinnreich konstruirte Maschinerie vortrefflich dargestellt. An die Kirche schließen sich die Räume des ehemaligen Jesuitenkollegiums, in welchen sich jetzt die Akademie der Wissenschaften und Künste, die Münzsammlung und das naturhistorische Museum befinden.

Eine Seitengasse, die Weite Gasse, führt bei der Michaeliskirche von der Neuhauser Straße auf den Promenadenplatz, welcher mit fünf Stand-

bildern geschmückt ist: in der Mitte Kurfürst Max Emanuel, der Eroberer Belgrads und Bundesgenosse Ludwig's XIV. im spanischen Erbfolgekriege, von Brugger modellirt, daneben links der Geschichtschreiber Westenrieder († 1829) von Widnmann und der Komponist Gluck († 1787) von Brugger, rechts der Staatskanzler von Kreittmayr († 1799) von Schwanthaler und der Tonsetzer Orlando di Lasso oder Roland de Lattre († 1599) von Widnmann, sämmtlich von F. von Miller gegossen.

Am Ende der Neuhauser Straße öffnet sich das Karlsthor nach dem Karlsplatz. Gerade aus (westlich) führt die Schützenstraße nach dem Centralbahnhof, links (südlich) die breite Sonnenstraße an der Protestantischen Kirche vorüber nach dem Sendlinger Thorplatz; rechts (nördlich) grenzt an den Karlsplatz der Maximiliansplatz, vor dem Maxthor, seine beiden Enden mit den Standbildern Goethe's (an der Seite des Karlsplatzes) und Schiller's (an der Brienner Straße) geschmückt; beide von Widnmann modellirt, von F. v. Miller gegossen. Am südlichen Ende desselben Platzes liegt die bereits erwähnte Maxburg, zuletzt bewohnt von der Königin Karoline († 1841), jetzt Sitz der Staatsschuldenkommission. Auf dem Maximiliansplatz werden die beiden Jahrmärkte oder „Dulten", die heilige Dreikönigs- und die Jakobidult, abgehalten; jeder dauert vierzehn Tage.

Von dem Karlsthor finden wir noch den nach Leitung des königlichen Bauraths Voit ganz aus Glas und Eisen erbauten, 1854 vollendeten Glaspalast, in welchem die Kunst- und Industrieausstellungen stattfinden, ferner den Botanischen Garten und das Kadettencorps.

Wir haben den Bahnhof erreicht, jedoch nicht um abzureisen, sondern um abermals nach dem Marienplatze zurückzukehren und unsere Wanderung von Neuem zu beginnen, und zwar dieses Mal in südsüdwestlicher Richtung durch die Rosengasse und die belebte Sendlinger Straße zum Sendlinger Thor hinaus.

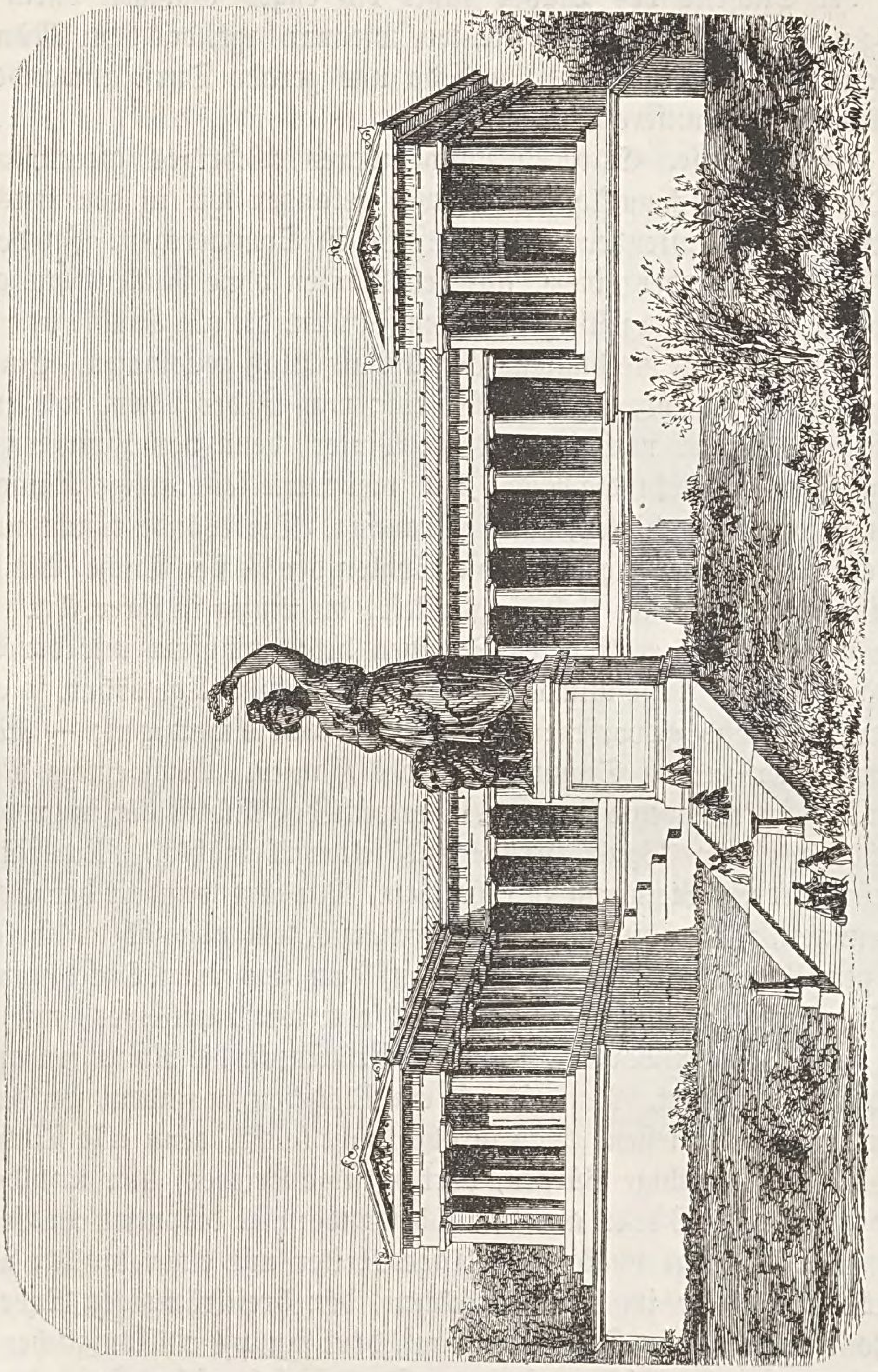
Nahe vor dem Thore erinnern uns rechts das allgemeine Krankenhaus, links der alte und neue Gottesacker an die Hinfälligkeit des Leibes und an die Vergänglichkeit alles irdischen Ruhmes. Die Grabdenkmäler weisen uns eine Reihe berühmter, zum Theil aber auch schon vergessener Namen. Auf dem neuen Gottesacker verweilen wir vor dem im altdeutschen Stil in Form eines Weihbrunnens (1831) errichteten Denkmal, das dem Andenken an die im Jahre 1705 am heiligen Christtage bei Sendling für Fürst und Vaterland gefallenen Oberländer Bauern gewidmet ist.

Eine kleine halbe Stunde vor dem Thore erreichen wir die Theresienwiese. Schon von Weitem erblicken wir auf der sie im Westen begrenzenden Sendlinger Höhe die Ruhmeshalle und das kolossale Standbild der Bavaria, die König Ludwig I. dem Ruhme seines Volkes errichtete. Die Ruhmeshalle, 1843—1853 von Klenze erbaut, ist eine offene dorische Säulenhalle aus Untersberger Marmor mit zwei vorspringenden Flügeln. Ihr Inneres enthält die Marmorbüsten solcher Männer, die sich in Krieg oder Frieden auf irgend einem Gebiete um ihr bayerisches Vaterland verdient gemacht haben, — eine Galerie der besten Männer Bayerns aus allen Zeiten.

Das ringsumlaufende Fries zeigt Darstellungen aus der Kulturgeschichte Bayerns. Es sind gegenwärtig ungefähr neunzig Büsten aufgestellt. Wir finden unter ihnen die Büsten von Martin Schön, genannt Schongauer, Maler († 1499), Martin Behaim, Gelehrter († 1506), Adam Krafft, Bildhauer († 1507), Johann von Reuchlin, Gelehrter († 1522), Franz von Sickingen, Ritter († 1523), Hans Holbein der Aeltere, Maler († 1524), Georg von Frundsberg, Kriegsoberst († 1528), Peter Vischer, Künstler in Erz († 1529), Johann Eck, Gottesgelehrter († 1543), Albrecht Dürer, Maler († 1548), Lukas Müller, genannt Kranach, der Aeltere, Maler († 1553), Hans Holbein, der Jüngere, Maler († 1554), Hans Jakob Fugger, Kaufmann, Beschützer der Künste († 1525), Hans Sachs, Poet († 1576), Roland de Lattre, genannt Orlando di Lasso, Tonsetzer († 1597), Peter de Witte, genannt Candidus, Künstler († 1628), Johann Tzerklaes von Tilly, Heerführer († 1631), Gottfried Heinrich, Graf zu Pappenheim, Feldherr († 1632), Franz Freiherr von Mercy, Feldherr († 1645), Johann Christoph von Gluck, Tondichter († 1787), Wiguläus Freiherr von Kreittmayr, Staatsmann († 1790), Benjamin Thompson, Graf von Rumford, Minister († 1814), Jean Paul Richter, Schriftsteller († 1825), Josef von Fraunhofer, Optiker († 1826), Lorenz von Westenrieder, Geschichtschreiber († 1829), Alois Senefelder, Erfinder des Steindrucks († 1834), August Graf von Platen, Dichter († 1835), Karl Fürst Wrede, Feldherr († 1838), Daniel Ohlmüller, Baumeister († 1839), Friedrich von Gärtner, Baumeister († 1847), Ludwig von Schwanthaler, Bildhauer († 1848), Karl Rottmann, Landschaftsmaler († 1851), Friedrich Wilhelm Josef von Schelling, Weltweiser († 1834), Heinrich von Heß, Maler († 1863), Leopold von Klenze, Baumeister († 1864), Peter von Cornelius, Maler († 1867) u. a.

Vor dieser Ruhmeshalle ragt auf einem grauen Marmorwürfel die Erzgestalt der Bavaria, in der erhobenen Linken den Lorberkranz, in der Rechten das Schwert, neben ihr der bayerische Löwe. Das Postament hat eine Höhe von 9 Metern. Die Gestalt ist gleichfalls 16 Meter hoch, bis zur Spitze des emporgehobenen (100 Centner schweren) Kranzes 19 Meter. Das ganze Gewicht beträgt 1560 Centner. Durch eine Thür an der Rückseite des Piedestals gelangt man auf einer steinernen Treppe von 66 Stufen in das Innere der Figur, die etwa bis zur Höhe der Waden ausgemauert ist. Von da an ist der innere Raum frei und gleicht einem Bergwerke mit Nebengängen in den Löwen hinein. Eine gußeiserne Wendeltreppe von 58 Stufen führt durch den Hals in das Haupt empor, in welchem sechs Personen auf zwei bronzenen Ruhebänken bequem Platz finden und durch angebrachte Oeffnungen die Aussicht auf das Alpenpanorama genießen können. Eine Inschrift im Innern des Kopfes meldet: „Dieser Koloß, von Ludwig I., König von Bayern, errichtet, ist erfunden und modellirt von Ludwig von Schwanthaler und wurde in den Jahren 1844—1850 in Erz gegossen und aufgestellt von Ferdinand von Miller.“ Die feierliche Enthüllung fand am 9. Oktober 1850 statt.

Der Sendlinger Straße entgegengesetzt, geht vom Marienplatze die Weinstraße, die sich in der Theatiner Straße fortsetzt, nach dem nördlichen Stadttheil.



Die Ruhmeshalle mit der Bavaria.

Rechts führt von der Theatiner die Perusastraße auf den Max-Josefsplatz, in dessen Mitte sich das Denkmal dieses Königs erhebt, welches die treuen Münchener zu seiner 25jährigen Regierungs-Jubelfeier (1824) errichten ließen, von Rauch modellirt, von Stiglmayr gegossen (1835 vollendet). Die Nordseite des Max-Josefsplatzes nimmt ein Theil der königlichen Residenzgebäude ein; an der Ostseite liegt das königliche Hof- und Nationaltheater mit korinthischer Façade, daneben das kleinere Residenz-

theater, an der Südseite in dem alten Törring'schen Palais die **Post**, die neue Façade nach dem Platze mit einer offenen von Säulen getragenen Arkadenhalle (1836) von Klenze gebaut.

Von der Südseite des Platzes führt ein enges Gäßchen durch einen Durchgang nach dem **Hofbräuhaus**, wo, wie man sagt, das beste Münchener Bier gebraut und getrunken wird, und da uns gerade Durst anwandelt, so unterbrechen wir hier unsere Wanderung.

Im Hofbräuhause. Es ist ein unscheinbares, niedriges, alterthümliches Haus. Durch einen schmucklosen Thorweg gelangen wir in den stets nach allerlei Flüssigkeiten duftenden Hofraum. Es ist Sommerszeit. In den hölzernen „Arkaden" an der einen, auf den Bänken ohne Rückenlehne an der anderen Seite, auf den umgestürzten leeren Fässern, die als Stühle und Tische dienen, in der Mitte hat die bunteste Gesellschaft Platz genommen. Ein Gast, der sich nicht selbst bedient, bleibt unbedient; mag Jeder sehen, wie er zum Fasse vordringt. Uebler noch steht es im Winter, denn von Zimmern in gewöhnlichem Sinne ist nicht die Rede. Nur vier weite kellerartige Räume sind vorhanden, feucht, kalt, düster, dunstig, rauchig. Die Wände tüncht nur der Tabaksqualm, den Boden fegen nur die Sohlen der Gäste. Tische, Bänke und alle Geräthe sind von einer Ursprünglichkeit, die einzig in ihrer Art. Durch die halb rußigen, halb erblindeten Scheiben bricht mühsam nur der Sonne Strahl. Hat sich das Auge allmählich an das Halbdunkel gewöhnt, so erblickt es kühn an die Wand geworfene Kohle- und Kreidezeichnungen; — Künstler gehören von jeher zu den Stammgästen des Hauses. Auch einige Reminiscenzen an das sturmbewegte Jahr 1848 erweckt der Anblick der improvisirten Fresken an der oberen Wand. Krüge sind selten überzählig. Mit Mühe gelingt es, einen leeren Steinkrug zu erhaschen. Mit ihm wandert der Gast erst an den Brunnen, ihn auszuschwenken, dann mit dem abgezählten Gelde für ein Maß zum Zapfen. Alle Krüge sind auf dem zinnernen Deckel numerirt. Hat der Fremde die Nummer nicht gemerkt oder versäumt er es, mit einem kräftigen „Hier!" zu antworten, wenn der Bräuknecht die Nummern aufruft, so ist Geld und Krug fort. Nun gilt es, ein Plätzchen zu finden, um das Errungene in Ruhe zu genießen. Das ist aber nicht leicht, denn alle Tische sind besetzt. Hier sitzen behäbige Bürger, dort durstige Krieger; hier wohlbeleibte Pfarrer, dort schmucke Dirnen aus dem Oberlande; hier disputirt ein Beamter mit einem Offizier, dort schäkert ein Tagearbeiter mit einer drallen Magd; hier schlägt ein Künstler im Sammetröckchen, den breitkrämpigen Rubenshut auf dem Lockenhaupte, sein Skizzenbuch auf, dort stampft ein königlicher Reitknecht im blauen Frack mit dem gespornten Stulpstiefel auf den Fußboden, daß die Steinkrüge klirren. Mitten hindurch drängt sich die unvermeidliche Erscheinung, das „Radiwei" (Rettigweib), je nach der Jahreszeit Rettige, Nüsse u. dergl. feilbietend, je nach Umständen grob oder zärtlich, allezeit zungenfertig. Viele Gäste ziehen es vor, sich einen Imbiß — Käse, Schinken, Wurst, Brot — mitzubringen. Papier und Ueberreste werfen sie, wie schon ihre Vorgänger gethan, unter den Tisch. Du gelobst, lieber Gast, nach diesen Erfahrungen das Lokal immerdar zu meiden? — Sei nicht voreilig! Das Gebräu hat eine

merkwürdig anziehende Zauberkraft, und schon in den nächsten Tagen nehmen dich wol dieselben Hallen wieder auf! — Kannst du dich aber mit diesem bunten Volkstreiben nicht befreunden, so laß uns hinübergehen zu Bonnet, in den ehemaligen Bockkeller, wo in der „Bocksaison", d. i. im Frühjahr, das nicht minder berühmte Bockbier geschenkt wird.

Seit Jahrhunderten hat der „Bock" in München Bürgerrecht erlangt, wenn auch sein Taufschein weiter nach Norden weist. Wenigstens sprechen alte Urkunden von „Aimpeckisch Bier", das aus Sachsen nach München geliefert ward.



Im Hofbräuhause.

So erhielt 1553 der Erfurter Bürger Gottwalt Vollmacht zum Transport solchen Bieres nach München oder Landshut und Burgholzer's alte Münchener Stadtgeschichte sagt später: „Bei Hof wird ein sächsisches Bier — Einbock, von Einbäck in Sachsen genannt — gebräut, das im Alten Hof verschenkt wird." Sonst spielte der Bock im Münchener Leben eine noch bedeutendere Rolle als jetzt. Gleichwol haben sich die „Bocksaison" und die „Bockzeitung" erhalten, und noch wird, wie in alten Tagen, der „Bockwalzer" gespielt, dessen Melodie gemeinsam abgesungen und bei vorgeschrittenem Stadium des Vergnügens mit Aufschlagen der Stöcke auf den Tisch begleitet wird.

Ist der „Bock" ein Berufener, so hat ein anderes, das Salvatorbier, ohne Zweifel Eingeborenenrecht. Kurfürst Ferdinand Maria gestattete im Jahre 1670 auf die Fürbitte seiner Gemahlin Adelheid von Savoyen den

Paulaner Mönchen in der Vorstadt Au den Bau eines Bräuhauses, weil sie, aus Wälschland kommend, den Wein vermißten. Dieser landesväterlichen Fürsorge entsprachen die Mönche in der Art, daß nicht nur sie selber darob an Kraft gewannen, sichtlich aufblühten und gediehen, sondern daß alsbald auch viele tausend andächtige Münchener oft und gerne, namentlich in der mit dem 2. April beginnenden Festoktave ihres Ordensstifters, des heiligen Franz von Paula, zu ihnen pilgerten und sich nach gepflogener Andacht an dem Bier erlabten, das — wie die Chronik meldet — „an vorzüglicher Güte und Stärke alle übrigen übertroffen hat“ und darum von ihnen mit dem Namen „Heiliges Vater-Oel“ ausgezeichnet ward. Im Jahre 1799 wurde das Kloster mit den anderen aufgehoben; das stattliche Bräuhaus aber mit seiner weiten Umschau auf München und die blaue Alpenkette und seinem luftigen Keller erwarb der rührige Zacherlbräu (jetzt Gebrüder Schmederer in der Vorstadt Au, Ohlmüllerstraße 11) und schenkte hier alljährlich im April ein urkräftig liebliches, malzreiches Doppelbier, das, ganz im Sinne und Geiste der seligen Paulaner gebraut, vollkommen würdig des alten, halb verklungenen Namens befunden ward, der sich mit der Zeit in den Namen „Salvatorbier“ umwandelte. Zu ihm wandern in den ersten Tagen des April wol Zwanzigtausend hinaus und vergessen in dem einträchtigen Streben nach demselben Ziele allen Unterschied der Stände, bis am Abend die Wirkung des Salvatorbiers sich in einer Weise fühlbar macht, die seinem friedlichen Namen nicht mehr entspricht. Dann entbrennt aus dem Salvatorbier mancher heiße Streit, und mancher spät heimkehrende Gast wandelt nicht mehr auf geradem Wege nach Hause.

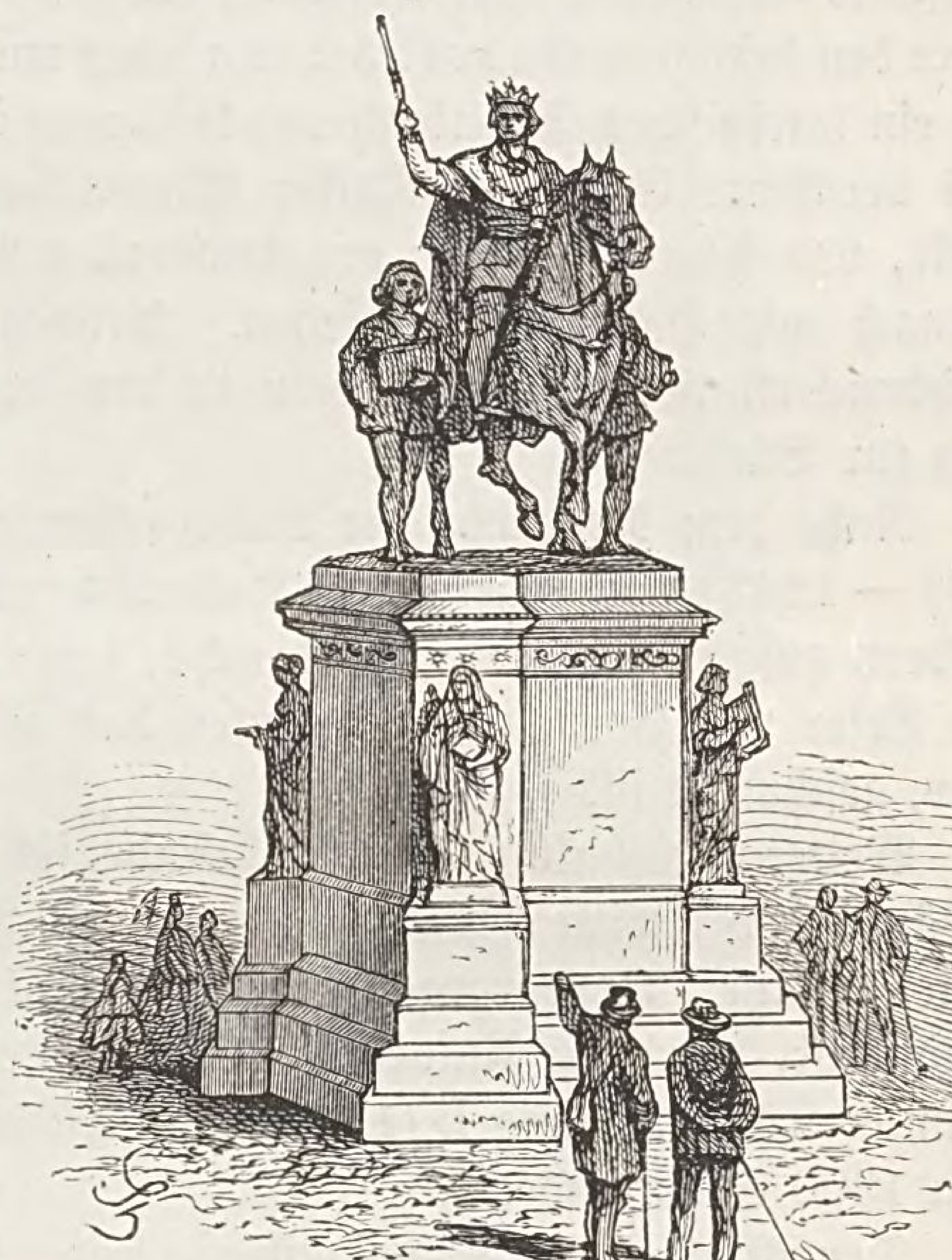
Unser Maßkrug ist leer und wir kehren nach dieser Abschweifung wieder auf die Theatinerstraße zurück, um unsere Wanderung fortzusetzen.

Fortsetzung der Wanderung. Wir haben die Theatinerkirche vorhin verlassen, um uns durch die Perusastraße nach dem Max-Josefsplatze zu wenden, haben von hier unseren Seitenabstecher nach dem Hofbräuhaus unternommen und kehren jetzt durch die Residenzstraße, welche die Westseite der königlichen Residenzgebäude begrenzt, in die Theatinerstraße zurück.

An ihrem nördlichen Ausgange, dem Schlosse gegenüber, betrachten wir zu unserer Linken noch die in überladenem italienischen Barockstil aufgeführte Theatiner Hofkirche, welche die dritte Regentengruft mit den Grabgewölben der Kurfürsten Ferdinand Maria († 1679), Max Emanuel († 1726), des Kaisers Karl VII. († 1745), der Kurfürsten Max Josef († 1777), Karl Theodor († 1799), der Könige Maximilian I. († 1825) und Maximilian II. († 1864) birgt. Die Kirche wurde 1661—1675 erbaut, die Façade jedoch erst 1767 vollendet.

In der Verlängerung der Theatinerstraße zieht sich als vornehmste Ader in dem eigentlichen Bauquartier König Ludwig's I. die nach ihm benannte Ludwigsstraße von der Feldherrnhalle bis zum Siegesthor, mit den prachtvollen Bauten des Architekten Fr. von Gärtner, die meisten im Rundbogenstil, aber in den mannichfachsten Formen ausgeführt. Die offene Feldherrnhalle, zu welcher eine Freitreppe hinaufführt, enthält die Erzstandbilder Tilly's und Wrede's in der Kriegstracht ihrer Zeit, beide von Schwanthaler modellirt.

Links ist das zur Aufführung von Konzerten bestimmte Odeon mit den Standbildern von Orlando di Lasso und von Gluck, 1828 von Klenze erbaut. Auf dem davorliegenden Odeonsplatz erhebt sich das Reiterstandbild König Ludwig's I., nach Widnmann's Modell von F. v. Miller gegossen. Anderweite Prachtbauten in der Ludwigsstraße sind zur Linken die Palais des Prinzen Luitpold (früher Leuchtenberg'sches Palais) und des Herzogs Max, rechts die Gebäude des Kriegsministeriums und der Bibliothek, 1832—1843 in florentinischem Stile von Gärtner erbaut, mit den Standbildern ihres Gründers, Herzogs Albrecht V., und ihres Erbauers, Königs Ludwig I. Sie enthält beinahe eine halbe Million Werke und 25,000 Handschriften in 77 Sälen. Wir können uns nicht versagen, einen Blick in die Handschriftensammlung zu werfen, welche im Saale der Cimelien oder Kostbarkeiten in zehn Glasschränken ausgestellt ist.


König Ludwig's Denkmal.

Da erinnern eherne Abschiedstäfelchen römischer Soldaten (tabulae honestae missionis) an die Zeit, da die Stadt auf den sieben Hügeln die Welt beherrschte; daneben sehen wir mit Wachs überzogene Holztafeln, in welche Schriftzeichen mit dem Griffel eingegraben sind, die nach zweitausend Jahren noch nichts von ihrer ursprünglichen Schärfe verloren haben. In einem anderen Schranke glänzen auf purpurfarbenem Pergament in Gold und Silber die Buchstaben des codex purpureus aus dem 9. Jahrhundert, lateinische Evangelien enthaltend. Um vier Jahrhunderte früher entstand bereits das in einem anderen Schranke aufbewahrte Breviarium Alarici, d. h. der auf Befehl des Westgothenkönigs Alarich in Spanien veranstaltete stattliche Auszug aus dem Gesetzbuche Theodosius' des Großen. In dem vielberühmten Wessobrunner Gebet, dessen wir bereits an anderer Stelle gedachten, erblicken wir eine der ältesten deutschen Handschriften (vor 814). Aus etwas späterer Zeit stammen Otfried von Weißenburgs Evangelienharmonie, 883—906 in Freising in hochdeutschen Reimen geschrieben, und der codex aureus, d. i. die vier Evangelien, mit goldenen Uncialbuchstaben 870 auf Befehl Karl's des Kahlen geschrieben, 18 Jahre später vom Kaiser Arnulf dem Kloster St. Emmeran in Regensburg verehrt und 975 von Abt Romuald daselbst mit dem kostbaren Deckel versehen, der aus einer mit Perlen

und Edelsteinen gefaßten, mit getriebenen Bildern geschmückten Goldplatte besteht. Aus dem Bamberger Domschatze stammen das schöne Evangelienbuch und das Meßbuch von 1014 mit Miniaturen und mit reichem Elfenbeinschnitzwerk auf dem Deckel. Der Freund altdeutscher Literatur erfreut sich an der ältesten Handschrift des Nibelungenliedes aus dem 13. Jahrhundert, die ihren Weg aus dem Kloster Hohenems in Vorarlberg in die Münchener Bibliothek genommen, an Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde" in einer Handschrift von 1240 und an Wolfram von Eschenbach's „Parzival und Titurel", beide reich mit Miniaturen geschmückt, die interessante Aufschlüsse über Kostüme, Waffen und Geräthe zu jener Zeit geben. Unter den kostbaren Gebetbüchern sehen wir dasjenige Ludwig's des Bayern und ein lateinisches Gebetbuch mit kostbaren Miniaturen von Hans Memling. Das berühmte Gebetbuch Kaiser Maximilian's I. ist von Schönsperger gedruckt, von Albrecht Dürer mit kunstvollen Randzeichnungen und von Lucas Cranach mit Handrissen versehen. Proben aus den ersten Anfängen der Buchdruckerkunst oder Inkunabeln in den letzten Schränken bilden den Uebergang zur Bücherei.

Nahe dem Nordende der Ludwigsstraße liegt rechts die (in den Jahren 1829—1843) von Gärtner in italienisch-romanischem Stile aus Kalksteinquadern aufgeführte Ludwigskirche, deren Inneres mit berühmten Fresken von Peter von Cornelius, darunter das Jüngste Gericht über dem Hochaltar, geschmückt ist.

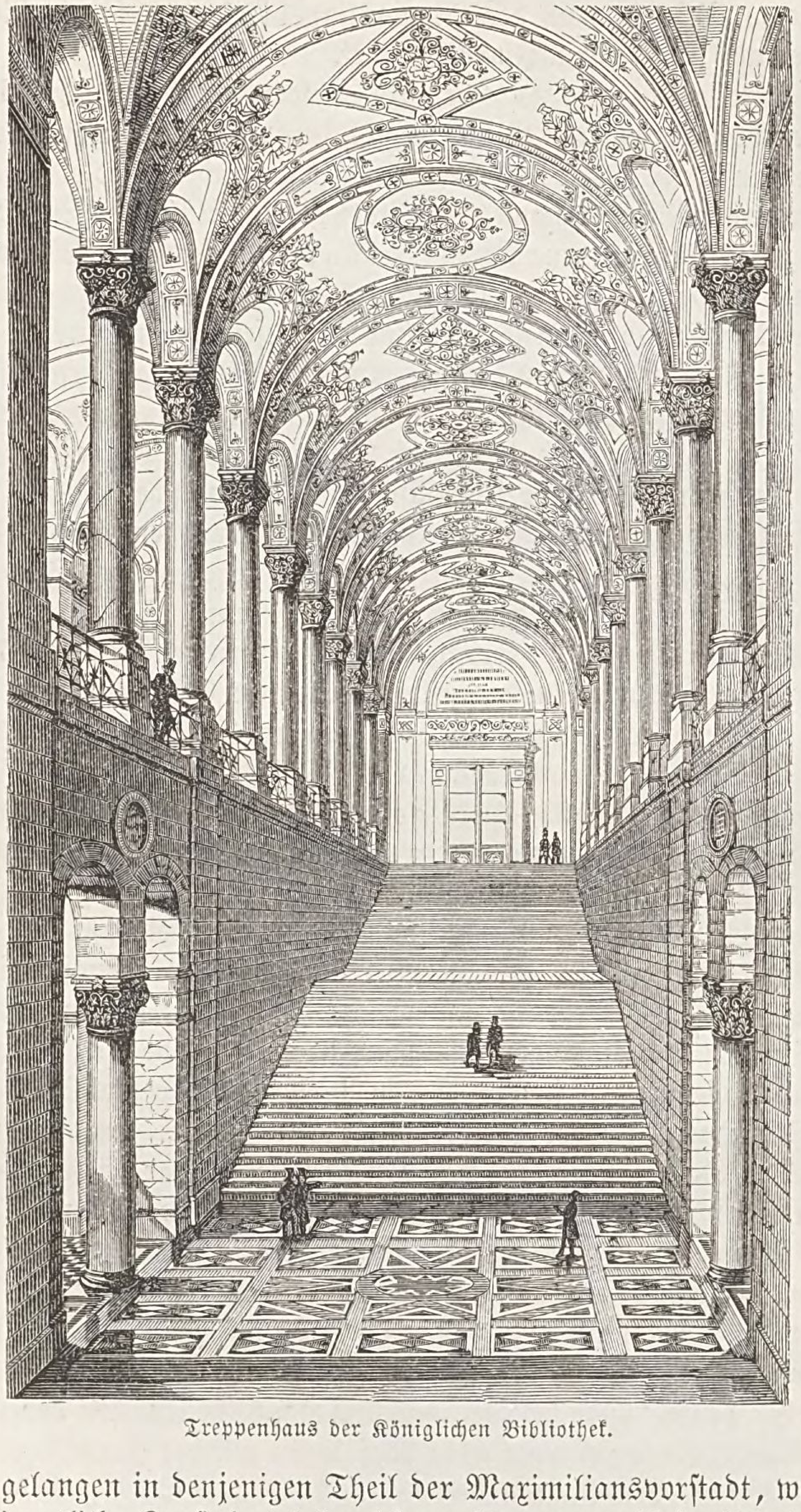
Weiter unterhalb zur Linken befindet sich das in Hufeisenform ausgeführte Gebäude der Universität an einem mit Anlagen und Springbrunnen gezierten Platze. Hervorgegangen aus der (1472) gegründeten Hochschule zu Ingolstadt, ward die Universität (im Jahre 1800) nach Landshut und von da unter König Ludwig I. (1826) nach München verlegt. Sie zählt zur Zeit etwa 1300 Studirende.

Den Abschluß der Ludwigsstraße bildet das Siegesthor in Form eines römischen Triumphbogens, über welchem die Bavaria mit einer Löwen-Quadriga, das Antlitz nach außen gerichtet, steht, nach dem Modell von Martin Wagner in Erz von F. v. Miller (1850). So begrüßte sie, zwanzig Jahre nach ihrer Aufrichtung, die aus Frankreich heimkehrenden, lorbergeschmückten bayerischen Krieger.

Vor dem Siegesthor links wird gegenwärtig die großartige neue Akademie der Künste im Renaissancestil nach Neureuther's Plänen erbaut.

Von dem südlichen Eingange der Ludwigsstraße führt die breite Brienner Straße in westnordwestlicher Richtung durch die Maximiliansvorstadt. Auf dem Wittelsbacher Platze, nahe ihrem Anfange, erblicken wir an der Westseite des Odeons das eherne Reiterstandbild Kurfürst Maximilian's I. († 1651), des Gründers und Hauptes der Liga, nach Thorwaldsen's Modell von Stiglmayr gegossen (1839). Weiter führt die Brienner Straße vorüber an dem rothbraunen Wittelsbacher Palast, der unter König Ludwig (1843—1850) erbaut und von ihm in seinen letzten Lebensjahren bewohnt wurde, auf den Karolinenplatz, in dessen Mitte sich der Obelisk erhebt,

welchen König Ludwig (1833) „den 30,000 Bayern, die im russischen Kriege (1812) den Tod fanden“, errichten ließ.



Treppenhaus der Königlichen Bibliothek.

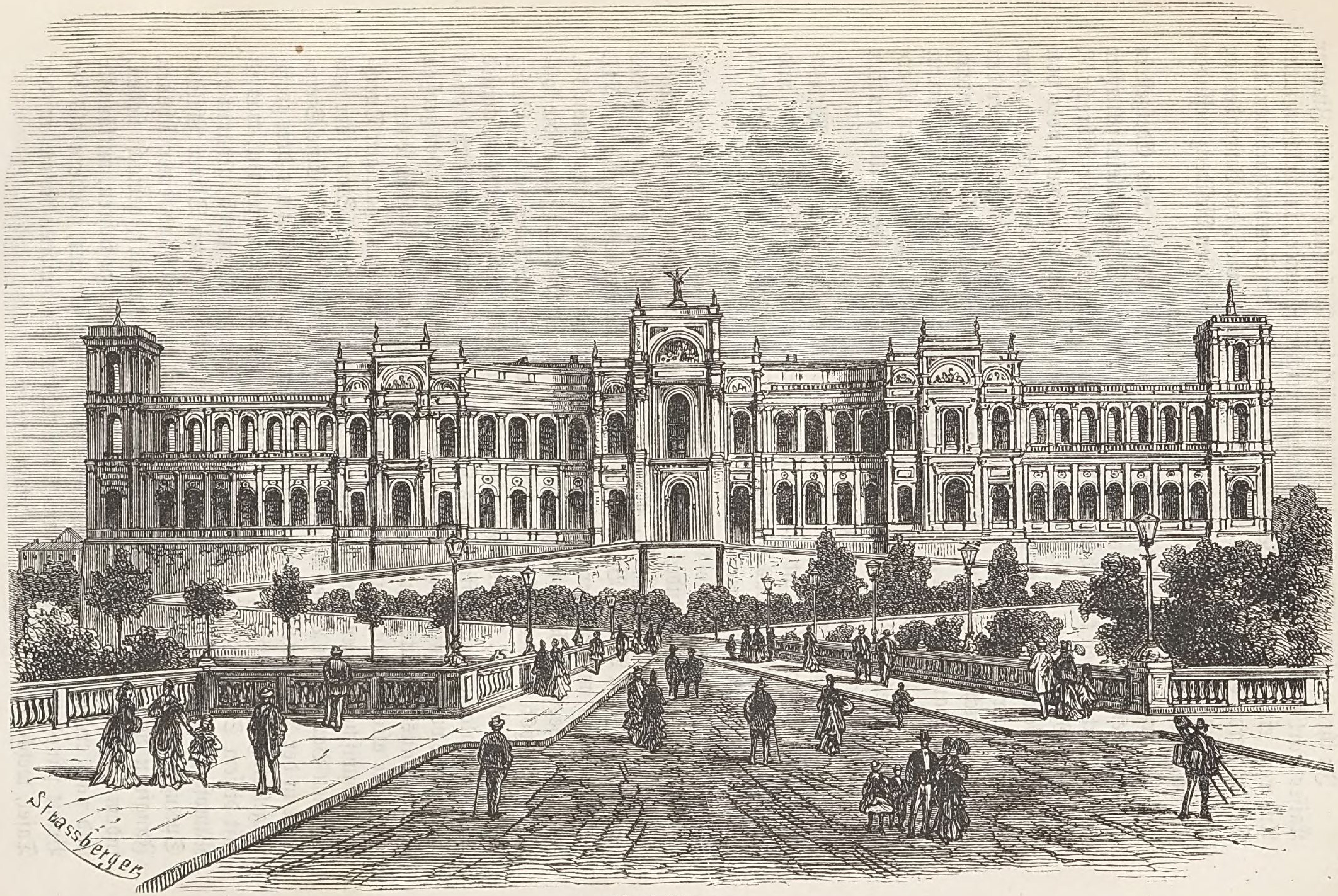
Wir gelangen in denjenigen Theil der Maximiliansvorstadt, welchen wir als das eigentliche Kunstviertel bezeichnen können, weil in ihm die großen Kunstanstalten der beiden Pinakotheken, der Glyptothek, das Kunstausstellungsgebäude, auch die Propyläen und die Basilika gelegen sind. Wir behalten uns den Besuch derselben für später vor, kehren aber für jetzt auf den Max-Josefsplatz zurück und werfen einen Blick in die mit prächtigen

Gartenanlagen, Squares und stolzen Neubauten, mit Magazinen und Kaufläden reich ausgestattete Maximiliansstraße, welche vom Max-Josefsplatze in ostsüdöstlicher Richtung nach der Maximiliansbrücke und bis in die Vorstadt Haidhausen auf dem rechten Isarufer führt.

Die Straße ist ganz nach den Ideen König Maximilian's II. erbaut, welcher bei ihrer Anlage das Problem zu lösen suchte, die Schönheiten der verschiedenen Baustile in einem modernen Stile zu vereinigen und den Baumeistern die Bogenformen, den Schmuck mit Bildwerk, die Anlage offener Hallen zur Bedingung stellte. Das neue Münzgebäude mit seinen Arkadenreihen, das Hotel zu den vier Jahreszeiten, das neue Regierungsgebäude und das bayerische Nationalmuseum sind in diesem sogenannten Hochbaustile ausgeführt. In den zwischen den genannten Gebäuden auf freiem Platze angepflanzten freundlichen Anlagen sehen wir die Bronzestandbilder des Generals Erasmus von Deroy († 1812 bei Poloczk), modellirt von Halbig, des Grafen von Rumford von Zumbusch, des Philosophen von Schelling, weiland Lehrers König Maximilian's II., von Brugger, und des Optikers Fraunhofer, von Halbig, sämmtlich in Erz gegossen von F. von Miller. Am Ende dieser squareartigen Straßenerweiterung steht das Denkmal König Maximilian's II., errichtet von seinem treuen Volke (1875), in der Rechten die Verfassungsurkunde, in der Linken das Schwert, unten am Sockel die sitzenden allegorischen Gestalten des Friedens, der Aufklärung, der Stärke und der Gerechtigkeit, nach Modellen von Zumbusch von F. von Miller. Jenseit der von Zenetti (1859—1864) erbauten prächtigen Maximiliansbrücke steht das Maximilianeum auf dem rechten Ufer der Isar. Zweck dieser von Maximilian II. gegründeten Anstalt ist die kostenfreie Aufnahme und Ausbildung begabter Jünglinge für den bayerischen Staatsdienst. Das Gebäude ist nach Bürklein's Plänen errichtet. Eine breite, halbkreisförmige Rampe führt zu der auf hoher Terrasse ansteigenden Façade. An dem mittleren Pavillon über dem Hauptportale sieht man Freskogemälde von Piloty, Dietz, Echter und Spieß, oben in drei Sälen dreißig große Oelbilder berühmter Meister, die Hauptakte der Weltgeschichte darstellend. Bei seiner erhöhten Lage auf dem Gasteig über der Isar von Weitem sichtbar, bildet das Maximilianeum einen würdigen Abschluß der Prachtbauten in der Maximiliansstraße.

Die königliche Residenz; das St. Georgs-Ritterfest. Wir sind bei unserer ersten Wanderung durch München an den Gebäuden der königlichen Residenz vorübergegangen und wollen ihnen dafür jetzt unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Residenzgebäude bestehen aus drei Haupttheilen, von denen der mittlere und älteste, die sogenannte alte Residenz mit der Hauptfaçade nach der Residenzstraße (in den Jahren 1606—1616) durch Herzog Maximilian I.; der südliche, genannt die neue Residenz oder der Königsbau, mit der Hauptfaçade nach dem Max-Josefsplatz (1826—1835), und der nördliche Theil oder der Festsaalbau mit der Hauptfaçade nach dem Hofgarten (1832—1842) unter König Ludwig I. erbaut wurden. Die alte Residenz, von Peter Candid und Heinrich Schön ausgeführt, wird jetzt nicht mehr bewohnt.



Maximilianeum.

In ihrem oberen Stockwerke befinden sich der Kaisersaal und die Zimmer Kaiser Karl's VII., sowie die sogenannten reichen Zimmer, in welchem unter Anderem eine prachtvolle Bettstelle mit goldgestickten Sammetgardinen und Decken, deren Goldwerth auf 80,000 Gulden geschätzt wird, die Bewunderung der Besuchenden erregt. Die eigentlichen Schätze der alten Residenz befinden sich in der reichen Kapelle und in der Schatzkammer.

Die erstere, die mit ihrem Schmucke von Gold, Perlen und Edelgestein an Fußboden, Wänden, Decken und Altar selbst ein Schatzkästlein seltenster Art genannt werden kann, bewahrt die kostbaren Reliquien, welche Albrecht V. und seine Nachfolger in Rom und im heiligen Lande gesammelt oder von dort zum Geschenke erhalten haben. Mit Wehmuth erblickt der Beschauer, dem der Schimmer edler Steine und Metalle fast die Augen blendete, unter den Reliquien auch das etwa vier Zoll hohe, aus gediegenem Golde gearbeitete, dreitheilige Hausaltärchen, welches die unglückliche Königin Maria Stuart in ihr Gefängniß und auf das Schaffot begleitete. Eine ihrer Getreuen überbrachte dasselbe dem Papst Leo in Rom, der es durch einen eigenen Abgesandten dem Herzog Maximilian verehrte.

Die Schatzkammer birgt den unveräußerlichen Hausschatz der Wittelsbacher, 1551 von Albrecht V. gegründet. Sie enthält „Diamanten" und „Perlen" und „Alles, was Menschenbegehr", erinnert aber auch zugleich an die Vergänglichkeit irdischen Glanzes.

Da erblicken wir die Kronen Kaiser Heinrich's II., des Heiligen, und seiner Gemahlin Kunigunde, aus dem Jahre 1010, die böhmische Königskrone Friedrich's V. von der Pfalz, genannt „der Winterkönig", die er in der Schlacht auf dem Weißen Berge (1620) verloren, die Krone Kaiser Karl's VII. (1742—1745) mit Scepter und Reichsapfel, die Krone König Maximilian's I. mit den bayerischen Reichsinsignien, 1806 zu Paris gefertigt; ferner die kostbaren Ordensketten des Hubertusordens, die goldene Statuette des heiligen Georg mit dem Lindwurm, die sechs Fuß hohe Trajanssäule, welche der Goldschmied Ludwig Valadier im Auftrage des Kurfürsten Karl Theodor während eines Zeitraums von zwanzig Jahren (1763—1783) nachbildete, endlich den großen blauen Hausdiamanten im goldenen Vließ und viele andere Kostbarkeiten.

Die alte Residenz umfaßt vier offene Höfe. In dem hallenartigen Durchgange zwischen zweien derselben erregt ein großer schwarzer Stein, der mit eisernen Banden am Boden befestigt ist, unsere Aufmerksamkeit. Eine Steintafel in der Wand, neben welcher in verschiedenen Zwischenräumen drei große Nägel eingeschlagen sind, erzählt uns in schönen altdeutschen Reimen, was es mit diesem Steine für eine Bewandtniß hat. Herzog Christoph, genannt der Kämpfer, Sohn Albrecht's III., soll im Jahre 1490 für seinen Diener Philipp Springer eine Siegfriedswette im Steinwurf um die Hand einer schönen Jungfrau mit einem reichen Kaufherrn, Namens Kunradt, gemacht haben, indem er selbst um das Recht, die Jungfrau zum Altar zu führen, mitkämpfte und nach errungenem Siege die schöne Maid nicht für sich, sondern als die Braut seines treuen Dieners zum Altar führte. Die schönen Reime auf der Tafel, welche diesen Vorgang kundthun, lauten:

„Als nach Christi Geburt gezehlt war
Vierzehnhundertneunzich Jar
Hat Hertzog Christoph hochgeboren,
Ein Held aus Bayern auserkoren,
Den Stein gehebt von freyer Erdt
Und weit geworffen ohn geferdt,
Wiegt dreihundertvierundsechzig Pfunt,
Das gibt der Stein und Schrifft Urkunt.
Drei Nägel stecken hie vor Augen,
Die mag ein jeder Springer schaugen,
Der höchste Zwölf Schuech von der Erdt,
Den Herzog Christoph Ehrenwerdt
Mit seinem Füß herab thet schlagen.
Kunradt luef bis zum andern Nagel,
Wol von der Erdt zehenthalb Schuech,
Neunthalben Philipp Springer luef
Zum dritten Nagel an der Wandt;
Wer höher springt, wird auch bekandt."

Die neue Residenz oder der Königsbau, nach dem Muster des Palazzo Pitti in Florenz von Leo von Klenze aufgeführt, enthält im ersten Stockwerke die Zimmer Maximilian's I. und seiner Gemahlin, jene mit Wandgemälden zu den Werken der alten, diese mit solchen zu den Werken deutscher Klassiker geschmückt. Im Erdgeschosse sind die Nibelungensäle mit neunzehn großen Wandgemälden von Julius Schnorr, die Hauptmomente aus dem großen Volksepos darstellend. Die Säle führen nach den verschiedenen Gruppen der Gemälde die Namen Eingangssaal, Hochzeitssaal, Saal des Verraths, Saal der Rache und Saal der Klage.

Aus der neuen Residenz führt der alte königliche Wintergarten in das Hoftheater. An ihren östlichsten Theil schließt sich die im byzantinischen Stil erbaute Allerheiligen Hofkapelle (1837 eingeweiht).

Den neuesten Theil der Residenzgebäude bildet der im späteren italienischen Renaissancestil von Klenze ausgeführte Festsaalbau. Seine Hauptfaçade nach dem Hofgarten zeigt in der Mitte einen prachtvollen Portalbau, eine Arkadenhalle von neun Bogen, welche durch zehn ionische Säulen gebildet wird. Auf dem Gesimse derselben sieht man acht Standbilder aus Kelheimer Marmor, welche die acht Kreise des Königreichs nach Modellen von Schwanthaler vorstellen, Oberbayern, Niederbayern, Mittelfranken und Unterfranken als weibliche Gestalten in antiker Gewandung, Schwaben, Oberfranken, Oberpfalz und Pfalz als männliche Gestalten mit charakteristischen Attributen, an den Ecken zwei sitzende Löwen.

Im Erdgeschosse des Festsaalbaues befinden sich die sechs Odysseussäle mit enkaustischen Wandgemälden zur Odyssee nach Schwanthaler von Hiltensperger. Eine breite Marmortreppe führt zu den Festsälen des oberen Stockwerks. Es sind dies die Vor- und Empfangssäle, der Ballsaal, die Spielzimmer mit der von König Ludwig gegründeten Galerie weiblicher Schönheiten — d. i. sechsunddreißig Bildnisse schöner Frauen aus allen Ständen und Ländern, welche in München lebten, darunter Marie, Gräfin von Landsfeld (Lola Montez,

die Tänzerin), Charlotte von Hagn, Hofschauspielerin (spätere Frau von Ofen), Mathilde Freiin von Jordan, Gemahlin des österreichischen Botschafters in London, Grafen von Beust, Anna Hillberger, Regina Daxenberger, Helene Sedelmayer, Bürgerstöchter aus München u. s. w., — ferner der Bankett- oder Schlachtensaal mit vierzehn Kriegsbildern aus der Zeit 1806—1813, die Kaisersäle (Saal Karl's des Großen, Friedrich Barbarossa's, Rudolf's von Habsburg), endlich als Abschluß dieser Reihe von Prachtgemächern der Thronsaal, von zwölf korinthischen Säulen getragen, zwischen denen die zwölf reich vergoldeten Erzstandbilder der berühmtesten Wittelsbacher Fürsten stehen. Sie sind über Lebensgröße nach Modellen von Schwanthaler von Stiglmayr gegossen. Dem Eingange gegenüber steht der Thron.

An diese Festsäle schließen sich im oberen Geschoß des an den Odeonsplatz stoßenden Eckbaues die Wohngemächer König Ludwig's II. Auf der Plattform des Festsaalbaues befindet sich der nach Angabe des Königs angelegte neue Wintergarten, von dessen märchenhaften Reizen das Gerücht um so mehr zu fabeln weiß, als der Eingang nur den Berufenen gestattet wird.

Der schattige, mit breiten Kastanien- und Lindenbäumen bepflanzte Platz vor dem Festsaalbau hat noch nach seiner früheren Bestimmung den Namen Hofgarten behalten. Derselbe ist an seiner West- und Nordseite von Arkaden eingefaßt, d. i. von offenen Säulenhallen, deren Wände mit Fresken geschmückt sind. Die Fresken der Westseite zeigen theils Scenen aus der Geschichte Bayerns nach Cornelius, theils italienische Landschaftsbilder von Rottmann, mit Distichen von König Ludwig I.; in den Fresken der Nordseite sind Scenen aus dem griechischen Befreiungskampfe nach Heß dargestellt. In den Nischen östlich des Thores in den Arkaden, welches nach dem Englischen Garten führt, erblickt man kolossale Gruppen, die Thaten des Herkules, nach Zeichnungen von Peter Candid in Holz gearbeitet von Roman Boos. Ueber dem Eingange aus der Residenz in die westliche Arkadenreihe sieht man das Bild der Bavaria, in ihrem Schilde den Wahlspruch König Ludwig's I.: „Gerecht und beharrlich.“ Die Fresken über den Durchgängen in der westlichen Arkadenreihe sind von Kaulbach gemalt und stellen die sinnbildlichen Gestalten der bayerischen Flüsse, Rhein, Main, Donau und Isar, vor.

In Verbindung mit der westlichen Arkadenreihe steht der Bazar; an die nördlichen Arkaden schließen sich die königliche Kunstgewerbeschule, das Ethnographische Museum und das Gebäude des Kunstvereins.

Wer nach dem Eindruck der prachtvollen Räume der königlichen Residenz auf ein geräuschvolles oder gar üppiges Hofleben schließen wollte, würde irren. König Ludwig II. liebt die Pracht um ihrer selbst willen, nicht aber um sie vor Anderer Augen zur Schau zu tragen. Seine Prunkgemächer entziehen sich den Blicken der Neugier. Sein berühmter goldener Staatswagen ist in den Straßen Münchens nur einmal gesehen worden, — nämlich als Prinz Leopold und seine junge Gemahlin, die österreichische Kaisertochter Gisela, ihren Einzug in München hielten, — und den goldenen Schlitten des Königs sahen nur die stillen Berge des Oberlandes und der verschwiegene Mond, wenn der König, nur von berittenen Fackelträgern begleitet, unter den schwarzen Tannen dahinjagte.

Der König zieht die prächtige Einsamkeit seiner Schlösser am Starnberger See, in Linderhof und in den Bergen dem Geräusche der Festlichkeiten in seiner Münchener Residenz vor. Eine Feier jedoch, die des St. Georgi-Ritterordens, wird bei Hofe mit ungewöhnlichem Glanze begangen.

Kurfürst Karl Albrecht, der spätere deutsche Kaiser, war es, der nach seiner Genesung von einer Blatternkrankheit, dem Schrecken jener Tage, am 24. April 1729 die Erneuerung des Hausordens vom heiligen Georg beschloß, dessen eigentlicher Ursprung in die Zeit der Kreuzzüge und der ältesten Welfischen und Wittelsbacher Herzöge zurückgeführt wird. Der Orden wird nach den neuen Statuten nur an katholische Adlige verliehen, deren Abkunft von sechzehn väterlichen und eben so vielen mütterlichen adligen Ahnen erwiesen ist. Er ist der zweite Orden der Krone. (Der höchste bayerische oder St. Hubertusorden wird nur an fürstliche Personen und höchste Würdenträger des Staats verliehen.) Die Ritter des St. Georgsordens geloben bei ihrer Aufnahme auf den Schild, den der starke Christoph bei seiner Kreuzfahrt getragen, für Gott und die heilige Jungfrau wider alle Feinde des Christenthums, nöthigenfalls mit dem Schwerte, einzutreten. Schutzpatron des Ordens ist der heilige Georg, der Drachentödter, sein äußeres Zeichen ein achtspitziges weiß und goldenes Kreuz, in dessen Mitte ein kleineres Kreuz, darum die Gestalt der heiligen Maria in den Wolken mit der Devise: „Virgini immaculatae Bavaria immaculata“ (Der reinen Jungfrau das reine Bayern); auf der Rückseite der heilige Georg, der den Drachen, das Bild des Heidenthums, niederkämpft. Dazu gehört eine eigene Ordenskleidung. Großmeister des Ordens ist der König; außerdem zählt der Orden 6 Großkreuze, 12 Komthure, 24 Ritter und eine besondere Klasse für die geistlichen Herren.

Das Hauptfest des Ordens wird am 24. April (St. Georgstag) gefeiert. Da erscheinen die Ritter aller Rangstufen, der König als Großmeister an der Spitze, in altburgundischer Rittertracht. Ein Hut à la Henry IV. mit weißen Federn bedeckt das Haupt, ein Streitkleid von weißem Atlas mit reicher Silberstickerei die Brust; darüber schlingt sich eine gleiche Schärpe; auch die Beinkleider sind von weißem Atlas. An der Hüfte wiegt sich ein mächtiges Schwert an reichem Gehänge, und den Rücken hinab fließt, nach den Ordensgraden von verschiedener Länge, der blausammtene, weißgefütterte Mantel unter breiter Halskrause hervor. Der Mantel des Königs aber ist mit kostbarem Hermelin ausgeschlagen und reich mit Silber gestickt.

Nach abgehaltenem Ordenskapitel begeben sich die Ritter Mittags 12 Uhr in festlichem Zuge nach der alten Hofkapelle, von Trompeten-Fanfaren begrüßt. Im reichgeschmückten Presbyterium erhebt sich ein blausammtener Thronhimmel für den König, und an den mit werthvollen Hautelisses bedeckten Wänden prangen die Wappenschilder der Ritter. Während des vom Erzbischofe celebrirten Gottesdienstes legen die neu zu creirenden Ritter das Gelübde ab, und nach demselben bewegt sich der Zug wieder durch das dicht geschařte Volk zurück, dieses Mal nach dem Bankettsaal, in dessen vier Ecken mächtige Waffentrophäen aufgebaut sind, während Teppiche mit Darstellungen aus der Geschichte der Wittelsbacher die Wände schmücken. Dem Eingange

gegenüber erhebt sich eine hohe Estrade; auf ihr die Tafel des Königs und der königlichen Prinzen unter einem mächtigen goldgestickten, weißseidenen Baldachin, auf dessen Decke Krone, Scepter und Schwert ruhen. Ueber dem Haupte des Königs aber hängt ein mit Lorber umwundener Schild in den Farben Bayerns.

Die Königstafel selber scheint unter der Last des kostbaren Geräthes brechen zu wollen: in der Mitte die Reiterstatue des heiligen Georg aus gemeißeltem Goldguß, das Pferd von Achat, der Lindwurm von Jaspis, das Ganze mit Diamanten, Rubinen und Perlen dicht übersäet, das Werk eines alten Augsburger oder Nürnberger Meisters. Vor der Statuette steht ein zehn Pfund schwerer Pokal aus gediegenem Golde, daran wunderbar schöne Schmelzarbeit und große Saphire; daneben ein Trinkgeschirr, in Form eines Schiffes aus versteinertem Palmholz geschnitten und zierlich in Gold gefaßt, ein ähnliches Gefäß von Onyx, mit Perlen und Edelsteinen verziert, Alles aus der besten Zeit der geschmack- und prunkreichen Renaissance.

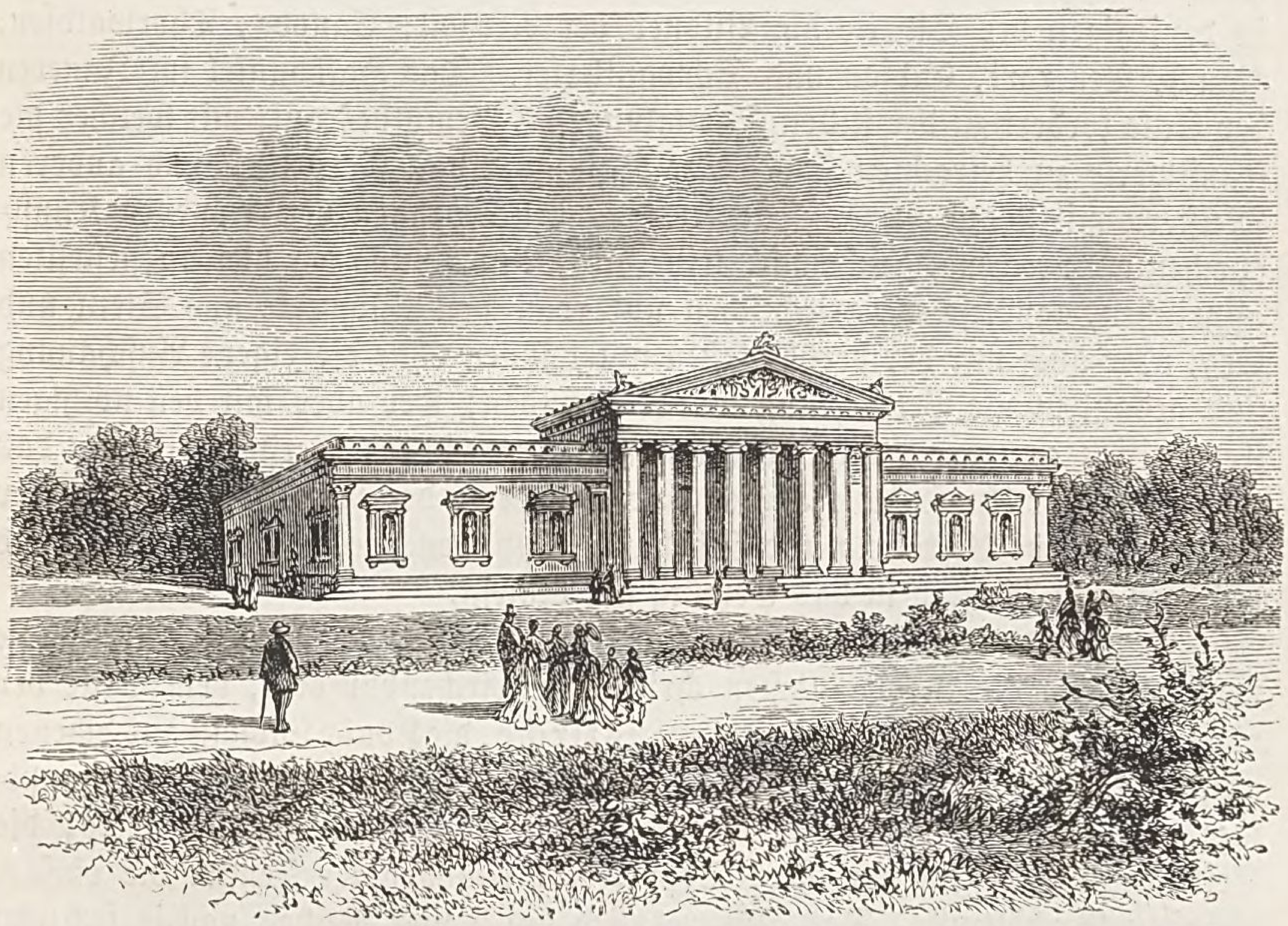
Zu beiden Seiten der Königstafel, aber tiefer als sie, erstrecken sich die Tafeln der Ordensritter, gleichfalls mit Aufsätzen — die indessen neueren Ursprungs — geschmückt. In einer Nische, der Königstafel gegenüber, sieht man die bronzirte Reiterstatue des heiligen Georg, von Palmen und anderen exotischen Pflanzen umgeben, und zu beiden Seiten derselben steigen Prunktische, mit purpurrothem Sammt dekorirt, in Form von Pyramiden bis zur Höhe von zehn Fuß empor, beladen mit den kostbarsten und berühmtesten Schätzen der königlichen Kammer. Da lehnen riesige Schüsseln, Becken und Teller aus getriebenem Golde und aus wasserhellem Bergkrystall, mächtige Schenkkrüge und Humpen, Kannen und Becher und Trinkschalen in den verschiedensten Gestalten aus Gold und aus Elfenbein; die Spitze des ganzen Aufbaues krönen goldene und silberne Pokale von 1 m. Höhe mit werthvollem figürlichen und ornamentalen Schmuck.

Hartschiere in stattlichen und malerischen Uniformen bilden während der Mahlzeit am Eingang Spalier. Der Stiftsdekan eröffnet das Banket mit einem Tischgebet. Der ganze Verlauf des Bankets ist streng nach dem altherkömmlichen Ceremoniell geregelt. Draußen aber drängt sich das Volk und begrüßt mit lautem Zuruf den König und seine Gäste.

Die Stätten der Kunst. Wie jede Stadt nach dem Geiste ihrer Begründer und nach ihrer geschichtlichen Entwickelung ein bestimmtes Gepräge annimmt, so ist es der Kunstsinn, die Freigebigkeit und Wohlthätigkeit der bayerischen Fürsten, welche uns überall in den Anlagen der bayerischen Hauptstadt entgegentreten. Die stolzen Prachtbauten und zahlreichen Monumente, die Kunstsammlungen und Galerien, sogar die Namen der Plätze, Thore, Brücken und Straßen, — dieses Alles weist auf die fürstlichen Beschützer und auf die Künstler hin, denen München seine Schönheit und seine Bedeutung als Kunststadt verdankt. Alle Künste haben hier Stätten und Pflege gefunden, am meisten freilich die plastischen und bildenden Künste, die Architektur, Skulptur und Malerei.

Fern vom Getümmel des Marktes, in der stillen Umgebung lieblicher Busch- und Blumenanlagen, finden sich die berühmten Kunststätten Münchens.

In dem westlichen Stadttheile, der Maximiliansvorstadt, führt uns die Brienner Straße auf den Königsplatz, welcher vom König Ludwig I. mit drei Prachtbauten geziert ist: zur Rechten die Glyptothek oder das Museum antiker und moderner Bildwerke, ein in den edelsten Formen gehaltener Bau mit ionischer Vorhalle, darüber im Giebelfelde eine Marmorgruppe, Minerva als Beschützerin der plastischen Künste, entworfen von Martin Wagner, ausgeführt von Schwanthaler und Anderen. Der Glyptothek gegenüber, auf der anderen Seite des Platzes, erhebt sich ein korinthischer Tempel, das Kunstausstellungsgebäude, zur Ausstellung der Werke lebender Münchener Künstler bestimmt, ebenfalls mit einer Säulenvorhalle, im Giebelfelde die Bavaria, den Künstlern Kränze darreichend, von Schwanthaler.



Glyptothek.

Zwischen beiden wölbt sich das Prachtthor der Propyläen mit dorischen und ionischen Säulen von Untersberger Marmor, nach dem gleichnamigen Vorbilde auf der Akropolis zu Athen zum Gedächtniß der heldenmüthigen Freiheitskämpfe der Griechen (1821—1830) und der Erhebung der Wittelsbachischen Dynastie auf den Thron von Griechenland (1832—1862) errichtet. Die Glyptothek und die Propyläen sind von L. von Klenze (1816—1830 und 1854—1862), das Kunstausstellungsgebäude von Ziebland (1838—1848) ausgeführt.

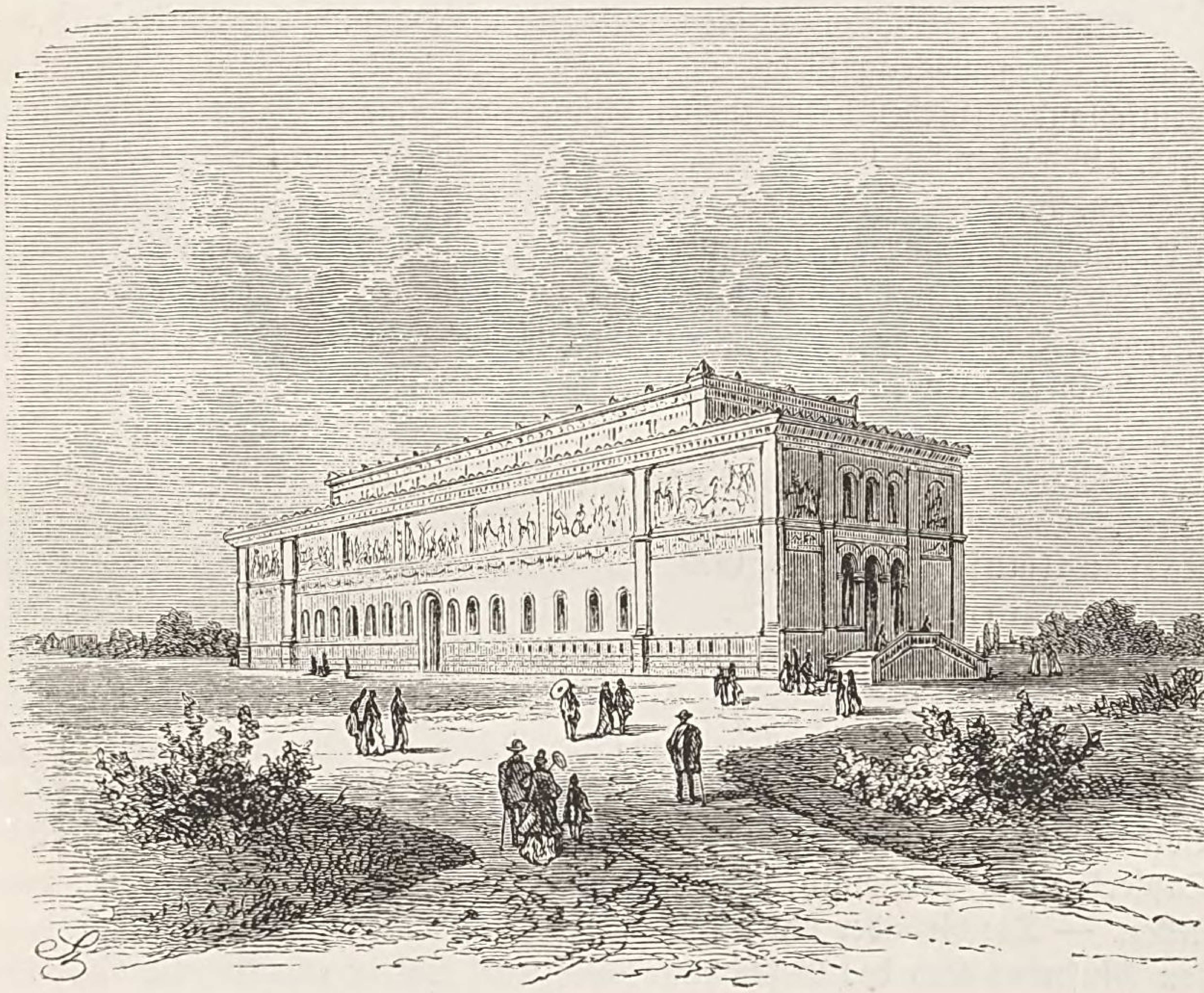
Mit der Gründung der Glyptothek (1816) begann der damalige Kronprinz Ludwig die Reihe der großartigen Kunstschöpfungen, welche ihm zum dauernden Ruhme, der Hauptstadt Bayerns zur edelsten Zierde gereichen. In dreizehn Sälen, welche den viereckigen Hofraum umschließen, sind die plastischen Kunstwerke nach verschiedenen Epochen geordnet. Die Säle empfangen

das Licht nur vom Hofraum; die äußeren Seiten sind fensterlos. Nur die Ecksäle der Rückseite, welche nach den Gartenanlagen hinausgehen, sind mit Fenstern versehen. An Stelle der Fenster sind in der Hauptfaçade und den beiden Seiten je sechs Nischen angebracht. In den Nischen der Hauptfaçade sieht man zur Linken der Säulenhalle die Standbilder von Perikles, dem Beförderer der griechischen Kunst, von Phidias, dem Bildhauer und vom Vulkan; zur Rechten diejenigen von Hadrian, dem Beschützer der Kunst unter den Römern, von Prometheus, dem Menschenbildner und von Daedalus, der es verstand, Göttern und Menschen Bewegung und Leben einzuflößen. In den Nischen der Westseite erblickt man die Bilder der Renaissancezeit: Ghiberti, Donatello, Peter Vischer, Michel Angelo, Benvenuto Cellini und Giovanni di Bologna; in denjenigen der Ostseite die Bildner der Neuzeit: Canova, Thorwaldsen, Rauch, Tenerari, Gibson und Schwanthaler. Das Halbdunkel im Inneren der Säle fordert zu der stillen Sammlung des Gemüthes auf, mit welcher die Kunstwerke zu betrachten sind. Die Säle sind von Cornelius und anderen Meistern mit Wand- und Deckenfresken, den in ihnen vertretenenen Kunstepochen entsprechend, geschmückt. Eine bloße Aufzählung der hier ausgestellten assyrischen, ägyptischen, griechischen und römischen Bildwerke aus Stein und Erz, oder auch nur der berühmtesten unter ihnen ohne die eigene Anschauung und gedankenvolle Betrachtung würde ermüden; wer aber mit den nöthigen Kenntnissen aus der Götterlehre und mit dem offenen Verständniß für das Schöne in der Kunst diese Hallen durchwandert, der wird beim Anblick der Kunstwerke jene Befreiung und Erhebung empfinden, welche aus der Welt des Schönen und Wahren in das Gemüth sich ergießt.

Ganz nahe dem Königsplatze erhebt sich eins der vollendetsten Bauwerke neuerer Zeit, die in der ältesten christlichen Kirchenbauform, dem Stile der römischen Basilika, erbaute Bonifaciuskirche, die König Ludwig aus eigenen Mitteln (1845—1850) nach Ziebland's Plänen erbauen ließ. Vor der Hauptfaçade hat sie eine Vorhalle, welche durch acht Säulen gebildet wird; die Seitenfaçaden zeigen mit ihrer Doppelreihe rundbogiger Fenster die einfach schönsten Verhältnisse. Das Innere wird durch vier Reihen von je sechzehn Marmorsäulen in fünf Schiffe getheilt. Die Säulen von 8 m. Höhe — mit den zweien, welche außerdem das Orgelchor tragen, zusammen sechsundsechzig an der Zahl — sind Monolithen, also aus einem Stück bestehend, von gelblich-grauem polirten Marmor, mit Sockeln und Knäufen von weißem Marmor. Die innere Breite der Kirche beträgt 36 m., die Länge 76 m., die Höhe des Mittelschiffes 23 m. und die der Seitenschiffe 12,5 m. Die Bedachung ist nicht gewölbt, sondern liegt, wie bei den alten Basiliken, mit ihrem gesammten vergoldeten Balkenwerk offen; die Decke des Mittelschiffes ist blau mit goldenen Sternen. Die Kirche ist von H. v. Heß und jüngeren Künstlern (Schraudolph, Koch) mit Gemälden geschmückt, welche den Kampf und Sieg der christlichen Lehre über das Heidenthum und Scenen aus dem Leben des heiligen Bonifacius darstellen. Rechts am Eingange unter dem großen Marmor-Sarkophage ist die Gruft, welche König Ludwig I. für sich und seine Gemahlin erbauen ließ. Der Erbauer selbst ruht hier seit dem 9. März 1868.

Nur wenige Schritte vom Königsplatze, auf einem gleichfalls mit Anlagen, Buschwerk und Ruhesitzen ausgestatteten Platze, erheben sich zwei Gebäude, welche den Zwecken der Malerkunst dienen sollen, die alte und neue Pinakothek.

Die alte Pinakothek, im Stile der römischen Renaissance zur Zeit Rafael's, im Auftrage König Ludwig's von L. v. Klenze (1826—1836) erbaut, ist ein großes Gebäude mit zwei Querflügeln. An ihrer fensterlosen Südseite befindet sich ein Bogengang in 25 Abtheilungen mit Fresken von Cornelius, die sogenannten Loggien, welche die Geschichte der Kunst von ihrem Wiedererwachen in der Renaissancezeit bis zu ihrer höchsten Blüte, bis auf Rafael († 1520) und Rubens († 1640), darstellen.



Die neue Pinakothek.

Die Zinne über dieser südlichen Langseite ist mit 24 Standbildern berühmter deutscher, spanischer, italienischer und französischer Maler von Johann van Eyck bis Claude Lorrain besetzt. Die Galerie gehört mit der Dresdener zu den ersten Deutschlands. Sie enthält über 1400 Gemälde, nach Schulen und Zeit geordnet, in 9 Sälen, die das Licht von oben empfangen, und in 23 Kabineten mit Seitenlicht (von der Nordseite). Insbesondere sind die Meister der altdeutschen und niederländischen Schule vertreten (die beiden Holbein, Dürer, Rubens und Rembrandt). In der alten Pinakothek befinden sich auch das Kupferstichkabinet, das Kabinet der Handzeichnungen und die Sammlung griechischer Vasen.

Die nördlich von der alten gelegene neue Pinakothek wurde im Auftrage König Ludwig's (1846—1853) nach den Plänen des Oberbaurath von Voit für die Werke der Künstler des 19. Jahrhunderts erbaut. Die fensterlose südliche Langseite zeigt Fresken nach Kaulbach's Entwürfen. Während die Schätze der alten Pinakothek mit Ausnahme weniger Nummern Staatseigenthum sind, enthält die neue fast nur solche, die König Ludwig selbst erwarb. Daß darunter die Münchener Schule am stärksten vertreten ist, erklärt sich leicht. Nirgends ist ein so bequemer Ueberblick über die Leistungen derselben geboten wie hier. Einen besonderen Saal nehmen die 23 griechischen Landschaften von Rottmann ein, welche enkaustisch (d. h. mittels Wachses eingebrannt) auf die Wand gemalt sind.

München hat sich bis in die neueste Zeit als Hauptsitz der Malerkunst behauptet. Gegenwärtig ist die Schule von Karl Piloty die angesehenste in Deutschland. Zu den bedeutendsten Münchener Malern zählen außer Piloty (geb. 1826) der Tiroler Defregger, Kaulbach Sohn, Ed. Grützner, Ludwig v. Hagn, W. Laibl, F. Lenbach, W. Lindenschmitt, Gabriel Max, M. Schmidt u. A. In dem Gebäude des Kunstvereins findet eine ununterbrochene Ausstellung der Werke statt, welche mit den zeitweise während der Sommermonate stattfindenden Ausstellungen im Kunstausstellungsgebäude nicht zu verwechseln ist.

Während die großen Kunstanstalten, die wir soeben betrachtet haben, aus dem schöpferischen Geiste des Königs Ludwig hervorgegangen sind, hat sich König Maximilian II. in einem anderen Stadttheile ein bleibendes Denkmal gesetzt. Wir meinen das in der Maximilianstraße gelegene Bayerische Nationalmuseum. Das Gebäude, 1855 gegründet, ist 1858—1866 nach Entwürfen des Hofbaurath Riedel in gemischtem Stil ausgeführt, am 12. Oktober 1867 von König Ludwig II. feierlich eröffnet worden. Ueber dem Mittelbau erblickt man die Bavaria mit dem Löwen in Zinkguß, darunter die Inschrift: „Meinem Volk zu Ehr' und Vorbild.“ Die Façade zieren zehn Karyatiden und acht Figuren, welche letztere die acht Haupttugenden des bayerischen Volkes: Vaterlandsliebe, Fleiß, Frömmigkeit, Treue, Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Großmuth, jede durch einen berühmten Bayer vertreten, darstellen. — Die Gründer und Sammler dieses in Deutschland einzig dastehenden Museums sind der Geschichtsforscher Karl Maria von Arentin († 1868) und dessen Nachfolger, der gegenwärtige Direktor Dr. von Hefner-Alteneck. Alles, was Bayern früher an Kunstschätzen, an Erzeugnissen der mehr oder minder entwickelten Gewerbe zerstreut besaß, vereinigt das Museum in übersichtlicher Weise. Werke, die ihrer Natur nach oder aus sonstigen Gründen ihrem ursprünglichen Bestimmungsorte nicht entfremdet werden konnten oder durften, wurden mittels Abgusses so täuschend nachgebildet, daß sie dem Urbilde vollkommen gleichen; Werke, die an ihrem Standorte kaum zugänglich sind oder unter ungünstiger und mangelhafter Beleuchtung zu leiden haben, kann der Beschauer hier im Abgusse ruhig und eingehend studiren. Der Baumeister, der um irgend einen Zierath verlegen ist, der Maler, der sich über irgend ein Geräth, Waffen- oder Rüstungsstück aus früheren Jahrhunderten zu unterrichten wünscht, der Kunsthandwerker, der sich nach gediegenen Mustern

für sein Gewerbe umsieht, — sie Alle finden hier Rath und Befriedigung. Lebendiger kann die Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker nicht an uns vorüberziehen, als bei einer Wanderung durch die Säle dieses Museums. In Stunden durchschreitet der Besucher eine Reihe von Jahrhunderten; er bewegt sich unter den Kunsterzeugnissen der Römer, Franken, Araber und Chinesen, unter Deutschen, Franzosen, Italienern, Spaniern und Russen, schaut Waffen, die im türkischen Lager vor Wien und in den Forts von Paris erbeutet wurden.



Das Schwanthaler-Museum.

So bietet das Museum eine Sammlung von Vorbildern aus allen Kulturperioden für die Industrie unserer und künftiger Tage. Das erste Stockwerk enthält außerdem die bayerische Geschichtsgalerie, eine durch sämmtliche Säle fortlaufende Reihenfolge von Fresken, die bedeutsamsten Momente aus der Geschichte Bayerns und seiner Landestheile darstellend, von verschiedenen, meistens jüngeren Malern. An solchen Vorbildern aus der Geschichte, wie sie hier dem Auge vorgeführt werden, erstarkt die Tugend und die Vaterlandsliebe des Volkes.

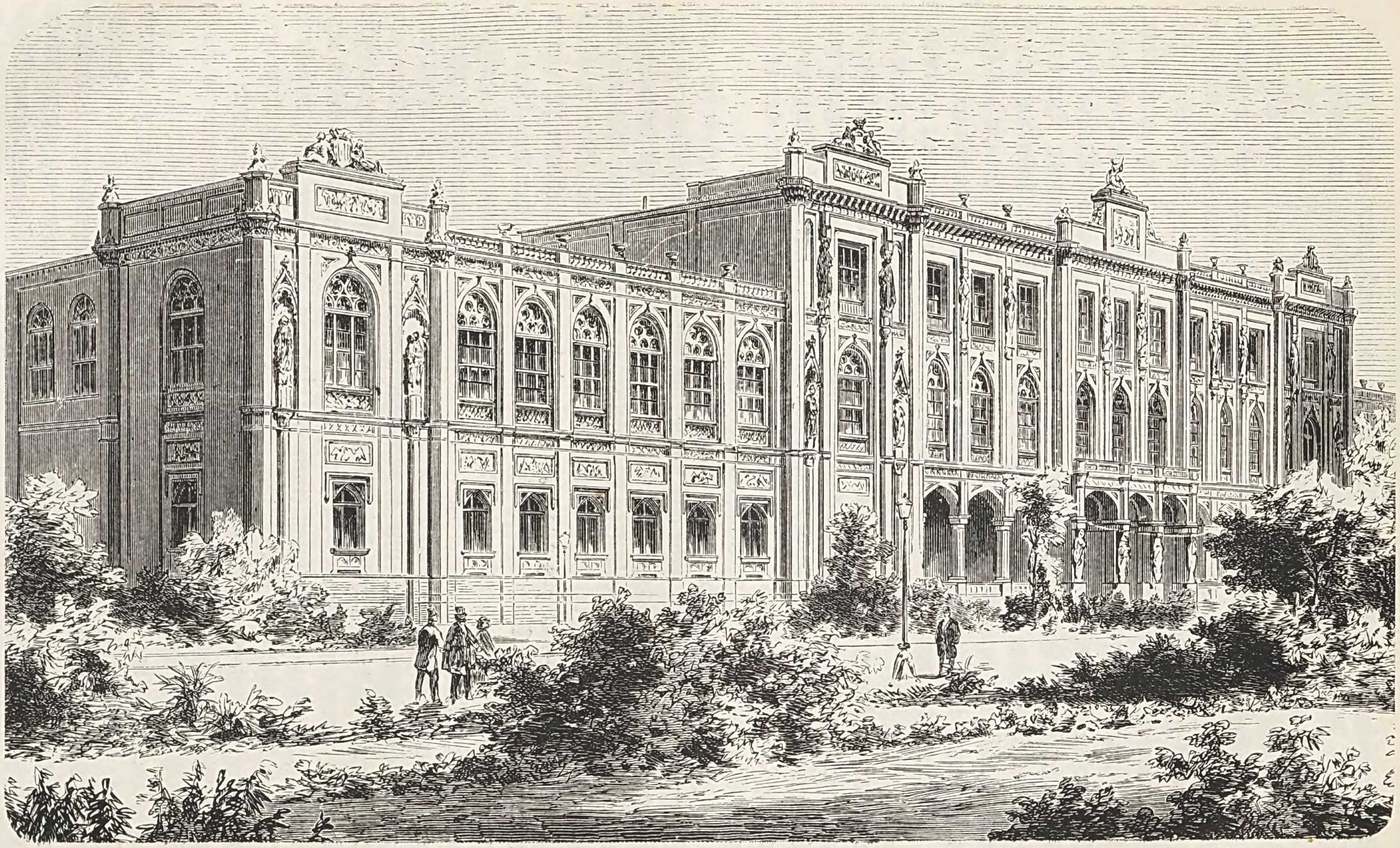
Wir müssen uns darauf beschränken, hier nur die vornehmsten und großartigsten Kunstanstalten der bayerischen Hauptstadt hervorgehoben zu haben. Der Kunstsinn der bayerischen Fürsten und der Charakter Münchens als Kunststadt tritt uns aber noch in einer großen Anzahl anderer Anlagen hervor, die wir hier nur dem Namen nach aufführen können; so in Schwanthaler's

Museum mit den Modellen der meisten seiner Werke, in dem Kaulbach-Museum, welches eine Sammlung der von dem Meister hinterlassenen Skizzen und Oelbilder enthält, in der Freiherrlich von Schack'schen Gemäldegalerie mit den Bildern neuerer Meister und vorzüglichen Kopien der Werke berühmter alter Meister, in dem Antiquarium, d. i. in der Sammlung kleinerer Alterthümer in der neuen Pinakothek, vorzüglich auch in den bereits erwähnten Kunstschätzen der königlichen Residenz, in der Schatzkammer und der Reichen Kapelle.

Als einer Schöpfung der Gartenkunst haben wir des Englischen Gartens bereits gedacht, der, unter Karl Theodor gegen Ende des 18. Jahrhunderts gegründet, unter Maximilian I. durch den Hofgarten-Intendanten v. Skell erweitert und vollendet, mit seinen reizenden, von den Isararmen durchflossenen Anlagen, seinen Statuen, Tempeln und Thürmen und seinen freundlichen Erholungsstätten, dem Dianabade, dem Milchhäusel und Kleinhesselohe den Vergnügungsplatz der Münchener bildet.

Die Dichtkunst fand unter König Maximilian II. in München einen Gönner und Beschützer, und viele Lieblingsdichter der deutschen Nation, wie Emanuel Geibel, Paul Heyse, Hermann Lingg, Friedrich Bodenstedt, Friedrich von Schack u. A., haben die Isarstadt zu ihrem bleibenden Aufenthalt erkoren. Auch die dramatische Kunst ist würdig vertreten. Die Münchener Hofbühne zählt zu den ersten Deutschlands. Der Zuschauerraum des Hoftheaters faßt 2500, derjenige des Residenztheaters 800 Personen. Auf dem Gärtnerplatz befindet sich das sogenannte „Volkstheater" für Lustspiele, Possen, Offenbach'sche Operetten u. s. w.

Münchener Industrie und Kunstgewerbe. Unter den Gewerbezweigen sind es namentlich die den Künsten nahe verwandten und dienstbaren, welche in München gepflegt werden, und auch diese haben erst unter König Ludwig I. einen höheren Aufschwung genommen. Zwei Erfindungen auf dem Gebiete der Kunstindustrie sind es namentlich, welche München für sich in Anspruch nehmen darf, nämlich diejenige der Lithographie durch Aloys Senefelder und die Wiedererfindung der Glasmalerei durch Sigismund Frank. — Johann Aloys Senefelder war als der Sohn eines Schauspielers in Königshofen im Grabfelde in Bayerisch-Franken und einer Prager Gastwirthstochter am 6. Nov. 1771 in Prag zur Welt gekommen; er studirte, nachdem sein Vater als Mitglied der Münchener Hofbühne nach dieser Stadt übergesiedelt war, bis 1791 an der Universität zu Ingolstadt die Rechte und ward dann, nach seines Vaters Tode, wegen Mangels an Unterhaltungsmitteln herumziehender Schauspieler. Dieses Lebens überdrüssig, ließ er sich in München nieder, in der Absicht, sich ganz der dramatischen Literatur zu widmen. Er schrieb einige Stücke, welche auch gedruckt wurden, fand jedoch für die folgenden, auf die er seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, keinen Drucker mehr. Da kam er auf den abenteuerlichen Gedanken, seine Werke selbst zu drucken, obgleich er nicht über die geringsten Mittel verfügen konnte. Seine Versuche, in eine mit Aetzgrund überzogene Kupferplatte Buchstaben in verkehrter Schrift mittels einer Stahlspitze einzuritzen, waren nicht ganz aussichtslos.



Nationalmuseum.

Aber bei seiner Ungeübtheit in Anwendung der verkehrten Schrift und im Aetzen der Platte verdarb er die letztere, ohne die Mittel zur Anschaffung einer neuen zu besitzen. Er sah sich nach einem anderen Material für seine Versuche um und fand dasselbe in dem ganz in der Nähe seines Wohnorts liegenden Solnhofener Kalksteinschiefer, welcher in München wie im ganzen südlichen Bayern schon seit Jahrhunderten zum Belegen von Hausfluren, zu Fenserstöcken, Grabsteinen, Tischplatten u. s. w. Anwendung fand. Bei diesen Proben machte er die Erfahrung, wie eine ätzende Säure, auf die empfindliche glatte Kalksteinschieferplatte gebracht, die letztere angriff, dagegen die durch Tinte und Schrift geschützten Stellen verschonte, so daß die Schriftzeichen oder Bilder sich in der Dicke eines Kartenblattes von dieser abhoben. Nun baute sich Senefelder seine eigene Presse und begann von seiner Erfindung zuerst durch den Druck von Noten Nutzen zu ziehen, wobei er von Seiten des Hofmusikus und Komponisten Gleißner eine erwünschte Unterstützung fand.

Ermuthigt durch die ersten Erfolge, verfolgte Senefelder mit unermüdlichem Eifer seine Erfindung und vervollkommnete sie durch Anwendung der sogenannten Gravirmethode. Der ganze Stein ward mit Gummi überzogen und, nachdem dieses trocken geworden, die Zeichnung mit scharfen Instrumenten eingearbeitet. Ward sodann der Stein gefeuchtet und mit Farbe übergangen, so hing diese sich nicht an die mit Gummi bedeckte Platte, sondern nur an die durch Gravirung bloßgelegten Stellen derselben an.

Im Jahre 1799 erhielt Senefelder ein 15jähriges Privilegium für ganz Bayern, das ihm freilich nicht viel nützte, da sich trotzdem auch Andere seiner Erfindung bemächtigten. Er selbst nannte dieselbe Steindruck; erst 1805 legten ihr Schulrath Steiner, Inspektor Weichselbaumer und Professor Mitterer den Namen Lithographie bei. Senefelder lebte von 1803 bis 1808 in Wien und bildete dort die Lithographie zu vierundzwanzig verschiedenen Manieren in Kunstdruck aus. Seit 1809 widmete er sich ununterbrochen den Verbesserungen des Steindrucks und schloß die Reihe seiner Erfindungen mit derjenigen des Oelfarbendrucks, der übrigens mit dem heutigen Verfahren nichts gemein hat, vielmehr auf dem Gedanken beruhte, ein Oelgemälde vom Original weg zu vervielfältigen. Nach nur sechstägiger Krankheit starb Senefelder am 26. Februar 1834. Schon bei seinen Lebzeiten hatte sich die lithographische Kunst in ihren verschiedenen Richtungen über die ganze civilisirte Welt verbreitet, und es giebt jetzt kaum einen Berufszweig, der ihrer ganz entbehren könnte. Dem Künstler und Kunstfreunde liefert sie werthvolle Zeichnungen, dem Musiker Notenhefte, dem Beamten Tabellen und Formulare, dem Kaufmann Wechselformulare, dem Schüler Vorlagen, und dem Landmann schmückt sie das Päckchen Rauchtabak mit einem Bilde.

Die Glasmalerei verdankt ihre Wiederbelebung dem Sigismund Frank, welcher ein Jahr früher als Senefelder (1770) in der Freien Reichsstadt Nürnberg geboren ward. Nachdem er sich zu einem tüchtigen Porzellanmaler herangebildet, war Frank eines Tages zufällig Zeuge, wie ein reisender Engländer einem Nürnberger Glasermeister für einige Scherben alter Glasgemälde eine namhafte Summe zahlte. Als der Engländer sich entfernt hatte

und Frank dem Glaser seine Verwunderung über die Höhe der Summe aussprach, entgegnete dieser, Ruhm und Reichthum seien Dem gewiß, dem es gelänge, die seit dem 18. Jahrhundert fast ganz verloren gegangene Technik der alten Glasmalerei wiederzuentdecken, und er erweckte dadurch in Frank den Gedanken, sein ganzes Leben dieser Aufgabe zu widmen. Aber Jahre vergingen und kostspielige Versuche verzehrten sein Vermögen, ohne daß er sein Ziel erreichte. Erst seit dem Jahre 1804 begannen seine rastlosen Bestrebungen einige Aussicht auf Erfolg zu bieten. Zuerst beschränkte sich Frank auf die Malerei von Wappen, bis König Max I. ihn in den Stand setzte, seine Kunst in Nürnberg großartiger zu betreiben und wirkliche Glasgemälde auszuführen. Diese gelungenen Arbeiten verschafften ihm eine Berufung nach München und eine Anstellung an der königlichen Porzellanmanufaktur (1818). Hier standen ihm alle Mittel zu Gebote, um seine Kunst zu vervollkommnen, und in kurzer Zeit übertrafen die von Frank erfundenen Gläser an Schönheit selbst die vollendetsten der alten Meister. Im Jahre 1827 errichtete König Ludwig I. in München eine große Glasmalanstalt unter Frank's Leitung, aus welcher bereits in den ersten Jahren ihres Bestehens die berühmten Fenstergemälde für den Regensburger Dom, später diejenigen für die Mariahilfkirche in der Vorstadt Au hervorgingen. An diese schlossen sich die Fenstergemälde für die Kirche zu Kilntown in Kent, für das Schloß Hohenschwangau, für die Isaakskirche in Petersburg, endlich die von König Ludwig für den Kölner Dom gestifteten Fenster (1844—1848).

Frank starb am 18. Februar 1847, nachdem er die Glasmalerei von München aus in seinem Vaterlande und in fernen Ländern wieder zu Ehren gebracht und eine Anzahl jüngerer Kräfte in seine Kunst eingeführt hatte. Die Anstalt für Glasmalerei in München behauptete auch nach seinem Tode unter der Leitung Max von Ainmüller's († 1870) ihren alten Ruf und ihre hohe Bedeutung und ward erst im Jahre 1874 aufgehoben.

Bei den alten mosaikartigen Darstellungen wurden viele kleine Stücke verschiedenfarbigen Hüttenglases — d. h. eines Glases, das seine Farbe bereits beim Schmelzen durch Zusetzen von Metallen angenommen hat, — nach vorliegenden Zeichnungen mittels dünner Bleizüge zusammengesetzt. Diese sogenannte musivische Glasmalerei kommt im Wesentlichen auch in München zur Anwendung, und die unübertreffliche Schönheit der in Masse gefärbten Glasflüsse giebt den Münchener Glasmalereien ihren eigenthümlichen Charakter. Andere Richtungen gehen darauf hinaus, Zeichnungen und Farbennüancirungen, Schatten und Licht durch Aufmalen und Einbrennen der Farben in weißes Glas, ähnlich wie bei der Porzellanmalerei, hervorzubringen. Zur Erhöhung der Lichtwirkung bedient man sich des sogenannten Ueberfangglases, d. h. zweier aneinander geschmolzener Glasschichten, nämlich einer farblosen (oder gelben), die mit einer farbigen (namentlich rubinrothen) überzogen ist, so daß durch theilweises Herausschleifen des farbigen Ueberzuges größere Durchsichtigkeit und Leuchtkraft verliehen wird. Die musivische Glasmalerei kommt niemals ausschließlich zur Anwendung. Immer sind nicht nur Schatten, sondern bunte Partien mit Zeichnung und Nüancirung, Gesichter, Laubwerk, Verzierungen &c.

einzubrennen, Ueberfanggläser abzuschleifen und mit anderen Farben auszufüllen, um einen harmonischen Gesammteindruck zu erreichen.

Auch jetzt wird die wiedererweckte Kunst in München noch gepflegt und zwar nicht blos durch Künstler, wie die Brüder Josef, Anton und Leo Scherer, sondern auch in einer großen Anstalt, an deren Spitze Zettler steht, welcher namhafte Künstler, wie Xaver Barth, den Historienmaler, Hofmann, den Architekten, Dopfer, den Ornamentiker u. a., beschäftigt. Sie bildete ursprünglich eine Tochteranstalt der großen Mayer'schen Kunstanstalt für kirchlichen Schmuck, welche ihren Ruf vorzüglich dem Bildhauer Professor Knabl verdankt und die Kirchen aller fünf Welttheile mit ihrer künstlerischen Ausstattung versorgt. Unter Knabl's Leitung stieg die Zahl der an dieser Anstalt beschäftigten Arbeiter von 20 auf 200, der Umsatz von jährlich 25—30,000 Gulden auf mehr als eine halbe Million: ein Resultat, welches hauptsächlich dadurch erreicht wurde, daß das Prinzip der Arbeitstheilung hier auf eine an sich rein künstlerische Produktion angewendet ward.

Den Zwecken der Kunst dient auch die unter König Maximilian I. (1824) durch Stiglmayr gegründete Erzgießerei (unweit der Nymphenburger Straße), welche schon in den ersten Regierungsjahren König Ludwig's I. einen Weltruf erlangte. Nach Stiglmayr's Tode (1844) wurde dessen Neffe Ferdinand von Miller zum Direktor der Anstalt ernannt und dieser leitete den Guß jener großen Anzahl von Erzmonumenten, welche die Plätze der Hauptstadt schmücken. Aber auch fremde Welttheile nahmen die Anstalt in Anspruch. Zu den zahlreichen Aufgaben, welche die königliche Erzgießerei zu München für Nordamerika zu erfüllen hatte, gehörte der Guß des großen Kreling'schen Brunnens für Cincinnati und des Denkmals für Lincoln von Roger.

Die großartigste Leistung der Erzgießerei in Anbetracht der kolossalen Massen, welche zu bewältigen waren, bestand wol in dem Gusse der Bavariastatue, welcher die Errichtung eines Ofens erforderte, in dem 50,000 Pfund Metall zugleich geschmolzen werden konnten. Zum Gusse des Brusttheils wurden allein 290 Centner auf einmal verwendet.

Die Form aus feuerfesten Sandstücken steht in der tiefen Gießgrube. Ein gemauerter offener Kanal führt von der Oeffnung des Ofens in schiefer Neigung nach einem trichterförmigen Becken oberhalb der Form, aus welchem mehrere Röhren das flüssige Erz in das Innere der Form zu leiten haben. Die Röhren sind an den Eingüssen noch durch Zapfen verschlossen. Die Form ist umgeben von starken Mauern, an allen Seiten mit Eisenstangen und Schrauben eingeklammert, um dem ungeheuern Drucke der flüssigen Metallmassen Widerstand zu leisten. Schon seit mehreren Tagen brennt das fortwährend geschürte Feuer im Ofen. Die weiß, grün und blau herauszüngelnden Flammen deuten auf den furchtbaren Hitzegrad in seinem Innern. Halb entkleidete Männer umstehen ihn und mengen ununterbrochen mit Ablösungen Tag und Nacht die kochende Erzmasse, um jedes Anlegen des Erzkuchens an die Seiten des Gußofens zu verhindern.

Durch die langdauernde und stets gesteigerte Feuerung war beim Gusse der Bavaria eine solche Hitze im Gußhause entstanden, daß das Gebälke zu

glühen und zu brennen anfing. Mit Wasser durfte nicht gelöscht werden, da kalte Flüssigkeit, in das glühende Erz gebracht, die unmittelbare Zerstörung des Ofens und des Hauses zur schrecklichen Folge gehabt haben würde. Die Feuerschürung mußte trotzdem fortgesetzt werden, und das weitere Umsichgreifen des Feuers wurde mittels Bedecken des Gebälkes mit nassen Tüchern einigermaßen gehindert.

Der Meister prüft noch einmal die Erzmasse, er öffnet die Luftpfeifen, welche die Luft beim Eindringen des Metalls aus der Form wegführen, und in der größten Gefahr ertönt jetzt sein Ruf: „Laßt brennen, das Erzmeer ist gußreif!“ — — Ein Augenblick banger Stille, hervorgerufen durch das Gefühl der höchst gefahrvollen Lage, dann ein mächtiger Schlag, welcher das Stichloch des Ofens öffnet, und während das innere Gebälke des Daches in Flammen steht, ergießen sich die feuerbraunen Wogen aus dem Gußofen in das Bassin oberhalb der Form. Alsbald werden die Zapfen an den Eingüssen der Röhren zurückgezogen und das Erz flutet in die Tiefe der Form hinab. Es dröhnt und bebt in der Grube — stürmisches Gepolter wäre ein schlimmes Zeichen — und die Luftpfeifen hauchen dicken, gelben Qualm aus. Endlich steigt das flüssige Erz wie ein Springquell aus denselben empor. Ein freudiger Schrei aus beklommener Brust — die Form ist gefüllt, der Guß gelungen! —

Während die vorhin genannte Erfindung der Lithographie nach Senefelder's Tode durch Franz Hanfstängl (geb. 1804) in München zu einer hohen Stufe künstlerischer Ausbildung erhoben wurde, fand ebendaselbst bereits eine andere Reproduktionstechnik Pflege und Förderung, welche die Lithographie bald fast ganz verdrängte, nahm auch die Photographie dank der unermüdlichen Thätigkeit Hanfstängl's, Albert's und Bruck's in München einen Aufschwung, den sie anderwärts kaum erreichte. Im Vereine mit Münchener Künstlern arbeiten die dortigen Photographen für den gesammten deutschen Buchhandel, denn die neue Technik hat sich fast ausschließlich der Illustration und des Kunstverlages bemächtigt. Die photographischen Bilder aus der Anstalt von Josef Albert (geb. 1825) — z. B. die Frauengestalten Goethe's von Kaulbach, die Bilder der Pinakothek, — dürfen in ihrer Art als Meisterwerke angesehen werden.

Neu erfand er das Verfahren, Photographien derart vorzurichten, daß sogleich von ihnen auf der Buchdruckpresse mit Druckerfarbe gedruckt werden kann, den sogenannten Lichtdruck (auch Albertypie), welcher den Photographen wenigstens beim Reproduziren unabhängig von Lichteinflüssen macht.

Weniger als die Lithographie wurde die Holzschneidekunst von den Fortschritten der Photographie berührt. Der illustrirende Holzschnitt schuf sich schon zu Anfang der vierziger Jahre in der Anstalt von Braun und Schneider einen eigenthümlichen Stil, der nirgends treffender zum Ausdruck kam als in den Fliegenden Blättern, denen später die Münchener Bilderbogen folgten, zwei Unternehmungen, welche ein spezifisch Münchener Gepräge tragen, nichtsdestoweniger aber über die ganze Welt verbreitet sind und viel dazu beigetragen haben, die nüchternen Norddeutschen mit dem frischen Humor und Gemüthsleben ihrer süddeutschen Landsleute vertraut zu machen.

Wie das Witzblatt „Kladderadatsch“ nur in Berlin, so konnten die „Fliegenden Blätter“ nur in München entstehen und gedeihen. Sie wurzeln ganz speziell im Münchener Boden und in dem harmlos glücklichen Humor, der das Münchener Künstlerleben vor 1848 durchwehte. Es war die Zeit des behaglichen, fröhlichen Lebensgenusses und der höchsten Blüte der Münchener Kunst, die Zeit der märchenhaften Künstlerfeste in den Prunksälen des Odeon und in den Buchenwäldern bei der Menterschwaige und bei Großhesselohe. Damals lebte in München ein guter Maler, Namens Kaspar Braun, ein Schüler von Peter von Cornelius, der hatte in Paris die Kunst des Holzschneidens erlernt und dachte, sie in Deutschland, wo sie einst so meisterhaft geübt ward, wieder einzubürgern und zu höherer Entwickelung zu bringen. Zu diesem Behufe errichtete er in seiner Vaterstadt ein eigenes Atelier. Ein junger Buchhändler, Friedrich Schneider aus Augsburg, ward sein Partner, und da derselbe die köstlichen Humoresken sah, welche die Künstler in ihrer Kneipe beim Stubenroll hinwarfen, schlug er Braun die Herausgabe eines humoristischen illustrirten Blattes vor. So flatterten die ersten Nummern der „Fliegenden Blätter“ in die Welt und fanden freundliche Aufnahme. Bald waren Franz Trautmann und Graf Pocci, Eduard Fentsch und Hermann Marggraff, Levin Schücking und Ludwig Steub als Mitarbeiter geworben; an sie reihten sich Stauber, Schmolze, Karl Reinhardt, Tony Muttenthaler, Karl Spitzweg, Hermann Dyck und Heider als Zeichner an und selbst Meister Schwind zeichnete manches köstliche Blatt für das junge Unternehmen.

Da kamen die schwülen Tage von 1848 und drückten auch auf den alten harmlosen Humor der „Fliegenden Blätter“. Kurz ehe die tausendste Wochennummer ausgegeben ward, ging Friedrich Schneider, der bisherige Herausgeber, hinüber und Eduard Ille trat an seine Stelle. Mancher Name von gutem Klange begegnet uns auch fernerhin: Gerstäcker, Stieler und Seifried, ebenso Dietz, Watter und Wilhelm Busch traten für Dahingeschiedene und Weggegangene ins Glied. An ihrer Spitze marschirt mit der Kraft eines Jünglings der wackere Kaspar Braun, so viele Jahre auch über sein nun ergrautes Haupt hinweggezogen. Der Vater des Eisele und Beisele, des Heulmaier und Wühlhuber, der Erfinder von Tausenden der besten „schlechten“ Witze, hat sich seinen Humor in allen Stürmen des Lebens bewahrt, und Stauber und Ille, die schon in ihrer Jugend den „Fliegenden Blättern“ ihre Kräfte zugewendet, stehen noch heute treu zu ihm. —

Wenn auch nach dem Gesagten es sich als eine arge Verleumdung erweist, daß München allein der Bierindustrie huldige, so darf doch dieser wichtige Erwerbszweig hier nicht ganz übergangen werden; hat doch die Bierproduktion in München von Jahr zu Jahr zugenommen. Dieselbe betrug in dem Geschäftsjahre vom 28. Juli 1875 bis 29. Mai 1876: 1,229,424 Hektoliter, beiläufig ein Zehntel der gesammten Bierproduktion Bayerns. (Die gesammte Bierproduktion Bayerns betrug 1875: 13,250,153 Hektoliter, wovon 12,730,515 Hektoliter im eigenen Lande konsumirt wurden; dies ergiebt pro Kopf einen Bierkonsum von 253 Litern.) Da wir jedoch auf diesen Industriezweig überhaupt noch an anderer Stelle zu sprechen kommen, das Münchener

Gebräu aber bereits im Hofbräuhause, im Bockkeller und beim Zacherlbräu probirt haben, so dürfen wir uns hier auf diese Andeutung beschränken.

Fast alle Industriezweige, die in München blühen, beruhen auf der Pflege, welche die Kunst daselbst findet; und wenn sie in den letzten Jahren ihr Gebiet bedeutend erweitert haben, so danken sie dies der Thatsache, daß ihre Verbindung mit der Kunst eine lebendigere, innigere geworden. Ihr ist es auch zu danken, daß der Werth der Gesammtproduktion der Kunst und der Kunstindustrie in den letzten zehn bis zwölf Jahren sich um das Drei- und Vierfache vermehrt hat. Wenn trotzdem der aufmerksame Beobachter erkennt, daß die Münchener Kunstindustrie sich immer noch in einem Entwickelungsstadium befindet, so berechtigt dies zu um so größeren Erwartungen für die Zukunft der schönen Isarstadt.

Münchener Volksleben; der Metzgersprung und Schäfflertanz. In dem Münchener Volksleben ist noch nichts von jenem Heimat und Vaterland verleugnenden Weltbürgerthum zu spüren, das sich in mancher anderen Großstadt geltend macht. Es ist, als wehte noch Etwas von der frischen Luft der Berge bis in die Straßen der Isarstadt hinein und bewahrte ihre Bewohner vor der Gefahr, von „des Gedankens Blässe angekränkelt“ zu werden. München liegt nicht an einem Knotenpunkt großer Verkehrsstraßen, wo durch das Zusammenströmen verschiedenartiger Elemente und Interessen oft die eigenthümlichen Züge des Lokalcharakters verwischt werden; andererseits wird aber auch die Bevölkerung durch den Fremdenverkehr in der Stadt und durch die nahe Berührung mit den Kunstkreisen vor Einseitigkeit geschützt. Der Münchener ist beharrlich und zäh, schwerblütig und dickköpfig, — Eigenschaften, die von Manchen mit dem Biergenuß in Beziehung gebracht werden. Eigenthümlich ist ihm die Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, welche ihn an allen Ereignissen am Hofe wie an großen Familienereignissen Antheil nehmen läßt. Das zähe Festhalten am Alten artet in kirchlichen Dingen bei dem katholischen Theile — und dieser bildet beinahe neun Zehntel der Bevölkerung (unter 190,000 Einwohnern etwa 20,000 Protestanten) — auch bis zum Aberglauben aus, in den sich — ihnen selber unbewußt — auch noch altheidnische Ueberlieferungen einmischen. — Zwei uralte Volksbräuche haben sich unter den Münchenern bis auf unsere Tage vererbt. Keine Urkunde verzeichnet das Jahr, in welchem die Münchener Schäfflergesellen zum ersten Male tanzend durch die Straßen zogen, und Niemand weiß zu sagen, wann die Lehrburschen der Metzger zum ersten Male in den Brunnen sprangen. Das Eine aber wie das Andere soll geschehen sein, als München von der Pest heimgesucht war. Dies war nicht weniger als achtmal der Fall, in den Jahren 1221, 1463, 1515, 1517, 1572, 1628, 1634 und 1680, und da besteht denn die Wahrscheinlichkeit, daß der Schäfflerumzug und Metzgersprung bereits einem der beiden erstgenannten Jahre ihren Ursprung verdanken.

Furchtbar hatte die Seuche gewüthet und allem Frohsinn, aller heiteren Lebenslust ein Ende gemacht. Niemand wagte sich mehr auf die Straße hinaus und selbst die Kirchen blieben leer. Während die von der Seuche verschont Gebliebenen mit bleichen Gesichtern noch hinter ihren halbverschlossenen

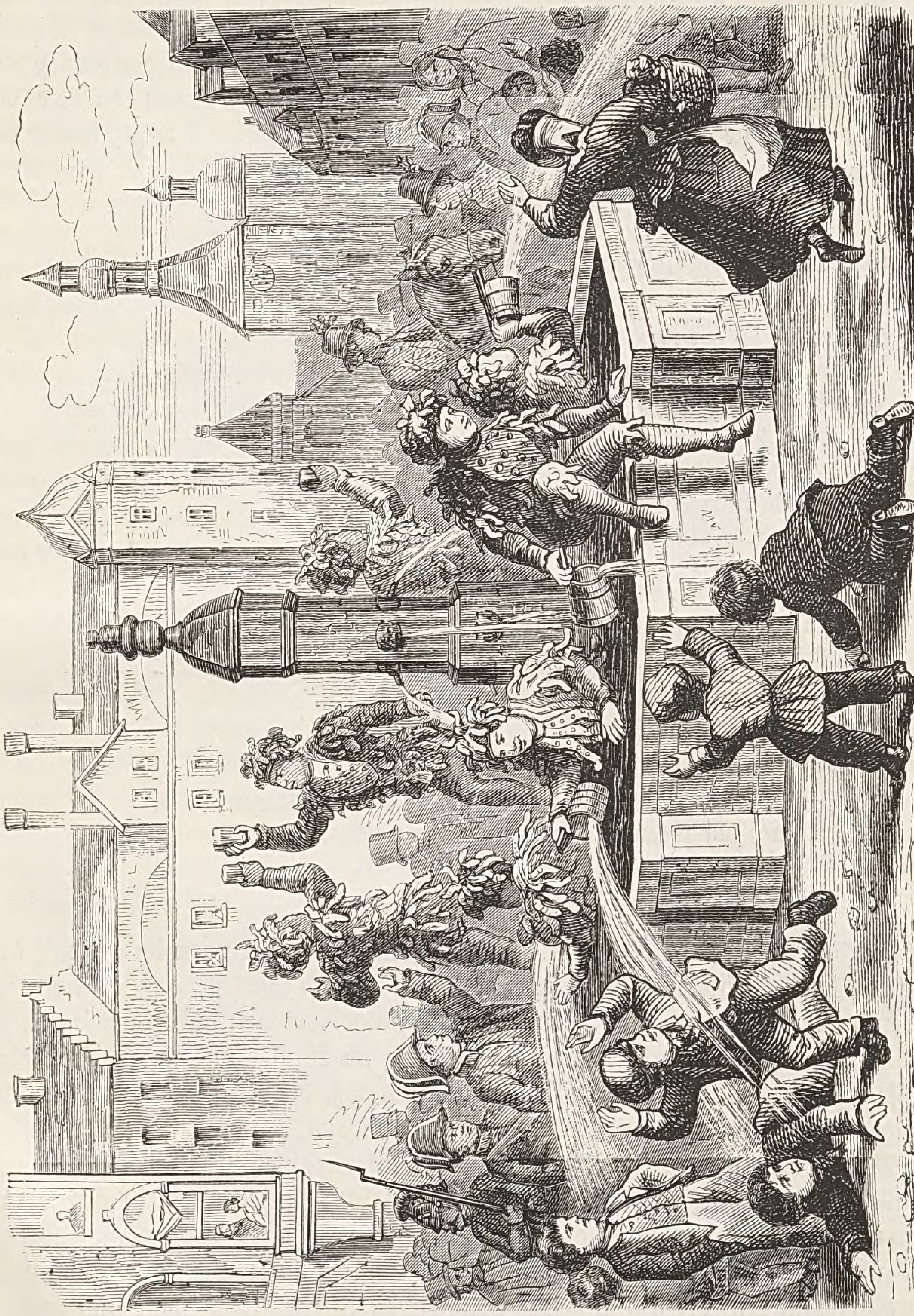
Fenstern saßen und kaum auf die Straße zu schauen wagten, erschallten eines Tages Musik und Schalmeien durch die öden Gassen, — es waren die Schäffler (d. i. Böttcher oder Küfer), die mit grünumwundenen Reifen tanzend durch die Straßen zogen, um die Menschen aus ihren dumpfen Wohnungen zu locken und den alten Frohsinn wieder zu erwecken. Noch weiter trieben es die Metzger, die, in Kalbs- und Schaffelle gehüllt, bis auf den Schrannenplatz zogen, dort zum Zeichen, daß die Gefahr vorüber sei, in den Fischbrunnen sprangen, sich darin badeten und die Nächststehenden in derbem Muthwillen mit Wasser begossen, wobei die „Gret' in der Butten" — ein Spaßvogel in der Maske eines alten häßlichen Weibes — den Buben, die sich zu weit vorwagten, das Gesicht mit Ruß anschwärzte. Jung und Alt eilten an die Fenster, ergötzten sich an dem ungewohnten Schauspiel, traten aus den halb ausgestorbenen Häusern heraus und schlossen sich lachend dem Zuge an.

Der Metzgersprung hatte sich dann als Zunftfeierlichkeit beim Freisprechen der Lehrlinge bis zum Jahre 1862 erhalten, als die neue Gewerbeordnung ihm auch diese Bedeutung nahm. Als nun die Metzger zum letzten Male ihren Sprung in den Fischbrunnen ausführen wollten und in feierlichem Aufzuge in der Residenz vor König Maximilian II. erschienen, sprach ihnen dieser sein Bedauern darüber aus, daß der alte lustige Brauch eingestellt werden solle, und rieth ihnen, es damit beim Alten zu lassen. So thaten sie es denn auch, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Am Faschingsmontag früh 9 Uhr versammeln sich alle Genossen der Metzgerzunft auf ihrer Herberge, einen blauen Tuchmantel (in Altbayern das Ehrenkleid des Mannes) über dem Festgewande, einen Strauß frischer Blumen in der Hand. Auch die Meistersöhne sind darunter. Die kleinen Bursche tragen kurze, schwarzsammtene Beinkleider, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe, rothe Westen und eben solche Röckchen, dazu grüne Hütchen, mit Bändern und Blumensträußen geziert, den Wetzstahl an der Seite, wie ihre Urgroßväter im Sonntagsstaate stolzirten. So hebt man sie auf wohlgefütterte Pferde, in deren Mähnen und Schweife Blumen und farbige Bänder eingeflochten und die mit alterthümlichen, aus der königlichen Sattelkammer entliehenen, sammt- und silberbeschlagenen Sätteln bedeckt sind. Auf ähnlich geschmückten Rossen sitzen die freizusprechenden Lehrjungen oder Lehrner. Auch sie tragen den rothen Jänker (Jacke) und unter demselben das blendendweiße Schäberl (Schürze), darüber den blanken Wetzstahl.

Nun wird feierlich mit Musik aus dem Hause seines Dienstherrn der Hochzeiter abgeholt, d. i. ein Meisterssohn, welcher schon vierzehn Tage vorher erwählt ward, die große zinnerne Zunftkanne und den Becher zu tragen. Er ist, gleich dem Altgesellen, mit einem altmodischen rothen, mit Silber bordirten Rock bekleidet; dazu kommt ein dreieckiger Hut und der Degen am breiten Bandelier. Die Zunftkanne ist mit Blumen, Bändern, goldenen und silbernen Quasten geziert. Der Becher oder Willkomm ist von Silber und reich vergoldet; der Griff stellt einen Metzger mit dem Beile vor, und die Außenseite zeigt das von zwei Widdern gehaltene Bild eines Fleischers, der einen Ochsen schlägt, mit der Jahreszahl 1670.

Der Hochzeiter wird zuerst zum Altgesellen, dann auf die Herberge und von dort in die St. Peterskirche zur Messe geleitet. Die Musik und die Berittenen eröffnen den Zug, der Altgeselle mit den Beisitzmeistern schließt ihn.



Der Metzgersprung.

Von der Kirche geht der Zug in die Residenz, um dem König und der königlichen Familie den Willkomm darzubringen, und dann zu dem Fischbrunnen auf dem Schrannenplatze. Nun verschwinden die Lehrjungen für kurze Zeit, um ihre Taufkleider anzulegen. Nach dem Gebetläuten erscheinen sie wieder

unter Anführung des Altgesellen. Sie sind jetzt von Kopf bis Fuß weiß gekleidet, Jacke und Hosen mit Hunderten von Kälberschwänzen ausstaffirt, die, so oft sie sich schütteln, zum allgemeinen Jubel lustig um sie herumwedeln. Dreimal umwandeln sie mit gemessenen Schritten den Brunnenrand, über welchen eine lange Tafel gestreckt ist, damit sie und der Altgesell darauf stehen können. Letzterer bringt nun mit kräftiger Stimme die Gesundheiten auf den König und seine Familie aus, wobei er jedes geleerte Glas in den Brunnen wirft, damit es nicht mehr zu anderem Trunke benutzt werden könne. Darauf findet der feierliche Akt der Freisprechung mit folgendem Dialoge statt:

Altgesell.

Wo kommst Du her, aus welchem Land?

Lehrner.

Allhier bin ich gar wohl bekannt.
Allhier hab' ich das Metzgerhandwerk aufrichtig und redlich gelernt;
Ebendarum will ich auch ein rechtschaffener Metzgerknecht wer'n.

Altgesell.

Ja, ja, allhier hast Du das Metzgerhandwerk aufrichtig und richtig gelernt,
Sollst auch ein rechtschaffener Metzgerknecht wer'n.
Du sollst aber getauft wer'n zu dieser Frist,
Weil Du gern Fleisch, Bratwürst' und Bratl ißt.
Sag' an mir Deinen Namen und Stammen,
So will ich Dich taufen in Gottes Namen.

Lehrner.

Mit Namen und Stammen heiß' ich N. N. in Ehren,
Das Taufen kann Dir Niemand wehren.

Altgesell.

Nein, nein! Das Taufen kann mir Niemand wehren,
Dein Namen und Stammen muß verändert werden,
Du sollst hinfüro heißen Johann Georg Gut,
Der viel verdient und wenig verthut.

Während dieser Sprüche schlägt der Altgeselle den Lehrlingen immer mit der flachen Hand zwischen die Schultern, damit sie sich merken, daß es auch im Leben manchen Schlag und Stoß giebt. Dann springen die Freigesagten in das Brunnenbecken hinab, tummeln sich lustig im Wasser und werfen Brezeln, Nüsse und Aepfel unter das Volk, überschütten aber die Neugierigen und Naschlustigen, die sich dem Rande des Brunnens nähern, unter dem lauten Jubel der Menge aus großen Schöpfeimern mit Wasserstrahlen. Ist des Spaßes zur Genüge, so verlassen die neuen Gesellen das Bad, in welchem sie alle Lehrlingsunarten von sich abgewaschen haben. Sie erhalten nun weiße Binden und silberne Denkmünzen umgehängt und es labt ein guter Schmaus die wassererprobten Jungen, die sich aus ihren triefenden Vließen losgeschält und wieder trockene Kleider angelegt haben. Die Abende des Faschingsmontags und Faschingsdienstags werden vertanzt, und damit hat das Fest ein Ende.

Der Schäfflertanz findet nur alle sieben Jahre statt. Dann durchziehen einige Wochen vor Fastnacht die Münchener Faßbinder in wohlgeordnetem

Zuge, heiter geschmückt, unter beständiger Musik die Straßen der Stadt. Voran der Vortänzer oder Vorreigner, mit vergoldetem, bändergeschmücktem Scepterstabe; ihm zur Seite die Umfrager, die nach jedem Tanze, sobald sie dem Hause nahen, dem der nächste Auftanz zugedacht ist, vorauseilen und um die Erlaubniß zur Aufführung des Tanzes bitten. Ihnen folgen die beiden Reifschwinger mit dem über die Achsel hangenden Reifen. Hinter diesen schreitet der Nachtänzer, welchem etwa zwanzig Gesellenpaare folgen. Alle Reigner oder Reifner sind fein und zierlich in rothe Rundjäckchen gekleidet mit ganz kleinen Schößchen, dazu eine weiße Weste, schwarzmanchesterne Beinkleider bis zum Knie, weiße Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen; von der linken Hüfte greift über den Latz und den rechten Schenkel ein feines gelbes Vor- oder Schurzfell. Den Kopf ziert eine grüne Kappe mit einer weiß und blauen Feder über dem linken Ohre. Alle Paare tragen große, mit Buchs dicht umwundene Halbreifen. Ein Hanswurst führt den Zug an, ein anderer schließt ihn; beide sind in Grün, Weiß und Blau gekleidet.

Sobald der Zug vor dem Hause eines Gönners Halt macht, ordnet sich der Reigen, Bogen an Bogen, indem Jeder in jeder Hand ein Ende des Nebenbogens faßt. Alle senken zum Gruße gleichzeitig die Reifbogen erdwärts, und nun beginnt unter Führung des Vorreigners der „große Achter", Anfangs mit einfachen Kreisumgängen und Kreiswendungen; dann werden unter Hochhalten der Reifbogen allerlei Laubengänge, Kronen und Rosen gebildet, die sich nach mannichfachen labyrinthischen Windungen doch endlich wieder in wohlgeordnetem Reigen auflösen, während der Reifenschwinger, in der Mitte des Kreises auf einem Fasse stehend, unter dem Takte der raschfröhlichen Musik den Reifen mit den in ihm stehenden gefüllten Weingläsern um Haupt, Hals und Hüften und unter den Beinen weg mit so muster- und meisterhafter Geschicklichkeit schwingt, daß aus den Gläsern auch nicht ein Tropfen verschüttet ist, wenn sie zum Lebehoch ausgetrunken werden sollen. Nach dem Ehrentrunk wird das Glas, der Sitte gemäß, häuptlings oder rücklings in die Luft geschleudert; aber Hanswurst, der sonst durchaus kein Knicker ist, weiß es geschickt in seinem Spitzhut wieder aufzufangen. Zuweilen hört man auch wol während des Tanzes das ängstliche Aufjauchzen weiblicher Stimmen; dann hat der Hanswurst vielleicht in der Zuschauermenge ein hübsches Gesicht unter der Riegelhaube mit Ruß angeschwärzt oder ein muthwillig erhaschtes Mädchen in den Bannkreis der Reifen gelockt und führt sie nun wieder als vornehmer Kavalier mit zierlichen Schritten aus dem Laubengange der erhobenen Reifenbogen auf ihren Platz im Zuschauerkreise zurück.

Bis zum Jahre 1802 spielte bei dem Münchener Schäfflertanz die „Gretel in der Butten" eine Hauptrolle. Dies war ein Spaßmacher, welcher seinen vierfach aufgeschlagenen Hut mit den vier Aß aus der Eichelkarte verziert hatte, eine lange Wurst in der Hand hielt, von welcher er hin und wieder abbeißen ließ, öfter aber noch selber aß, und von einem anderen Spaßmacher in Verkleidung eines alten Weibes in einer Butte auf dem Rücken getragen wurde.

Wer aber zu begierig zugreifen wollte, der bekam statt des Imbisses das Gesicht mit Kohle geschwärzt. Nach der Volksmeinung sollte diese „Gretel in

der Butten" die Erinnerung an ein Bauerweib bedeuten, das sich nach überstandener Pest mit Eiern in ihrer Butte zuerst in die halbentvölkerte Stadt hineingewagt haben soll. Andere führen sie auf die altgermanische Todesgöttin zurück und bringen den Metzgersprung und Schäfflertanz in Beziehung mit den heidnischen Sühnopfern, die gewöhnlich von Tänzen begleitet waren.

Das Oktoberfest. Die Krone aller Münchener Volksfeste ist das Oktoberfest, das seinem Ursprunge nach der neueren Zeit angehört.

Als am 12. Oktober 1810, dem Geburtstage des Königs Maximilian I., dessen Sohn, der Kronprinz Ludwig, mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Altenburg sich vermählte, da wollte die getreue Stadt München ihre Theilnahme an diesem Ereignisse durch ein großes Volksfest bekunden. Ein Pferderennen, seit Jahrhunderten das beliebteste Volksvergnügen in Altbayern, sollte den Glanz- und Mittelpunkt des Festes bilden. Der 17. Oktober ward zum eigentlichen Festtage bestimmt, und die Aufforderung zur Theilnahme fand im ganzen Volke freudigen Anklang. Insbesondere strömte das Landvolk von allen Seiten der Hauptstadt zu, und die Nationalgarden von München, Augsburg, Landshut und Straubing rückten mit klingendem Spiele und wehenden Fahnen auf die Festwiese im Südwesten der Stadt, welche der fürstlichen Braut zu Ehren seit diesem Tage „Theresienwiese" genannt ward. Junge Paare aus allen Landestheilen legten die besten Erzeugnisse der Heimat als Opfer treuer Volksliebe den Neuvermählten zu Füßen. Dann fand Angesichts des Hofes das Pferderennen statt.

Dies war das erste Oktoberfest, dessen glücklicher Verlauf den Wunsch erweckte, von Jahr zu Jahr im Oktober ein ähnliches Volksfest zu begehen. Dank der Thätigkeit des landwirthschaftlichen Vereins für das Königreich gestaltete sich dieses Fest mehr und mehr zu einem landwirthschaftlichen Centralfeste. Preise wurden ausgesetzt für musterhafte Erzeugnisse des Ackerbaues, für nachgewiesene Verdienste in der Obstbaum-, Bienen- und Seidenzucht; Hornvieh-, Pferde- und Schafzüchter brachten ihre besten Thiere zur Hauptstadt, unterstellten sie dem Urtheile eines Schiedsgerichts und erhielten namhafte Belohnungen. So ist es denn auch noch heute.

Es ist Sonntag, der erste Sonntag im Oktober. Alle Gasthöfe der Hauptstadt sind von Fremden gefüllt, die Kunstsammlungen sind geschlossen und der größte Theil der Geschäfte ruht für eine Woche. Auf den Straßen herrscht ein buntes, bewegtes Treiben. Schon früh strömen endlose Züge aus allen Theilen der Stadt zum Sendlinger Thore hinaus nach der Theresienwiese und besetzen die Ebene und die sie im Halbzirkel umgebende Höhe, gleichsam ein Amphitheater, das die Natur für diese Feste erbaut hat. Die Wiese ist festlich geschmückt. Hohe Masten tragen Flaggen in den Farben des Landes und der Hauptstadt. Blauweiße Fähnchen bezeichnen die eiförmige Rennbahn, in deren Mitte ein längliches Rechteck, von Breterbuden umgeben, offen gehalten ist, um allen hungrigen und durstigen Seelen zu dienen.

In der Mitte des Amphitheaters ist ein großes Zelt für die königliche Familie errichtet, vor dem eine Compagnie Bürgerwehr als Ehrenwache aufgestellt ist. Dem Königszelte gegenüber erheben sich Tribünen für bevorzugte

Zuschauer und für die Musikchöre. Elegante Equipagen mit Münchener Stadtkindern schließen eine bunte, glänzende Reihe. Auf der Wiese lustwandeln Frauen und Mädchen in den heimatlichen Landestrachten, um zu sehen und gesehen zu werden. Von der Ruhmeshöhe blickt die eherne Bavaria auf das bunte Getümmel ihrer Kinder herab.

Nachmittags um 2 Uhr beginnt das Fest. Kanonendonner verkündet die Ankunft des Königs, der mit lautem Zuruf begrüßt wird. Knaben in altdeutscher Tracht tragen unter Vortritt eines ebenso gekleideten Trompetercorps die buntseidenen Preisfahnen und silbernen Medaillen am Königszelte vorüber und überreichen dieselben dem Könige. Nun ziehen die Aussteller selbst mit ihren Thieren und den Erzeugnissen der heimatlichen Fluren vorüber. Der schmächtige Roththäler, der beste Pferdezüchter des Landes, erscheint neben dem gedrungenen Oberländer und dem hochstämmigen Schwaben in festtäglicher Tracht, die Prachtstücke seines Gestütes führend. Die Mähnen der Rosse sind zierlich geflochten, seidene Schleifen und Bänder in den Landesfarben flattern darin, Zaum und Gebiß blinken wie Silber. Schmucke Dirnen in der kleidsamen Tracht des Oberlandes führen das mit Blumenkränzen und weitschallenden Glocken geschmückte Rind vor, des Oberlandes größten Reichthum. Hier scheut ein gewaltiger Stier vor der unruhigen Menge, dem Schmettern der Trompeten und dem Wehen der Fahnen. Im nächsten Augenblicke hängen drei oder vier kräftige Metzgerbursche an seinen Hörnern, um ihn zu bändigen. Er schüttelt sie wie Mücken ab und stürzt gegen die angsterfüllte Menge. Aber auch die Führerin hat sich ein Herz gefaßt, sie tritt dem Wüthenden in den Weg, schwingt ihren Preisstab gleich einem Scepter und ruft ihn in gebieterischem Oberbayerisch zur Ordnung, und das eben noch so wilde Thier folgt geduldig seiner ihm wohlbekannten Herrin. Den Rindern folgen feinwollige Schafe, staunenswerth gemästete Schweine.

Die Vertheilung der Preise erfolgt durch den König selbst und nur in Ausnahmefällen durch den von ihm beauftragten Stellvertreter.

Wieder naht ein malerisch geordneter Zug. Trompeter zu Pferde eröffnen ihn, dann folgen, altdeutsch gekleidet, die Träger der gold- und silbergestickten oder zierlich bemalten Rennpreisfahnen; dann die Rennbuben in schmucker, enganliegender Kleidung, von den Rennmeistern und einer Anzahl Jockeys geleitet; den Schluß machen die von ihren Besitzern geführten Rennpferde. An die geschlossene Schranke zurückgekehrt, harren die Reiter des Auffliegens derselben und schießen dann wie die Windsbraut die Bahn entlang. Dreimal muß die eine Viertelmeile lange Bahn umritten werden, und mit jedem Umritte wächst die Spannung der Zuschauermenge; Tücher flattern, Mützen und Hüte werden geschwenkt, bis endlich bei dem Ankommen der ersten Renner allgemeines Jauchzen und Zurufen losbricht. Sind die Rennpreise vertheilt, so ergießt sich die ganze Menschenmenge über die Wiesen und strömt den Buden zu, wo das beliebte Gebräu die Lebensgeister erfrischt.

Am nächsten Tage fängt das Festschießen mit Stutzen und Armbrust nach der Scheibe, dem Vogel und laufenden Hirsch an. Die aus allen Gauen des Landes herbeigezogenen Schützen versammeln sich vor dem Rathhause und

marschiren in geordnetem Zuge auf die Festwiese. Den Stadttrompetern folgen wieder die Preisträger mit den Fahnen, die mit schweren Geldgewinnen behängt sind, hierauf der Schützenmeister und die Schützen, Alle ein buntes, bebändertes Blumensträußchen auf Hut oder Mütze. Das Schießen dauert unter lebhafter Theilnahme des Publikums die ganze Woche hindurch, und während dieser Zeit wird die Theresienwiese nie leer von Besuchern aus der lebensfrohen Stadt. Am zweiten Sonntag erfolgt die Vertheilung der Schützenprämien und ein sogenanntes Nachrennen. Am Abend beschließt ein prächtiges Feuerwerk die olympischen Spiele der Bavaria.

Die Umgebungen Münchens; Nymphenburg; Blicke auf Freising und Ingolstadt. Wir haben die Umgebungen Münchens als unfruchtbare Hochfläche bezeichnet, dürfen jedoch der Stätten nicht vergessen, welche Reiz und Abwechselung in die Gegend bringen. Dahin gehören die freundlichen Isarhöhen bei Groß-Hesselohe, zwei Stunden oberhalb Münchens, nicht weit davon Schwanthaler's romantischer Rittersitz, Schloß Schwaneck (jetzt Eigenthum der Herren von Mayerfels), die Höhen an der Menterschwaige und bei Harlaching, dem mehrjährigen Lieblingsaufenthalt des Malers Claude Lorrain, die denkwürdige Sendlinger Höhe und die schon erwähnten Vergnügungsorte im Englischen Garten; ferner Bogenhausen mit der Sternwarte und mit schöner Aussicht auf die Stadt, Ober- und Unter-Föhring, ehedem den Bischöfen von Freising gehörig, endlich das unter Kurfürst Max Emanuel erbaute Lustschloß zu Schleißheim, drei Stunden nördlich von München.

Westlich von München in der Richtung auf Augsburg, eine Stunde von der Stadt, liegt das königliche Schloß Nymphenburg, dessen Bau unter dem prunkliebenden Kurfürsten Ferdinand Maria (1663) begonnen, unter seinem Nachfolger Max Emanuel vollendet ward. Gebäude und Garten erinnern lebhaft an die Versailler Schloß- und Gartenanlagen Ludwig's XIV., nach dessen Muster sich damals das Hofleben überall gestaltete. Derselbe Geschmack zeigt sich auch noch in den Anbauten, die Max Emanuel's Nachfolger Karl Albrecht und Maximilian III. ausführen ließen. Noch erinnert in der Einrichtung der stattlichen Schloßräume Manches an jene merkwürdige Kulturperiode, so das Spiegelzimmer, eine Galerie von Portraits der vornehmsten Damen am Hofe Ludwig's XIV., — der Montbazon, der Prinzessin Conti, der Herzogin von Berry u. A.; — der große, durch zwei Stockwerke hindurchgehende Hauptsaal mit der Aussicht über den Kanal auf München und das Paradeschlafzimmer mit dem Bett von Silberbrokat. Die Hauptzierde Nymphenburgs aber ist der in altfranzösischem Zopfstil angelegte Hofgarten mit seinen Wasserkünsten und Treibhäusern, seinen beschnittenen Baumgängen, Statuen, Vasen, seinen Tempelchen und Pavillons, wie die Badenburg und Amalienburg, die Magdalenenklause, die Pagodenburg u. s. w.

Die Zeiten sind längst vorüber, als schöne Frauen in bauschenden Reifröcken und elegante Herren mit hochgethürmten Allongeperrücken in diesen Anlagen lustwandelten. Seit König Maximilian I. (am 13. Oktober 1825) in diesem Schlosse selig entschlummerte, sind seine Räume verlassen und verödet.

In technischer Beziehung hat Nymphenburg Bedeutung durch seine Porzellanfabrik, welche hier 1758 als die fünfte in Europa entstand.

Nymphenburg hat einem in der Geschichte Bayerns verhängnißvollen Vertrage seinen Namen gegeben. Wie die Freundschaft Frankreichs dem Kurfürsten Max Emanuel Unglück gebracht, so ward sie auch seinem Sohne Karl Albrecht verderblich. Als Gemahl der Erzherzogin Maria Amalie von Oesterreich, Tochter Kaiser Josef's I. und Cousine der Maria Theresia, erhob Karl Albrecht beim Ableben Kaiser Karl's VI. (20. Oktober 1740), der keine männlichen Leibeserben hinterließ, Ansprüche auf die österreichischen Erblande und ließ sich in seiner Politik von dem auf Oesterreich eifersüchtigen französischen Hofe leiten. Der französische Marschall Belle-Isle erschien in München und bot ihm Frankreichs Unterstützung mit Geld und Truppen an. Am 18. Mai 1741 waren die französisch gesinnten Räthe des Kurfürsten mit diesem und dem Marschall im Konferenzsaale zu Nymphenburg versammelt, um das Bündniß Bayerns mit Frankreich zum Abschlusse zu bringen. Nur der klar sehende Kanzler Unertl war mit List ferngehalten worden, weil man seine Einsprache fürchtete. Als der Vertrag in dem wohlverschlossenen und bewachten Saale soeben unterschrieben werden sollte, erschien plötzlich Unertl, auf einer Leiter stehend, draußen am Fenster, stieß eine der Glastafeln in Scherben und rief mit warnender Stimme hinein: „Nicht unterschreiben, Durchlaucht! Denken Sie an Ihren Vater! Trauen Sie diesen Franzosen nicht; graeca fides gilt auch von ihnen.“ Umsonst! Die Stimme des muthigen Warners verhallte, und der verhängnißvolle Federzug ward gethan.

Bald darauf ward Karl Albrecht als Karl VII. zum Deutschen Kaiser gewählt, aber um dieselbe Zeit, als er unter französischem Schutze mit großem Gepränge zu Frankfurt a. M. gekrönt ward (24. Januar 1742), zogen die Truppen der Maria Theresia in München ein. Ganz Bayern bis auf Ingolstadt, Straubing und Landshut fiel in Feindes Hand und ward von Ungarn, Kroaten und Panduren überschwemmt. In München regierte eine österreichische Landesadministration, und die Stadt huldigte der Maria Theresia. Obgleich Kaiser Karl VII. in König Friedrich II. von Preußen eine mächtige Unterstützung fand, war er doch nicht vom Glücke begünstigt. Nachdem er nur für kurze Zeit seine Hauptstadt wiedergesehen hatte, schickte er sich an, dieselbe abermals zu verlassen, als ihn der Tod von allen Leiden befreite (20. Jan. 1745). Sein Nachfolger Maximilian Josef entsagte im Vertrage zu Füßen (April 1745) seinen Ansprüchen auf das österreichische Erbe und erhielt dafür seine bayerischen Erblande zurück.

Die Thürme der Frauenkirche zu München gestatten uns, noch einen Blick auf die ehemalige Nebenbuhlerin Münchens, die alte Bischofstadt Freising, zu werfen, deren mächtige Kirchthürme vier Meilen gegen Nordnordwest am linken Ufer der Isar auftauchen. Die Stadt liegt an der Einmündung der Mosach in die Isar auf und zwischen zwei Bergen. Die riesige Corbinianslinde zwischen Freising und Weihenstephan, deren Stamm neun Männer nicht zu umspannen vermögen, erinnert an den Heiligen, der sie mit eigener Hand gepflanzt und auf dem östlichen Berge den Grund zu den ersten Ansiedelungen

in diesen Gegenden gelegt haben soll; verdorrt die Linde — so geht die Sage— so naht auch das Ende der Stadt. Der westliche Berg trägt die Gebäude der von Corbinian (724) gegründeten ehemaligen Benediktiner-Abtei Weihenstephan, jetzt eine landwirthschaftliche Lehranstalt. Der heilige Bonifacius erhob Freising (bereits 739) zu einem ständigen Bischofssitze. Der stattliche romanische Dom mit seinen beiden gewaltigen Thürmen und berühmter Krypta stammt aus den Jahren 1160—1205. Das Innere des Portals zeigt noch heute die Bildnisse des Bischofs Adalbert I., des Kaisers Friedrich des Rothbarts und seiner Gemahlin Beatrix als Erbauer des Domes. Im Jahre 1802 wurde Fürstenthum und Stadt Freising der Krone Bayern einverleibt, und als 1817 die Krone mit der römischen Kurie ein Konkordat schloß, ward der Sitz des neuen Erzbisthums München-Freising nach der Landeshauptstadt verlegt, nachdem die berühmten wissenschaftlichen und Kunstschätze der alten Abtei größtentheils schon vorher nach München gewandert waren.

Unter den bedeutenderen Städten des alten Bayerns, welche zum gegenwärtigen Kreise Oberbayern gehören, haben wir eine bisher nur flüchtig berühren können: die Stadt Ingolstadt am linken Ufer der Donau, obgleich dieselbe als ehemaliger Sitz einer berühmten Hochschule und als starke Festung eine doppelte Bedeutung für Bayern hat. Die Hochschule wurde im Jahre 1472 unter Wilhelm dem Reichen gegründet. An ihr wirkten in der Reformationszeit bedeutende Männer, wie der Humanist Reuchlin, der bayerische Geschichtschreiber Aventinus und Luther's Gegner Dr. Eck. Seitdem die Jesuiten ihr erstes Kolleg in Ingolstadt gegründet hatten (1555), wurde die Hochschule der Hauptsitz der Theologie und umfaßte gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts gegen viertausend Studirende. Daß die Hochschule von Ingolstadt im Jahre 1800 nach Landshut, 1826 nach München verlegt wurde, ist bereits erwähnt worden. Wir werden Ingolstadt auch als Festung näher kennen lernen, wenn wir in dem folgenden Bande uns der Donau nähern und dieselbe überschreiten werden. Für jetzt beschränken wir uns darauf, nur Bilder aus den Landschaften südlich der Donau unseren Lesern vorgeführt zu haben.

Immerhin ist es ein schöner Theil unseres deutschen Vaterlandes, den wir durchwandert haben. Ein reiches geschichtliches Leben und eine glänzende kulturgeschichtliche Entwickelung sind auf seinem Boden gediehen. Oefters haben die Schicksale der Lande zwischen Alpen und Donau, dieser eigentlichen Kernlande des gegenwärtigen deutschen Königreichs Bayern, gewechselt; Sturm und Sonnenschein sind darüber hingegangen; was aber unverändert von alten Tagen bis auf unsere Zeit fortbestanden hat und sich wie ein rother Faden durch die Geschichte Bayerns zieht, das ist der Segen Gottes, der auf dem Lande ruht. Und dieser Segen, der über den Theil ergossen ist, kommt auch dem großen Ganzen zu Statten. Möge es denn ein Wahrwort für alle Zeiten bleiben, in das jeder Deutsche freudig mit einstimmt:

„Was war und ist, in Zeit vergeht; —
Gott's Lieb' für Bayern die besteht!"

Ende des ersten Bandes.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Das Neue Buch der Reisen und Entdeckungen.

Erweiterte neue Auflage von

Otto Spamer's

Illustrirter Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Unter Redaktion

von

Friedrich von Hellwald und Richard Oberländer.

Die Vermehrung geographischer Kenntnisse ist gleichbedeutend mit der Ausdehnung unseres gesammten Gesichtskreises; in ihrer Verbreitung ruht ein gewaltiger Hebel der Volksbildung, denn Vorurtheile und beschränkte Anschauungen fallen in demselben Grade, als sich der Geist vielfältig übt im Vergleichen fremder Zustände mit jenen in der Heimat. Diese Ueberzeugung ist heute wol zum Gemeingute aller Denkenden geworden.

Von diesem Standpunkte gehen auch wir aus, indem wir unser „Neues Buch der Reisen und Entdeckungen" dem größeren gebildeten Publikum vorlegen. In einzelnen abgeschlossenen Bänden, deren jeder ein abgegrenztes Gebiet behandelt, soll in geschmackvoller, ansprechender Form das Neueste und Beste zusammengestellt werden, was die Forschung der Gegenwart uns über ferne Länder bietet. Wir wollen keine gelehrten Werke schaffen, deren oft trefflicher Kern hinter der herben Schale einer trockenen, reizlosen Darstellung verborgen liegt. Geht uns aber auch niemals der Inhalt über die Form, so ist es doch andererseits unser sorgsamstes Bemühen, uns auch nicht um eines Haares Breite von der Basis zu entfernen, welche die strengste Wissenschaft gewährt. In einer stattlichen Reihe erschienener Bände haben wir uns bereits bemüht, diesem Ziele näher zu kommen, ermuthigt durch das dankenswerthe Entgegenkommen der deutschen Lesewelt. Vertrauend auf die Fortdauer jener ermunternden Theilnahme von Seiten des Publikums, werden wir auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren und mit thunlichster Beschleunigung die wichtigsten Gebiete unserer Erde dem Leser vor Augen führen.

Wir stützen uns hierbei vorwiegend auf die Reisen und Forschungen der Neuzeit, ja womöglich der allerjüngsten Tage, denn diese sind es vornehmlich, welche unsere geographischen Kenntnisse so sehr erweitert haben.

Den Reigen dieser modernen Erforscher eröffnet der unsterbliche Alexander von Humboldt, dessen thatenreiches Leben wir deshalb in einem besonderen Bande darstellen zu müssen glaubten. Um jedoch auch dem sehr berechtigten historischen Interesse Rechnung zu tragen, werden in zwei Einleitungsbänden die geographisch wichtigsten Reisen des Alterthums und Mittelalters, dann jene im „Zeitalter der Messungen" bis auf Humboldt, eine sachgemäße Schilderung erhalten.

Die bisher erschienenen Bände des „Neuen Buches der Reisen und Entdeckungen" sind nachfolgend aufgeführt.